

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 1.

1862.

Redacteur:

Dr. A. Diezmann.

Leipzig.

Verlag:

Baumgärtner's
Buchhandlung.

Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.,
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Guisek.

1.

Die Nacht war im Scheiden. Am dämmernden Himmel blinkten die Sterne noch, aber ihr Licht begann vor dem glühenden Purpurstreifen zu erbleichen, der sich im Osten allmählig entzündete. Ein Widerschein desselben legte sich auf den breiten Fluß, welcher mit ruhigen Wellen im ebenen Lande langsam gen Morgen zog; die rothen Lichter auf seiner Fluth schienen stromauf zu schwimmen wie nach und nach die Gluth, welche die kommende Sonne verkündigte, am Horizonte höher aufstieg. Auf dem Thurme der Kirche, deren hohes Dach die gedrängte Häusermasse des Städtchens am Flusse überragte, brannte schon das Kreuz im Frühstrahl und machte sich weithin erkennbar. Aber die Menschen schliefen noch zu dieser Stunde und haben für das Zeichen des Heils auch wachend in der Noth und Arbeit des Tages, wie in dessen Lust und üppigem Treiben nur selten einen Blick. Wo der Fluß sich an der Stadt in zwei Arme getheilt hat und mit mächtiger Spannung eine große Insel umfaßt, erhob sich das graue Gemäuer eines alten durch seine Lage einsestesten Schlosses. In alter Zeit hatten es die Herren

erbaut, denen außer der Stadt und vielen Dörfern in hiesiger Gegend noch manche schöne Besizung, heute Millionen an Werth, damals für wenige tausend Goldgülden feil, in andern Ländern der Krone gehörte. Sie hausten nur gelegentlich hier, aber ihre Amtleute hielten von der Burg aus gestrenges Regiment über die Unterthanen, wußten auch Bürgerschaft und Rath, welche allerlei Rechtshändel mit der Herrschaft hatten, durch Gewaltmaßregeln im Zaume zu halten und trieben nicht selten Geschäfte auf eigene Hand mit den Kaufleuten, welche zur Zeit der Messen in zwei bedeutenden Handelsstädten die Landstraße zwischen beiden, die hier vorüberführte, daherzogen. Freilich waren diese Geschäfte nicht auf gegenseitigen Vortheil berechnet, sondern sie wurden von den Amtleuten in guter Stogreisweise betrieben, indem sie mit einem halben Duzend bewaffneter Knechte den Güterwagen in einem Versteck am Walde aufstauerten und ihre Eigenthümer zu beliebiger Schätzung, das heißt zu einem Loskauf, niederwarfen. Klagen fruchteten wenig: der König, bei welchem diese Landschaft und alle ihre Grundherren zu Lehn gingen, war weit entfernt in seiner Hauptstadt an der Moldau oder, so lange sein Geschlecht die deutsche Kaiserkrone trug, in Reichsgeschäften zu Frankfurt, Augsburg und — traurigen Andenkens, zu Metz, der jetzt französischen Stadt, von wo Einer jenes Hauses das deutsche Reichsgrundgesetz, die goldene Bulle genannt, erlassen hat; der König also war nicht im Stande allen Klagen, die in jener rechtlosen Zeit um Recht zu ihm schrien, Abhilfe zu ver-

schaffen und diejenigen, welchen solche am nächsten als Pflicht zugestanden hätte, die Grundherren, deren Amtleute sich Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließen, hatten wenig Lust, die sonst tüchtigen Diener um kleiner Ausschreitungen willen zu bestrafen, da das Stegreisleben im ganzen heiligen römischen Reiche betrieben und gar nicht einmal als eine Schmach und Schande betrachtet wurde. Jene Zeiten waren nun längst vorüber, das Kaisergeschlecht, welchem das Reich sein erstes Wahlgesetz, Deutschland seine erste Universität verdankt, war ausgestorben wie das alte und mächtige Adelsgeschlecht, das einst auch diese Herrschaft besaßen — seine ehemalige Burg hatte seitdem manchen Umbau erfahren; zwischen seine beiden grauen Thürme, die mit ihren Quadern dem Zahne der Zeit getrost, der nur ihre Zinnen und die zackige Mauerkrone zerbröckelt hatte, war ein neueres Wohngebäude eingeschoben, das einen wunderlichen, nicht eben gefälligen Contrast mit ihnen machte; hier hauste immer noch ein Amtmann, aber es war nicht mehr der eines fast unabhängigen Dynasten, sondern ein fetter Pächter der landesherrlichen Domaine, in welche die alte Burg mit der unmittelbar zu ihr gehörigen Feldmark und Waldung im Laufe der Zeit verwandelt worden war.

Betrachtungen solcher Art hatten sich einem Wanderer aufgedrängt, der nach mühseliger nächtlicher Fahrt von dem Postwagen, der im Sande der Straße langsam der noch entfernten Stadt zuschlich, auf der Höhe, von wo man sie beim grauen Morgen zuerst erblickte, abgesprungen war, um den Rest des Weges auf einem nähern Pfade zu Fuße zurück zu legen. Als dieser ihn zu einem Vorsprunge geführt, wo sich das Flußthal, die Stadt und das alte Schloß mit seinen niedrigen grauen Thürmen in ungewisser Beleuchtung zwar noch, aber doch immer deutlicher erkennbar machte, hatte er sich auf einen Stein gesetzt, der am Wege lag und sich seinen Gedanken hingeeben. Ihn trieb ja nichts; er wollte nicht mit dem Postwagen, welcher in dem Städtchen nur umgespannt wurde, weiter fahren, sein Ziel war hier, nur durfte er zu dieser Stunde noch nicht erscheinen. Sein Auge wanderte über die Landschaft und kehrte immer wieder auf die alte Burg zurück. Er war mit der Geschichte alter Zeiten wohl vertraut, er hatte sie mit Vorliebe einst zu seinem Studium gemacht und sein Geist versenkte sich heute, wo die Gegenwart ihm so drückend war und die nächsten Stunden sein Herz mit einer großen Bangigkeit füllten, in die Vergangenheit wie in einen Vethestrom,

der ihm wohlthuende Vergessenheit bringen konnte. Vor seiner Seele gingen die Bilder alter Zeit auf, welche einst, als er noch jugendliche Spannkraft besaßen, gar oft sein Blut in stürmische Wallung gesetzt und ihn hatten bedauern lassen, in einer thaten- und ruhmlosen Periode menschlicher Abspannung, wie sie auf den Niesenkampf gegen den Unterdrücker der europäischen Freiheit folgen mußte, geboren zu sein. Heute konnten jene Bilder, wie lebendig sie sich auch in ihm neu gestalteten, die alte Thatenlust jedoch nicht mehr wecken. Das war Alles vorbei, die Gegenwart ließ sich durch die fremdartige Schilderei nicht in seinem Bewußtsein übertünchen und die Welle des Vethe, nach welcher er zuweilen schmachtete, war für ihn versiegt. Wie eine Fackel leuchtete jetzt der Kirchturm und auch die grauen Thürme des alten Schlosses kleideten sich schon an ihren obern Mauerfirsten in Licht — der Ruhende auf seiner Höhe blickte gedankenvoll hinüber. Dort hatte er einst sein Glück verscherzt! Die Erinnerung wachte in diesem Momente, wo ihm ein Wiedersehen so nahe bevorstand, hell auf und wie verhärtet sein Gefühl auch war, seine Wange färbte sich jetzt mit der Röthe der Scham. Da war es auf einmal als werde die Beleuchtung drüben matter, als sinke die Sonne statt aufzugehen tiefer unter den Horizont herab — der Mann wandte sein Auge nach Morgen, dort hatten sich die Wolken erhoben, hinter welchen das Purpurlicht des Aufganges wieder zu erlöschen begann. Sie zogen dichter herauf, das Morgenantlitz der Gegend wurde grau und nüchtern.

„So ist mein Leben auch gewesen!“ dachte der Einsame, raffte sich auf und schüttelte sich als wolle er die Anwandlung, die ihm seit Jahren fremd gewesen, von sich abwehren. Wozu konnten auch unfruchtbare Betrachtungen wie Alles hätte anders werden können, wenn er Dies oder Jenes unterlassen oder gethan hätte, heute noch führen? Schlimm genug wie es gekommen war und wie es jetzt mit ihm stand, aber was geschehen war ließ sich doch nicht mehr ändern und es kam nur darauf an die Gegenwart als vernünftiger Mann zu nehmen, wie sie nun einmal war und sich eine sichere Zukunft auf solider Basis zu bereiten. Mit diesem Gedanken, den er von erster Entstehung an seit vielen Wochen gepflegt und zu einem reifen Entschlusse gefördert hatte, trat er nun den Weg an, der ihn seinem Ziele näher bringen sollte.

Es war kein angenehmer Gang durch den reichlich gefallenen Morgenthau, als er in kürzester Richtung von der Höhe zur Stadt niederstieg ohne dem Fuß-

steige, der mit spießbürgerlicher Aengstlichkeit jeden Conflict mit der althergebrachten Aekereintheilung vermied, in seinen vielen Krümmungen zu folgen. Doch gelangte der Wanderer auch fast eine halbe Stunde früher auf die Straße, welche hart am ehemaligen Zwinger des alten Schlosses, der längst in einen Garten verwandelt war, vorüberführte. Der heutigen Generation war der wunderbarlich gemischte Bau keine Burg mehr, welche nur noch in Ruinen anerkannt wird, auch kein Schloß, dazu gehörte ja doch ein Herr, sondern eben nur ein „Amt“, in welchem sich der Domainenpächter bei mäßiger Pacht und reichem Ertrage seiner Wirthschaft wohl befand. Schon regte sich im Hofe, durch dessen offenes Thor man hineinschauen konnte, das Leben des Tages; der Wanderer schritt mit einem flüchtigen Blicke vorüber dem Eingange des Städtchens zu, welchen er, seitdem er zum letzten Male hier gewesen war, sehr verändert fand. Das alte Thorhäuschen über der engen dunkeln Pforte, kaum für einen beladenen Wagen hoch und breit genug, war mit dem Thore abgebrochen und wo sich rechts und links ein schlammiger Stadtgraben um die Ringmauer, welche noch stand, gezogen hatte, sah er auch hier Gartenanlagen, die sogar einen guten Geschmack bekundeten.

„Ich werde noch Manches verändert finden,“ dachte er, „wenn auch nicht eben verschönert wie hier.“

Die alten Gassen waren noch dieselben, wenn sie auch jetzt nach den officiellen blauen Tafeln an ihren Ecken den vornehmen Namen Straßen führten; moderne Baulust schien sich noch wenig geregt zu haben, Bedürfniß und Mittel fehlten, der Wanderer kannte das. Zur Linken wenig vom Thore entfernt lag ein Gasthaus, zum rothen Hahne genannt; dortkehrten die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft ein, dort speisten die Offiziere der Garnison, dort hatte das Casino der Honoratioren mit großer Dehnbarkeit dieses letzten Begriffs seinen Sitz und wurden die winterlichen Ballfeste, das Entzücken der städtischen Schönen, gefeiert. Der Reisende wandte seinen Schritt dorthin. Er fand auch hier den Fortschritt der neuen Zeit. Der Hahn hatte sich in einen Adler verwandelt, das Haus ein neues Gewand angelegt und Alles sah höchst sauber daran aus, was man in früherer Zeit eben nicht rühmen konnte. Ibyllische Zustände herrschten aber immer noch hier, denn der Wanderer, welcher zu Fuß ankam, wurde von dem Wirth, der in der Thür stand, freundlich aufgenommen, während er

in zeitgemäßen Hôtels an Straßen des Weltverkehrs unbedingt mit schändester Verachtung abgewiesen worden wäre. Der Wirth hörte kaum auf die Erklärung des Fremden, daß er mit der Post gereist und nur vor der Stadt aber keineswegs als blinder Passagier abgestiegen sei, sondern bat ihn einstweilen in die Gaststube einzutreten, er werde ihm sogleich oben ein Zimmer zurecht machen.

In der Gaststube — er kannte sie nur zu gut! — fand er auch Alles neu eingerichtet und anständig. Man sah, daß die alten Besitzer nicht mehr hier walteten. Dort erschien auch die Wirthin — wer konnte es anders sein? Eine Frau von ansehnlicher Größe, füllreich allerdings über das Maß weiblicher Grazie hinaus, aber fest und gut angezogen wie das erfahrene Auge des Fremden auf den ersten Blick sah, trat aus der Thür, welche in die Küche führte; sie begrüßte den Gast schon von dort mit einer Reizung, die nicht ohne Gewandtheit war, ihr starkes, von lebhafter Färbung geröthetes Gesicht sah ihm mit munteren, unlängbar hübschen Augen entgegen.

Plötzlich blieb sie wie gespannt stehen, ihr Auge blitzte hell auf, ihre Hand hob sich wie vor Erstaunen — „Herr von Günther!“ rief sie mit lebhafter Stimme und ihre rothen Backen färbten sich noch tiefer.

Er hätte sie nicht erkannt, wenn sie ihm sonst begegnet wäre, selbst an ihren hübschen schwarzen Augen nicht — an dem Tone der Stimme und noch mehr an dem Ausdrücke, mit welchem sie seinen Namen rief, wußte er jetzt wer vor ihm stand. Einen Moment war er betroffen, nicht durch die Veränderung, welche auch hier vorgegangen war, auch nicht durch die Begegnung, sondern nur von der Erinnerung, welche ihr Ausruf weckte. So, freilich noch mit einem andern Ausdrücke, mit dem Ausdrücke des Vorwurfes und der Entrüstung, hatte sie einst in dem verhängnißvollsten Augenblicke seines Lebens seinen Namen gerufen! Er faßte sich aber schnell, ging auf sie zu und bot ihr die Hand, in welche sie etwas zögernd die ihrige legte, die sie dann aber gleich zurückzog. „Ja, der Günther ist wieder hier!“ sagte er lächelnd. „Ich freue mich Sie zu sehen, wie nenne ich Sie aber jetzt? Sie scheinen die Besitzerin dieses Hôtels zu sein.“

„Ein Hôtel finden Sie bei uns nicht, aber das Haus gehört freilich meinem Manne,“ erwiderte die Wirthin.

„Und darf ich nach dem Namen dieses Beneidenswerthen fragen?“ entgegnete er.

„Herr von Günther — Sie können es noch im-

mer nicht lassen, Ihren Spott zu treiben?“ sagte die Wirthin mit einem besondern Nachdrucke, wobei sie ihn ernst ansah. „Mein Mann heißt Wohlgemuth, Sie haben ihn schon im Flur gesehen.“

„Wohlgemuth! Ich habe für Sie niemals einen passendern Namen gehört. Frau Wohlgemuth also — oder Madame, nach hierländischem Gebrauch? Minna darf ich natürlich nicht mehr sagen!“

„Ich dachte, Herr von Günther,“ versetzte sie herzlich, „dieser Name könnte für Sie keine angenehme Erinnerung sein.“

„In einer Beziehung allerdings — ich habe durch Sie Schiffbruch gelitten als ich schon im sichern Hafen zu sein glaubte. Sie waren aber auch eine so unwiderstehliche Schönheit, daß ich darüber Alles vergessen konnte, selbst die gewöhnliche Klugheit!“

„Das ist nun vorbei und es nützt nichts davon zu reden,“ erwiderte sie. „Ich bin nur in meinem Gewissen froh, daß ich keine Schuld daran habe und Ihnen noch heute, wie jedem Menschen, frei in die Augen sehen kann, auch dem gnädigen Fräulein, wenn ich ihr begegne.“

„Sie sind frei von jeder Schuld außer, wie ich schon sagte, der Ihrer Schönheit —.“

„Ich empfehle mich Ihnen, Herr von Günther,“ unterbrach ihn die Wirthin und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie! Ich verspreche Ihnen, jeden Anstoß zu vermeiden!“ rief er. „Sie müssen mir noch einige Auskunft über die jetzigen Verhältnisse des Fräuleins von Klenau geben.“

Sie stand ihm aber nicht weiter Rede, sondern entschuldigte sich mit Geschäften und ließ ihn allein. Er sah ihrer breiten und starken Gestalt nach und konnte sich gar nicht beruhigen, welche Veränderung im Laufe von kaum vierzehn Jahren mit dem schlanken, vollendet schönen Wuchse, mit dem reizenden Gesichte dieser Frau vorgegangen war. Unwillkürlich warf er einen Blick in den Spiegel, der ihm gerade gegenüber hing, um zu ermitteln wie es mit ihm bestellt sei — es ließ sich nicht läugnen, daß der Zahn der Zeit auch an ihm nicht müßig gewesen war und wenn sich nun seine Gedanken in einer sehr natürlichen Folge auf eine noch Andere richteten, so konnte er nach dem was er heute gesehen hatte sich wohl auf Aehnliches gefaßt machen. Der Lauf der Natur! Man muß sich damit versöhnen!

Der Wirth erschien jetzt mit der Meldung, daß

das Zimmer bereit sei und er auch schon Befehl gegeben habe, das Gepäck von der Post holen zu lassen. „Vortrefflich, Herr Wohlgemuth,“ sagte Günther. „Ich werde vielleicht einige Tage bei Ihnen wohnen.“ Der Wirth verbeugte sich. „Sie sind nicht von hier?“ fuhr der Gast fort und als der Wirth das bestätigte und seine Heimath nannte, fuhr Jener fort: „Gewiß aber sind Sie schon mit allen hiesigen Verhältnissen bekannt.“

„O ja,“ erwiderte der Wirth. „Ich bin schon zehn Jahre hier und der Ort ist so klein.“

„Kennen Sie Fräulein von Klenau?“ fragte Günther.

„Wie sollt' ich sie nicht kennen! Sie erweist mir zuweilen die Ehre dieses oder jenes Auftrages.“

„Der Vater ist todt — sie hat das Gut geerbt und wohnt noch dort wie ich höre. Wen hat sie bei sich als Ehrenmutter?“

„Niemand,“ erwiderte der Wirth. „Sie steht Allem allein vor und hat eine hinreichende Dienerschaft.“

„Ganz allein?“ rief Günther verwundert. „Ist sie denn dazu schon alt genug? Spricht man nicht darüber?“

„Wer soll darüber sprechen!“ entgegnete der Wirth. „Sehen Sie, verehrter Herr, in kleinen Städten, heißt es, wird erschrecklich viel geklatscht, Jeder bekümmert sich um den Andern, weiß was bei ihm gekocht wird und was er anzuziehen hat, aber wir sehen uns doch dabei unsere Leute an und wer in der allgemeinen Achtung steht, der kann viel thun ehe es ihm verdacht wird. Dem Fräulein von Klenau hat wohl noch kein Mensch etwas Uebles nachgesagt.“

„Sie sprechen sehr enthusiastisch von der Dame, Herr Wohlgemuth!“ versetzte Günther lächelnd. Er brach aber ab als er bemerkte, daß der Wirth einem Scherze nicht zugänglich schien. Kleinstädter sind darin schwerfällig und beschränkt. Er ließ sich von ihm die Treppe nach seinem Zimmer hinaufführen, wohin gleich darauf auch sein Koffer gebracht wurde.

Der Wirth suchte seine Frau auf, welche er allein traf. — „Hat er Dir vielleicht seinen Namen gesagt?“ fragte er sie.

„O den brauchte er mir nicht erst zu sagen,“ erwiderte sie. „Es ist zwar vierzehn Jahre her, seit er hier als Offizier stand und er hat sich in seiner Art wohl eben so verändert als ich, aber ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder. Er heißt Günther und

ich werde Dir einmal ausführlich erzählen, wie ich an seinem Unglück Schuld gewesen bin.“

„Nun, Minna?“ fragte der Wirth mit großen Augen.

„O nein, liebster Herr Wohlgemuth, so brauchen Sie mich nicht anzusehen!“ erwiderte sie. „Damit ich aber gleich kurz Ihre schlechten Gedanken abschneide, die Sache war so. Der Herr von Günther war mit dem Fräulein von Klenau verlobt, ihr Vater, der alte Ritterschaftsrath, lebte damals noch. Sie paßten Beide sehr gut zusammen, waren Beide sehr hübsch und auch reich. Aber der Herr von Günther hieß bei den andern Herren Offizieren nur der tolle Günther und das war schon sehr übel. Auch hinderte ihn sein Bräutigamstand nicht die Augen auf andere Mädchen zu werfen, hohen und niedern Standes, die ihm gerade gefielen. Ich diente zu der Zeit auf dem Amte, wo noch der vorige Amtsrath war und wenn die Herren einmal bei uns speisten und ich ihnen zufällig begegnete, machte immer Herr von Günther Bemerkungen über mich, die ich für Spott nehmen mußte und einmal, da er mich im Beisein der Andern anredete, derb zurückwies. Da war denn auch eine große Gesellschaft auf dem Amte und der Ritterschaftsrath von Klenau mit seiner Tochter dabei; es wurde Abends getanzt und war Alles sehr munter; beim Wegfahren half ich den Damen; Klenaus Wagen hielt schon vor der Thür, ich wollte nach ihm sehen und Günther kam auch deshalb heraus — er mochte viel Champagner getrunken haben, denn wie er mich sah, legte er gleich den Arm um meine Taille. „Herr von Günther!“ rief ich in tiefster Seele empört, daß er seine reizende Braut so vergessen und mich zugleich, die ihm nie Anlaß dazu gegeben hatte, kränken konnte — da trat sie schon mit ihrem Vater heraus und sah noch wie ich ihn bitterböse zurückwies. Er erschrak doch sich überrascht zu sehen, führte sie aber an den Wagen und half ihr beim Einsteigen. Weiter habe ich nichts gesehen und was sonst zwischen Beiden vorgefallen ist weiß ich nicht, aber nach zwei oder drei Tagen hieß es, wie ich von der Frau Amtsräthin erfuhr, daß die Verlobung des Fräuleins von Klenau auseinandergehen würde und es fiel mir schwer auf das Herz, daß ich vielleicht die unschuldige Ursache sein könnte. Herr von Günther war schon verreist und ich habe ihn seit der Zeit zum ersten Male heute wieder gesehen, denn er ließ sich weit versetzen und hat nachher wohl den Abschied genommen. Ich sagte natürlich meiner Herrschaft so wenig wie irgend einem Menschen ein Wort

über das was mir doch Kummer machte, aber ich hatte nachher den Trost, daß der Becher schon voll gewesen war bis zum Ueberlaufen und die Geschichte auf dem Amte nur den letzten Tropfen dazu gegeben hatte.“

Wohlgemuth lächelte wie er oft that über die gewählte Ausdruckweise seiner Frau, sie war aber wohl belefen und wußte die Mußestunden, welche ihr die Wirthschaft ließ, nicht besser zu benutzen als sich mit Hilfe der Bibliothek, welche der Buchbinder des Dertchens hielt, weiter zu bilden.

„Nun, Alte,“ sagte er, „wenn es so gewesen ist, so kann man ja dem Fräulein nur gratuliren.“

„Das ist auch damals geschehen!“ erwiderte sie eifrig. „Von meiner Amtsräthin, die mit der seligen Mutter des Fräuleins sehr befreundet gewesen war, habe ich es selbst gehört. Gegen mich benahm sich die arme junge Dame wie ein Engel. Sie hätte mich doch immer für eine leichtfertige Person halten können — wir armen Dienstmädchen werden nun einmal von allen Männern so angesehen als gäbe es gar keine Sittlichkeit mehr unter uns — aber Fräulein Elisabeth war gegen mich gütig wie zuvor und ich sah es ihren Augen an, daß sie sich am liebsten einmal mit mir ausgesprochen hätte!“

„Na, na!“ sagte der Mann zweifelnd.

„Glaube es nicht!“ versetzte sie. „Wissen möchte ich nur, was Herr von Günther jetzt hier will. Garnison haben wir nicht mehr und die Familien in der Stadt hat er förmlich durch seinen Hochmuth und seine böse Zunge beleidigt.“

„Vielleicht hat er die Segel etwas eingezogen,“ erwiderte Wohlgemuth. „Er sieht mir wenigstens ziemlich heruntergekommen aus.“

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

(Baron Thienen-Adlerflucht.) Die schöne Literatur ist wieder um einen aristokratischen Namen reicher geworden. Der Obengenannte ist ein junger geistreicher Diplomat, der in den vornehmen Zirkeln Wiens so eben viel Aufsehen erregt durch sein neues Feder-Erzeugniß — er hatte bereits in Dichtungen sich bekannt gemacht — welches den lockenden Titel führt In das Land voll Sonnenschein, Reisebilder aus Spanien. Berlin Alex. Duncker.

Zu seinem Vergnügen in Biarritz weisend, ließ sich der junge Dichter nach Spanien locken durch den Sonnenschein jenes prächtigen Himmels und durch die Naturfrische seines Volkes. Die Reisebilder sind denn auch aus diesen beiden Elementen zusammengesetzt; sie sind so hell und naturwüchsig als wäre ihr Verfasser nie in einem Salon oder einer winterlichen Gegend gewesen. Es gewährt eine wahrhafte Erheiterung mit ihm in Gedanken seine Reise zu wiederholen; die Landschaftsbilder wechseln mit den Volksscenen in unterhaltendster Weise und die Feder des geistreichen Touristen ermüdet nie in humoristischen und poetischen Umschreibungen.

In den größern Städten verläßt er übrigens auch nicht Spaniens berühmte Kunstschätze zu betrachten und dem Leser auf eine ebenso anschauliche wie lehrreiche Art zu schildern. Die Heimath von Murillo und Velasquez hat in dem Baron Thienen-Adlerslycht einen so liebevollen und verständnißreichen Cicerone gefunden, daß sie in der Kunstwelt noch mehr Anerkennung finden wird als bisher. Niemand wird das Buch aus der Hand legen ohne mit Sehnsucht des Landes voll Sonnenschein zu gedenken und den Verfasser zu beneiden um seine Reiseerfolge und ihre Erfolge, die er freilich seinem Talent zu verdanken hat sie anmuthig darzustellen. Sein Buch erinnert in der Leichtigkeit der Schreibart, in der Empfänglichkeit für poetische Eindrücke und in der Schärfe der Beobachtung an den Fürsten Püdlar-Muskau, den Schöpfer der vornehmen Reiseliteratur. Aber Baron Thienen-Adlerslycht ist nicht so geneigt zu Spott und Klatsch wie sein nobler Vorgänger es war, der sich die Feindschaft Altenglands durch seine kleinen amüsanten Verräthereien zugezogen hat. Baron Thienen-Adlerslycht erwähnt kaum die hochgestellten Persönlichkeiten, mit denen er durch seine diplomatischen Beziehungen in Berührung kam und wendet seine Aufmerksamkeit lieber den untersten Schichten des Volkes zu. Und er hat Recht, denn wie schnell veraltet moderner Klatsch und wie neu wird immerdar die Sittengeschichte eines Volkes bleiben! — v. —

(Levin Schüding und Annette Droste.) Dichter und Frauen gehören zusammen wie Blumen und Sonnenschein; die Wechselwirkung Beider auf einander ist von jeher allen denkenden Menschen als das interessanteste psychologische Problem erschienen. Das natürliche Verhältniß der Liebe zwischen Mann und Weib hat indessen weniger Anspruch auf Ergründung und Beachtung als das übernatürliche der Freundschaft, das sich wie eine seltene köstliche Perle nur in geläuterten Ausnahme-Existenzen herabildet.

Ein Beispiel des schönsten Freundschaftsverhältnisses erfahren wir aus dem neuesten Werke des bekannten Dichters, Levin Schüding. Er nennt es „Ein Lebensbild“ und schildert darin seine verstorbene Freundin, die berühmte Dichterin Annette Freiin von Dorste-Hiltshoff.

Mit der Meisterschaft seiner Detailmalerei stellt er das eigenthümliche Stillleben der Dichterin dar, das übrigens den Lesern der Allg. Leipziger Modenzeitung bereits vor längerer

Zeit in ganz ähnlicher Weise vorgeführt worden ist. Die Redaction gab dazu eine Abbildung der auffallend charakteristischen Physiognomie. Beiläufig gesagt ist dies das einzige Portrait der Dichterin, welches in die Oeffentlichkeit gekommen ist und es ist fast unbegreiflich, daß Schüding seinem „Lebensbild“ nicht wenigstens einen Schattenriß von der so höchst merkwürdigen geistvollen Gesichtsbildung der Dichterin mitgab.

Schüding bittet seine Leser bescheidenweise um Entschuldigung, wenn sich in den Schilderungen aus dem Leben seiner Freundin häufig seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen mischen. Es ist indessen zu bedauern, daß er nicht freigebiger damit war, denn grade im Verhältniß zu ihm entwickelte die Dichterin die schönsten, echt weiblichen Eigenschaften ihrer Seele, da sie wie eine Mutter für ihn fühlte.

Indessen ist Schüdings Zurückhaltung nur lobenswerth und eine seltene Tugend in der jetzigen Zeit literarischer Indiscretion und Eitelkeit.

Die Freundschaftsbeziehungen zwischen ihm und der Dichterin scheinen sich in so origineller und naiver Weise gestaltet zu haben, daß es jedoch in der That ein Verlust für die gemüthliche Lesewelt ist, so wenig Einblick in das reizende Genrebild zu haben.

Der erste Besuch der Dichterin fiel noch in Schüdings Knabenzeit; er erzählt wie er, ein wißbegieriger Gymnasiast, mit seinem Erzieher auf dem einsamen Edelsitz des Fräuleins einen Nachmittag zugebracht und in ihren reichen Karitäten-sammlungen mit echt knabenhafter Neugier geschwelgt habe. Er war damals vielleicht 14, das Fräulein schon 32 Jahr alt, dennoch machte ihre persönliche Erscheinung, das reiche Blondhaar, die wunderbaren Augen und die feine, vornehme Gestalt einen tiefen Eindruck auf ihn. Beinahe ein Jahrzehnt später trat er jedoch erst in nähere Beziehung zu der Dichterin; er hatte in der Zeit den herbsten Wechsel des Geschicks erfahren, seine Mutter verloren und das Vaterhaus dazu. Es war von dem Luxus zertrümmert, den die hannoverschen Amtmänner für Standespflicht halten. Schüding hatte in Heidelberg und München studirt wie ein reicher junger Mann, wofür er sich bisher gehalten. Im schwarzen Sammetkoller mit weißen Perlmutterknöpfen, Frohsinn und Jugendschönheit in allen Zügen, das Herz voll Poesie wie ein Minnesänger trat er ahnungslos vor die Dichterin hin, die ihm wie eine ernste Schicksalsgöttin erscheinen und ihm einen Theil seines Mißgeschicks verkünden mußte. Ihr mütterlicher Rath und Trost verließ ihn seitdem nicht wieder. In dem flachen nebeligen Münsterlande und auf dem hohen sonnigen Ufer des Bodensees spielte dieses Idyll der Freundschaft, dessen anmuthige Skizze Schüdings „Lebensbild“ darbietet.

— v. —

(Reisequalen.) Daß es in der Heimath des Comforts, England, auch höchst uncomfortable sein kann, geht aus einer humoristischen Schilderung von Charles Dickens hervor, in welcher er seine Reisequalen mittheilt.

Man fährt früh Morgens zur Eisenbahn, genießt zu Hause

in größter Eile höchstens die Hälfte des gewohnten Frühstückes und kommt halbtodt vor Hunger auf der Station an, wo man einige Minuten zur Erfrischung haben soll. Es weht ein furchtbarer Zugwind in der Restauration, man kämpft sich durch bis zum Ladentisch, wo einige Mamsels in kollettem Putz, die wie zürnende Göttinnen die Erfrischungen bewachen und Jeden der sich naht höchst unfreundlich behandeln, fast als wollte er nicht etwa gut bezahlen, sondern gewaltsam entwenden. Mit trostlosen Blicken betrachtet man die Schaugerichte auf dem Tische die so wenig verheißend aussehen! Da steht viel trockener Honigkuchen, der Uebelkeiten erregt, oder heißes Wasser mit braunem Mehl verdickt, welches den stolzen Namen *Chocolade* führt, oder zähes Gebäck mit gebakenen Korinthen und ebenfalls gebakenen Fliegen bestreut. In einer Blechform liegen einige klebrige Broden von Fett und Mehl, welche *Paste* genannt werden, daran soll man sich erholen, seine gesunkenen Lebenskräfte „restauriren“ — nein es ist unmöglich.

In Verzweiflung eilt man in das nächste Gasthaus um irgend einen eßbaren Gegenstand als Mittagbrot zu erobern. Ihr wißt es Alle, wie athemlos, wie angsterfüllt, daß der Zug weiter gehe, man in die Thür stürzt. Es ist ein Kaffeehaus; der Kellner sieht Euch kalt und ruhig an, er ist durchaus nicht erfreut, Euch zu sehen und wünscht, Ihr wüßtet nicht gekommen sein. Ihr sagt ihm in fliegender Hast, daß Ihr nur zehn Minuten hättet um etwas zu essen. Er fragt phlegmatisch ob Ihr einen Fisch wollt, der wenigstens erst in zwanzig Minuten gar sein kann. Damit abgewiesen, schlägt er die Neuigkeiten, Kalbs- oder Hammelcotelets, vor.

Beobend vor Murre und Hunger ruft Ihr: nur irgend etwas, jede Art von Cotelette! Langsam geht er an eine Thür und ruft durch ein Sprachrohr. Einige unverständliche Töne antworten und führen zuletzt zu dem Resultat, daß nur Kalbfleisch für den Augenblick zu haben sei.

Verzweifelnd ruft Ihr aus „nun gut, so bringt es nur so rasch wie möglich!“ Der Kellner beginnt den Tisch zu decken, er ist zerstreut dabei und sieht oft nach dem Fenster hin; er setzt mehrere Sorten Gläser, eine Wasserflasche und verschiedene Essig- und Del-Behälter vor Euch hin, obwohl Ihr nicht Zeit haben werdet irgend etwas davon zu benutzen.

Unterdessen steht ein anderer Kellner regungslos in einer Ecke, die Serviette unterm Arm und sieht Euch starr an, als wollte er sich auf irgend eine Aehnlichkeit besinnen. Wahrscheinlich findet er, daß Ihr einem seiner Brüder gleicht.

Eure halbe Zeit ist verstrichen und noch ist nichts gebracht als das Brot. Ihr bittet den Kellner flehentlich doch nach der Cotelette zu sehen. Er sagt: „gleich“, bringt aber erst noch das Dessert, Butter und Käse, wozu Ihr keine Secunde Zeit übrig behalten werdet.

Der andere Kellner stellt sich unterdessen auf ein anderes seiner Beine und sieht Euch auch von einer andern Seite an, er scheint die Aehnlichkeit mit einem seiner Brüder nicht mehr anzunehmen, sondern findet jetzt vielleicht, daß Ihr seiner Tante oder Großmutter gleicht.

Ihr beschwört Euren Kellner noch einmal, er möchte nach der Cotelette sehen; er geht wirklich hinaus und kommt damit zurück als Ihr grade fortgehen wollt. Ihr beginnt sie zu verschlingen und fordert Eure Rechnung, aber der Kellner kann sie nicht bringen, denn er trägt grade drei schwarzledige, kieselharte Kartoffeln und einen grauen Kopf ungarer Blumenkohls herbei. Wohl wissend, daß Ihr ebenso wenig für diese Gerichte wie für den Käse noch Zeit haben werdet, fordert Ihr ungestüm Eure Rechnung; der Kellner geht auch wirklich an ein Fenster mit rothen Gardinen, wo eine Dame sitzt, die sich nicht sehr beeilt die Rechnung zu machen. Ihr denkt nur ans Fort-eilen. Der andere Kellner wechselt noch einmal die Beine und sieht Euch jetzt noch schärfer an, als ob er plötzlich Verdacht bekäme, daß Ihr ein Manteldieb wäret. Endlich kommt die Rechnung, Ihr bezahlt für einige harte Bissen, für die Ihr nicht einmal Zeit hattet sie zu kauen, einen halben Thaler. Der Kellner fügt noch vorwurfsvoll hinzu und für die Aufwartung? Ihr sucht mit eiligen Händen nach kleiner Münze und wirft ihm schließlich fast ebenso viel zu als die Rechnung betrug um nur fortzukommen.

Ein anderes Beispiel von Reisequalen erzählt Dickens von einem jungen eleganten Ehepaare, das vom Lande nach London kommt, alle Sehenswürdigkeit betrachtet und in Folge dessen fast ohnmächtig vor Hunger ist. Der junge Ehemann entdeckt ein schönes Hotel und beeilt sich seine ermüdete Gattin hinein zu führen, ihr ein gutes Frühstück verheißend. Sie lebt wieder auf und beide eilen der frohen Aussicht entgegen; beim Eintritt in das elegante Haus finden sie einen Kellner, der die Gastzimmer reinigt und einen furchtbaren Staub vor sich hertreibt. Der zweite Kellner hat sich halb entkleidet, und spült auf dem Flur im Hintergrunde Flaschen. Er empfängt die Gäste sehr verdrießlich, führt sie über schmale Gänge und dunkle Treppen in ein Hinterstübchen, wo eigenthümliche Stidluft und ein Sopha von zweideutiger Gestalt die Vermuthung erregen, daß er dort seine Nachtruhe gehalten. In diesem Käfig mußte das junge Ehepaar zwanzig Minuten auf das Einheizen warten, welches nur Rauch, keine Wärme verbreitete; fünf und zwanzig Minuten warteten sie auf das Tisch Tuch und die Teller nebst Messer und Gabeln, eine halbe Stunde auf den Wein, das Brot und das Salz, dreiviertel Stunden auf die Cotelets und eine ganze Stunde auf die Kartoffeln. Die Rechnung betrug so viel, daß ein glänzendes Diner davon bestritten werden konnte und als dagegen protestirt wurde, sagte der Kellner, es könne dem Hotelbesitzer sehr gleichgültig sein, ob Gäste, die nicht bei ihm logirten, zufrieden seien oder nicht.

Wir könnten aus Deutschland eine Menge ähnlicher Reisequalen erzählen. Die schlimmsten scheinen uns die nächtlichen zu sein, denn bei Tage kann man sich doch stets ein anderes besseres Hotel aussuchen, wenn man in ein schlechtes gerathen ist, aber bei Nacht ist jede Abhilfe unmöglich. Todtmüde kommt man an und geht oder fährt in den „besten Gasthof“. Man wird von einem Haufen Kellnern empfangen und drei bis

vier Treppen hinauf gewiesen; vergebens bleibt man athemlos auf halbem Wege stehen und steht um Gnade. „Es ist alles befehlt“ erwidert der schwarzbefrakte Herr Kellner und man muß höher hinaufklimmen. Eine Zelle mit drei Thüren und einem Fenster wird geöffnet; man will sich ausruhen, muß aber erst wieder die vielen Treppen hinab um à la Chartre zu essen in dem prächtigen Speisesaal, wo das Licht der Gasstammen die müden Augen blendet.

Mit Erschöpfung der letzten Kräfte langt man wieder in seiner Schlafzelle an, verbittet das Becken und hofft nun das leidige Reiseleben durch einen ungestörten Schlaf unschädlich zu machen. Aber welche Enttäuschung!

Bis Mitternacht trachen die Treppen unter ankommenden Fremden und laufenden Kellnern, die Thüren werden geschlagen, die Klingeln gezogen, daß ein wahrhafter Höllenlärm entsteht und den gesündesten Schläfer erweckt.

Mühsam sucht man sich zu beruhigen und wieder einzulullen, aber schon nach drei Stunden verdoppelt sich der Lärm; die Stuben-Nachbarn, von denen man nur durch eine Thür oder dünne Tapeten getrennt ist, werden Behufs der Abreise mit dem Nachtzuge geräuschvoll erweckt, ihr Koffer geholt, ihre Stiefeln gebracht. Erneutes Thürenschlagen und Geschrei! An Schlaf ist nicht mehr zu denken; ermattet sieht man auf, bestellt Frühstück und Rechnung, die für alles, was man genossen und gelitten, erschreckend hoch angelaufen ist, z. B. à Person 1 Bett, 1 Cotelette, 2 Wachslichter, Frühstück und Bedienung, wird mit zwei bis drei Thaler berechnet! Vellagt man sich nun über den Lärm der Nacht, so zuckt der Kellner vornehm die Achseln und sagt stolz: unser Hotel ist sehr frequent!“ Für ihn mag das gut sein, aber für die Gäste ist es wahrlich schlimm!

Nach einen paar solcher qualvoller Nächte langten wir endlich im Hafen der Ruhe an, in einem Musterhotel, das wir hiermit allen Reisenden empfehlen wollen: Den königlichen Hof von Herrn Haaga in Stuttgart. Dort fanden wir den echten Comfort: große schöne Zimmer, Teppiche überall, lautlose Telegraphen-Klingeln, die wie mit Zauberei die Bedienung herbeirufen. Keine Thür wird geschlagen und kein Lärm vollführt, dennoch werden die Gäste pünktlich geweckt und die große Zahl derselben geht stets befriedigt, wohl gepflegt von der guten schmackhaften Küche und dankbar für den geschonten Geldbeutel nach dem Bahnhof zurück, der mit zwei Schritten zu erreichen ist, wodurch man einer andern Reisequal entgeht, der Angst vor dem Zuspät und der Prellerei der Droschken und Omnibusse.

Folgten mehrere Gastwirthe dem Beispiel des Herrn Haaga in Stuttgart, so würde es viel Reisequalen weniger geben und man würde sich leichter entschließen ein Nachtquartier zu nehmen, was jetzt die meisten Reisenden vermeiden, da sie für die großen Kosten doch so selten den Zweck, das Ausruhen, erreichen. — v. —

(Schöne Zähne.) Es ist auffallend wie selten diese Zierde des Mundes ist; die jüngsten Frauen und Mädchen haben jetzt oft schadhafte oder häßliche gelbe Zähne. Und es ist doch so wichtig schöne Zähne zu besitzen, sie sind die wahrhaft echten Perlen, der unbezahlbarste Schatz! Beim Sprechen, Lächeln und vor allen Dingen beim Küssen spielen sie eine bedeutende Rolle. Aber nicht allein für die Schönheit, auch für die Gesundheit sind sie unentbehrlich, darum wird man wohl thun auf ihre Erhaltung und Verschönerung bedacht zu sein. In England und Frankreich sieht man im Allgemeinen viel öfter schöne Zähne als in Deutschland. Es liegt entschieden darin, daß in den beiden ersten Ländern viel mehr Sorgfalt bei der Erziehung auf die Pflege der körperlichen Anlagen verwendet wird, namentlich giebt England hierin ein vortreffliches Beispiel. Ungeputzte Zähne und ungewaschene Nägel gelten dort auch unfehlbar für die Zeichen gemeiner Verkommenheit und schlechter Erziehung, während man in Deutschland bei den vornehmsten Leuten oft Zähne und Nägel niemals putzt, ja kaum weiß, daß es geschehen muß, um ihre Schönheit zu erhalten. In England werden die Kinder von ihrem siebenten Jahre an alle drei Monate zum Zahnarzt geschickt, damit genau beachtet wird wie der Zahnwechsel fortschreitet, ob kein Zahn sich schieb und keiner zu viel erscheint. Eine ähnliche Vorsicht müssen wir allen Müttern und Erziehern dringend empfehlen; es genügt, wenn sie selbst die Aufsicht führen über die Zahnreihen ihrer Kinder, aber es ist notwendig, daß sie zahnärztliche Hilfe augenblicklich in Anspruch nehmen, wo sie schiefe Richtung, Mangel an Raum oder gar schwarze Flecke bemerken. Letztere sind der Beginn der schrecklichen Zahnpest, Caries oder Knochenfraß, wodurch rettungslos die schönsten Zähne zerstört werden. An den Vorderzähnen tritt das Uebel gewöhnlich zuerst auf und es ist stets nur durch Einschreiten eines geschickten Zahnarztes durch Feilen oder mit Gold plombiren Hilfe möglich. Einen Meister in diesem Fach muß man sich natürlich nur anvertrauen, denn Pfluscher würden die kostbaren Perlen bald zerstören.

Um die Caries zu verhüten, ist die größte Reinlichkeit das beste Mittel; man spüle jeden Abend vor dem Schlafengehen und eigentlich nach jeder Mahlzeit den Mund mit laulichem Wasser aus. Des Morgens früh aber nehme man frisches Brunnenwasser, vorausgesetzt, daß es keine schädlichen Bestandtheile hat und gurgelse den Hals und Mund damit, dann nehme man eine nicht zu weiche Bürste, tauche sie in gutes Zahnpulver und bürste die Vorderzähne von oben nach unten, die Backenzähne aber nach allen Seiten recht sorgfältig, worauf man mit reinem Wasser den Mund nachspült. Die Zähne werden dadurch sehr weiß, das Zahnfleisch frisch roth und fest, der Athem rein. Vortreffliche Anweisungen zu gutem Zahnpulver und zur Pflege der Zähne findet man in dem Buche der Schönheit und Gesundheit, welches demnächst erscheinen wird, und uns vorläufig zur Einsicht vorliegt. — v. —

Allgemeine Wochen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.,
mit Stablischen 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von
Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Da urtheilst Du falsch!“ sagte Frau Wohlgenuth. „Bornehme Herren suchen etwas darin, sich schlecht anzuziehen, besonders auf Reisen — sie wollen sich dadurch von den Andern, die sich mit Phantasiewesten, Siegelringen und Verloques herausputzen, unterscheiden. Wenn ich nicht allen Scharfblick verloren habe, so geht Herr von Günther damit um, das zerrissene Band wieder anzuknüpfen.“

„Frau!“ rief der Wirth. „Das Fräulein müßte ja ihren eigenen Schaden wollen —.“

„Wenn sie ihn aber lieb gehabt hat?“ entgegnete die Frau. „Davon wissen Männer freilich nichts und können nicht darüber urtheilen, was ein liebendes Herz vergeben und was es thun kann.“

Wohlgenuth schüttelte den Kopf. „Dort wandert er aus.“ sagte er, nach dem Fenster zeigend. Sie sahen den Gast das Haus verlassen, er sah jetzt allerdings in veränderter Kleidung vortheilhafter aus als zuvor und der Wirth sagte: „Wenn sie sich von ihm bethören läßt, ihre glückliche, unabhängige Lage aufzugeben, sollte sie mir leid thun.“

2.

Das Städtchen, in welchem Günther die alte wohlbekannte Straße einschlug, liegt jetzt ziemlich entfernt von den vielverzweigten Lebensadern des Verkehrs, so daß es Gefahr läuft, allmählig das Schicksal der verrotteten Burgflecken Englands zu theilen und trotz seiner städtischen Gerechtsame thatsächlich zum Dorfe herabzusinken. Vor alten Zeiten kreuzten sich aber hier zwei vielbesuchte Heerstraßen, welche nicht allein friedliche Kaufleute, von Messe zu Messe reisend, sondern auch gefürchtete Kriegsgäste hierher führten. Die Husiten hatten die Gegend schrecklich heimgesucht, noch mehr hatte diese während des dreißigjährigen Krieges gelitten. Jene in ihren Rache- und Verheerungszügen brausten vorüber wie ein Sturm, der freilich auch manche furchtbare Verwüstung hinter sich läßt, doch aber nicht lange verweilt. Im dreißigjährigen Kriege dagegen, besonders in den letzten Zeiten, wo er nur um seiner selbst willen von den Feldherrn und ihrer entmenschten Soldateska geführt wurde, hatte sich allmählig ein Netz kleiner Garnisonen, welche gewonnene Städtchen behaupten sollten, über ganz Deutschland ausgesponnen und das Mark unsers herrlichen Vaterlandes wurde dadurch bis zur Erschöpfung ausgefogen. Viele Dörfer, damals verbrannt, sind gar nicht wieder aufgebaut worden und hier und da giebt nur ein einsames Borwerk, auf welchem ritterschaftliche Rechte ruhen, noch Zeugniß von ihrem Dasein.

So lag auch in der Entfernung einer Viertelstunde von der erwähnten kleinen Stadt ein solcher

Edelhof, der nach dem Kriege mit einigen Wirthschaftsgebäuden wieder aufgerichtet worden war, das Dorf aber, von welchem er noch den Namen trug, war verschwunden und da seine alte Bevölkerung, ohnehin nicht zahlreich, ausgerottet und verschollen war, hatten die Besizer die Aecker, welche ihnen in jener Zeit der Leibeigenschaft sammt den Bauern überhaupt gehörten, eingezogen zu eigener Bewirthschaftung, die sie bis auf den heutigen Tag durch Tagelöhner betreiben ließen, an denen bei der Nähe der armen Stadt kein Mangel war. Günther hatte die Stadt in entgegengesetzter Richtung verlassen, er war viel begrüßt worden, Manche von den ältern Leuten mochten ihn wohl wieder erkannt haben, denn in kleinen Städten kennt sich Alles, aber man grüßt auch Fremde, ohne sie zu kennen, woran sich Günther zu seiner Beruhigung erinnerte. Er schritt jetzt die Lindenallee entlang, welche nach Wiesenthal führte. Sonst waren die Bäume jährlich gekappt worden, nicht eben zum Vortheil des Landschaftsbildes, seitdem hatte man ihnen freien Wuchs gewährt, so daß sich mächtige Kronen gebildet hatten, deren Schatten dem Fußgänger bei der steigenden Hitze des Sommermorgens sehr erwünscht war. Aber es war nicht die Sonne allein, es war auch sein erregtes Blut, welches ihm den Morgen unerträglich heiß finden ließ. Dort sah er schon am Ende der schönen Allee die Doppelpfeiler der Einfahrt zu dem Edelhose und er stand einen Moment still. Welch' einem Wiedersehen ging er entgegen! Er rief sich das Bild seiner ehemaligen Braut zurück, die ihm nie lieblicher erschienen war als da er sie verloren hatte und alle Schritte, die er gethan, um sie zu verfühnen, gescheitert waren. Wie sollte er sie heute finden, wenn er bedachte, was vierzehn Jahre selbst an einer so tadellosen Schönheit als die jetzige Wirthin zum rothen Adler einst gewesen, für eine traurige Verwandlung hervorgebracht hatten. Sie trat ihm vielleicht in ähnlicher Gestalt entgegen und konnte er dann noch die Selbstverläugnung finden, den Vorsatz, welcher ihn nach langen Irrfahrten wieder hierher geführt, trotz alledem festzuhalten? An sich selbst und was in ziemlich raschem Fortschritte während jener Zeit aus ihm geworden, dachte er nicht, es ist eben eine Eigenthümlichkeit vieler Männer in seiner Lage, daß sie ihr Spiegelbild stets durch eine rosig gefärbte Brille betrachten. Tief seufzend setzte er seinen Weg fort, er mußte ja durchführen, was er angefangen hatte.

Im Hofe fand er wenig verändert, nur musterhafte Ordnung, welche beim alten Ritterschaftsrath

nicht immer zu finden gewesen war. Das kleine zweistöckige Wohnhaus, im schlechten Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbaut, hatte ein neues Kleid angelegt und die Giebelseite gen Morgen, wo einst Elisabeths Zimmer gewesen und sie wahrscheinlich noch wohnte, war mit hohen Kletterrosen bekleidet, welche in voller Blüthe standen. Das war Alles; die Bänke und der runde Tisch standen wie sonst unter der breitblättrigen Linde neben der Thür des „Schlößchens“, wie es in der Gegend genannt wurde, und der Ankommende fühlte sich so in die alte Zeit versetzt, daß er jeden Augenblick erwartete, den hageren Ritterschaftsrath in seinem weiten grünen Rocke aus der Thür treten zu sehen, um ihn willkommen zu heißen, wie er zu thun pflegte. Die Thür öffnete sich und ein Diener in einfacher, aber sauberer Livrée kam ihm entgegen. Das war nun schon anders und rief Günther schnell in die Wirklichkeit zurück.

„Ist das gnädige Fräulein anwesend?“ kam er dem Manne, der schon in gesetzten Jahren war und ihm durch einen stattlichen Backenbart imponirte, zuvor.

Der Diener bejahte das und fragte, wen er die Ehre habe zu melden.

„Ich werde mich Ihrer Herrschaft selbst vorstellen,“ erwiderte Günther. „Wollen Sie nur melden, daß ein alter Bekannter um die Erlaubniß dazu bitte.“ Der Diener entfernte sich und Günther bereute zu spät, einen Ausdruck gebraucht zu haben, welcher Elisabeth, wenn dieser „alte Bekannte“ vor sie trat, fast verlegen mußte. Er selbst fand es aber auch befremdend, daß man ihn wie einen fechtenden Handwerksburschen vor der Thür stehen ließ, statt ihn in das Wohnzimmer zu ebener Erde, das ihm wohlbekannte, eintreten zu lassen: sah er denn wirklich nicht mehr wie ein Gentleman, sondern eher wie ein armer Reisender aus? Durch das offene Fenster konnte er bemerken, daß das Wohnzimmer leer war; der Diener kam schnell genug zurück und bat ihn näher zu treten, das gnädige Fräulein werde gleich erscheinen.

Da stand er denn wieder in dem alten Raume, wo er einst so glücklich gewesen war. Hier hatte sich fast gar nichts verändert, die fünf Ahnenbilder in ihren verblichenen schmalen Bronzerahmen hingen noch auf der frühern Stelle, der Urgroßvater des letzten Besitzers in der mächtigen Wolkenperrücke, mit dem Brustharnisch unter der Uniform aus den Zeiten Augusts des Starken und dem breiten Ordensbande darüber, seine beiden Söhne mit Popf und gepuderten

Alebelocken, die Periode des siebenjährigen Krieges repräsentirend und wiederum ihnen gegenüber der Vater des Ritterschaftraths in der Hoftracht vom Ende des vorigen Jahrhunderts mit seiner schönen Frau, deren Bild Günther so oft bewundert hatte, schon ihrer Ähnlichkeit wegen mit der reizenden Enkelin. Sie schien heute aus ihren großen braunen Augen, deren Blick durch ein optisches Kunststück des Malers auf jeden Beschauer, mochte er stehen, wo er wollte, gerichtet blieb, den Eingetretenen verwundert anzustarren als wolle sie ihn fragen, was er hier zu schaffen habe, und wie er es wagen könne, noch einmal diese Schwelle zu überschreiten, die ihm seit vierzehn Jahren verboten gewesen war. Günther wandte sich ab von dem Bilde, das ihm bei diesem Gedanken unheimlich wurde. Auch von dessen lebendigem Ebenbilde, welches er nun wiedersehen sollte, hatte er wohl denselben befremdeten Blick und dieselbe, wenn auch vielleicht nicht ausgesprochene Frage zu erwarten und er mußte sich darauf vorbereiten, sie passend zu beantworten. Sein Auge schweifte weiter forschend über das Zimmer. Dort im Fenster stand wie sonst Elisabeths Arbeitstisch, wo er ihr so oft in der tiefen Nische gegenüber gesessen hatte, am Fenster sah er noch immer ihre Lieblingsblumen, denen sie treu geblieben war, wie sehr auch seitdem die Mode in Floras Gebiet gewechselt hatte.

So sehr fühlte er sich dadurch in die alte schöne Zeit zurückversetzt, daß es ihn gar nicht überraschte, als Elisabeth, welche hinter ihm durch die unhörbar sich öffnende Thür eingetreten war, plötzlich vor ihm stand in allem Liebzeiße, wie er sie einst gekannt hatte, so frisch noch und jugendlich schlank, mit ihrem reichen goldenen Haar und dem blendenden Teint, zart durchhaucht von sanftem Roth, ein Wunder ewiger Jugend. Er war der Gegenwart so entrückt, daß er nicht anders konnte, als ihren Namen ausrufen: „Elisabeth!“

Sie blickte verwundert auf, offenbar hatte sie ihn nicht erkannt; bei dem Tone seiner Stimme leuchtete aber in ihren klaren blauen Augen ein Strahl auf und das Blut trat in ihre Wangen. Im Bewußtsein des Siegers kam Günther ihren Worten zuvor und rief: „Nicht wahr, ich darf hoffen, daß ich eine freundliche Aufnahme finde?“

Sie hatte ihre vollkommene Selbstbeherrschung wieder gefunden. Was auch der überraschende Moment in ihr für Gefühle geweckt haben mochte, Erinnerungen an die erste Zeit ihrer Liebe, noch ungetrübt durch bittere Erfahrung oder das Gedäch-

niß der herbsten Enttäuschung, welche sie so lange namenlos elend gemacht hatte — kein äußeres Zeichen gab mehr Kunde davon und auch dem schärfsten Auge wäre es nicht gelungen zu erforschen, was weiter in ihrem Herzen vorging.

„Ich war auf den Besuch eines meiner Verwandten gefaßt,“ erwiderte sie mit dem Tone der guten Gesellschaft, der bei aller Feinheit und Höflichkeit doch für ein geübtes Ohr die Gesinnung wohl heraushören ließ. „Verzeihen Sie daher, Herr von Günther, wenn ich zuerst sehr überrascht war.“ Sie gab ihm durch eine leichte anmuthige Handbewegung das Zeichen, sich auf einen der Sessel am Sophaplatz niederzulassen, wie eine ganz gewöhnliche Visite nahm sie seine Erscheinung an und ihr ruhiges Betragen setzte ihn in Verlegenheit. Er war jedoch der Mann nicht, sich einer solchen Anwandlung hinzugeben.

„Wie, Elisabeth?“ sagte er mit vorwurfsvollem Ausdruck. „Dies fremde Sie zwischen uns?“ Nach so langer Trennung soll ich nicht hoffen, daß ein trauriges Mißverständniß —“

„Herr von Günther,“ unterbrach sie ihn und die Röthe, welche kaum ihre Wangen verlassen hatte, kehrte wieder zurück, jetzt aber war es die Röthe des Unwillens, „es ist gewiß besser für uns Beide, wenn wir der Vergangenheit mit keiner Silbe erwähnen. Ich bitte Sie darum und werde es als einen Beweis Ihrer Achtung ansehen. — Sie finden hier viel verändert,“ setzte sie in leichtem Tone hinzu als wolle Sie das Gespräch bei dem ihr unbegreiflichen Besuche auf dem Boden conventioneller Formen festhalten, „kaum glaube ich, daß von Allen, mit welchen Sie einst in der Stadt Umgang gepflogen haben, noch Einer hier lebt: ich meine die sogenannte flottante Einwohnerschaft, Garnison und Beamten — mit der stabilen harmonirten Sie und Ihre Kameraden leider nicht.“

In dieser Weise, von den gleichgiltigsten Dingen konnte sie mit ihm und in diesem Momente mit ihm sprechen! Jetzt zum ersten Male wollte er bemerken, daß die Zeit doch auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen, daß sie älter geworden war, gewisse schärfere Linien um ihren Mund, welche jetzt hervortraten, verriethen ihm das und wäre es nicht gewesen, so würde er es auch aus ihren Reden entnommen haben, welche sich schon stark dem Geschmade einer alten Jungfer, obenein einer kleinstädtischen näherten. Doch hatte er seine Vorsätze gefaßt und war ja

in ihrer Erscheinung auf weit mehr vorbereitet gewesen!

„Ich darf denn auch nicht mehr das trauliche Wort gebrauchen, zu dem ich einst ein Recht hatte —“ sagte er. „Ich hatte gehofft, daß die Zeit Alles ausgeglichen haben würde — Sie haben mir indessen meinen Standpunkt angewiesen!“

„Nicht ich!“ antwortete sie schnell, ihrer Selbstbeherrschung einen Moment beraubt, doch milderte sie das Wort sogleich, indem sie hinzusetzte: „Die Verhältnisse sind es, Herr von Günther! Daß Sie mich bei Ihrer Anwesenheit in Wippstadt besucht haben, nehme ich dankbar an, eine freundliche Gesinnung bringe ich Ihnen entgegen und so mag es denn auch in Zukunft bleiben.“

Ihr Auge, welches vorher ruhig und unbefangenen geblickt hatte, begegnete dem seinigen mit einem wärmern Ausdruck und machte ihm das Blut, das ihm durchflüßet worden war, von Neuem warm. „Sie sprechen von Verhältnissen!“ rief er. „Stehen Sie nicht unabhängig von allen Verhältnissen da? Glauben Sie ferner, daß meine Anwesenheit in Wippstadt eine zufällige ist oder daß ich dies von mir stets gehabte Nest etwa um seiner lieben Spießbürger wegen express wieder aufgesucht habe, damit ich sie wegen früherer Mißachtung um Verzeihung bitten, mit dem dicken Bürgermeister, falls er noch lebt, oder mit dem Krämer Bruderschaft trinken kann? Nein, Elisabeth! Ich bin nur Ihretwegen hier! Das Leben hat mich viel umhergeworfen, erst jetzt ist es mir vergönnt worden, zu Ihnen zurückzukehren und ich bitte Sie, wenn noch ein Funke des Gefühls, das mich einst so glücklich gemacht hat, in Ihnen lebt, nicht des letzten Augenblickes zu gedenken, in welchem wir uns gesehen haben, sondern früherer schönerer Tage und das Band das ich niemals für zerrissen angesehen habe, wieder fest zu knüpfen, unauflöslich für immer!“

Elisabeth hatte zwei Mal versucht, den Strom seiner Rede zu hemmen, aber vergebens. Jetzt war sie tief erblaßt und die Bewegung, welche sie ergriffen hatte, verrieth sie in ihren Zügen, wie in ihrer ganzen Haltung. Als er geendigt hatte und nun sein Auge, Antwort fordernd, auf sie richtete, bedurfte sie noch einiger Zeit, um sich zu einer solchen zu fassen. Es war für ihn eine peinliche Pause, doch glaubte er aus allen Zeichen eine günstige Hoffnung schöpfen zu können. Warum auch nicht? Er wußte ja, daß sie ihn einst schwärmerisch geliebt hatte, er war nach Allem, wie er ihr tiefes Gemüth erkannt zu haben glaubte,

überzeugt, daß bei ihr eine Neigung, welche sie gefaßt, auch eine Neigung für das Leben sei — vierzehn Jahre waren veronnen, sie mußte seitdem aus ihrer kindlichen Unschuldswelt erwacht und welterfahren genug sein, um nicht mehr schwerfällig über Dinge zu denken, welche allerdings ein siebzehnjähriges Mädchen noch „kopfscheu“ machen können! Sie war selbständig, hatte keinem Menschen Rechenschaft zu geben, warum sollte sie nicht sagen: Theo! Ich will vergessen und vergeben?

„Herr von Günther,“ begann sie endlich mit bebender Stimme — mehrmals stockend, „Sie haben meine Bitte nicht erfüllt und ich kann mich denn nicht länger dem offenen Worte entziehen, zu dem Sie mich zwingen. Das Band, von welchem Sie sprachen, ist unwiderruflich gelöst und kann nimmermehr wieder geknüpft werden —“

„Warum? Warum?“ rief er heftig. „Ist denn Alles, was Du einst für mich gefühlt hast, in Deinem Herzen erloschen?“

Sie kämpfte einen Moment. „Ich darf Sie nicht täuschen, nicht hinhalten,“ sagte sie dann, rasch aufstehend, als wolle sie dadurch der Unterhaltung ein Ende machen. Er mußte denn auch sich erheben.

„So bin ich zum zweiten Male verabschiedet?“ fragte er bitter. „Täuschen Sie sich nicht aber selbst? Wird nicht vielleicht bald, nachdem Sie mich verstossen haben, das Mitleid und mit diesem schönen Gefühl eine Ahnung in Ihrem Herzen sich regen, daß für mich noch immer das alte Gefühl nicht erstorben ist? — Ich verlange ja heute keine Entscheidung!“ setzte er rasch hinzu, da er sah wie sie mit der Hand eine Bewegung wie eine Abwehr machte. „Ich bitte Sie nur, sich Alles ruhig zu überlegen, ehe Sie das Wort, das Sie mir eben ausgesprochen haben, noch einmal bestätigen. Meine plötzliche Erscheinung hat Sie überrascht, gewisse Erinnerungen, die mir damals in Ihren Augen geschadet, haben in diesem Momente das Uebergewicht in Ihnen und lassen Sie nicht zu ruhiger Erwägung kommen. Aber heute schon, wenn ich mich entfernt haben werde und morgen noch mehr, werden Sie ganz anders denken und wenn Sie mir nur erlauben, drei Tage auf Ihr letztes entscheidendes Wort zu warten, so bin ich schon zufrieden.“

„Nein, Herr von Günther!“ sagte sie sanft. „Ich sprach es Ihnen bereits aus — ich darf Sie nicht hinhalten, nicht einen Moment im Unklaren lassen. Ihre Erscheinung hat mich allerdings überrascht, aber

das Wort, das ich gesprochen habe, kann niemals — auch wenn seine Wiederholung noch so lange verzögert würde — anders lauten.“

„Das heißt, Sie sind von der Jugendthorheit, meine Person betreffend, geheilt!“ versetzte er, nun in gereizter Stimmung, weil dieser Gedanke seine Eitelkeit verletzte. „Ja, dann freilich kann ich mich beruhigen. Wenn es nicht aus alten Tagen ist, jetzt kann ich nicht mehr daran denken, einen gewinnenden Eindruck gleichsam von Neuem auf Sie zu machen, vierzehn Jahre sind eine lange Zeit, ich verblende mich darüber nicht, daß sie auch an meiner Person nicht spurlos vorüber gegangen sind.“ — Er hielt einen Moment inne, als wolle er abwarten, was sie auf diese letzte eigenthümliche Wendung seiner Rede etwa erwiedern werde, aber sie schwieg und ihr Gesicht nahm mehr und mehr seinen gewöhnlichen Ausdruck an, nur ihr Auge vermied es dem seinigen, das unruhig darnach strebte, zu begegnen.

„Ich habe daher die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu Gnaden zu empfehlen,“ fuhr er fort als sie unbeweglich stand, die Hand leicht auf den Tisch gestützt, wie eine Fürstin, welche einen Bittsteller entläßt. „Wünsche sehr, daß es Ihnen recht wohl gehen möge und wenn doch vielleicht noch ein Anderer so glücklich sein sollte, Ihre Abneigung vor dem Ehestande zu besiegen, daß Sie niemals bereuen mögen, mich, Ihren ältesten Freund und Verehrer, in dieser Weise entfernt zu haben.“

„Ein Freund — Sie nannten das Wort! — ein wahrer Freund können Sie mir immer bleiben! Auch ich werde Ihrer stets als Freundin gedenken! Lassen Sie uns mit diesem Versprechen von einander scheiden!“

„Danke unterthänigst für diesen Zehrpfeunig!“ erwiederte er. „Ich werde ihn mit auf die Reise nehmen und wie einen Henkelducaten auf der Brust tragen.“ Er verbengte sich sehr tief, ohne zu beachten, welchen Eindruck seine Worte auf sie machten, nahm seinen Hut und verließ das Zimmer. Sie hatte die Kraft nicht eine Silbe zu erwiedern, auch fühlte sie wohl, daß jede Antwort auf diese Rede unmöglich war, ohne ihrer Frauenwürde etwas zu vergeben.

Draußen warf er den Hut trotzig auf den Kopf, dessen spärlich gewordenes Haupthaar ein frischer Windzug eben aufsträubte; dann ging er mit starken klingenden Schritten über den gepflasterten Hof, weder links noch rechts schauend, ob die freche Neugier des Hausgesindes etwa seinen Abzug beobachte. Als er die bei-

den Pfeiler hinter sich hatte und der Schatten der Lindenallee ihn wohlthwendig umfing, ihr lieblicher Duft, da sie in voller Blüthe stand, ihn erquickte, da sank seine stolze Haltung merklich; sein Auge, das erst kühn hinausgeblitzt als stehe ihm auch jetzt die ganze Welt noch offen, suchte den Boden, sein Schritt wurde langsam und unsicher und auf seinen stark ausgeprägten, von einem militairisch aufgestützten Knebelbarte gehobenen Gesichtszügen ließ sich eine unverkennbare Entmuthigung wahrnehmen. Der Gedanke, was er zuletzt gesprochen, in welcher Weise er seiner Empfindlichkeit Worte gegeben hatte, trieb ihm die Röthe in die Wangen. Doch war es nur ein schwacher Moment, den er bald überwand. Er pfiß die Melodie eines leichtfertigen Soldatenliedes vor sich hin und beschleunigte seinen Schritt, um schnell den Schauplatz seiner Niederlage aus den Augen zu verlieren.

Eine Dame begegnete ihm am Ende der Allee, sie schlug eben ihren altmodischen Knicker, mit welchem sie sich vor den Sonnenstrahlen geschützt hatte, beim Eintritt in den Schatten zusammen und warf dabei einen neugierigen Seitenblick auf den Fremden, der sie kaum einer flüchtigen Beachtung würdigte, als er, nur wenig ausweichend, fast ihr Kleid streifte. Sie sah sich noch einmal nach ihm um; Großstädterinnen bedürfen das nicht, da sie ihren physiognomischen Belustigungen auf der Straße selten Zwang anthun, sondern Begegnende voll ins Auge fassen, nur in unmittelbarer Nähe mit stolzem, fast beleidigendem Grad ausstarren an ihnen vorüberzusehen, wenn es ihnen sonst nicht genehm ist, ihnen einen Tiefblick ihrer Augen zu schenken. Die magere kleinstädtische Dame im Kattunkleide, das sich, alle unnatürlichen Moden verschmähend, fast ängstlich an ihre hochgewachsene Figur anschmiegte, schien über den fremden Mann, der ihr aus Wiesenthal entgegenkam, sehr im Unklaren zu sein, denn sie blickte abermals nach ihm um und auch er, obgleich er nun schon eine Strecke von ihr entfernt war, wandte sich als werde er magnetisch dazu gezwungen, ebenfalls zurück, so daß beide sich nun ins Gesicht faßten. Er grüßte aber nicht wie die Dame vielleicht erwartet hatte, sondern setzte seinen Weg fort und sie mußte annehmen, daß sie sich getäuscht habe. Gleichwohl war die Aehnlichkeit immer sehr merkwürdig. In Wiesenthal mußte sich die Sache aufklären. „Das gnädige Fräulein ist im Garten, Frau Pastorin!“ rief der eilig dem Hause nahenden Frau die Stimme der Jungfer aus dem obern Stocke zu und sie richtete ihre Schritte dorthin. Hinter dem Hause, in der Breite des gan-

zen Hofes sich weit in die fruchtbare Niederung hinaus erstreckend, war ein Garten, von einem der frühern Besitzer im französischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts angelegt und die spätern hatten nichts daran geändert. Man konnte durch das Eisengitter mit seinen vergoldet gewesenen Spitzen, das sich rechts und links vom Hause bis zur Umfassungsmauer des Edelhofes zog, in die geschorenen Buchenwände des Gartens sehen, welcher in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls von jener Mauer mit umschlossen wurde; zwei Thüren, auf jeder Seite des Hauses eine, führten von hier aus hinein und die Pastorin wanderte mit schnellen Schritten nach der sogenannten „Partie,“ eine neuere Anpflanzung, welche der verstorbene Ritterschaftsrath geschaffen und dadurch allerdings der Harmonie des Ganzen Eintrag gethan hatte, denn sie war ganz im modernen Gartenstyle gehalten. Hier glaubte die Pastorin das Fräulein zu finden und täuschte sich nicht; schon von Weitem sah sie ihr helles Kleid durch die Zweige schimmern. Als sie sich näherte, stand die Einsame vor der Bank im tiefen Gebüsch auf, wohin sie sich nach der erschütternden Unterredung geflüchtet hatte und kam der Freundin entgegen, welche auf den ersten Blick sah, daß hier etwas vorgefallen war und sogleich ihre richtige Combination machte.

„Elisabeth!“ rief sie. „Habe ich mich wirklich nicht getäuscht? Ich begegnete in der Allee einem Herrn —.“

„Du hast Dich nicht getäuscht — es war Günther,“ antwortete Elisabeth und das Gefühl, das sie so lange mit fast übermenschlicher Kraft beherrscht hatte, trat nun in sein volles Recht. Sie zog die Freundin zu sich auf die Bank, diese umarmte und küßte sie, bat sie wiederholt sich zu fassen und ihr Alles zu sagen und versicherte sie, daß sie ihr mit Rath und That, wie immer, zur Seite stehen werde.

Elisabeth mußte sich erst ausweinen; es währte jedoch nicht lange, so hatte sie ihre Fassung und ihre Geistesklarheit wiedergewonnen. Sie erzählte, was geschehen war, was sie Günther geantwortet hatte und in welcher Weise er von ihr geschieden war. „Urtheile nicht zu streng über ihn, Caroline,“ bat sie als sie den unwilligen Blick der Freundin sah, „meine schroffe Antwort hat ihn wohl beleidigt — und Du weißt, rücksichtslos in seiner Sprache war er stets.“

„O ja, das weiß ich!“ erwiederte die Pastorin. „Wir, die basse-volée, wie man uns betitelt, haben

von seiner scharfen Zunge hinlänglich gelitten und wenn er auch meinem Vater auf dem Amt zuweilen die Ehre erzeigte, bei ihm zu diniren oder einer Gesellschaft beizuwohnen, so schonte er des Amtraths Tochter so wenig als irgend einen Menschen. Du kennst die abscheulichen Spitznamen, die er uns einzeln gegeben hat. — Aber daß er es wagt, sich noch einmal Dir zu nähern, Dir zuzumuthen ihn gar wieder als Bräutigam anzunehmen, es ist unglaublich, selbst von dem tollen Günther, verzeihe, wenn auch ich einen Beinamen gebrauche, den er sich übrigens stets zur Ehre rechnete.

„Er ist wohl zur Erkenntniß gekommen, wie weh er mir gethan hat —,“ sagte Elisabeth. „Ich glaube auch, daß es ihm Ernst war mit Allem —.“

„Glaubst Du das?“ unterbrach sie die Pastorin. „Daß er gern Deine Hand haben möchte, glaube ich gern, aber sein Beweggrund ist dabei herzloser Egoismus, davon bin ich fest überzeugt.“

„Wir wollen darüber nicht richten, Caroline,“ bat das Fräulein. „Ich habe ihm ja auch jede Hoffnung benommen.“

„Daran hast Du sehr wohl gethan! Die Zehnte in Deiner Stelle würde sich geschmeichelt gefühlt, seinen Worten Glauben geschenkt und ihn wie den verlorenen Sohn im Evangelio zu Gnaden aufgenommen haben. Sei froh, daß Du der Versuchung widerstanden hast, denn gestehe es nur, daß sich eine solche doch in Dir geregt hat, wir sind allzumal Evas Töchter.“

„Nein, Caroline!“ antwortete Elisabeth sanft. „Ich bin nicht einen Augenblick in Zweifel gewesen, was ich thun sollte.“

„Hat sich also gar keine Stimme in Deinem Herzen mehr für ihn erhoben?“ fragte Caroline.

„In dem Sinne wie Du es meinst gewiß nicht!“ versicherte Elisabeth. — „In meinem Alter wäre das auch wohl lächerlich,“ setzte sie hinzu. „Bedenke doch, ich bin über die Zeit jugendlicher Schwärmerei hinaus, bin so profaisch geworden, daß ich zuweilen über mich selbst erschreke.“

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

(Ein Roman aus der Gesellschaft.) Seit die Gräfin Hahn-Hahn den deutschen Salon zur Schaubühne des Romans gemacht hat, ist es Mode geworden denselben immer wieder zu benutzen. Er ist von Leuten geschilbert worden, die wie Blinde von der Farbe sprachen, denn sie hatten ihn nie gesehen und wären schwerlich befähigt ihn zu betreten. Es ist grade kein moralischer Vorzug salonsfähig zu sein, aber es ist eine Fertigkeit, die erlernt werden muß wie jede andere Fertigkeit durch Übung. Es ist bemerkenswerth, daß Männer weniger Geschick dazu haben als Frauen; kommen letztere durch Heirathen oder sonstige Veränderungen ihrer Verhältnisse von einer niedern Lebensstufe auch noch so unvorbereitet auf eine höhere, sie werden sich ohne auffallenden Anstoß zu benehmen wissen, während Männer, auch wenn sie wegen geistiger Bedeutung im Leben emporsteigen, stets entweder lüthlich oder frech die Formen des Salons behandeln und sehr leicht in Verlegenheiten oder, was natürlich noch schlimmer ist, in Taktlosigkeit gerathen.

Es ist daher ganz in der Ordnung, daß Damenhände geschickter sind, den Roman aus der Gesellschaft zu bearbeiten. Ein neues Beispiel davon ist der treffliche Salon-Roman: *Hohenastenberg*, der die Ehe der vornehmen Welt zum Gegenstand gewählt hat. Das Buch heißt deshalb auch mit Recht „ein Roman aus dem Eheleben“ (Nordhausen bei Büchling 1861). Die Verfasserin hat offenbar meistens wirkliche Verhältnisse geschilbert und deshalb wohl Namen und Geschlecht unter dem Pseudonym Karl Robert verborgen. Indessen ist die weibliche Hand überall, sowohl in der feinen Form wie in der Berührung innerlicher Vorgänge zu erkennen. Es wird dem Leser ein anziehendes, durchaus natürliches Lebensgemälde dargeboten, ohne grelle Farben und ohne alle Verzerrungen, wie sie leider in so vielen Romanen der modernen Schriftstellerinnen vorkommen. Die Entwicklung ist spannend gehalten, ohne Bösewichter und Verbrecher dabei zu verwenden; es sind guter Menschen Schicksale geschilbert, für die man Theilnahme empfinden muß. Die Verhältnisse der vornehmen Gesellschaft werden nicht in dem Glanz des Glückes gezeigt, in welchem Unkundige sie so leicht erblicken und zum Neide dadurch sich hingelassen fühlen; Schmerz, Sorge und Tod finden ihren Weg ja ebenso schnell in den Pallast wie in die Hütte. Die Ungleichheit der Geschicke ist gar nicht so groß wie die untern Stände meistens glauben.

Sehr anziehend ist besonders Karl Roberts Schilderung der Jugend, die so hoffnungsvoll und heiter in die Zukunft blickt und so bald schmerzgetroffen in dem dornenvollen Roman des Ehelebens niederstürzt. Für junge Mädchen wird *Hohenastenberg* deshalb eine sehr spannende Lektüre sein. Indessen würden wir in ihrem Interesse wünschen, daß die gefährliche Episode der unerlaubten Liebe zwischen der Gräfin Astenberg und ihrem verheiratheten Better weggeblieben wäre. Obgleich Karl

Robert kein Georg Sand ist, so wirkt der Stuthauch verbottener Leidenschaft doch leicht versengend auf die Blumenseen junger Mädchen und eine Frauenhand sollte stets danach streben sie davor zu behüten. Es wäre unser Rath an die Verfasserin von *Hohenastenberg* künftig solche Nachflänge aus der Schreibweise der Gräfin Hahn-Hahn zu vermeiden und lieber den Eingebungen ihrer eigenen gesunden Weltansicht zu folgen, die ihren Romanen den Erfolg sichern.

(Der Geistesfunken unter der Asche.) Das Leben des berühmten Fraunhofer, des Erfinders der großartigen optischen Instrumente und Teleskope, giebt wieder einmal den Beweis, daß der Geist die niederbrückendsten Hindernisse überwinden kann und seine Laufbahn bis zu den höchsten Zielen verfolgt.

Joseph Fraunhofer wurde am 6. März 1787 zu Straubing, einem Städtchen in Niederbayern, geboren; sein Vater war ein armer Glaser und verwendete den Knaben frühzeitig in der Werkstatt, wodurch er von der Schule abgehalten wurde, aber doch zufällig das unscheinbare Material in die Hände bekam, das er später für die Wissenschaft und seinen Ruhm so glänzend zu verarbeiten wußte. Mit elf Jahren verlor Fraunhofer seine Eltern und kam nach München als Lehrling zu einem Spiegelgleisler. Da er aber zu arm war um Lehrgeld zu zahlen, so lernte er nichts, weil er Kindermagd, Hausknecht und Scheuerfrau im Hause seines Meisters spielen mußte. Auf sechs Jahr hatte er sich zu diesem Sklavendienst verpflichten müssen; ein erschütterndes Ereigniß befreite ihn davon und brach seinem Genius, dem merkwürdigen Erfindungstalent, die Bahn. Das Haus seines Lehrherrn war so baufällig, daß es einstürzte und den armen Lehrlingen unter seinen Trümmern begrub. Es dauerte lange bis man ihn aus dem Schutt ziehen konnte, König Max I., damals noch Kurfürst, kam selbst zuweilen auf die Baustelle, wo man nach dem armen Knaben suchte und redete dem noch Unsichtbaren liebevoll zu, den Muth nicht zu verlieren. Als er endlich wiedergefunden war, schenkte der menschenfreundliche Monarch ihm achtzehn Ducaten. Davon kaufte sich Fraunhofer von seinem Lehrherrn los und schaffte sich Bücher über mathematische und optische Gegenstände an. Der arme Glaserlehrling hatte große Noth diese Bücher ohne alle Vorkenntnisse und Anleitung zu verstehen; er lernte in der Feiertagschule mühsam Rechnen und Schreiben. Sein Fleiß wurde mehrmals durch Preise belohnt, aber es ist doch fast als ein Wunder zu betrachten, daß ein Autodidakt dieser Art, der mit neunzehn Jahren schon ein gefeiertes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München war und von allen Gelehrten Europas bewundert wurde. Er blieb bescheiden und einfach, seine großartigen Erfindungen und Entdeckungen erschienen ihm stets gering. Gleichwie der große Newton, lebte er nur der Wissenschaft und entsagte dem Familienleben gänzlich. Er starb 1826 viel zu früh für die Welt.

(Aus dem Leben eines Hagestolzen.) Wenn man von einer Frau sagt „sie schreibt wie ein Mann,“ so glaubt man das höchste Maß von Schmeichelei über sie ausgeschüttet zu

haben. Ein Roman von so männlicher Frauenhand hat aber unstreitig Vorzüge vor einem andern, denn er vereinigt die Kräfte beider Geschlechter. Caroline von Neber ist die Frau, welche wie ein Mann schreibt. Ich las ihren Roman „aus dem Leben eines Hagestolzen“ in der Uebersetzung eine umgekehrte Georg Sand vor mir zu haben; die Franzosen besitzen bekanntlich unter ihren modernen Novellisten auch Frauen-Namen, hinter denen sich schriftstellernde Männer verbergen. Ein solches Beispiel glaubte ich nun auch in der deutschen Literatur aufzutauchen zu sehen, denn nicht nur die männliche Empfindungsweise zeigte der Hagestolz in alle den unnachahmlichen Farbentönen, sondern auch die männliche Gelehrsamkeit fand sich in wirklich überraschender Art bei ihm vor. Doch ließ sich die Reinheit und Feinheit des weiblichen Gefühls auch wieder nicht verkennen, besonders in den Schilderungen von Herzensangelegenheiten. Caroline von Neber ist noch neu im Roman, aber sie bewegt sich mit großer Sicherheit darin und hat eine seltene Kraft der Production. Ueber diesen männlichen Eigenschaften würde ihr Wissen, ihre philosophische Ausbildung, ihr Forschertrieb stehen, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, ein Buch des Lebens zu schreiben, in dessen Blättern ein weibliches Auge nicht so bewandert sein kann, nicht so bewandert sein darf wie ein männliches. Der Hagestolz erlebt zwar im höchsten Grade die Ironie des Schicksals, aber dennoch fließt sein Dasein zu sturmlos dahin. Die Fülle von Ereignissen berührt ihn selbst zu wenig; Caroline von Neber muß von ihren schreibenden Mitschwestern noch erst lernen haushälterischer mit ihren Erfindungen umzugehen. Die Armuth daran mag erstern diese Tugend erleichtern, aber auch der Reiche soll seine Gaben richtig anwenden. Schon beim Beginn des Romans läßt Caroline von Neber den vortrefflichen Stoff unbenuzt liegen. Das Verhältniß der Eltern des Hagestolzen mit dem Wucherer hätte unter ihrer Hand allein schon ein ganzer Roman werden können. Das Talent zur Erschaffung von Charakteren beweiset die Verfasserin in allen ihren Figuren, namentlich sind ihr die Männer des Alltagslebens, der Oberamtmann und der Legationsrath gelungen. Die Braut und die spätere Geliebte des Hagestolzen, so wie die dritte der Frauen, die sich um ihn gruppiren, ihm, dem Tantalus, ihre Herzensschätze zeigend, sind vortrefflich. Ob der Roman als heilsame Abschreckungstheorie wirken wird? Jedenfalls wird er von solchen und von denen die es noch werden wollen mit ganz besonderem Interesse gelesen werden.

— v. —

(Der Zauberer von Rom vollendet.) Gutzkow hat das kleine Weltall seines großen Romans jetzt mit dem neunten Bande abgeschlossen. Das Ende bildet gleichsam den Anfang unsrer jetzigen Krisen und Erlebnisse, namentlich wird das Welttheater in Italien durch eine merkwürdige Prophezeiung beleuchtet, die aller Wahrscheinlichkeit nach dem Dichter binnen kurzem den Ruhm eines Sehers eintragen wird. Doch wollen wir hier nicht voreilig den Kern des Romans enthüllen, um den

Lesern nicht den Genuß daran zu verringern. Die vielverschlungenen Fäden des romantischen Gewebes werden oft in überraschender, völlig ungeahnter Weise entwirrt und abgewickelt, aber man muß doch zugeben, daß es naturgemäß und befriedigend geschieht. Lucinde, die Heldin des Anfangs, die durch Erniedrigungen und Versuchungen sich windet, bleibt die schöne Schlange bis ans Ende. Paula, ihr verklartes Gegenbild, verliert als Gattin und Mutter die krankhafte Ueberspannung ihrer Jugend. Armgart, das liebeliche, halb muthwillige, halb schwärmerische Kind, wird durch tragische Erlebnisse eine liebenswürdige alte Jungfer — doch wir wollten ja die Entwicklungen nicht verrathen und nun haben wir schon den Knotenpunkt der Neugier der meisten Leserinnen indiscret enthüllt — ein Schluß, wo „sie sich nicht kriegen“ ist doch gar zu boshaft! die jungen Damen werden sich jedoch bald beim Lesen überzeugen, daß Gutzkow nicht aus Bosheit, sondern aus Zartgefühl Armgart nicht heirathen läßt; er hat darin eine tiefe Erkenntniß der edlen Regungen eines weiblichen Herzens bewiesen. Die dunkeln Stellen eines solchen hat er freilich auch nur zu wohl erkannt und zu deutlich geschildert in den meisten Frauenbildern seines Romans. Die Fürstin Rucca, die Herzogin von Amarillas sind erschütternde Beispiele davon, jede könnte die Hauptfigur in einer Tragödie abgeben. Die kleinen Schwächen der Weiblichkeit, die Lustspielfiguren sind dagegen mehr in den ersten Bänden des Romans dargestellt, wo überhaupt das humoristische Element freieren Spielraum hatte. Die Porträtähnlichkeit mit photographischer Treue aus den Gesellschaftskreisen der Kaufmanns-Aristokratie müssen Jedem belustigen, der jemals in Leipzig oder Köln gelebt hat. Beide Städte sind freilich nirgends genannt, aber dennoch unverkennbar in ihren typischen Erscheinungen. Hamburg wird persönlich eingeführt und ebenfalls drastisch gezeichnet. Gutzkow muß eine besonders scharfe Auffassung für die Physiognomien der Städte besitzen, denn auch die kleinste westphälische Landstadt, deren fingirter Namen sie unkenntlich machen sollte, ist nach seiner Schilderung leicht aufzufinden. Das Münsterland mit seinen Ritterstgen und Klöstern ist überhaupt mit besonderer Vorliebe und Sachkenntniß geschildert, ebenso der Rhein und seine Seitenthäler. Wer sie jemals besucht hat, wird in den Landschaftsbildern einen echten Künstler erkennen, der Naturwahrheit mit Idealität vereinigt. Es ist unzweifelhaft, daß Gutzkow durch eigne Anschauung begeistert worden ist; bei der jetzigen Reiseleichtigkeit sollte kein Dichter sich diesen Vorzug entgehen lassen. In Italien verweilte Gutzkow am längsten; er scheint die ganze Nacht empfunden zu haben, die dies Land auf die deutsche Phantasie seit Jahrhunderten übte. Sein Zauberer von Rom enthält, besonders im letzten Bande, allen Zauber von Rom und Italien und wird die Leser damit erfüllen; ehe sie sich dessen versehen, wird die Sehnsucht nach dem Süden sich ihrer bemächtigen und zum Reisen antreiben.

— v. —

Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfische 6 Tblr.,
mit Stabfischen 8 Tblr.

Das Feldhaus.

Novelle

von
Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Du hast die Passion, Dich vor der Zeit alt zu machen,“ versetzte die Pastorin. „Wer Dich sieht hält Dich kaum für dreißig Jahre, darauf und wie man sich im Geist und Herzen frisch erhalten hat, kommt es ja doch nur an. Ich bin zwei Jahre älter als Du, und zähle mich noch immer unter die jüngern Frauen, wie sehr auch mein Mann es sich angelegen sein läßt diese Eitelkeit zu dämpfen. Wenn es sich für eine Pastorin schickte, würde ich sogar noch tanzen und ich bin häßlich! Warum solltest Du nicht heirathen! Nur diesen Günther nicht, der neben Deiner Person auch Dein Vermögen im Auge hat, sondern einen andern, einen redlichen Mann, welcher auf dies Vermögen zu Gunsten Deiner armen Verwandten verzichtet wird, dafür stehe ich.“

„Liebe Caroline, willst Du diesen Gedanken, der Dich immer wieder heimsucht, nicht endlich fallen lassen!“

„Im Gegentheil, ich will ihn hoch halten, wie ein Bannerträger seine Fahne, bis er sie siegreich auf die feindliche Feste pflanzen kann — Du siehst, wie

ich noch poetisch denke und poetisch mich ausdrücke: beurtheile daher den Hort der Poesie, den ich in mir trage, trotz aller Abmahnungen meines Mannes von solchen Allotriis.“

„Gott erhalte Dir immer Deinen heitern Sinn!“ sagte das Fräulein.

„Lassen wir aber für heute,“ fuhr die Pastorin fort, „weil Du nicht darauf hören willst, alle Beziehungen auf den heiligen Ehestand, für den ich Dich unter Voraussetzungen doch noch zu gewinnen hoffe, lassen wir auch den Störenfried, welcher heute wie aus dem Monde gefallen, erschienen ist. Ich komme wieder zu Dir als terminirender Bettelmönch mit der Sammelbüchse — mein Mann warnt mich, Deine Wohlthätigkeit nicht zu überspannen, aber ich weiß ja, daß Du ein nie ermüdendes Herz für die Noth hast und wo Niemand helfen mag oder will, Du die Einzige bist, welche sich erbarmt. Ich meine die Unglücklichen im Feldhause. Geld will ich heute nicht,“ setzte sie hinzu als Elisabeth sich bereitwillig erhob. „Ich habe ein falsches Bild gebraucht, das Du nicht anders verstehen konntest, Geld kann hier nicht mehr helfen und wenn ich von Einsammeln sprach, so dachte ich an eine andere, viel nachhaltigere Samariterhilfe. — Was siehst Du mich so wunderbarlich an, Elisabeth?“

„Ich sehe Dich an, in freudigem Wohlgefallen, wie schön Du bist, wenn Du für Andere so warm Dich verwendest. Sage mir nur, was kann ich thun? Ist wieder ein neues Unglück über die Armen eingebrochen?“

„Höre mich an, ich will es Dir ausführlich erzählen. Es ist wieder eine sehr traurige Geschichte. Der Vater ist zurückgekommen.“

3.

Günther war unterdessen in seinen Gasthof zurückgekehrt und hatte sich, ohne Jemand im Hause zu sehen, gleich nach seinem Zimmer begeben, dessen Thür er unverschlossen fand. In kleinen Städten herrscht in Beziehung auf Sicherheit noch ein kindliches Vertrauen, das selbst mancher Enttäuschung trotzt — Günther mochte aber noch einen andern ihn selbst betreffenden Gedanken hegen, als er seine Thür nicht abgeschlossen fand, denn das Lächeln, welches dabei auf seine Lippen trat, war sehr bitter. Sobald er die Schwelle überschritten hatte, warf er die Thür vernehmlich hinter sich zu und schob den widerstrebenden Riegel hinter sich vor. Dann stellte er sich vor den Spiegel, nahm den Hut ab, ohne das Haar, wie er sonst zu thun pflegte, sorglich wieder zu ordnen und machte seinem eigenen Wilde mit demselben bitteren ironischen Lächeln, das ihn noch nicht verlassen hatte, eine tiefere Reverenz. „Gratuliere!“ sagte er im tiefsten Bass, wandte sich kurz ab und warf sich auf das schmale Sopha, das unter seiner Last knackte. Er zog nun eine Briestafche hervor, musterte den Inhalt und fing an auf einer leeren Seite des eingelegten Papierses zu rechnen. Das Ergebnis seiner Ziffern mochte ihn wenig befriedigen, denn er schleuderte zuletzt die Briestafche unmuthig in die Ecke des Sophas — noch unzufriedener war er mit der Zahlung baaren Geldes, welche er hierauf unternahm; ein halblautes Hohngelächter zeugte von seiner Stimmung. Endlich streckte er sich lang aus und versuchte zu schlafen, wie er es sonst gekonnt hatte zu jeder Tageszeit, auf dem Marsche wenn abgefessen wurde augenblicklich, sobald er sich im Schatten seines Pferdes auf die Erde warf. „Schlafen — vielleicht auch träumen!“ murmelte er Hamlet parodirend — und indem er an seine Brust klopfte: „Still, alter Mantwurf! — Schlafen, am liebsten auf immer! Das könntest Du freilich wohlfeil haben — aber dazu bist Du doch noch nicht feig genug! Ein schlechter Soldat, welcher flieht, noch ehe es zum Kampfe gekommen ist! Einen Tanz muß es erst noch geben, einen lustigen, meinethwegen zum Kehraus einen Todtentanz!“ Er legte den Kopf auf die Lehne zurück, schloß die Augen und lag eine Weile ganz still. Aber plötzlich sprang er wieder auf. „Es geht nicht mehr!“ rief er, nahm wieder seinen Hut und ging hinab in das Gastzimmer, wo er Frau Wohlgemuth traf, mit Arbeit beschäftigt.

„Nun, Verehrte,“ sagte er, „ich habe das alte Fräulein besucht — sie sieht noch ganz passabel aus, besser als ich geglaubt hätte!“

Die Wirthin sah ihn erst mit großen Augen an, als sie ihn aber verstanden hatte, äußerte sie nur: „Schämen Sie sich, Herr vor Günther!“ und setzte ihre Arbeit fort.

„Gewiß habe ich große Ursache dazu, mehr als Sie glauben; ich thue es auch, indessen hilft alles Schämen nichts, wenn eine Sache vorüber ist. — Haben Sie Kinder, Minna?“

„Ich habe Sie schon gebeten, Herr von Günther, mich beim ehrlichen Namen meines Mannes zu nennen. Dienstboten werden nun einmal von allen Menschen, auch von Fremden, die sie gar nichts angehen, nur bei ihrem Vornamen gerufen als besäßen sie gar keinen andern — das ist jetzt aber bei mir vorbei. — Kinder habe ich nicht,“ setzte sie kurz hinzu, seine unbescheidene Frage beantwortend.

„Danken Sie Gott! Viel Sorgen weniger! — Haben die Töchter Ihres alten Amtsraths geheirathet?“

„Alle!“ erwiderte die Wirthin.

„Der ganze Hühnerhof?“ rief Günther. „Es ist erstaunlich! Keine Einzige, welche nur erträglich, geschweige denn hübsch war — vom Perlhuhn und der türkischen Ente bis zum Storch! Ich glaube, einer davon heute begegnet zu sein; ist eine hier in Wippstadt verheirathet?“

„Die Frau Pastorin Willmeier — Carolinchen, wenn Sie sich ihrer erinnern.“

„Caroline? Freilich! Die Busenfreundin, die Vertraute meiner — des Fräuleins Elisabeth Pauline Klara von Klenu, wie ich jetzt sagen muß, Frau Minna Wohlgemuth. Ich traf sie in der Lindenallee vor Wiesenthal, sie kam mir mit sehr langen Schritten entgegen, ihre abscheuliche Toilette fiel mir auf — wie naßgewordene Segel um die Mastbäume klatschend! Sie kam mir bekannt vor — ich sah mich nach ihr um, sie sich nach mir, gewiß eine angenehme Ueberraschung für sie, wenn sie mich erkannt hat. Der Person habe ich wahrscheinlich Alles zu danken, was mir damals widerfahren ist, denn sie haßte mich gründlich und mag wohl Feuer ins Del gegossen haben!“

„Sie thun ihr sehr Unrecht,“ erwiderte die Wirthin. „Doch will ich nicht weiter davon reden, da es zu nichts mehr helfen kann. — Werden Sie bei uns speisen?“ führte sie das Gespräch in's Geschäftliche. Er bejahte es, hörte aber, daß seit dem Abmarsche der

Garnison, welche Wippstadt in Folge übler Demonstrationen während der allgemeinen Gährung zur Revolutionszeit verloren hatte, keine Table d'hôte in diesem Gasthause mehr bestand. Darauf bestellte er sich sein Diner erst um vier Uhr, was der Wirthin nicht angenehm schien; er mußte aber vorher noch eine Stunde oder zwei hinaus, die Wände erdrückten ihn. Die Zerstreuung, die er im Gespräch mit der Frau, welche seine Verhältnisse kannte, zu finden gesucht, wollte nicht kommen, immer und immer wieder lehrten seine Gedanken zu dem einen Punkte zurück, wie Nachtfalter um das Licht schwärmen, an dem sie sich doch die Flügel versengen. Die Wirthin, als er ausgehen wollte, machte ihn auf die Hitze aufmerksam, welche heute wahrhaft erstickend sei.

„Ich bin an eine ganz andere Temperatur gewöhnt,“ erwiderte er. „Dreißig Grad, gute Minna, die Sonne senkrecht über'm Scheitel, kein Baum, kein Strauch, nur brennende Felsen in der Nähe und nirgends ein Trunk Wasser — dabei marschiren!“

„Das klingt ja als wären Sie in Algier gewesen!“ sagte die Wohlgemuth verwundert.

„Was wissen Sie davon!“ entgegnete er. „Wachenhäusen vielleicht gelesen?“

„Den auch! Wir besitzen aber hier einen alten Taugenichts, welcher vor Kurzem aus Algier zurückgekehrt ist und Geschichten erzählen soll, daß unsern ehrsamern Bürgern die Haare zu Berge stehen. Wohlgemuth hat sie nicht selbst gehört, aber sich davon erzählen lassen und dabei kam auch etwas vor, das gerade so klang wie Ihre Reden.“

Günther hatte aufmerksam ihre Worte angehört. „Wer ist der Mann, von dem Sie sprachen und wo wohnt er?“

„Entsinnen Sie sich noch des Feldhauses vor dem alten Thor draußen im Walde?“ fragte die Wirthin. Er konnte sich dessen nicht erinnern. — „Nun, das ist ein verfallenes Haus, wo in alter Zeit die Pestkranken und Auswärtigen gewohnt haben, wie Herr Pastor Willmeier einmal bei uns erzählte. Die Stadt hat es schon längst abreißen und die Steine zu anderm Bau verwenden wollen, aber die Regierung erlaubt es nicht, weil ein Befehl da ist, alle alten Bauwerke zu schonen —“

„Sie wollten mir von dem Veteranen aus Algier erzählen,“ unterbrach sie Günther. „Mir steigt jetzt eine dunkle Erinnerung an das Haus auf — liegt es nicht auf einem wüsten Schutthaufen, einen guten Büchsenchuß vom Wasser? Dort wohnt wohl der Mann der haarsträubenden Geschichten?“

„Mit seiner ganzen Sippschaft — es ist eine wahre Zigeunerhorde; der Bürgermeister wollte sie schon vertreiben, aber die Bürger fürchten sich, daß sie der Stadt etwas Uebles anthun könnten.“

„Echt wippstädtisch! Das macht aber die gelinde Justiz unserer Zeit, beste Minna. Würde jeder Dieb wie sonst kurzweg gehangen, so könnte er sein Handwerk, nach kurzer sorgensfreier Existenz im Zuchthause, nicht mit frischen Kräften fortsetzen. Il n'y a que les morts, qui ne reviennent pas, zu deutsch, da Sie nicht in Algier gewesen sind, wo man auch Französisch spricht: Nur die Todten kommen nicht wieder. Ich wäre auch nicht wieder gekommen, wenn mir nicht wie dem ewigen Juden ein Leben con grazia in infinito beschieden schiene. Wo gehe ich hinaus zum Feldhause? Ich muß diesen Sohn der Wüste auffuchen — vielleicht ein Turco? Sie haben doch von diesen angenehmen Buben gehört?“

„O ja; in dieser Stube ist vor zwei Jahren genug von ihnen die Rede gewesen!“ antwortete die Wirthin, die seinen Gedankensprünge nicht folgen konnte. „Es gab hier auch förmliche Schlachten, wie in Italien — unsere Superklugen, vorzüglich die Herren vom Gericht, hielten es mit den Franzosen, mein Mann und wer ein ehrlich deutsches Herz hatte, mit den Kaiserlichen, ich hätte manchmal einen Kessel mit kaltem Wasser zwischen sie gießen mögen!“

„Kleine Patriotin!“ sagte der Gast, der schon an der Thür stand. „Also zum alten Thore hinaus, den Sternauer Weg bis zum Walde, dann rechts ab — ich weiß jetzt Alles. Um vier Uhr bin ich wieder hier, richten Sie sich auf zwei Couverts ein, ich bringe vielleicht den Zephyr mit!“ Ohne sich darum zu kümmern, daß die Wirthin diesen letzten Ausdruck nicht verstehen konnte, verließ er Zimmer und Haus und ging mit raschen Schritten durch die Stadt, welche wie ausgestorben schien. Wippstadt hält Siesta! dachte er und verfolgte seinen Weg zum sogenannten alten Thore hinaus, das gar nicht mehr vorhanden war. Draußen wachten immer mehr Erinnerungen in ihm auf, welche in der langen Zeit seiner Entfernung, wo er so viel Land und Leute gesehen hatte, ganz aus seinem Gedächtnisse entschwunden waren. Er erkannte manches Wahrzeichen der Gegend wieder, er brauchte sich nicht weiter zu orientiren. Nach der Wanderung einer halben Stunde, tüchtig erhitzt, aber noch immer kräftig für die größten Anstrengungen, sah er den wüsten Schutthaufen, der von Weitem wie ein altes Hünengrab anzuschauen war, von verkümmertem Gestrüpp umgeben, und auf demselben das verwitterte Gemäuer,

welches unter dem Namen des Feldhauses bekannt war. Er entsann sich jetzt, daß er bei seiner Vorliebe für romantisch-historische Studien sich einst sehr dafür interessirt und aus der Chronik der Stadt, wie aus Traditionen der Bewohner Alles zusammen getragen hatte, was über die Geschichte dieser Ruine zu ermitteln gewesen war. Unbegreiflich, daß er das Alles vergessen hatte! Mit verstärktem Schritte strebte er querselbein dem Gemäuer zu.

Da wurde er plötzlich durch einen schallenden Fluch in französischer Sprache überrascht, einen Fluch gemeinster Art, wie er nur unter dem Pöbel oder im Feldlager einer kriegsverwilderten Truppe üblich ist. Hinter einem großen Wachholderstrauch, der auf der wüsten Haide stand, erhob sich ein Mann, welcher dort gelegen hatte und schrie Günther mit heftiger Gesticulation an. Dieser glaubte im ersten Moment, als er aus seinen Gedanken geweckt wurde, an den Anfall eines Landstreichers oder Trunkenbolde, aber der wohlbekannte Fluch sagte ihm, noch ehe der Mensch ihn anrief, daß er den Mann, den er suchte, schon gefunden habe. Er wurde von Neuem überrascht, als der alte Gefell mit dem braunrothen Gesicht und dem eisgrauen französisch gezogenen Knebel- und Kinnbart rief: „Es lebe die Fremdenlegion! Es lebe der Capitain, mein Retter!“ und ihm entgegen sprang mit ausgestreckter Faust.

Günther blieb stehen, er kannte den Menschen nicht und nahm Anstand, die ihm gebotene Hand zu ergreifen. „Sollte ich mich irren, mein Herr?“ sagte jetzt der Alte, indem er seine verschmähte Faust zurückzog und militärisch grüßend an die Feldmütze legte, deren Farbe zwar nicht mehr zu erkennen, die Form jedoch unverkennbar französisch war. „Dann bitte ich um Verzeihung und zugleich um einen Zehrpennig für einen alten Soldaten. Sie sehen aber einem Capitain vom dritten Regiment der Chasseurs d'Afrique so täuschend ähnlich, daß ich fragen muß, ob derselbe vielleicht ein Zwillingbruder von Ihnen ist?“

„Haben Sie auch in Afrika gedient?“ fragte Günther statt der Antwort.

„Ob ich habe, sapristie! Im zweiten Bataillon des ersten Fremden-Regiments — und dies Band, mein Herr, beweist, daß ich mit Ehren gedient habe!“ Er zeigte auf ein verblüthenes rothes Bändchen im Knopfloch.

„Sollten Sie nicht auch in einem Bataillon der leichten afrikanischen Infanterie gedient haben?“ fragte Günther lächelnd mit einem scharfen Blicke.

Der Alte stieß wieder jenen Fluch aus; die Frage mochte ihn wohl beleidigt haben, denn jene Bataillone waren früher eigentliche Strafbataillone, in welche unverbesserliche Subjecte aus der ganzen französischen Infanterie versetzt wurden, die nur durch die eifernde, an Grausamkeit streifende Disciplin in Zucht und Ordnung gehalten werden konnten. Nach einer kürzlich erlassenen Bestimmung des Kaisers ist das aufgehoben worden, damals aber galt die frühere noch und die schlimmen Burschen der leichten afrikanischen Infanterie wurden in der Armee spottweise Zephyrs genannt. — „Mein Herr,“ sagte der Alte, den grauen Schnauzbart in die Höhe streichend, „Sie werden diese Beleidigung durch ein doppeltes Trinkgeld wieder gut machen. Wie kommen Sie dazu, mich unter die Zephyrs zu versetzen?“

„Weil auch ich durch eine frappante Aehnlichkeit getäuscht sein muß!“ erwiderte Günther lachend. „Ich habe wenigstens einen Zephyr auf einer Razzia gegen die Babylon gesehen und zwar in einer ziemlich verzweifelten Lage, der Ihnen gleich wie ein Ei dem andern!“

„Sie sind es, mein Capitain!“ rief der Alte entzückt. „Verständigen wir uns! Nicht wahr, Sie sind der Brave, welcher mich aus einem Schwarm von Babylon herauszieh, die mich schon niedergeschossen hatten und mir durchaus noch den Kopf abjäheln wollten? Sie sind es, der mich dann, da ich nicht mehr laufen konnte, auf sein Pferd nahm und mich der Ambulance übergab? Gestehen Sie es nur! Einen großen Dienst haben Sie Niemand geleistet, indem Sie mir das elende Leben erhielten, aber man liebt es doch nun einmal, mag es noch so erbärmlich sein!“

„Nun wohl, mein Braver, ich bin jener Chasseur gewesen. Wie kommen Sie aber hierher?“

Der Alte zeigte auf das verfallene Gemäuer, das sich auf seinem Schutthaufen zwischen Disteln und Dornen erhob. „Das ist meine Heimath!“ sagte er. „Ich habe mein Engagement abgedient und nicht weiter dienen wollen. Man hat doch auch ein Vaterlandsgefühl und es hieß drüben, daß auch in Deutschland bald die Zeit für uns kommen werde.“

„Sie sind ein Deutscher?“ erwiderte Günther jetzt in deutscher Sprache. „Nun so brauchen wir ja wohl nicht französisch mit einander zu reden. — Hier vorerst eine kleine Gabe, da Sie deren bedürftig scheinen!“

„Was?“ rief der Alte. „Sie sind ein Landsmann! Nein, behalten Sie das Geld nur, Sie haben mir schon mehr gegeben als ich verdient habe — nie werde ich Ihnen das vergessen und ich wollte nur, ich

könnte es Ihnen einmal vergelten, mit meinem Blute wollte ich das thun. Sie dürfen nur befehlen, was ich soll — haben Sie einen Feind, ich schlage ihn nieder, ich breche für Sie alle zehn Gebote, wenn ich Ihnen damit einen Dienst leisten kann.“

„Halt! Halt!“ sagte Günther lachend. „Ihre Dankbarkeit schmeckt etwas nach der afrikanischen Wüste. Vergessen wir nicht, daß wir hier unter dem Gesetz europäischer Philister stehen. Wie heißen Sie? Was gedenken Sie in der Heimath anzufangen? Haben Sie dort in jener nicht eben einladenden Villa Verwandte?“

„Eine Frau und fünf Kinder, mein Capitain!“ sagte der Afrikaner gelassen und als er sah, daß diese Antwort seinen Gönner betroffen machte, fuhr er achselzuckend fort: „Was will man thun! Ich war in jüngern Jahren dort in dem schändlichen Neste —“ er zeigte nach der Stadt — „Bürger und Meister, ja, mein Herr Capitain, ehrfamer Tuchmachermeister, ich könnte Ihnen meinen Meisterbrief noch zeigen, wenn ich es für werth gehalten hätte den Wisch aufzuheben! Da plagte mich der Satan frühzeitig zu heirathen — ich hatte mein Auskommen, das Handwerk ging noch gut; dann kamen viele Kinder — sechs sind mir gestorben! und schlechte Zeiten kamen, Krankheiten dazu, mein Webstuhl stand endlich still. Ich arbeitete wieder als Geselle, aber es war kein Segen mehr — was wollen Sie, mein Capitain, ich hatte Verdruß aller Art, mit dem Fabrikanten, bei dem ich zuletzt Tagelöhner geworden, mit der Polizei, mit dem Wirth, bei dem ich mich betrank, um einen halben Tag Alles zu vergessen, endlich ging ich durch und ließ der Stadt die Frau mit damals noch sieben Kindern zurück. Voilà tout!“

Günther dachte gar leicht über Vieles und ließ sich den Ernst des Lebens nur in drängenden Momenten zum Bewußtsein kommen — die Erzählung des ehemaligen Soldaten der afrikanischen Armee, mit erschreckender Kälte vorgetragen, erschütterte ihn aber bis in den Grund der Seele. Er sah freilich nicht die tiefere Ursache all' des Elends, das vor ihm enthüllt worden war, nicht die Ursache, warum der Segen gefehlt, nicht den sittlichen Abgrund, der ihm eröffnet wurde — ihm war Alles nur das vergebliche Ringen und Kämpfen gegen ein unerbittliches Schicksal, wie ja sein eigenes Leben seit vielen Jahren auch gewesen war. Jetzt reichte er dem Alten, der mit ihm auf demselben Boden, unter der brennenden Sonne Afrika's die Waffen getragen hatte, seine Hand und sagte im Tone wahren Mitgeföhls: „Armer Mann! Sie haben ein trauriges Schicksal gehabt! Könnte ich Ihnen doch helfen!“

„Nehmen Sie mich in Ihre Dienste, Herr Capitain,“ sagte der Alte.

Günther sah ihn überrascht an und lachte dann laut. „Was denken Sie!“ rief er.

„O Sie stoßen sich an mein verwildertes Aussehen, an meine Verfehlung unter die Zephyrs!“ sagte der Afrikaner gekränkt. „Wenn Sie wüßten, weshalb ich durch das Kriegsgericht verurtheilt worden bin und wie die Sache eigentlich zusammen hing, würden Sie den Schuft, der mich so weit gebracht hat, mit der Reitpeitsche züchtigen. Ich sehe jetzt aus wie ein Straßenräuber, aber lassen Sie mich das zottige Haar und den Bart decent kurz verschneiden und geben Sie mir einen anständigen Rock: Sie sollen sehen, daß der Wenzig Ihnen keine Schande macht. Denken Sie, daß ich so alt bin? — die Strapazen und meinethwegen auch die Sorgen in früherer Zeit haben mich so grau gemacht, ich bin noch nicht fünfzig Jahre alt. Sie werden kaum sechs jünger sein.“

„Nein, mein braver Wenzig — so heißen Sie also?“ erwiderte Günther. „Das Alles ist der Grund nicht, warum ich außer Stande bin, Sie in meine Dienste zu nehmen. Wenn Sie mich auch à votre tour für etwas älter halten als ich bin — ähnliche und noch andere Ursachen, die ich leider zugeben müßte, haben auch mich ein wenig herunter gebracht, — so würde ich mich weder an Ihr vermeintliches Alter, noch an Ihre Campagnefigur stoßen. Ich kenne ja das Alles. Aber der Grund, warum ich Ihre Dienste ablehnen muß, liegt tiefer. Ich will es Ihnen offen sagen: ich bin augenblicklich gar nicht in der Lage mir einen Diener zu halten — doch hoffe ich bald Gelegenheit zu finden, etwas für Sie thun zu können. Halten Sie sich nur unterdessen still und meiden Sie Alles, was Ihnen in spießbürgerlicher Beschränktheit aufgewachsenen Mitbürgern Anstoß geben könnte. Ich hörte in der Stadt schon Besorgnisse Ihetwegen — man sprach von strengen Maßregeln —“

Wenzig's Gesicht unterlief mit einem tiefem Braun, sein Auge funkelte unter den grauen buschig gesträubten Brauen. „Was wollen Sie mir anhaben?“ rief er mit drohender Stimme. „Ich habe noch nicht gestohlen, und noch kein Feuer angelegt! Sie sollen sich aber vor mir in Acht nehmen, vor mir und meiner Brut!“

„Still, Kamerad!“ sagte Günther. „So dürfen wir uns hier nicht auslassen. Ich rathe Ihnen, den ängstlichen Wippstädtern keinen Anstoß zu geben, sondern vor der Hand sich so ehrbar als es Ihnen möglich ist zu verhalten, bis ich wieder etwas von mir hören lasse.“

In der Nähe wohnt ein alter Freund von mir, der sich in einer sehr guten Lage befinden soll und sich vielleicht bewegen läßt, für Sie und Ihre Familie etwas zu thun. Einstweilen nehmen Sie immer an, was ich Ihnen biete, viel ist es nicht, ich habe selbst nicht viel Kameraden theilen. Von Ihren Campagnen erzählen Sie drinnen in Gottes Namen, das giebt Ihnen ein gewisses Ansehen, ebenso das Band da — welches allerdings mit der Truppe, bei welcher Sie gestanden haben, nicht recht harmonirt, wie? Nun, Alter, keine Explosion, ich frage ja nicht nach Ihrem Brevet als Ritter der Ehrenlegion — das Kreuz haben Sie natürlich verloren, ein rothes Band findet sich wieder.“

„Herr Capitain,“ sagte Wenzig, „wenn Sie mich in dieser Weise behandeln wollen —“

„Keine Empfindlichkeit!“ unterbrach ihn Günther lachend. „In unsrer Lage darf man nicht zu pointilleux sein. Leben Sie wohl. Ich wollte Sie zu Tisch einladen, aber Sie begreifen wohl selbst, daß Sie sich erst, wie Sie sagten, ein wenig wieder zum Menschen machen müssen, ehe Sie in gute Gesellschaft kommen können. Auch auf den Besuch verzichte ich, welchen ich in Ihrem Duar oder Ihrer Smala — algierisch zu reden — machen wollte. Sie haben sieben Kinder?“

„Fünf nur noch, Herr Capitain. Für mich schon zuviel. Zwei Söhne sind erwachsen und könnten den Unterhalt für uns Alle verdienen, wenn sie nicht lieberlich wären — das ist die Erbsünde, sagt der Pastor. Darf ich aber auch um Ihren Namen bitten, den ich in Afrika nie erfahren, wie ich Sie auch nach meiner Reconvalescenz niemals wieder gesehen habe?“

Günther nannte sich, gab dem ehemaligen Waffengeführten zum Abschiede die Hand und kehrte nach der Stadt zurück, während Wenzig sich aufmachte, um nach dem verfallenen Hause zu gehen.

(Fortsetzung folgt).

Scuilleton.

(Arthur Schopenhauer.) Diesen originellen Mann, der als großer Philosoph und Einer der tiefsten Denker erst wenige Jahre vor dem Ende seines langen Lebens erkannt und anerkannt worden ist, schildert ausführlich eine bei Brockhaus in Leipzig eben erschienene Schrift unter dem Titel „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt“ von Wilhelm Gwinner.“ Daß er der Sohn der bekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer und in seiner Jugend ein Liebling Goethes war, sei nur nebenbei erwähnt. Vom Jahre 1831 lebte er fortwährend

in Frankfurt. „Er war,“ sagt sein Biograph, „unter Mittelgröße, sein Knochenbau gedrungen und kräftig, die Figur gleichwohl in jungen Jahren schlant; die Brust hob sich zwischen den breiten Schultern energisch und seine Stimme blieb bis zu seinem Tode ungemein stark. Seine Hände waren klein und ausdrucksvoll. Aschblondes krauses Haar fiel dem Jüngling, wie es damals Mode war, über die Stirn. An der Oberlippe trug er als Student ein kurzes Bärtchen. Der rötliche blonde Badenbart des Mannes harmonirte mit der goldenen Brille, die er jedoch nie unausgesetzt getragen und nach dem 50. Jahre ganz ablegte. Der Mund war in der Jugend voll und schön, zog sich aber später, mit dem Verlust der Zähne, sehr in die Breite. Die Nase war besonders regelmäßig und fein geschnitten. Glanzreiche Augen verklärten den interessanten Kopf. Sein Blick war von solchem Feuer und solcher geistigen Schönheit, daß er damit unwillkürlich auffiel. Schweg er, so sah er Beethoven ähnlich gab er sich dagegen der Unterhaltung hin, so hatte man Voltaire vor sich. Seine Haltung war durchweg aristokratisch; er erschien stets in ganzer Toilette: schwarzem Frack, weißer Halsbinde und Schuhen. Dem Wechsel der Moden zu Trotz behielt er den Kleiderschnitt seiner Jugendzeit bis zum Tode bei. Vom frühen Aufstehen war er eigentlich kein Freund. Zwischen sieben und acht Uhr verließ er, im Sommer und Winter, das Bett und wusch sich kalt mit einem kolossalen Schwamme den ganzen Oberkörper. Dem Auge, als werthvollstem Sinnesorgane, wandte er besondere Pflege zu. Dann setzte er sich zum Kaffee, den er selbst bereitete. Seine Haushälterin hatte die Weisung, in den Frühstunden sich gar nicht blicken zu lassen, denn er hielt große Stücke darauf, seine Gedanken Morgens, wenn das Gehirn einem frisch gestimmten Instrumente gleiche, vollkommen concentrirt zu halten. In dieser geistigen Sammlung verharrte er bei seiner Arbeit den ganzen Vormittag. In späteren Jahren nahm er in der zweiten Hälfte desselben Besuche an. Da er aber im Fluß des Gesprächs leicht die Stunde vergaß, so erschien um Mittag seine Haushälterin und gab das Zeichen zum Ausbruch. Vor dem Ankleiden spielte er in der Regel eine halbe Stunde auf der Flöte. Um ein Uhr ging er zu Tisch. Er war sein ganzes Leben lang der Wirthstafel treu geblieben, ohne sich an deren Schattenseiten gewöhnen zu können. Das Lärmen der Gäste, das Klappern der Teller, die Hudeleien der Kellner waren ihm höchst zuwider; zuletzt half ihm seine Gehörlosigkeit darüber hinweg. Er erfreute sich eines starken Appetits. Bei der Mahlzeit sprach er gern, doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfter beobachtend. So legte er z. B. eine Zeitlang ein Goldstück vor sich hin, ohne daß die Tischnachbarn wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder zu sich. Endlich darüber zu Rede gestellt, erklärte er: das sei für die Armenbüchse für den Fall, daß die am Tische sitzenden Officiere nur ein einziges Mal eine andere ernsthafte Unterhaltung als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten. Nach Tische begab er sich gleich wieder nach Hause, nahm seinen Kaffee und hielt eine Stunde Siesta. Den ersten Theil des Nachmittags füllte dann

leichtere Lectüre aus. Gegen Abend ging er regelmäßig ins Freie. Er wählte gewöhnlich einsame Feldwege und nur wenn das Wetter schlecht war, blieb er in den die Stadt umkränzenden Anlagen. Sein Schritt war bis in das letzte Jahr von jugendlicher Spannkraft und Geschwindigkeit. Während des Gehens pflegte er mit dem kurzen dicken Bambusrohr von Zeit zu Zeit heftig auf den Boden zu stoßen. Vor der Stadt zündete er sich eine Cigarre an. Mit Sehnsucht sah er jedes Jahr dem Frühling entgegen, als dessen erste Vorboten er Anfangs März die geschlossenen Blüthentüschchen der Haselnusssträucher in laues Wasser stellte, damit sie rasch aufgehen und den Blüthenschaub auf seinen Tisch streuen konnten. In den früheren Jahren brachte er die meisten Winterabende im Concert oder Theater zu; da ihm jedoch seine Harthörigkeit diese Genüsse allmählig verkümmerte, so beschränkte er sich auf einzelne Symphonien. Zwischen 8—9 Uhr ging er zum Nachtessen. Der Wein erregte ihn leicht, so daß er schon nach dem zweiten Glase lebhafter wurde. Er war geneigt es als ein Zeugniß gegen die geistige Anlage eines Menschen anzusehen, wenn Einer mehr als eine Flasche vertragen konnte. Gegen Bier hatte er eine entschiedene Abneigung. Wenn er keine Gesellschaft fand, wie in der Regel, ging er bald heim, zündete sich eine Pfeife an und las noch eine Stunde. Er bediente sich fünf Fuß langer Kohre. Sommer und Winter schlief er kalt, unter einer leichten Decke. Sein Schlaf war bis an sein Ende fest und tief. Seine häusliche Einrichtung war höchst einfach. Neben dem Sopha ruhete stets sein Pudel auf einem schwarzen Bärenfell.

Vom Vater ererbt war ihm jene Zeitelbens verwünschte an Manie grenzende Angst, die ihn bisweilen mit solcher Gewalt besiel, daß er kaum denkbare Unglück leibhaftig vor sich sah. Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streitigkeiten. Beim Ausbruch des Krieges 1813 verfolgte ihn die Furcht zum Kriegsdienste gepreßt zu werden. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Plattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupstabsack genommen zu haben. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er auf und griff nach Pistolen, die er beständig geladen hatte. Seine Werthsachen hielt er dermaßen versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament gab, Einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Sein Rechnungsbuch führte er englisch und bei wichtigen Geschäftsnotizen bediente er sich des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Werthpapiere als medicinische Geheimmittel, die Zinsabschnitte besonders, in alten Briefen und Notenheften und sein Gold unter dem Tintenfass im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schiffschen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Localen nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel betrogen zu werden.

Gegen weibliche Reize war er namentlich in der Jugend sehr empfänglich, aber die alltägliche Erfahrung, wie wenig die meisten Ehen einem höhern Bedürfnisse genügen, führten ihn

doch immer wieder zum Lobe seiner Unabhängigkeit. Das gewöhnliche Ziel der sogenannten Carrière junger Männer sei doch nur, sagte er, daß sie das Lastthier eines Weibes würden. Neben den Besseren unter ihnen gehe die Frau in der Regel wie eine Jugendsünde. Die freie Muße, die sie ihren Weibern zu erarbeiten den Tag hinbrächten, brauche der Philosoph selbst. Wer sich den Musen weihen, müsse unverheirathet sein. Daher werde man finden, daß fast alle echten Philosophen ledig geblieben seien, so Cartesius, Leibnitz, Malebranche, Spinoza und Kant. Die großen Dichter dagegen seien alle verheirathet gewesen und zwar alle unglücklich. Ehemänner seien meistens umgekehrte Papagenos, denn wie diesem sich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit eine Alte in eine Junge verwandele, so ihm eine Junge in eine Alte u. s. w.

(Die Königin von England und Prinz Albert, ihr Gemahl.) Alle großen Blätter sprechen mit Trauer über den frühen Tod des Prinzen Albert und manche theilen Verschiedenes über seine Verhältniß zu der Königin mit. So z. B. das Journal des Debats, das sagt:

„Er war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Jüngling; als er zum ersten Male am Hofe des Königs von England, damals Wilhelm's IV. (1833), erschien, machte er sich durch die Gebiegenheit seiner Unterhaltung, so wie durch seine angenehme Persönlichkeit und durch sein feines Benehmen bemerkbar. Er wohnte mit seinem Vater im Schlosse der Herzogin von Kent, seiner Tante, deren Tochter er häufig und in vertraulicher Weise sah; diese beiden jungen Herzen von 17 Jahren fühlten sich zu einander durch gegenseitige Neigung hingezogen, und das war der Beginn der tiefen Liebe, welche sie durch ihr ganzes Leben einen sollte. Diese Liebe war keineswegs ohne Beimischung einer ehrenhaften, zarten und verschwiegenen Leidenschaft, die sich gelegentlich durch Zuorkommenheiten und ein wenig romantische Aufmerksamkeiten kund gab. So fand Prinz Albert, im Jahre 1839 von einer Reise aus Italien heimgelehrt, zu Coburg in seinem Schlafzimmer ein Portrait der inzwischen Königin gewordenen Victoria, welche eben dieses Bild ohne Wissen ihres Cousins dorthin hatte stellen lassen. Und als die Königin etwas später ihm zu verstehen geben wollte, daß sie ihn zu ihrem Gemahl erkoren habe, hielt sie nichts für einfacher und deutlicher, als ihm mitten in einem Hofballe während einer Quadrille, in der sie beide standen, den Blumenstrauß zu schenken, den sie getragen hatte. Der Prinz erwiderte diese Erklärung dadurch, daß er seinen Rock aufriß, um das Geschenk der Königin an sein Herz zu legen.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn auch der königliche Hausstand gerade wegen seiner schönen Einrichtung berühmt war, so bildeten sich darin doch auch ab und zu jene leichten Wolken, welche vom Zusammenleben unzertrennlich sind; aber selbst dies diente nur dazu, die Zärtlichkeit der Gatten zu befestigen und sie fühlen zu lassen, wie unentbehrlich sie einander waren. Eines Tages, als der Königin in der Lebhaftigkeit einige Worte entfahren waren, hatte Prinz Albert sich in seine Zimmer zurückgezogen. Wenige Zeit danach kam die Königin und klopfte an die Thür. „Wer klopft da?“ fragte der

Prinz. — „Die Königin.“ — „Ich bitte die Königin mich zu entschuldigen; aber ich habe das Bedürfnis allein zu sein.“ Die Königin erwiderte mit dem sanftesten Tone ihrer Stimme: „Albert, ich bin's, es ist deine Frau.“ Da öffnete sich die Thür sofort, der Prinz sank in die Arme der Königin, und die Versöhnung war geschlossen.“

(Eine wunderliche Stadt.) In den ungemein frisch und unterhaltend geschriebenen, „Südöstlichen Steppen und Städten v. Dr. W. Hamm“ (Frankf. Sauerländer) heißt es auch: Wer hat noch nicht von den Städten in Amerika gelesen, die wie Pflze über Nacht aus der Erde schießen, von San Francisco in Californien, dessen Einwohnerzahl sich von Tag zu Tag um Tausende vermehrte, von der fabelhaften Schnelligkeit, mit welcher die australischen Goldbistricte eine zahllose Bevölkerung an sich zogen? Aber man braucht nicht den Ocean zu messen und in fremden Welttheilen zu suchen, was man in Europa ebenso überraschend finden kann, ja noch viel erstaunenswürdiger, weil eben in der Nähe, wenigstens im Bereich der abendländischen Civilisation. Noch im Jahre 1850 stand auf dem rechten Ufer der Sulina-mündung bloß der Leuchtturm und eine Kootsenbütte, heute erhebt sich hier eine Stadt, deren wechselnde Population manchmal bis fünf- und zwanzigtausend Seelen betragen soll, die man aber in geographischen Handbüchern und Conversationslexicis meist vergeblich aussuchen wird. Und was für eine Stadt ist es, die hier aus der Erde, nein, aus dem Sumpfe wuchs! Wer sie betritt, der fühlt sich augenblicklich in eine fremde, neue Welt versetzt; hat er nicht überflüssigen Rath, so befällt ihn vielleicht ein gelindes Frösteln; ist er in der Literatur bewandert, so kommt ihm jene Stelle aus dem Dante: „Dies ist die Stadt der Qualen und Verdammniß“ in den Sinn, und über jeder Thür der zusammengeschichteten Häuser glaubt er zu lesen: „Laßt alle Hoffnung hinter Euch!“ Diese Häuser! Aus allem Material der Welt sind sie zusammengebaut, aber die wenigsten aus wirklichem Baumaterial und die seltensten gebaut. Cigarrentischendedel sind verhältnißmäßig noch ein höchst solider Stoff für die Wände, häufig sieht man dazu bloß Kattun benutzt, und zwar nach der Straße heraus; Schilf vertritt, in starke Bündel zusammengebunden, die Stelle der Balken, und ist das allgemeine Deckmittel. Nur einige Hauptgebäude sind theilweise aus gebrannten Steinen errichtet, die von fern her eingeführt werden mußten; die Moschee ist zur größeren Hälfte aus weiß überlängten Bretern zusammengeschlagen. Schiffstrümmer bilden einen Hauptbestandtheil der Bauten, und manches merkwürdige Gallyonbild schaut aus ganz ungewöhnlicher Ecke in das tolle Treiben ringsum. Die Hauptstraße besteht nur aus zwei langen Reihen solcher Baracken, aber dieselben sind gefüllt mit Menschen bis in die entlegensten Winkel, ein unbeschreibliches Gewühl, Schreien, Singen, Lachen, Pfeifen, Rufen, Musciren betäubt den Fremdling. Jedes Haus ist zugleich ein Laden, eine Schenke und eine Spielhölle.

Handwerker, friedliche Bürger, Familien giebt es hier nicht,

aber alle rohen Genüsse des Lebens werden dem Einwohner geboten. Dieser will auch um Alles in der Welt nicht dauernd hier bleiben, ihn fesselt nur die Erwerbglut oder die Noth, welche gewöhnlich gleichbedeutend ist mit dem Arme der Gerechtigkeit. Hier ist der Auswurf von ganz Europa zusammengelassen: entflohene Matrosen, gejagte Seeräuber, entsprungene Galeerensträflinge, Mörder, die sich vor dem Gesetz oder der Blutrache verbergen, Spieler, welche allüberall anderswo zu sehr gekannt sind, Deserteure, Gauner jeder Art und Kategorie — sie finden Alle hier ein sicheres Asyl unter türkischer Oberhoheit. Denn man braucht Menschen und diese verdienen ein fabelhaftes Geld.

Alle Nationalitäten sind hier vertreten. Türken von jedem Kaliber und in jeder Tracht, besonders viele Bulgaren und Albanesen, Inselgriechen und Ionier, Malteser, Aegyptier, Neger, Armenier, Serben, Moldawaner, Walachen, Russen treiben sich in dichtem Gewühl durcheinander; dazwischen geht breitspurig, Arm in Arm, eine Kette englischer Matrosen, mit ungeheuren, übergelegten, blauen, weiß besetzten Hemdtragen, kurzen Jacken und Wachstuchhüten, die so weit als möglich im Nacken sitzen; dort eine Gruppe französischer Seeleute, welche mit Bewunderung den Künsten eines tanzenden Affen zusehen, den ein kleiner Tuuee in fast paradiesischer Tracht umherführt; hier die gesetzten, ernstesten illyrischen Matrosen der Donaudampfer vor dem lodenden Tisch des Polentafochs; dann ein Trupp türkischer Anie von der Fanalwache; geschäftige Kleinbändler mit angehängten Kästen voll unnützen Landes, orientalischer Abkunft, wie überall in der Welt; halbnackte Bessarabier mit Körben voll unaussehlicher Kirichen; zerlumppte Zigeuner und zahllose abenteuerliche Gestalten, von welchen auch der geübteste Kenner nicht zu behaupten vermag, weiß Landes, leicht aber, weiß Geistes Kinder sie sind. Alle Sprachen schwirren durcheinander, die allgemeine Sprache des Handels und der Conversation ist die italienische, die Lingua franca, wie im ganzen Orient; Ueberbleibsel der Herrschaft der Republikken Genua und Venedig über das Mittelmeer und seine Grenzländer. Ohrbetäubendes Geräusch durchschwirrt die ganze Stadt. In die heiseren Töne der Ausrufes aller möglichen Comestibilien mischen sich die eintönigen Klänge der Guzla, in die wilden Gesänge berauschter Seeleute das „Guarda“ der Lastträger, wenn sie Jemandem einen Balken auf die Brust gestoßen haben; ein melancholischer Drehorgelmann ergeht sich halb schlafend in seinem Melodienzauber, der leider alle Augenblicke einmal abschnappt, Folge einiger geplatzter Pfeifen seines Kastens, welchen nichts desto weniger die griechischen Schiffsjungen umstehen, wie das achte Weltwunder; von der Landung erschallt das „Hoi, hiohoi“ der Matrosen an der Schiffswinde; Teller klappern, Gläser klingen, die schmutzigen Marqueure schreien wie Besessene, Plische der Spieler, Getreisch von Papageien, Rollen von Billardbällen und Kegeltugeln, Heulen zahlloser Hunde, manchmal ein Schuß aus der Pistole eines Uebermüthigen — Alles das vereinigt sich zu einem unbeschreibbaren Gausen.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfäden 6 Thlr.,
mit Stabfäden 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

4.

Ein Gewitter war bald nach Mittag über die Gegend gezogen, hatte sich mit Heftigkeit entladen und durch einen starken Regenguß die ganze Natur erquickt. Nur eine Stunde hatte es hier gestanden, dann war es, vom Sturme getragen, dem Laufe des Flusses gefolgt und der Himmel strahlte wieder in voller Klarheit.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergange als ein leichter Wagen, mit zwei raschen Schimmeln bespannt, vom Städtchen her die Straße einschlug, von welcher kurz vor ihrem Eintritt in den Wald das Feldhaus nur in geringer Entfernung lag. Vor dem Feldhause auf einem Haufen verwitterter und bemooster Steine saßen zwei junge Mädchen in Lumpen. Sie plauderten demungeachtet ganz sorglos und liefen nur zu häufig die Hände, welche Fischnetze strickten, müßig in den Schoß fallen. Beide sahen sich sehr ähnlich, waren gleich groß und hatten gleiche Manieren; es mochten Zwillinge sein. Wären sie anständig gekleidet und reinlich gewesen, man hätte sie gewiß

hübsch nennen können, denn ihre Gesichter, wie braun sie auch waren, hatten regelmäßige Züge, durch dunkle rasch aufblitzende Augen belebt, und glänzenderes schwarzes Haar konnte man nicht sehen; es war das Einzige in ihrer Erscheinung, auf welches sie einige Sorgfalt gelegt zu haben schienen.

Die Eine erblickte jetzt den Wagen mit den beiden schönen Schimmeln auf der Sternauer Straße und machte die Andere darauf aufmerksam. „Es ist das Wiesenthaler Fräulein,“ sagte diese.

„Wer's so haben könnte, Zette!“ sagte die eine von den Schwestern.

„Ach! Wir leben vielleicht lustiger,“ erwiderte die Andere und sang ein darauf bezügliches Liedchen. Sie brach aber ab als sie den Wagen plötzlich am Eingange des Waldes halten sah. Der Bediente sprang vom Boock und half seinem Fräulein, welches ausstieg. „Was denn?“ fragte die Sängerin. „Ein Bischen zu Fuß gehen, Pilze suchen nach dem Regen? Geben Sie sich keine Mühe, wir sind schon drüben gewesen und wo wir gewesen sind, da findet keiner mehr was, nicht wahr, Mine?“

Mine lachte, aber noch mehr verwunderten sich Beide als das Fräulein die Straße verließ und das Kleid im feuchten Grase etwas hoch nehmend gerade nach dem Feldhause her gegangen kam. Der Bediente folgte ihr.

Die beiden Mädchen standen auf und ihre erste Bewegung war, sich in das Innere des wüsten Hauses zu flüchten. Aber Zette hielt die Schwester fest.

„Sie hat uns gesehen, sie will uns was fragen!“ sagte sie.

„Vielleicht was schenken!“ versetzte die Andere. So standen sie aneinander gedrängt, die Fischneze in den Händen auf die nackten Füße herabhängend und sahen neugierig der nahenden Dame entgegen, die sie herankommen ließen, ohne sich zu rühren. Es war wirklich das Fräulein aus Wiesenthal, das ihnen wohl bekannt war, wenn sie dasselbe auch noch nicht so nahe gesehen hatten. Zette stieß ihre Schwester an, die ihr den Stoß der Verständigung zurückgab.

„Guten Abend, Kinder,“ sagte die Dame freundlich, indem ein Strahl innigen Mitleids aus ihren schönen Augen die beiden verwahrlosten Geschöpfe traf. Beide beantworteten den Gruß.

„Seid Ihr aus diesem Hause?“ fragte das Fräulein. Wiederum die Antwort aus Beider Munde! „Ist Eure Mutter daheim?“ fragte die Dame weiter.

„Mutter ist krank,“ sagte die Eine — „Mutter liegt!“ die Andere.

„Wollt Ihr mich hineinführen?“ fragte das Fräulein. Beide schüttelten stumm die Köpfe.

„Warum nicht? Ich kann der Kranken vielleicht Trost einsprechen, einen guten Rath geben! Laßt mich nur hineingehen.“

„Nein!“ sagte die Eine, aber nicht im trostigen sondern im bedauernden Tone und die Andere setzte erklärend hinzu: „Vater hat gesagt, wir sollen keinen Menschen hineinlassen — er hat uns hier auf Posten gestellt.“

„Euer Vater ist wiedergekommen, ich weiß es,“ sagte das Fräulein gütig. „Ist er im Hause bei Eurer Mutter?“

Beide schüttelten die Köpfe und die Eine streckte den Arm in der Richtung des Waldes aus, worauf ihr die Andere einen verweisenden Rippenstoß gab. „Aber laßt Ihr die kranke Mutter allein?“ fragte die Dame.

„Die Große ist bei ihr,“ war die Antwort. Es mochte damit eine ältere Schwester gemeint sein.

„Wenn ich denn nicht in das Haus gehen soll,“ erwiderte das Fräulein, „so nehmt hier etwas zur Labung für sie und für Euch.“ Sie winkte dem Diener, welcher in einiger Entfernung stehen geblieben war. Er trug einen ziemlich großen Handkorb, welchem eben das gegenseitige Anstoßen der Mädchen gegolten als sie denselben bemerkt hatten. Holen konnte er hier nichts, er konnte nur etwas bringen. Das war denn nun der Fall.

„Hier, Kinder,“ sagte die Dame. „Nehmt den Korb, und laßt Euch schmecken, was er enthält. Ich hätte Eure Mutter gern selbst gesehen und besonders Euren Vater hätte ich gern gesprochen, aber da er nicht zu Hause ist und Euch verboten hat, Jemand hineinzulassen, so will ich Euch nicht verführen, gegen seinen Willen zu handeln. Wo sind denn Eure Brüder?“

Sie wußten es nicht — Eine sah die Andere an, dann schüttelten sie die Köpfe.

„Wann kommt denn Euer Vater nach Hause?“ fragte die Dame wieder.

„Das hat Vater nicht gesagt — das sagt Vater nicht,“ so die Antwort.

„Nun, Kinder, hört auf mich, was ich Euch zur Bestellung an Euren Vater sagen werde. Kennt Ihr mich?“ Beide nickten und lachten. „Wohl!“ fuhr die Dame fort. „So sagt Eurem Vater, wenn er heimkehrt, daß Fräulein Klenau aus Wiesenthal hier gewesen sei und ihn zu sprechen wünsche. Sie lasse ihn bitten, morgen nach Wiesenthal zu kommen, am besten in früher Morgenstunde. Hört ihr, Kinder? Bestellt es ordentlich, sagt dem Vater, es würde vielleicht zu Eurer Aller Nutzen sein, wenn er zu mir käme.“ Sie sah die beiden Mädchen in ihrer mehr als dürftigen Kleidung noch einmal mitleidsvoll an und fragte: „Seid Ihr Zwillinge?“

Beide antworteten Ja und machten als das Fräulein ihnen Lebewohl sagte, einen ungeschickten Knix. Rascher als sie gekommen war, ging Elisabeth wieder zu ihrem Wagen zurück, der vor dem Walde hielt. Der Diener folgte ihr mit unveränderlich ernstem Gesicht. „Die armen Kinder!“ wandte sich das Fräulein auf dem Gange zu ihm. „So wohlgebildet von Natur und so verwahrlost in ihrem Unglück.“

„Die verdienen kein Mitleid, gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Diener. „Das Volk ist selber Schuld an Allem.“

„Sei nicht so unbarmherzig, Eckart,“ sagte Elisabeth. „Wenn sie ihr Unglück selbst verschuldet haben, sind sie um so mehr bemitleidenswerth. Was können übrigens die armen Mädchen für ihr Schicksal?“

„O die taugen eben so wenig wie die Alten!“ versetzte Eckart. „Stehlen wie die Raben, sind aber schlau und flink wie die Altisse. Haben das gnädige Fräulein die Fischneze bemerkt? Diebstehwerkzeug! Die Fischer stellen ihnen schon lange nach, aber sie lassen sich auf dem Wasser nicht erwischen.“

„Ich will nichts hören, Eckart,“ sagte das Fräulein, welche unterdessen zum Wagen gekommen war. „Man hätte nur wirklich für die arme Frau und ihre Kinder sorgen sollen, statt sie förmlich auszustößen, dann würden sie nicht so schlecht geworden sein wie Du sagst. Ich glaube nicht Alles.“

Sie stieg auf, der Kutscher kehrte auf ihren Befehl um und mußte zu seiner großen Verwunderung wieder nach Hause fahren. Hatte das Fräulein nur wegen der Zigeunerbande im Feldhause anspannen lassen?

Die Zwillinge sahen ihr nach, hatten aber unterdessen schon den Inhalt des Korbes gemustert, in welchem sie Brot und andere Lebensmittel, auch einige Paar Strümpfe, Schürzen und Tücher gefunden hatten. Die letzten, welche ganz neu waren, erregten besonders ihre Freude, sie bemächtigten sich auch gleich derselben und banden sie um. Aus der Thür des Hauses steckte jetzt ihre ältere Schwester den Kopf und als sie die Zwillinge bei ihrem Austragen beschäftigt sah, trat sie rasch in das Freie und lief herbei. Es war ein großes schönes Mädchen, aber wo möglich noch erbärmlicher bekleidet und noch verwilderter anzusehen als ihre Schwestern.

„Was habt Ihr da?“ rief sie mit funkelnden Augen.

„Hanne, komm her!“ jubelten die Zwillinge. „Das hat uns das Wiesenthaler Fräulein gebracht, da hier — die Schürze kannst Du nehmen, Mutter kriegt die andere und die Strümpfe — die brauchen wir nicht!“

Das große Mädchen griff aber zuerst nach einem Stück Brot und fing an mit Bier zu essen. Es war ein Anblick, der einem Menschen, welcher hier zugegen gewesen wäre, das Herz in der Brust zusammenschürt hätte, diese drei unglücklichen Wesen zu sehen, wie sie ihr Elend für den Augenblick vergessen und sich einer Freude über die Schätze hingeben konnten, die ihnen ein unerwartetes Glück bescheert hatte.

Im Hause saß die Mutter; sie lag nicht darnieder, war überhaupt nicht krank, die Zwillinge hatten nur Befehl, so zu sagen, damit kein fremder Mensch, etwa aus Neugier oder Frechheit in das Haus eindringen sollte. Im Nothfall hätten die Kinder thätlichen Widerstand geleistet. Denn in der verfallenen Stube, wo nur ein langer Tisch und ein Paar hölzerne Schemel, welche der Armenvogt vor Jahren hieher geliefert hatte, das ganze Geräth ausmachten, war doch an den Nägeln, die in die Wände geschlagen

waren und auch in den Winkeln auf dem Fußboden Mancherlei in diesem Augenblicke zu sehen, das man nicht gern fremden Augen zeigen wollte — Jagdbeute nämlich! und die Mutter war gerade beschäftigt, einen Hasen abzuziehen. Eigentliche Noth an Lebensbedürfnissen schien also nicht vorhanden zu sein und Eckart sowohl in seinem harten Urtheile, wie die Adlerwirthin in dem was sie über die Leute im Feldhause gegen Herrn von Günther geäußert hatte, mochte im Ganzen nicht Unrecht haben. Demungeachtet blieb dennoch wahr, was Elisabeth im schönen Mitleid ihres edlen Gemüths dem Diener zu Herzen geführt hatte. Wieviel sittliches Elend wäre in der Welt durch werththätige Nächstenhilfe zu verhüten!

Günther war heimgekehrt und hatte dem Mahle das ihm Frau Wohlgemuth bereitet, Ehre angethan — nach dem Gaste, mit welchem er sie bedroht, hatte sie, da er zum Stück allein zurückgekehrt war, nicht weiter gefragt und Günther sich auch nicht über seine Begegnung mit dem Afrikaner ausgesprochen. Ihn beschäftigte aber wirklich der Gedanke, dem alten Burschen ein Unterkommen, wenigstens für sich, zu schaffen, die Familie, als unliebfames Anhängsel, kümmerte ihn nicht. Was er für sich selbst bis jetzt, seit dem allmäligen Verfall seiner geordneten Verhältnisse, nicht hatte bewirken können: eine feste und gesicherte Stellung, das wollte er einem Andern bereiten! Ihm schwebte sogar die Möglichkeit vor, für ihn und sich zugleich zu sorgen, denn er war unerschöpflich in Plänen, von denen er, wenn einer oder der andere verunglücken sollte, immer noch einige in „Reserve“ hielt, wie er sich ausdrückte, welche dann frisch in's Feuer rücken mußten, um die Geschlagenen abzulösen. So hatte er, als er Wippstadt zur „Basis seiner Operationen“ ausersuchen hatte, zuerst freilich — und wir müssen zu seiner Ehre hinzufügen, nicht blos aus schändem Eigennutz — die Absicht gehabt, seine alten Beziehungen zu Fräulein von Alenau wieder anzuknüpfen, zugleich aber war ihm eingefallen, daß in der Nähe von Wippstadt ein alter Regimentskamerad, welcher schon früher den Abschied genommen hatte, auf seinem Gute lebe, er hatte gehört, daß er noch unverheirathet sei und kannte seine unverwundliche Gutherzigkeit: bei ihm fand er ohne allen Zweifel eine freundliche Aufnahme, wenn Beide auch im Regiment nicht in nähern Verhältnissen, als der gewöhnlichen Kameradschaft gestanden hatten. Dort konnte er abwarten! So dachte er auch jetzt noch, denn er hatte, nachdem der erste demüthigende Eindruck seiner verfehlten Unternehmung verwunden war, wieder

neue Hoffnung gefaßt, daß es ihm dennoch gelingen werde, gleichviel auf welche Weise, das alte Fräulein, wie er Elisabeth jetzt hartnäckig nannte, zu seinen Gunsten zu stimmen. Sie hatte ihn ja einst so rasend geliebt, Frauenherzen halten das fest. Bei seiner Begegnung mit dem alten Afrikaner, dessen Dankbarkeit für eine ganz gewöhnliche That, die eigentlich mehr eine Reiterlust am Dreinhauen, als eine vorsätzliche Menschenrettung gewesen, ihn gerührt hatte, war er auf den Gedanken gefallen, ob er nicht auch dem armen Teufel bei seinem ehemaligen Kameraden in Sternau, so hieß sein Gut, eine Freistadt verschaffen könne: auf dem Lande, was kann daran gelegen sein ihm irgend eine Hütte, immer besser als das verrufene Feldhaus, einzuräumen und ein Fleckchen Acker dazu, damit der Alte seine Kartoffeln bauen könne? Günther war damit noch vor Abend fertig und beschloß, am andern Morgen gleich nach Sternau hinaus zu gehen: der Sicherheit wegen erkundigte er sich aber nochmals bei der Wirthin, ob Herr von Raab auch wirklich, wie er gehört hatte, unverheirathet sei, denn er war zu welt-erfahren, um nicht die Abneigung aller Ehefrauen vor Jugendbekannten ihrer Männer, besonders vor ältern Junggesellen, den wahren Ehefeindeln ihrer verheiratheten Freunde, zu kennen.

„Der Herr Baron von Raab hat nicht geheirathet,“ antwortete die Wirthin auf Günthers Frage. „Es ist Schade um ihn — er hätte wohl überall anklopfen können!“

„Nun, schöne Frau, warum Schade? Ich finde es vernünftig, daß, wer nicht heirathen muß, lieber seine Freiheit behält.“

Die Wirthin zuckte die Achseln, sah ihn mit einem Blicke an, der fast geringschätzig war und ließ sich auf keine weitem Erörterungen über diesen Gegenstand mit ihm ein. Er fragte noch, wie weit Sternau sei und ob man den Weg verfehlen könne, behauptete dabei, ein Freund von Fußwanderungen zu sein und schlug den Wagen des Wirths, der ihm zur Verfügung gestellt wurde, aus. In seinem Innern regte sich aber der Ingrimm, daß er genöthigt sei, zu so erbärmlichen Lügen seine Zuflucht zu nehmen und dieser Groll kehrte sich wieder gegen „das alte Fräulein,“ dessen Sprödigkeit ihn ganz unnützer Weise in seiner schlimmen Lage festhielt. „Sie soll mir Abbitte thun, auf Knien!“ war sein letzter Gedanke, als er sich Abends zu Bett legte.

Am andern Morgen ziemlich spät aufgestanden, führte er dann seinen Vorsatz aus. Er war in früherer

Zeit, als er noch hier in Ornißon stand, ein einziges Mal in Sternau gewesen wo damals noch der Vater des jetzigen Besitzers, ein alter Sonderling, lebte; doch hatte er durchaus keine Erinnerung davon bewahrt. Nur eine Meile sollte das Gut von der Stadt entfernt sein, im schlimmsten Falle stand ihm also eine Wanderung von zwei Stunden bevor, die er schon überstehen konnte. Der Morgen war klar und schön, noch waltete die Frische, welche dem gestrigen Gewitter gefolgt war, in der Natur und Günther schritt mit rüstigem Gange durch die Vorstadt hinaus, durch die Felder dem Walde zu, in welchem er nach der Anweisung der Wirthin bald einen Fußsteig finden sollte, um bedeutend eher als auf der Fahrstraße nach Sternau zu gelangen.

Drüben lag das Feldhaus, er sah in der Richtung dorthin den Wachholderstrauch, hinter welchem gestern plötzlich der gewesene Zephyr in echt afrikanischer Kriegswaise vor ihm aufgesprungen war. Hinüber zu gehen und ihn in seiner Baracke aufzusuchen, fühlte er keine Lust: die fünf Kinder, unter denen er sich immer ein winnelndes Naxennest vorstellte, hielten ihn davon ab. Er bedachte nicht, wie viel Zeit vergangen war, seit der verarmte Tuchmachermeister diese Kinder mit ihrer Mutter gewissenlos verlassen hatte. Als er einen letzten Blick nach dem wüsten Hause warf, bemerkte er ein weibliches Wesen, das auf dem Schutthaufen neben dem Gemäuer wie eine Schildwache stand, sich die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen schirmte und nach ihm auszuschaun schien: die Entfernung war zu groß, um ihre Züge zu erkennen, sonst würde ihn deren Schönheit vielleicht angelockt haben. Er hielt sie aber für die glückliche Gattin seines Afrikaners, Mutter von fünf Kindern, und ging pfeifend seines Weges.

Im Walde war es wunderbar schön — jetzt erst entsann er sich, daß er oft durch diese prächtige Buchenhalle geritten war, nicht grade nach Sternau, wo ihm die Aufnahme bei dem alten Geizhals die Wiederholung des Besuchs verleidet hatte, wohl aber nach einem viel weiter gelegenen Forsthaufe, in welchem damals ein junger Better von Elisabeth, Jagdjunker eines benachbarten Fürsten, sich des praktischen Forstdienstes befleißigte. Auch an diesen Better hatte er nicht mehr gedacht, was mochte aus ihm geworden sein? Oberforstmeister, vielleicht Jägermeister seines weiblichen Herrn, jedenfalls verheirathet mit einer Hofdame — eine Seidenhasenexistenz führend, während er, der Soldat, welcher einst auf den unbedeutenden, etwas süßlichen Cousin von seinem Rosse stolz herabsah, jetzt bescheiden

in forcirter Liebhaberei für Fußpromenaden den alten Weg, den er einst im saufenden Galopp zurückgelegt, langsam dahin pilgerte. Doch entschlug er sich dieser verdrießlichen Parallele und gab sich eine Weile mit offenen Sinnen dem wohlthuenden Eindrucke hin, welchen die anmuthige Scenerie des Waldes, vom Sonnengolde durchleuchtet, im wechselnden Lichterspiel auf ihn machte.

Zur Linken zeigte sich jetzt der Fußsteig, auf welchen ihn die Wirthin aufmerksam gemacht hatte. Derselbe war stark ausgetreten und sollte auch in der Tiefe des Waldes nicht zu verfehlen sein, wenn man sich nur immer — hier stiegen aber schon Zweifel in Günther auf, ob sie rechts oder links gesagt, daß man sich halten solle. Als sich nun die erste Spaltung des Pfades in zwei auseinander gehende Zweige zeigte, schlug er auf gut Glück den linken ein, welcher ihm der betretenste zu sein schien. Der Wald wurde immer dichter, einzelne Fichten mit tiefhängenden Zweigen drängten sich zwischen die Buchen ein und bildeten in den Baumgruppen wirksame Contraste — hier und da öffnete sich dem Blicke eine Durchsicht auf kleine Waldwiesen, die von der Sonne hell beschienen, im smaragdnen Glanze leuchteten; Vögel sangen in den Zweigen, zuweilen rauschte es im Gebüsch dahin, und der Wanderer konnte ein flüchtiges Wild bemerken, welches er aus seinem Lager aufgeschreckt hatte. Das war nun Alles sehr schön und hätte er die Gewißheit gehabt, daß der Pfad, der immer unscheinbarer wurde, ihn unfehlbar dennoch nach Sternau bringen müsse, so würde er sich dieser „Waldeinsamkeit,“ die einem Tieck'schen Märchen entnommen schien, gefreut haben. Aber die Zeit seiner Wanderung kam ihm bereits so lang vor, daß er sich der Besorgniß, irre gegangen zu sein, nicht mehr verschließen konnte. Umkehren? Vor jeder Umkehr auf seinen Wegen hatte er von jeher einen Abscheu — in jeder Beziehung! So schritt er auch hier weiter — irgend wohin mußte ja dieser Fußsteig auch führen, es wäre ja eine Heintücke gewesen, wenn er plötzlich mitten in der Wildniß bei irgend einem Klusterschlage oder einem Kohlenmeiler sein Ende gefunden hätte.

Da war es ihm, als er rasch seinen Weg verfolgte, als habe er Stimmen gehört; er stand still und lauschte. Wirklich vernahm er jetzt in geringer Entfernung seitwärts ein Gelächter, gleich darauf einen Fluch und einen schallenden Schlag, der frappant einer Ohrfeige glich, und nun zwei zankende Stimmen von Menschen, die sich offenbar balgten. Er brach sich Bahn durch das Gebüsch und erblickte zwei junge Burschen, die in großer Erbitterung mit einander rangen

und ihn nicht eher bemerkten, als bis der Eine den Andern in das Niedgras geworfen hatte. Da erst bemerkten sie den Fremden, welcher aber schon mit umherprühendem Auge wahrgenommen hatte, daß nicht weit von ihnen ein frisch geschossenes Reh auf dem Boden lag — sie mußten es von weit her gebracht haben, daß er den Knall des Schusses nicht gehört hatte.

Als sie den Fremden gewahrten, stießen Beide wiederum einen lauten Fluch aus, der Niedergeworfene sprang rasch auf, sein Sieger hatte aber schon ein Schießgewehr ergriffen, das im Grase lag, und schlug auf den Unberufenen an, der ihre Waid- und Kauf- lust gestört hatte. Günther sah auf zwanzig Schritt in die schwarzen Mündungen des Doppelgewehres — aber Furcht kannte er nicht, er hatte schon einem viel sicherern Tode in den wilden Kämpfen mit den Söhnen des Atlas in das Auge geblickt. „Abfegen!“ commandirte er lachend. „Keinen dummen Spaß treiben! Ich bin kein Gendarm und auch kein Förster! Wohl bekomm's euch, heillose Burschen! Sagt mir nur, ob ich hier nach Sternau komme.“

Der Raubschütz — denn was konnten die jungen Menschen anders sein? — setzte sein Gewehr ab und sah den Fremden, der so kaltblütig geblieben war, verdutzt an. — „Hast nicht einmal den Hahn gespannt!“ rief dieser, von Neuem lachend. „Wenn ich Dir nun wirklich zu Leibe gegangen wäre, wie hättest Du losdrücken können? Laß aber nur gut sein und sage mir, ob der Fußsteig drüben nach Sternau geht.“

„Ja, aber der rechte ist's nicht, der geht jenseit der Wiesen — dieser ist weiter!“ erwiderte der Zweite von Beiden, der nun auch näher getreten war, da der fremde Mann keine feindselige Absicht zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Silhouetten und Reliquien.) Diesen Titel führt ein neu- lich bei Kober und Markgraf in Prag erschienenenes Buch des bekannten ungarischen Patrioten K. M. Kertbeny, der auf jede Weise der Herrschaft des Magyarenthums vorzuarbeiten und ihr zu dienen sucht. Das vorliegende Product seiner Muse hat freilich den letztern Zweck nicht, es enthält im Gegentheil eine Reihe von Erinnerungen an berühmte Männer, Literaten, Politiker

und anderen Berufs, die mit dem Verfasser in irgend einer Weise einmal zusammengetroffen sind, und deren Gedächtniß er hier zunächst zu Nutz und Frommen einer Freundin in Frankfurt a. M. zusammenstellt, weil er es ihr versprochen, dann auch zur Bequemlichkeit anderer Leser, für die er seine Erinnerungen von Interesse glaubt. Und darin hat er gewiß Recht. Die Galerie von Zeitgenossen, die der Verfasser hier zusammengestellt hat, ist ziemlich zahlreich und interessant ist es schon, sich darin etwas umzusehen, denn man trifft darin auch Namen von allgemeiner Bedeutung, denen man nicht gern ausweicht, wenn es gilt mit ihnen näher bekannt zu werden. Es sei uns gestattet, einige dieser Namen heraus zu greifen.

Wenn wir sagten, der Verfasser habe in seinen „Silhouetten und Reliquien“ die Propaganda für den Magyarisismus unterlassen, so ist dies nur zum Theil wahr, denn gleich der erste Mann, dessen Kertbeny (wahrscheinlich von deutscher Abkunft, denn er nennt seinen Bruder Bentler, welches Wort offenbar magyarisirt wurde) sich erinnert, giebt ihm Anlaß, seinem Haß gegen deutsche Gelehrsamkeit wieder Lust zu machen. Er erzählt nämlich Folgendes: „Im Herbst 1848, während das deutsche Parlament daselbst tagte, besuchte ich in Frankfurt am Main öfter die Table d'hôte im „Landsberg“, wo, glaubte ich, die Linke sich zu versammeln pflegte. Einige Mal kam ich dort unversehens neben einen nicht sehr großen alten Herrn zu sitzen, der kurzes weißes Haar hatte, einen deutschen einreihigen schwarzen Rock trug, welcher bis an's Kinn zugedröpft und mit einem stehenden Kragen versehen war, darunter ein weißes Halstuch hervorguckte. Ich wußte sehr gut, daß mein von all den Uebrigen geehrter Nachbar der berühmte E. M. Arndt war und das allgemein verbreitete Portrait nach einer Photographie ist in der That sehr ähnlich. Ich vermied es aber absichtlich, mit dem Gefeierten in Berührung zu kommen, denn der Mann genirte mich durch ein auch nicht secundenlang innehaltendes, monotones Reden, das seiner Natur, wie meist auch seinem Inhalt nach, unbedingt „Geschwäg“ genannt werden mußte.“ Und daran knüpft der Verfasser eine so donnernde Philippica gegen die „deutschen Patrioten“, daß der Leser sich verwundert fragt, ob denn unsere Zeit nichts Schlimmeres erzeugt haben sollte und ob denn der zur Opposition aufgeblasene Magyarisismus wohl etwas Besseres sei als eben der Germanismus, wenn er für seine Existenz zu kämpfen gezwungen wird.

Doch wir wiederholen gern, daß solche Auswüchse zu den Seltenheiten in dem genannten Buche gehören und es eine Fülle von Schilderungen und Anekdoten von dem höchsten Interesse enthält. Zum Beispiel die Begegnung des Verfassers mit dem wegen seiner Blutrurtheile seiner Zeit gefürchteten F. M. v. Haynau, mit Heinrich Heine in Paris, mit dem berühmten Orientalen Hammer Purgstall u. A., werden gewiß von Jedem, dem das Buch in die Hand fällt, mit lebhaftem Danke entgegen genommen werden. Ueber die erste Begegnung schreibt der Verfasser Folgendes: „Im Sommer 1851, an einem heißen Nachmittage, suchte ich vor der Hitze Schutz unter dem Zelte des „Café Peidenfrost“ auf dem Mehlmarke in Wien. Ich setzte

mich hinter die Oleanderkübel vor dem Kaffeehause, beehrte schwarzen Kaffee, — das einzig sichere Abkühlungsmittel, wie ich es im Süden oft erfahren — nahm die „A. Allgemeine Zeitung“ zur Hand und las eifrig darin. Ich bemerkte daher durchaus nicht, ob noch Jemand neben mir saß oder nicht. Plötzlich höre ich neben mir eine Stimme im breitesten Wiener Dialekt fragen: „So, was schreibt denn die Augsbürgerin von Gray aus? Da hat grad Auer so was vorgelesen.“ Ich wendete mich nach rechts, nicht bloß erstaunt, auch in der Stimmung, auf den Frager möglichst determinirt herabzublicken, um ein weiteres Gespräch von vornherein abzuschneiden. Ich weiß aber nicht — denn ich erkannte den Mann nicht sogleich — weshalb ich unversehens, wenn nicht zuvorkommend, doch kühl höflich wurde, zugleich auch mich etwas unbehaglich fühlte, als ich zwei stehende, starre Augen auf mich gerichtet sah. Der Fragende trug ein Civil-Sommer-Costüm, complett von ungebleichtem Segeltuch, war ein schon ziemlich alter Mann von stark eingefallenen Zügen, tief liegenden Augenhöhlen, und fiel besonders durch einen abnorm großen und langen halbblonden, halb schon grauen Schnurrbart auf. Ich gab dem Unbekannten unwillkürlich dienstfertig die Allg. Ztg. hin, in der ich eben las, und während er hastig darin herum suchte, glogte ich ihn immer an, da das Gesicht mir so auffallend bekannt vorkam, ich aber nicht mich entsinnen konnte, wo ich es schon gesehen haben konnte. — Er gab mir das Journal zurück und fragte: „Sind Sie a Wiener?“ — „Nein, ein Ungar,“ erwiderte ich. „Wie, an Ungar? Sind Sie auch amnestirt?“ fügte der mir Unbekannte zugleich hastig hinzu. „Ich war seit sechs Jahren nicht in Ungarn und Oesterreich,“ entgegnete ich, „und habe mich nun freiwillig dem Kriegsgerichte zur Purification gestellt, bloß um mein Heimathsrecht nicht zu verlieren. Weitres hatte ich mit Gerichten nichts zu thun.“ — „Das war ganz g'scheid!“ meinte mein Nachbar; „ich hab auch g'nug amnestirt, denn ich hab den Ungarn eigentlich recht gern und gestraft sein's so schon g'nug,“ setzte er aufseufzend hinzu. Mir wurde bei dieser Rede, ich weiß nicht wie zu Muthe. Ich schaute den Mann nochmals an, mir dämmerte so etwas wie ein Erkennen, da sprach er so obenhin die Fragen: „Da Se im Ausland g'wesen, hab'n Se mi' wohl gar noch nit g'sehn? Se kennen mi' wohl gar nit? I bin der Feldmarischall-Lieutenant, Baron von Haynau. . . Wie heißen denn Se?“ Ich muß gestehen, ich fuhr bei diesen Worten etwas zusammen. Man wird mir erlassen, den Ruf anzudeuten, den damals im In- und Auslande dieser Name hatte. Mich persönlich verführte dieses Begegniß um so mehr, da einer meiner nächsten Verwandten, durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, durch Haynau zuletzt amnestirt worden war, nachdem die Mutter dem General zu Füßen gefallen, was diese Frau mir eben einige Zeit vorher mit all der Ausführlichkeit der Erinnerung überstandener Mutterangst erzählt hatte, vielfach hinzusetzend: „und dann nahm mich der General theilnahmvolli bei beiden Händen, drückte sie und versicherte mir wiederholt, ich möge nur ruhig sein, er werde meinen Sohn amnestiren und dabei standen ihm die hellen Thränen in den Augen.“ Dieser Bericht lautete nun

freilich anders als so viele andere, die ich gehört und gelesen. Ich nannte mich also und fügte hinzu, daß ich einen Verwandten habe, dessen Leben, wie ich vernommen, wir ebenfalls der Gnade Sr. Excellenz verdanken, er möge mir daher erlauben die durch Zufall herbeigeführte Gelegenheit benutzen zu dürfen, um ihm auch meinen Dank dafür auszusprechen. Der General schien sehr geschmeichelt durch die Dankagung, wußte sich aber merkwürdigerweise kaum so recht auf den Namen und die Sache des Begnadigten zu entsinnen. — r.

(Haremsgeschichten. — Der Bazar in Konstantinopel und der Sultan.) Aus dem interessanten Buch von Dr. Hamur: „Südöstliche Steppen und Städte“, dem wir die Schilderung von Sulina entnahmen, theilen wir noch Nachstehendes mit: Wem es an Empfehlungen mangelt, oder wer sie nicht benutzen, also den Abend nicht in irgend einer besfreundeten Familie zubringen kann oder will, der kommt in Konstantinopel in Verlegenheit, was er damit anfangen soll. Ausflüge zu machen, ist für den Europäer immer gefährlich; nach Sonnenuntergang darf er sich weder in Stambul, noch in Galata ohne die gehörige Begleitung und Vorsicht umherzutreiben wagen; man kennt ja die vielen Geschichten von vorwichtigen Fremden, welche spurlos in der ungeheuren Stadt verschwunden sind. Namentlich lasse der deutsche Jüngling in Konstantinopel die Romantik so viel wie möglich zu Hause; er denke nicht an gazellenäugige Odalisten, die hinter irgend einem Gitter hervor ihm einen Selam zuwerfen; er hüte sich vor jeder Anerbietung, die ihm gemacht wird, ihn in das Innere des Türkenhauses, den Harem, zu bringen; er kann versichert sein, daß dies eine Schlinge ist; dem Franken ist es ganz unmöglich, dahin zu dringen; nur dem Arzt glückt es ausnahmsweise. Wir boten unserem Cicerone, der schon mehrere Jahre in Konstantinopel lebte und daselbst sehr bekannt zu sein schien, bloß um ihn zu versuchen, eine sehr beträchtliche Summe, wenn er uns in Abwesenheit der Bewohnerinnen in ein türkisches Frauengemach führen wolle, aber sehr ernst erklärte er dies für ganz unausführbar und wußte eine solche Menge von allerliebsten Mordgeschichten zur Warnung aufzutischen, daß wir nicht weiter in ihn drangen. Ich erinnere mich bloß noch an eine seiner Erzählungen. Während des Krimkrieges lagen bekanntlich mehrere französische Kriegsschiffe im Bosphorus. Ein Lieutenant von einem derselben hatte sich trotz des Verbotes mehrere Male das Vergnügen erlaubt, in einer schönen Nacht vom Schiffe aus an die nahe asiatische Küste zu schwimmen und auf Gerathewohl vor einem beliebigen Kiosk Serenaden zu bringen; dieser gehörte zum Palais des Osmin Pascha, welcher gerade in Syrien abwesend war; ein Theil seiner Weiber hatte den nächtlichen Sänger gehört, Langeweile und Neugier thaten das Ihrige, kurz es entspann sich eine merkwürdige Liebesgeschichte, die sich von den gewöhnlichen dadurch unterschied, daß ein Duzend, wo nicht mehr, schöner Frauen mit dem Lieutenant in die weite Welt zu fliehen sich bereit erklärten. Obgleich er einige seiner Kameraden mit in das Geheimniß gezogen hatte, wollte doch keiner derselben das gefährliche Abenteuer über eine gewisse Grenze hinaus verfolgen; der Lieutenant jedoch, wahrscheinlich um in Paris da-

mit prahlen zu können, beschloß eine der Schönen zu entführen und es glückte ihm dies auch in der That, trotzdem er sich eine schwere Ahndung zuzog, als die Verborgene mitten auf dem hohen Meer in dem Kriegsschiff entdeckt ward. Leider war sie die Favoritin Osmin Pascha's; dieser schnaubte innerlich Rache, äußerlich spielte er den verzeihenden Liebhaber. Er wandte sich an seinen Gesandten, dieser bot Himmel und Hölle auf; was war in Paris ein Lieutenant oder eine Odaliske, gegenüber den mit Blut getauften Freundschaftsbeziehungen! Osmin Pascha erhielt sein Lieblingsweib zurück und die böse Welt erzählt sogar, der Lieutenant sei sehr froh gewesen, als sie ihm wieder abgenommen worden. Aber schon am nächsten Tage nach ihrer Zurückkunft verbreitete sich in ganz Dgenghellioei die Nachricht, sie sei gestorben, und Jederman wußte zugleich, warum und wie sie gestorben sei. Der leberne Sach ist heute noch Haremswächter, wie vor Zeiten; in der Türkei muß man vergessen, daß man sich noch in Europa befindet, und wie viele Jahrhunderte seit dem Fall des griechischen Kaiserthums vorübergegangen sind! —

Der große Bazar ist jedenfalls der merkwürdigste Theil Konstantinopels. Er ist ein ungeheures Gebäude aus lauter gewölbten Bogengängen, längs deren kleine dunkle Kämmerchen die Magazine bilden; die Waaren sind in den Galerien selbst ausgelegt und ganze Reihen von Buden schließen sich an den Ausgängen noch daran, wie denn überhaupt dieser Stadttheil den Mittelpunkt des Kleinverkehrs in Stambul bildet. Alle Erzeugnisse der Welt sind hier vereinigt; es giebt Nichts, was man nicht fände. Am interessantesten sind die Waffenläden und Antiquare. In ersteren trifft man jetzt vorzugsweise belgische und deutsche Fabrikate; die kostbaren alten Waffen muß man bei den letzteren suchen. Ein russischer Gesandtschaftssecretär, welcher schon viele größere Ankäufe besorgt hatte, war so freundlich gewesen, uns zu begleiten, wir wurden daher überall mit Auszeichnung empfangen und die kostbaren Schätze vor uns ausgelegt: Persische Goldstickereien und Spitzen, turkische Rüstungen, mit wundervollen goldeingelegten Stahlhelmen, Panzern und Schienen; scherkessische Kettenhemden, echte Damascenerlingen — für einen solchen Säbel wurden 30,000 Francs verlangt — Schnitzereien in Sandelholz, Straußeneiern, Cocoonüssen; Rosenkränze und Gehänge von Bernstein, türkische Gold- und Silbermünzen zu Arm- und Halschmuck zusammengefügt; Teppiche aus Karakistan, indische Schwale — eine Masse von Reichthümern in engem Raum zusammengedrängt. Da findet man so vieles Wünschenswerthe, daß man sich beim besten Willen kaum zu hüten vermag. Ehe ich nur daran dachte, war ich im Handel um einen prächtigen persischen Handschar; der Alterthümer forderte dafür 120 Francs — denn man rechnet schon allgemein nach französischem Gelde — und schwur bei dem Haupt seiner Väter und Großväter, daß er dafür geschenkt sei, da er ihn mehr als das Doppelte gekostet habe; Antonio flüsterete mir in's Ohr: „Die Hälfte.“ Ich aber, um meiner Sache recht sicher zu sein, bot 40 Francs. Es war mir gleich leid, denn der Mann gebardete sich, als habe ich ihm einen Schimpf angethan, an welchem noch seine Krenkel tragen würden, und vergrub die lodende

Waffe sofort tief unter einem Haufen alten Gerümpels. Mittlerweile war mein Gefährte, der sich streng vorgenommen hatte, mit keinerlei Tand sich zu behängen, schon in den Besitz eines goldgestickten, persischen Tabaksbeutels — er rauchte nota bene niemals — einiger Armbänder, Rosenkränze und anderer niedlichen Dinge gelangt. Froh, los zu kommen, zog ich ihn nach dem Ausgang; da war auf einmal der Handschar wieder vor meinen Augen und der Mann frug mit der gewinnendsten Uebersetzung: „Achtzig?“ Nein. „Siebenzig? Sechszig? Fünfzig?“ Nein. Ich war aber noch nicht auf der Schwelle, so besaß ich die Klinge und er zwei Napoleons. Fromme Segenswünsche begleiteten uns. Aber sie schienen so wenig hier zu gelten, wie die Schwüre der Gerechten. Als ob sich das Gerücht verbreitet hätte, Nothschild habe uns abgesandt, um den Bazar von Konstantinopel auszukaufen, so wurden wir in der Gasse desselben wieder empfangen. Eine Menge von hungernden Tageelben, lauter Juden und Griechen, umdrängte uns, faßte uns an den Rockschößen, suchte uns dahin, dorthin zu zerren, ein Geschrei und Geklapper, um verrückt zu werden, Jeder wollte uns führen, Jeder uns etwas ausschwatzen, Jeder etwas tragen oder helfen. Trotz der energischsten Grobheiten in Worten und Gebärden wurden wir die Kerle nicht los, sie zogen unaufhörlich hinter uns drein und vergällten uns jede Betrachtung. Was soll man machen, wenn man solch' einem schmierigen Gesellen die Faust unter die Nase hält und er beugt sich zur Entgegnung demüthig herab um den Rockzipfel zu küssen? Unter den vielen Magazinen nehmen diejenigen der Schuhwaaren in Glanz und Pracht ihrer Producte eine der ersten Stellen ein. Diese gold- und silbergestickten Pantoffeln sind so verführerisch, daß Einem auf der Stelle irgend ein Liebes in der Heimath einfällt, dem man mit solchem niedlichen Wunder eine große Freude bereiten könnte; wir kauften auch Pantoffeln. Unverzeihlich wäre es gewesen, ohne einen echten Fes von ihnen zu scheiden; wir kauften auch Fes. Dann waren die Juden der Parfumeure mit den Wohlgerüchen Indiens, Persiens und Arabiens gar zu anlockend; da waren echtestes Rosenöl, Ambra, Moschusbeutel, Melkabaliam, Sandelholz, Aloë und Myrrhen; auch hier kamen wir in den Besitz orientalisches dastender Rosenkränze und Räucherwerke — nun aber war es genug und wir bezgaben uns auf die Flucht.

Endlich wirbelte die Trommel, im nächsten Augenblick stand auf dem freien Platz vor der kaiserlichen Gewehrfabrik ein Regiment in Parade, und zwar in einer Haltung und mit einer Präcision, welche der größten Civilisation keine Schande gemacht haben würde; das Gleiche war der Fall bei den Gewehrgriffen; Alles ging auf einen Schlag; man mußte Respect davor bekommen. Die Soldaten sahen vortreflich aus, Alle in blauem preussischem Waffenrock, weißen Pantalons und den rothen Fes auf dem Kopf; sie trugen sämmtlich Percussionsgewehre. Jetzt rauschte die türkische Musik, in welcher der mit Rosschweifen verzierte Schellenbaum noch eine große Rolle spielt. Eine Anzahl von Paschas sprengte vor in reichen goldgestickten Uniformen,

sie sprangen von den Pferden, welche harrende Diener übernahmen und schritten in der breiten Gasse zwischen Soldaten und Zuschauern dem Sultan entgegen. Dieser kam auf einem milchweißen persischen Pferd mit gelben Mähnen und Schweif, das von zwei Negern geführt wurde, langsam daher geritten; er saß vorgebeugt, jeder Zoll ein kranker Mann, ein eingefalenes hageres Gesicht mit matten dunklen Augen, ziemlich weißem Teint, umrahmt von einem dunkelbraunen kurzgeschorenen Vollbart. Er trug den Fes, eine einfache dunkelblaue Uniform mit einem Stern auf der Brust und einen langen schwarzen Mantel trotz der Sonnengluth. Zu beiden Seiten längs des Spaliers der Menge schritt eine Negerwache mit blanken Säbeln, hinter dem Sultan ritten riesige Eunuchen und ein großes Gefolge von Würdenträgern des Hofes. Eine Schwadron circassischer Lanzenreiter bildete den Schluß der Procession. Die Paschas und Minister, sechs oder acht an der Zahl, schritten inmitten der Gasse dem Großherrn entgegen und verbeugten sich tief vor ihm, indem sie die Hand auf den Mund und sodann auf die Brust legten; er grüßte mit einem huldvollen Nicken. Sogleich schwangen sich die Paschas wieder auf ihre Pferde, schlossen sich unmittelbar dem Sultan an und ritten mit ihm in den umgitterten Hofraum seiner Lieblingsmoschee. Das Volk benutzt diese Processionen zum Anbringen von Bittschriften. Zu dem Ende stellt sich der Bittende in die vorderste Reihe, wo ihm Jedermann gern Platz macht und hält die in dem langen türkischen Format geschriebene, mit einem Stück weißer Seide oder Musselin umwickelte Schrift fortwährend hoch in die Höhe. Sobald der Großherr an ihm vorüber kommt, wirft er sich mit dem Angesicht zur Erde nieder, hält aber dabei seine Petition immer hoch über dem Kopf empor. Als bald tritt ein Offizier aus dem Gefolge auf ihn zu und nimmt ihm dieselbe ab. Kein Einziger der Hülfsuchenden wird vergessen oder übergangen.

(Glücklicher Einfall.) Der verstorbene Marschall Bosquet diente, als er noch Artilleriecapitain war, in Algerien unter dem Generalgouverneur Marschall Bugeaud, welcher den damals noch jungen Offizier nicht recht leiden konnte, weil dieser nicht alle Maßregeln seines Vorgesetzten billigte und sich nicht scheute dies offen auszusprechen. Er wurde deshalb auch beim Avancement mehrmals übergangen, obwohl er sich bei einigen Gelegenheiten glänzend ausgezeichnet hatte. Eine geistreiche Bemerkung sollte ihm die ganze Gunst seines Chefs wiedergewinnen. Als auf einem Ballé der junge Capitain sich dem Marschall näherte, um ihn zu begrüßen, wendete sich dieser vor den Augen von zwanzig Personen plötzlich um undehrte ihm den Rücken zu. — „Herr Marschall,“ sagte Bosquet, „ich glaubte bisher, Sie rechneten mich zu Ihren Gegnern; diesen Augenblick bemerke ich zu meiner Freude, daß dem nicht so ist.“ — „Wie so, Herr Capitain?“ — „Weil Sie nicht gewohnt sind, dem Feinde den Rücken zuzukehren.“ — Der Marschall reichte dem Capitain augenblicklich die Hand, schüttelte sie ihm mit Herzlichkeit und vierzehn Tage darauf war Bosquet Bataillonschef.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfische 6 Tblr.,
mit Stabfischen 8 Tblr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernhard von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Will mich Einer hinführen?“ fragte Günther.

Beide sahen sich an und dann das Reh. „O ja, ich will,“ sagte der Zweite. „Wenn Sie mir ein gutes Trinkgeld geben.“

„Pränumerando nicht, aber Du sollst es haben. Seid ihr Brüder? Nun, euer Handwerk ist gefährlich, nehmt euch in Acht.“

„Das thun wir schon!“ erwiderte der Erste, vertraulicher geworden. „Wenn ich auch nicht gespannt hatte — das wäre bald nachgeholt gewesen. — Bleib nicht zu lange, Fritz!“ rief er noch seinem Bruder nach, als dieser sich mit Günther in Marsch setzte. „Ich werde beim Schleifer auf Dich warten.“

Als der fremde Herr mit seinem Boten im Gebüsch verschwunden war, lud sich der Zurückgebliebene das Reh auf die Schultern und ging ohne Weg und Steg nach Merkmalen, die er genau kannte, durch den Wald, wobei er doch von Zeit zu Zeit stehen blieb, um zu horchen. Da hörte er in einiger Entfernung ein leises Pfeifen in vier kurz abgestoßenen Tönen, das er sogleich erwiderte und nun rascher die

Richtung nahm, aus welcher der Schall gekommen war. Kurz darauf stieß er mit einem ältern Manne zusammen, dessen braunrothes Gesicht ihm durch die Büsche entgegenlachte.

„Recht so, Junge!“ rief ihm dieser zu. „Hast das Signal schon gut gelernt, würdest mir als Rekrut Ehre machen! Es heißt: En avant! Merke Dir das. Unsere Offiziere hatten kleine Pfeifen, womit sie bei Wind und heftigem Feuer, wenn die Clairs nicht durchdringen konnten, Signale gaben. Wo ist der Fritz? Doch nicht auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und der camarade de combat hat ihn im Stich gelassen?“

„Der Fritz führt einen fremden Herrn, der uns begegnete, nach Sternau; er wird aber zum Schleifer kommen.“

„Auch gut. Der Wildhändler wartet schon dort. Was war das für ein fremder Herr, wie sah er aus?“

5.

Günther hatte sich unterwegs mit dem jungen Menschen, der ihm sehr gefiel, in ein Gespräch eingelassen und bald erfahren, daß er den Söhnen seines Afrikaners begegnet war.

„Und Euch nennt er noch Kinder?“ rief er verwundert. „Sind die andern Drei eben so groß?“

Fritz nahm das wörtlich und erwiderte, daß nur die älteste Schwester eben so groß sei, die Zwillinge aber kleiner. „Und wie alt sind diese interessanten

Zwillinge?“ fragte Günther. „Siebzehn Jahr! Das lasse ich mir gefallen! Seht Ihr Euch ähnlich?“

Der Bursch verneinte das und Günther schüttelte den Kopf. „Schade!“ sagte er, indem er den bildschönen jungen Menschen noch einmal musterte. Dann fragte er ihn weiter nach den Verhältnissen der Familie aus, wobei er freilich traurige Dinge hörte; die Noth war groß und hatte die Brüder offenbar zu dem gesetzklosen Thun getrieben, bei welchem er sie im Walde überrascht hatte. Auch schien die Freude über die Heimkehr des Vaters nur mäßig gewesen zu sein.

„Wenn er in Californien gewesen wäre und recht viel Geld mitgebracht hätte!“ sagte der Sohn.

„Californien!“ rief Günther. „Es ist erstaunlich, wie die Bildung reisend um sich greift! Wißt Ihr auch schon von Californien und seinen Goldgräbern? Mein armer Kerl, dort kommt auf Hundert, welche elendiglich verderben, ein Einziger, der etwa glücklich seinen Schatz in Sicherheit bringt. Dein Vater hat für Geld Ehre mitgebracht!“

Der Sohn lachte und antwortete mit einem Volkswitz, den Günther nicht kannte, der ihm aber eine Parodie auf Fallstaffs berühmte Auslassung über die Ehre schien. Im Weitergehen dachte er wieder an seinen Plan, dem alten Waffengefährten ein sorgenfreies Unterkommen in Sternau zu verschaffen; seit er aber gehört, daß die Familie aus sieben vollständig ausgewachsenen Köpfen bestand, war seine Hoffnung sehr geschwunden; fünf arme kleine Kinder hätten den guten Raab, der immer etwas zur Sentimentalität neigte, vielleicht gerührt, aber diese beiden Wittdiebe und noch drei gewiß nicht moralisch zu empfehlende Schwestern im blühendsten Alter!

„Dort liegt Sternau!“ sagte der Führer jetzt und zeigte in einer Durchsicht den spitzen Thurm, der über das niedere Gesträuch hinweg sah, in welches sich der Hochwald hier verlief. „Sie können nicht mehr fehlen.“

Günther verabreichte ihm ein kleines Geldstück, das der Bursch ansah und dann mit einem Kopfnicken statt des Dankes in die Tasche steckte. Im Laufe entfernte er sich dann, sprang zur Seite in das Gebüsch und war verschwunden.

„Reif für das Geschwornengericht!“ sagte Günther, indem er seinen Weg fortsetzte. „Schade um die hübschen Jungen!“ Seine Gedanken richteten sich aber nun auf seine eigenen Angelegenheiten; er musterte die Gestalt, in welcher er, der sonst so elegante

tolle Günther dem ehemaligen Kameraden, der hübsch im ehrbaren althergebrachten Gleise geblieben war, entgegnetreten sollte und fühlte doch eine gewisse Unbehaglichkeit. Aber er ermannte sich, hatte er doch schon ein viel bedenklicheres Wiedersehen überwunden und konnte bei Raabs wohlbekannter Sinnesart gewiß auf die schonendste Rücksicht rechnen. Er erreichte das Ende des Waldes und erinnerte sich jetzt, als Sternau mit seinen zerstreuten, wohlgebauten Dorfgeländen, überragt von dem spitzen Kirchturme, vor ihm lag, ganz genau seines Besuchs, den er hier gemacht hatte. Das Schloß auf der andern Seite des Dorfes zeigte sich nun auch, er stand nach kurzer Wanderung vor dem Eingange in den großen von ganz neuen Wirthschaftsgebäuden eingeschlossenen Hof. Da trat ihm ein großer stattlicher Mann entgegen, den er auf den ersten Blick trotz dem starken Backenbarte, den er früher nicht getragen, wieder erkannte. War denn hier die Lust dazu angethan, alle Menschen zu conserviren, daß sie sich in vierzehn Jahren nicht veränderten? In der weiten Welt der Fremde war das offenbar nicht der Fall, denn der Freiherr von Raab zog höflich seinen leichten Hut und wollte eben eine Frage an Günther richten als dieser ihm zuvorkam.

„Kennen Sie mich wirklich nicht?“

„Günther!“ rief der Freiherr jetzt, von dem Tone der Stimme erst belehrt, wen er vor sich habe. Dann reichte er ihm herzlich die Hand und hieß ihn willkommen, indem er sogleich mit ihm umkehrte, um ihn in das Schloß zu führen. Keine Frage, die ihm hätte lästig fallen können — nur den Ausdruck seiner Freude, einen alten Kameraden wieder zu sehen, gemessen zwar wie sein ganzes Wesen von jeher war, aber für Günther doch immer wohlthuend. Einen Moment war er zweifelhaft gewesen, ob er sich früher nicht mit Raab, wie mit den meisten Genossen vom Regiment, „Du“ genannt, das wäre ihm viel lieber gewesen, aber er erinnerte sich bald genug, daß ein näheres Verhältniß bei ihrer sehr verschiedenen Denkungsart nie zwischen ihnen bestanden hatte. Um so mehr war die Art und Weise wie er ihn heute aufnahm anzuerkennen. Echt ritterlich!

Er führte ihn in das Zimmer, das er selbst bewohnte und setzte sich mit ihm zum zwanglosen Gespräch nieder, während ein Diener ohne dazu besondern Befehl erhalten zu haben, Frühstück auftrug. Der Sinn seines geizigen Vaters mußte sich nicht auf ihn vererbt haben, wenn er auch im Regiment immer für

einen guten Wirth gegolten hatte. Die Einrichtung im Hause, so viel Günther davon gesehen, war auch höchst anständig, was man zu Lebzeiten seines Vaters nicht eben sagen konnte; in dem Zimmer, wohin er den Gast geführt hatte, machte sich sogar ein gewisser Luxus bemerkbar: Möbeln von einer dunkeln schönen Holzart, welche Günther nicht kannte, da er auf seinen letzten Weltfahrten nicht mehr in die Regionen gekommen war, in welche er eigentlich gehörte, einige Vasen und Kunstsachen, ein Paar gewiß werthvolle Oelgemälde, auch ein prächtiger Flügel. Raab wußte sich augenscheinlich sein Junggesellenleben recht behaglich zu machen.

Das Gespräch hatte wie natürlich meist die alte Zeit zum Gegenstande, Regimentsgeschichten, Erinnerungen an manchen frühern Kameraden, nach welchem Günther fragte. Nicht die leiseste Andeutung mischte sich ein, welche ihn hätte verlegen können; es war fast wunderbar, mit welcher Geschicklichkeit Raab in sein in Zartgefühl jede Klippe, deren es doch hier so manche gab, zu vermeiden wußte. Wie nah lag es, den Namen des Ritterschaftraths von Alenau zu nennen, in dessen gastfreiem Hause sich Beide früher oft zusammengefunden hatten, ehe Günther in ein näheres Verhältniß zu demselben getreten war! Es fing an für Günther beinahe drückend zu werden, daß er so zurückhaltend gegen den ehrlichen Raab bleiben sollte, während dieser über sich selbst und seine einfachen Schicksale, seit sie sich nicht gesehen hatten, offen sich aussprach. Freilich hatte er auch keine Ursache etwas zu verschweigen oder unberührt zu lassen. Er war Anfangs mit dem Regimente ausmarschirt, hatte an dem kurzen Feldzuge, in welchen dasselbe später zog, Theil genommen und dann, als mittlerweile sein Vater gestorben war, den Abschied nachgesucht, um das alte Erbgut seines Hauses zu übernehmen. Warum er nicht geheirathet hatte, erklärte er zwar nicht, aber es bedurfte auch in Günthers Augen, wie er bereits gegen seine alte Bekannte, die Adlervirthin, ausgesprochen, keiner Erklärung: er befand sich eben wohl als Junggesell.

„Mit mir,“ begann Günther endlich als eine kleine Pause eingetreten und ihm das Herz von dem feurigen Ungarweine, dem alten echten Husarenabsal, etwas aufgegangen war, „mit mir ist es seit ich den Abschied genommen habe, nicht so glatt in der Welt abgelaufen als mit Ihnen. Ich habe mich viel durchschlagen müssen und bin nicht immer dabei Sieger geblieben. Aber den Kopf, wissen Sie, behalte ich

immer oben, mag mit mir geschehen was das Schicksal will.“

„Das weiß ich und das ist auch recht so,“ erwiderte Raab. „Darum sehe ich Sie auch in alter frischer Stimmung wieder.“ Er fing gleich ein neues Thema zu besprechen an als wolle er jeden Schein indiscreter Neugier nach Günthers Erlebnissen meiden und dieser, welchem schon eine Erklärung über den eigentlichen Grund seiner Rückkehr in diese Gegend auf der Zunge geschwebt hatte, beruhigte sich auch wieder, denn mit dieser Erklärung hätte zugleich ein für ihn demüthigendes Eingeständniß verbunden sein müssen. Ihm fiel es nun ein, für seinen Afrikaner wenigstens einen Versuch zu machen. Er erzählte denn als Einleitung, daß ihn eine Verkettung von Umständen, nachdem er lange seine Unabhängigkeit auf Reisen genossen, nach Frankreich geführt habe, wo auf einmal die alte Lust zum Soldatenstande in ihm erwacht sei, als ihm ein Militair von hohem Range, dessen Bekanntschaft er gemacht, vorgeschlagen habe in französische Dienste zu treten, wo man ehemalige deutsche Cavallerieoffiziere recht gern annehme, weil der Werth der deutschen Cavallerie rühmlichst anerkannt werde. Anerbietungen, welche ihm in Folge seiner unbestimmten Antwort auf jenen Vorschlag direct gemacht worden, haben ihn bestimmt eine Offizierstelle bei einem nach Algier bestimmten Regimente anzunehmen und so habe er denn mehrere Jahre in Afrika gedient, jedenfalls die an interessanten Erinnerungen reichste Zeit seines Lebens. Freilich — die hochfliegenden Hoffnungen auf eine glänzende Laufbahn, welche er daran geknüpft, seien nicht in Erfüllung gegangen, weil die Franzosen wohl die Ueberlegenheit deutscher Cavallerie anerkennen und darum gern Deutsche annehmen, aber dennoch weit entfernt seien, ihnen mehr als subalterne Stellen einzuräumen. Zurücksetzung habe er sich nicht wollen gefallen lassen und darum, sobald es habe mit Ehren geschehen können, den Dienst für eine fremde Sache wieder aufgegeben. Indessen sei ihm doch die Erinnerung an jene Zeit immer lieb geblieben und darum seine Ueberraschung groß und angenehm gewesen als er gestern einem alten afrikanischen Soldaten begegnet sei, welchem er einst Gelegenheit gehabt im Gefecht einen kleinen Dienst zu erweisen.

Raab, welcher ihm mit Antheil zugehört hatte, blickte ihn aufmerksam an. — „Hier in der Gegend?“ fragte er. „Doch nicht der Mann aus dem Feldhause bei Wippstadt?“

„Ja wohl, derselbe! Er lebt mit seiner zahl-

reichen Familie in trauriger Armuth und ich fürchte, daß er aus seinen Feldzügen wenig Beute zurückgebracht hat. Wenn es mir möglich wäre, ihm irgendwo ein ehrliches Unterkommen zu verschaffen, so daß er die Ruine, die man seiner Frau während seiner Abwesenheit unbarmherzig genug zum Aufenthalte angewiesen hat, verlassen könnte — ich gestehe es würde mich sehr glücklich machen.“

„Ein ehrliches Unterkommen, sagen Sie?“ erwiderte Raab. „Ich zweifle, daß den Leuten daran etwas gelegen wäre.“

„Man könnte es doch versuchen! Freilich mag sie die Noth zu Manchem getrieben haben, das sich vor dem Richterstuhle des Gesetzes oder strenger Moral nicht rechtfertigen läßt, aber wenn sie keine Noth mehr hätten, so würden sie keinen Anlaß zu bösen Streichen mehr haben und sich bei der Ehrlichkeit besser befinden.“

„Leider widerspricht dem die Erfahrung,“ versetzte Raab. „Es ist gerade diesen Leuten in der letzten Zeit, noch ehe der Vater heimkehrte, mehrfach die Hand geboten worden, man hat ihre Noth auf alle Weise zu lindern gesucht, aber ohne allen Erfolg. Die sittliche Versunkenheit ist zu groß — und auch hier, wie überall, bestätigt sich der Reiz des Bösen, die Lust daran, welche auch den leichtern gesetzklosen Erwerb einer ehrlichen Arbeit vorzieht.“

„Das verstehe ich nicht — ich habe mich nie mit philanthropischen Betrachtungen abgegeben. Aber ich sollte denken, wenn ihnen ein ordentliches Häuschen, etwas Feld, wovon sie leben könnten und was dazu gehört, gegeben würde und sie dabei in strenger Zucht und Ordnung gehalten wären, so könnte aus ihnen immer noch etwas werden.“

„Lieber Günther, wer wird sich diese verwilderte Gesellschaft aufladen? Es wäre als setzte man eine Zahl räuberischer Hechte in einen friedlichen Karpfenteich — verzeihen Sie dem Landwirth diesen Vergleich! In eine gute Gemeinde wie ich die Sternauer wohl nennen kann, die Leute aus dem Feldhause aufzunehmen, wäre ein schweres Unrecht an ihr, das ich nicht verantworten möchte. Vielleicht giebt es aber einen andern Weg.“

„Es war auch nur ein Gedanke, der mir bei der Begegnung mit dem alten Zephyr durch den Kopf schoß. Ich selbst habe keine Häuser und Acker zu vergeben und wäre es der Fall, würde ich wahrscheinlich eben so denken als Sie, denn Sie mögen wohl Recht haben. In Afrika und bei dem Strafregimente,

in welchem leider mein Alter gestanden hat, lernt sich nicht viel Gutes und so dürfte seine väterliche Autorität auch nichts zur Besserung seiner Herren Söhne beitragen. Prächtige Burschen übrigens — wenigstens acht Zoll groß, bildschön, Rekruten für die Garde!“

„Sind auch schon dazu bestimmt,“ erwiderte Raab lächelnd. „Ich war als Kreisdeputirter bei der Aushebungscommission und erinnerte mich, daß die Brüder aus dem Feldhause, deren Bekanntschaft ich bisher noch nicht gemacht hatte, allgemeines Aufsehen erregten. Sie wurden denn von der Militärbehörde ohne Weiteres für die Garde notirt. Vielleicht wird die militairische Erziehung noch ordentliche Menschen aus ihnen machen.“

„So blieben also nur die Eltern und einige Mädchen — verzeihen Sie, lieber Raab, daß ich so zäh' bin! Die Frauenzimmer mögen allerdings auch im Punkte ihrer Tugend wenig empfehlenswerth sein. *Laissons courir les chats* — wir können es nicht ändern. Ich habe Sie gelangweilt — sprechen wir nicht mehr davon.“

„Halten Sie mich nicht für hart, Günther. Ich kann zwar die Leute hier nicht aufnehmen, aber ich habe schon mehrmals mit Vertretern der Stadt und andern verständigen Männern über sie gesprochen und auf Maßregeln gedrungen, für sie nachhaltig zu sorgen, damit mit ihrer dringendsten Noth auch dem öffentlichen Skandal ein Ende gemacht werde. Verstehen Sie mich nicht falsch!“ setzte er hinzu als er Günthers Lächeln sah, das ihn in seinem frivolen Ausdruck lebhaft an dessen Vergangenheit erinnerte. „Hier ist eines jener unergründlichen Räthsel der menschlichen Natur. Die Mädchen aus dem Feldhause, arm wie sie sind und schön, wie sie die allgemeine Stimme nennt, haben doch in einer Hinsicht wenigstens ihren guten Ruf bewahrt, selbst ihre strengsten Richter gestehen das zu. Sie zucken ungläubig die Achseln. Ich wiederhole Ihnen nur, was allgemein bekannt ist, wo man doch sonst nur zu gern den Ausgestoßenen jede Verworfenheit nachsagt. — Meine Bemühungen, den Armen in einer unserer Wohlthätigkeitsanstalten Aufnahme zu verschaffen, sind leider bis jetzt umsonst gewesen, ich werde aber nicht nachlassen, das verspreche ich Ihnen.“

„Schade um die Mädchen, wenn sie wirklich so schön sind, Schade um sie, daß sie in einem Arbeitshause verblühen sollen. Aber ich gebe Ihnen mit meinen Reden ein Aergerniß, leider habe ich mich noch nicht zu Ihrer strengen Denkungsart aufschwingen

können — wenn ich auch nie so schlimm gewesen bin als mein Ruf.“

Raab wußte, ohne schwerfällig zu werden, das Gespräch auf seine Manier zu andern Gegenständen zu lenken und Beide verlebten den ganzen Tag in ungezwungener Weise zusammen. Als es Abend wurde, glaubte Günther ausbrechen zu müssen, Raab lud ihn aber so aufrichtig gastfrei zu längerem Bleiben ein, daß er ohne viel Gegenrede einwilligte. Er schien ja hier in keiner Beziehung lästig zu fallen — anders wäre es gewesen, wenn eine Dame vom Hause ihre Zustimmung hätte geben müssen. Raab führte ihn, als Beide zur Nacht sich trennten, in das für ihn bereitete Zimmer und sagte ihm in seiner offenen liebenswürdigen Weise, daß er sich freuen werde, wenn es ihm in Sternau recht wohl gefiele. Damit war doch wohl in der zartesten Manier ausgesprochen, daß er nur ja bleiben möge, so lange es ihm hier gefalle und Günther wies denn die Scrupel, welche ihm aufstiegen, ob es auch aufrichtig gemeint sei, entschieden von sich. Morgen werde sich ja Alles finden und wenn sich nur der leiseste Argwohn regen sollte, daß er nicht gern gesehen sei, dann fort! Raab hatte ihm heute dazu keinen Anlaß gegeben, er schien wahrhaft erfreut, den alten Genossen wieder zu sehen, überhaupt konnte es ihm in seinem einsamen Leben, wobei er ein Hypochonder werden mußte, nur angenehm sein, Gesellschaft und Aufheiterung in einem täglichen Umgange zu haben. Reich wie er war, hatte er außerdem keine ängstlichen Rücksichten auf ein vermehrtes Budget zu nehmen. Mit diesen beruhigenden Gedanken legte sich Günther zu Bette und schlief fest, wie seine Gewohnheit war, bis spät in den Tag hinein. Es regnete als er erwachte. Demungeachtet war der Gutsherr, wie ihm der Diener meldete, auf das Feld geritten und wollte erst in einigen Stunden wieder kommen; für Bewirthung und Bequemlichkeit seines Gastes war alle Anstalt getroffen und Günther fühlte sich äußerst behaglich als er bei einer Tasse vortrefflichen Mokkas auf die Chaise-longue gestreckt seine Cigarre rauchen und sich dem süßen Nichtsthun, das er im heißen Erdtheil noch mehr als früher ausgebildet hatte, ohne alle geistige Anstrengung hingeben konnte.

Hier ist wohl sein, hier laffet uns Hütten bauen! dachte er wiederholt. Sein Stolz hätte sich wohl auflehnen können gegen die Rolle, welche er hier, wenn auch Raab noch so edel dachte und ihn noch so zartfühlend behandelte, dennoch wenigstens im eigenen Bewußtsein spielen mußte, aber dieser Stolz hatte unter

der steigenden Ungunst der Verhältnisse längst die Flagge gestrichen und manche Demüthigung, die er erlebt, nur einen vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht. So tröstete er sich denn auch hier mit dem Gedanken, daß wenn er längere, vielleicht gar unbestimmte Zeit hier bliebe, die Welt ja doch nicht wissen könne, in welcher Weise er sich mit seinem alten Kameraden darüber geeinigt habe. Und sollte sie wirklich annehmen, daß er hier gestrandet — was kümmerte ihn das?

Pünktlich zu der Stunde, welche der Diener angegeben hatte, sah Günther durch das Fenster den Freiherrn von seiner ökonomischen Belustigung im Regen heimkehren. Er ritt ganz langsam ein, Günther musterte sein Pferd, es schien von edler Zucht zu sein — Raab war auch als Offizier immer vorzüglich beritten gewesen. Tiefend saß er ab, grüßte mit der Hand nach dem Fenster, wo er Günther erkannte und begab sich vorerst nach seinem Zimmer, um sich umzukleiden. Welche Bedanterie, in diesem Wetter aus eingebildetem Pflichtgefühl auf das Feld zu reiten! Aber es war ganz in seinem Charakter. Nach einer Weile kam er endlich zu Günther, den er mit seinem langen Schlasen neckte, aber nicht im Entferntesten zu der Muthmaßung berechtigte, als habe er, auch wenn das Wetter so schön wie gestern gewesen, seinen Aufbruch erwartet. Er schien eben anzunehmen, daß Günthers Besuch keine bloße Folge zufälliger Anwesenheit in Wippstadt sei, somit also ganz natürlich auf länger als einen Tag sich ausdehnen werde.

„Es thut mir leid,“ sagte der Freiherr als Beide sich wieder zum Plaudern zusammen gesetzt hatten, „Ihnen über Ihren Schützling eine unangenehme Nachricht bringen zu müssen. Man hat gestern seine Tochter beim unbefugten Fischfang betroffen und gepfändet — es wird also eine Untersuchung und Strafe geben.“

„Um ein Paar elende Gründlinge oder Schleien!“ rief Günther. „Wird ihre Schönheit die Richter nicht rühren? Ich entsinne mich aus meiner bessern Zeit der Studien eines classischen Beispiels, das ich nicht weiter erörtern will, weil ich Ihnen wieder Anstoß zu geben fürchte, das aber auch vor modernen Geschworenen Nachahmung verdiente.“

(Fortsetzung folgt)

F e u i l l e t o n .

(General von Blücher in den Cantonnirungen.) J. von Wiedebe, der bekannte und beliebte Verfasser von Soldatengeschichten, hat in seinem kürzlich (Berlin, M. Duncker) erschienenen „Reiterleben“ wohl eine Fortsetzung seiner schon früher erschienenen Preussischen Husarengeschichten liefern wollen; denn ein Husarenoffizier erzählt auch hier seine zum Theil abenteuernden Fahrten während der Zeit von 1806 bis 1815. Von Geburt ein Mecklenburger, erhält er von seinem Großvater, der noch unter Friedrich II. gefochten hat, eine militärische Erziehung und wird dann, in seinem 17. Lebensjahre, zu dem damaligen General-Lieutenant von Blücher geschickt mit der Bitte, ihn in sein Husarenregiment aufzunehmen, eine Bitte, die natürlich sofort Gewährung findet. Einige Jahre bringt der junge Mann in einer kleinen Stadt Pommerns zu, dann wird er nach Westfalen gesandt, weil er mit den übrigen Junkern des Regiments einige leichtsinnige Streiche begangen hat, die über den engen Umkreis der kleinen Stadt hinaus gedrungen sind und doch wohl nicht nach dem militärischen Strafcodex zu bestrafen waren. Hier im Münsterlande lernt der Junker den General Blücher kennen. Er verwebt in seine Darstellung eine kurze Charakteristik des berühmten Generals, die wir lieber weglassen. Wir finden sie noch charakteristischer im Verlauf der Blätter. Besonders zeichnet ein Rencontre, das der inzwischen zum Cornet ernannte Junker mit einem französischen Dragoneroffizier zu bestehen hatte, den nie schlummernden Haß des Generals gegen die überrheinischen Nachbarn und seine Freude, sobald ein tüchtiges Reiterstückchen ausgeführt wurde, sehr gut. Unweit Münster lag nämlich ein kleines Wirthshaus, in welchem guter Rheinwein verzapft wurde, der denn ebenso die französischen wie preussischen Offiziere anlockte. Eines Tages, wo wieder eine Partie preussischer Husarenoffiziere in der Kneipe versammelt waren, kam auch eine Gesellschaft französischer Offiziere verschiedener Waffengattungen an und ein Dragoneroffizier, durch Körpergröße ausgezeichnet, nahm den durch die Kleinheit seines Aeußeren auffälligen Husarenicornet, der noch obenein auch ein kleines polnisches Pferd ritt, zur Zielscheibe seines beißenden Witzes. Der Preuße, eingedenk der Lehren seines Großvaters, keine Beleidigung ungerächt zu lassen, nahm den Spott des Franzosen auf und forderte ihn zu einem Duell zu Pferde. Wohl mochte sich der Letztere auf seine vollendete Reit- und Fechtkunst etwas zu Gute thun; doch es bewährte sich auch an ihm, daß vor dem Ausgang Niemand seines Glückes sicher ist. Wohl reizte es die Laclust der Franzosen, als das polnische Pferdchen des Preußen, das leicht scheu wurde, bei der ersten Begegnung seinen Herren gar nicht nahe an seinen Gegner herankommen ließ; doch der zweite Gang brachte es näher und während der Franzose noch über die vom Preußen gegebene Kurzweil lachte, nahm dieser die Gelegenheit wahr seinem Gegner einen Hieb quer über das Gesicht zu geben, daß das herabströmende Blut ihm die Sehkraft lähmte und er im Be-

griff war vom Pferde herabzutaukeln zum großen Aerger der übrigen Franzosen. Natürlich verbreitete sich das Gerücht von diesem glücklichen Duell schnell im ganzen Regiment und kam auch dem General zu Ohren. Blücher lachte höchst vergnügt über dieses Duell, ließ den siegreichen Cornet zu sich kommen, ließ sich von ihm den ganzen Vorfall noch einmal erzählen, wobei er sich seelenvergnügt den langen Schnurrbart strich und endlich sagte: „Das ist mich eine große Freude, Cornet, daß Sie dem schockschwerenoths verdamnten Franzosen mit dem Säbel über sein Großmaul jefahren sind. Könnten wir es doch mit alle die Gallunken so machen — aberst das soll ja nicht sein. Na, heute Mittag, Cornet, da essen Sie einen Löffel Suppe bei mich, und da wollen wir in dem besten Rheinwein aus meinem Keller noch 'mal auf Ihren guten Hieb anstoßen!“

— r.

(Katharina von Trocznow.) Es ist eine eigenthümliche Sitte unserer Zeit, Geschichtstudien weniger zur Aufhellung der geschichtlichen Wahrheit als vielmehr zum Dienst der Parteien zu verwenden. In dieser Weise sind in jüngster Zeit vielfach einzelne Untersuchungen über die englische Geschichte benützt worden, aber auch manche angebliche Aufklärung über einzelne Punkte der deutschen Geschichte gehören hierher. Ob dies nicht auch bei einem jüngst unter dem Titel „Katharina von Trocznow von Ferdinand Pflug“ (Berlin, Hildethier) erschienenen Buche der Fall ist, können wir nicht geradezu behaupten, vermuthen es aber theils wegen der offenen Parteilichkeit, mit welcher darin die Hussiten behandelt werden, theils wegen der entsetzlichen Beschuldigungen, welche der Verfasser auf die katholische Partei schleudert. Wir sollten nämlich denken, wenn ein katholischer Priester, der Neffe des Prager Erzbischofs, beschuldigt wird, die Tochter des Bisks von Trocznow, Herren von Hussinecz, in der Nacht nach ihrer feierlichen Aufnahme in den Prämonstratenser Orden entehrt, die Aebtissin dieses Klosters, Clara von Marteniz, ermordet und durch diese Greuel die Wuth Biska's und Prokop's, der beiden bedeutendsten Führer der schon damals gefürchteten Hussiten, so entseßelt zu haben, daß der Erstere endlich in den bekannten Schlachtrupf ausbrach: „Schlagt todt! schlägt todt!“ den Anfang jener Hussitenkriege machte, welche Deutschland verheerten und zunächst das Verderben über eine große Anzahl von Klöstern herbeiführte, denn es galt eben Biska's Haß und Wuth gegen diese Institute wie gegen die Priester zu befriedigen; wir meinen, eine solche furchtbare Anklage gegen den Katholicismus hätte ohne genügende, vollwichtige Beweise aus jener Zeit selbst nicht ausgesprochen werden sollen, besonders da die vorhandenen Geschichtsquellen gerade über die nächste Veranlassung des Ausbruchs der Hussitenkriege verschiedener Ansicht sind und bald nur politische, bald religiöse oder kirchliche Anlässe dafür anföhren. Je größere Willkür in dem Geschichtstudium zum Dienst des Parteigetriebes geübt wird, und je mehr selbst die deutsche Belletristik sich bemüht, im Dienst des Nationalitätsprinzips sich zu bewegen, desto mehr ist es wohl eben die Pflicht des Deutschen, gegen ein solches Verfahren ernstlich zu protestiren.

— r.

(Das Oberhaupt der Mormonen.) Einer der wagehaftigsten englischen Reisenden, der Capitain Richard Burton, der früher die Sandwüsten und Wüsten Afrikas durchwanderte, hat jetzt die rauhen Einöden des Westens Amerikas durchpilgert und in seinen Berichten darüber: *The city of the saints* (die Stadt der Heiligen) namentlich auch die wunderlichen Heiligen, die Mormonen, geschildert, die bekanntlich eine eigene Republik mit der Hauptstadt am Salzsee bilden, unter andern Glaubenslehren auch die haben, daß kein Weib ohne Mann in den Himmel kommen kann und daß deshalb Vielweiberei gestattet sein müsse. Burton besuchte den Beherrscher der Mormonen, Brigham Young, dessen Portrait wir früher mittheilten und er schreibt also von ihm: Er ist am 1. Juni 1801 geboren, war also 1860 neunundfünfzig Jahre, er sieht aus wie etwa fünfundsiebenzig. Ich hatte erwartet, einen ehrwürdig aussehenden alten Mann zu erblicken. Kaum ein graues Haar zeigt sich auf seinem Haupte; sein Haar ist auf der Seite geschheitelt, blond, dicht und geht mit einer halben Locke bis unters Ohr. Er trug es früher lang nach westlicher Art, jetzt ist es mit dem Ohrfläppchen gleich geschneitten. Die Stirn ist etwas niedrig, die Augenbrauen sind dünn, die Augen zwischen grau und blau, mit einem ruhigen ernsten Ausdruck. Die Nase, welche fein ist und etwas scharf zuläuft, ist ein wenig links gebogen. Die Lippen sind geschlossen und die Zähne, besonders unten im Munde, unvollständig. Die Wangen sind fleischig und die Linie zwischen den Nasenflügeln und dem Munde ist gebrochen; das Kinn ist etwas spitz und das Gesicht glatt rasirt, außer unter der Kinnlade, wo der Bart stehen gelassen. Die Hände sind wohlgeformt und nicht durch Ringe entstellt. Die Gestalt ist etwas groß, breitschulterig und beim Stehen etwas gebückt.

Des Propheten Anzug war reinlich und einfach wie bei einem Quäker, ganz graues Hautgepinnst mit Ausnahme der Cravatte und Weste. Sein Rock war von alterthümlichem Zuschnitt und wie die Hosen hauchig, die Knöpfe daran schwarz. Ein Halstuch von schwarzer Seide mit großer Schleife saß lose um einen ungesteiften Hemdtragen, der von selbst darüber fiel. Die Weste war von schwarzer Seide mit einer Reihe Knöpfe und fast bis an den Hals zugeknöpft; eine einfache goldene Kette ging in die Tasche.

Im Ganzen war das Äußere des Propheten das von einem Pflanzler, wie er denn das auch in der That ist: sein Vater war ein Landwirth und Revolutionskrieger, der sich im Osten ansiedelte. Sein Wesen ist zugleich leutselig, einfach und höflich; seine Anspruchslosigkeit nicht vortheilhaft gegen gewisse Pseudopropheten ab, die ich gesehen habe. Er zeigt keine Spur von Bigotterie oder Fanatismus und ließ sich mit mir wenigstens nie auf religiöse Gegenstände ein. Er erfüllt einen Fremden mit einem gewissen Gefühl der Macht; seine Anhänger sind natürlich von seiner überlegenen Geisteskraft gänzlich bezaubert. Es heißt gewöhnlich, es giebt nur ein Haupt in Salt Lake City und das ist „Brigham“. Sein Charakter ist sanft und ruhig, sein Benehmen kalt wie sein Gesicht etwas blutlos, aber

er ist weder mürrisch noch frömmelnd und wenn die Gelegenheit es fordert, kann er mit furchtbarem Erfolge alle Waffen des Spottes brauchen und in einer Weise sich Luft machen, die Niemand vergißt. Er schilt oft seine irrenden Anhänger in absichtlich heftigen Ausdrücken und macht die Schrecken eines Abscheltens zur Strafe, statt sie für ein gestohlenen Pferd oder eine gestohlene Kuh aufzuküpfen zu lassen. Seine Beobachtungskraft ist groß und seine Freunde behaupten, er sei mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse und einer vollkommenen Einsicht in die Charaktere begabt. Wenn ihm ein Fremder beim ersten Male mißfällt, sieht er ihn nie wieder. Ueber seine Mäßigkeit und Nüchternheit herrscht nur eine Ansicht. Seine Lebensweise ist ascetisch: seine Lieblingsspeise sind in der Asche gebratene Kartoffeln mit etwas Buttermilch und sein Getränk Wasser; er mißbilligt, wie alle strengen Mormonen, geistige Getränke und rührt nie etwas an, das stärker ist als ein Glas dünnen „Lagerbiers“; zudem enthält er sich des Tabaks. Von seiner Erziehung kann ich nicht sprechen, „Menschen, nicht Bücher, Thaten, nicht Worte“ ist stets sein Wahlspruch gewesen, wahrscheinlich hat er seinen Geist nicht durch Bücher „verborgen.“ Doch unterhält er sich mit Leichtigkeit und Correctheit und spricht über gewisse Gegenstände, wie über Landbau und Viehzucht als eine Autorität. Er nimmt nicht die Miene besonderer Heiligkeit an und hat die einfachen natürlichen Manieren der Höflichkeit. Seine Anhänger halten ihn für einen Engel des Lichtes, seine Feinde für einen verfluchten Kobold, er ist, sollte ich meinen, weder das Eine noch das Andere. Man hat ihn Heuchler, Schwindler, Fälscher, Mörder genannt. Niemand steht weniger danach aus. Er ist der Paulus der „Neuen Offenbarung“ und wenn er nicht im Stande gewesen ist Verhältnisse zu schaffen, so hat er sich groß darin bewiesen, sie zu beherrschen. Die Künste, durch welche er die heterogene Masse sich einander widerstrebender Elemente beherrscht, sind ein unbeugsamer Wille, tiefes Geheimniß und ungewöhnliche Verschlagenheit.

Das ist Seine Excellenz Präsident Brigham Young, „Maler und Glaser“, — sein früheres Gewerbe — Prophet, Offenbarer, Uebersetzer und Seher, der Mann, welcher verehrt wird, wie es ein König oder Kaiser, Papst oder Oberpriester nie gewesen; welcher gleich dem Alten vom Berge durch das Aufheben seiner Hand den Tod eines Leben innerhalb seines Reiches veranlassen könnte, welcher herrschend wie regierend aufstand, um mit dem Schwerte des Herrn und mit seinen wenigen Hundert Guerillas gegen die damals bedeutende Macht der Vereinigten Staaten zu kämpfen; welcher die ganze ihm entgegenstehende Diplomatie überlistet hat und schließlich mit dem Präsidenten der Großen Republik einen Friedensvertrag geschlossen als ob er über die vereinte Macht von Frankreich, Rußland und England geboten hätte.

(Der Maler Edmund Hildebrand in Berlin.) In einem Berichte über den merkwürdigen Mann in der W. Ztg. heißt es: An der Wiege des Künstlers saß die Roth, welche wie immer das wahre Genie nicht zu unterdrücken vermochte. Wir

erfahren aus seinem Munde wie er nicht die Mittel besaß, die Berliner Akademie zu besuchen, deren damaliger Director, der alte originelle grobe Schadow, ihn mit den Worten immer wieder zurückwies: „Junge, laß dir von deiner Mutter Geld geben und dann komm wieder!“ — Trotzdem oder vielleicht nur weil er die Akademie nicht besuchen konnte, ist Hildebrand ein großer Maler geworden. Nachdem er einige Jahre den Unterricht des Professors Krause genossen, ging er zu seiner ferneren Ausbildung nach Paris, wo er das Glück hatte mit Alexander von Humboldt bekannt zu werden. Der geniale Naturforscher wurde zuerst der Beschützer und später der väterliche Freund des Künstlers, dessen Talent er mit gewohntem Scharfblick sogleich erkannte und mit der ihm charakterfreundlichen Humanität auf jede Weise förderte. Er veranlaßte ihn zu jenen Reisen nach dem Orient und nach fernen Welttheilen, von denen der Künstler reich an neuen Ideen und frischen Anschauungen einer tropischen Wunderwelt in die Heimath zurückkehrte. Das Resultat seiner Wanderungen, denen es nicht an pikanten Abentauern mangelte, waren eine Reihe von mehreren hundert Aquarellen, die, an Ort und Stelle aufgenommen, durch ihre Treue, wunderbare Farbenpracht und geniale Auffassung, den Namen des Künstlers schnell bekannt machten und den höchsten Beifall aller Kenner fanden. Die nächste Folge waren vielfache Aufträge, die ihm von Seiten des verstorbenen Königs zu Theil wurden. Für diesen malte er „Bethlehem“, „Jerusalem“ und andere heilige Orte mit der ihm eigenen Virtuosität und all' ihm allein zu Gebote stehendem Zauber und Farbe. Außerdem brachte fast jede Ausstellung neue Bilder von Hildebrand, die durch ihre Originalität die höchste Bewunderung erregten aber auch vielfache Gegner fanden, wie stets jede neue und außerordentliche Erscheinung.

Hildebrand ist ein Meister der Farbe und hat die Wirkungen des Lichtes wie kein zweiter Maler der Gegenwart am Himmel und auf der Erde studirt. Mit einer Kühnheit die nur aus der Sicherheit entspringt, malt er den tropischen Sonnenuntergang mit seiner blendenden Gluth, den brennenden Abendhimmel Madeiras, den Schimmer der goldenen und purpurnen Wolken, wie den zitternden Mondschein, von den Wellen des blauen Meeres widergespiegelt. Mit Unrecht macht man ihm den Vorwurf der Uebertreibung und daß er vorzugsweise die glühenden Farben des Orients zur Anwendung bringt. Er hat es hinlänglich bewiesen, daß er auch den Reiz der nordischen Natur mit gleicher Wahrheit und Treue wiederzugeben weiß.

Im Leben zeigt Hildebrand eine echte harmlose Künstlernatur, ohne Neid gegen seine Collegen, außerdem ist er ein trefflicher Gesellschafter und mit einem seltenen Humor begabt. Als eine Probe desselben geben wir eine Anekdote aus seinem Leben, die er uns aus dem reichen Schatze seiner vielen Abenteuer bei unserem Besuche mitgetheilt. „Bei meinem Aufenthalte in Venedig, erzählte der liebenswürdige Künstler, machte

ich die Bekanntschaft eines österreichischen Malers, der mich dringend aufforderte, ihn zu besuchen und seine Bilder anzusehen. Um nicht unhöflich zu erscheinen, glaubte ich seiner Einladung folgen zu müssen. Eines Tages nahm ich eine Gondel und fuhr nach der mir bezeichneten Wohnung in der Nähe der Kirche St. Maria di Salute. Ich trat in das Zimmer, wo mich mein College, ein ällicher Herr mit einem komischen Wesen, in einem alten Schlafrode empfing, dessen ursprüngliche Farbe nicht mehr zu unterscheiden war. Er nöthigte mich zum Sitzen und sprach mit außerordentlichem Selbstgefühl von dem Bilde, zu dessen Betrachtung er mich so dringend eingeladen hatte. Ohne mich mit dem gewählten Gegenstande bekannt zu machen, verbreitete er sich nur im Allgemeinen über die Verzüge seines Gemäldes, wobei es nicht an Seitenhieben gegen den Neid und die Mißgunst anderer Künstler und gegen die Bosheit der Kritik fehlte. „Wer mir,“ rief er im Eifer seiner Rede mit stark geröthetem Gesichte, „wer mir gegen mein Bild etwas sagt, den schlage ich hinter die Ohren, daß es nur so brummt — und nun,“ fügte er zu mir gewendet, mit freundlichem Lächeln hinzu, „sagen Sie mir Ihr offenes und ehrliches Urtheil über mein Werk!“ — Nach dieser originellen Aufforderung, die durch seine kräftige Gestalt und starken Fäuste noch ein besonderes Gewicht erhielt, führte er mich zu dem so belobten Bilde und zog die Decke fort. Ich sah zwei schlecht gepinselte Figuren, die sich mit nichts sagendem Lächeln anstarrten, hütete mich aber aus nahe liegenden Gründen auch nur ein Wort zu äußern. „Nun was sagen Sie dazu?“ fragte mein origineller College mit einem triumphirenden Blick auf meine schüchterne Person. Ich blieb noch immer stumm und er deutete mein Stillschweigen in schmeichelhaftester Weise als eine sprachlose Bewunderung seines Meisterwerkes. „Nicht wahr,“ sagte er, nachdem er sich an meinem Erstaunen hinlänglich geweidet hatte, „das haben Sie wohl nicht erwartet? — Nun will ich Ihnen aber auch sagen, was das Bild vorstellt. Ich habe den großen Moment gemalt, wo unser Kaiser Franz Joseph zum ersten Male zu seiner hohen Gemahlin sagt: Kenne mich Du!“ —

(Neues Musikstück.) Grande Polonaise brillante pour le Pianoforte à 2 ms. par G. A. d. Thomas. Op. 1. Leipzig, A. H. Katzsch, Pr. 12 1/2 Ngr. — Opus 1!!! — Eine böse Zahl in der musikalischen Literatur, die man nur mit Mißtrauen zu begrüßen pflegt, welches freilich gerechtfertigt gefunden werden muß, wenn man weiß, welche Masse von unbedeutenden Arbeiten bereits unter dieser Nummer erschienen. Daß hier dagegen eine wahrhaft schöne und ansprechende Composition vorliegt, die, wenn auch nicht ganz leicht, doch auch ungeübteren Spielern zugänglich ist, wird man bald finden, wenn man dieselbe kennen lernt, wozu diese wenigen Worte anregen sollen. Daß der Componist einer der tüchtigsten Schüler des Leipziger Conservatoriums gewesen, sei noch beiläufig erwähnt.

Allgemeine Wochen-Beilage

N^o 6.

1862.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablitze 6 Thlr.,
mit Stablitzen 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Ob der Freiherr von Raab dies klassische Beispiel eigenthümlicher Einwirkung auf die Richter von Seiten des Vertheidigers einer angeklagten Schönen kannte, das neuerdings durch französische Kunst auf die Leinwand gezaubert ist, blieb zweifelhaft, da er die Andeutung nicht aufnahm. Er beklagte nur den neuen traurigen Beweis seiner gestrigen Bemerkungen und gab auf Günthers Frage, woher er das erfahren, Bescheid, daß es ihm der Geistliche aus der Stadt erzählt habe, welcher zu einer Schulvisitation im Dorfe sei und nach deren Beendigung hierher kommen und mit ihnen speisen werde. „Etwa der Pastor Willmeier, der sich eine Braut aus dem bekannten Hühnerhose des Amtraths geholt hat?“ fragte Günther.

Raab sah ihn verwundert an; er hatte wohl die schlechten Witze seiner jüngern Kameraden über die unschönen Töchter des Amtraths längst vergessen. „Pastor Willmeier, ganz recht,“ antwortete er. „Seine Frau ist allerdings vom Wippstädter Amte, eine gebildete und lebenswürdige Frau, allgemein geachtet.“

„Ganz gewiß. Sie ist eine Feindin der Crino-

line, die ihr der geistliche Herr Gemahl wahrscheinlich als ein irreligiöses Kleidungsstück verboten hat. Nebenbei auch meine Feindin —“ hier unterbrach er sich selbst, da er auf ein Terrain trat, das er ja vermeiden wollte.

„Sie thun ihr gewiß Unrecht,“ sagte Raab mit gemäßigtem Tone. Doch sprach er sich nicht weiter aus, fragte auch nicht, was doch so natürlich gewesen wäre, warum Günther die Pastorin für seine Feindin halte. Gewiß hatte sich die Dame einmal gegen ihn ausgesprochen, da er offenbar ihr Verehrer — versteht sich in aller Ehrbarkeit! war und sie, wie die Begegnung auf dem Wege nach Wiesenthal bekundete, noch immer die alte Freundschaft mit Elisabeth aufrecht hielt. Gleichviel! Raab hatte so viel Tact, die Verhältnisse, welche seinem Gaste unangenehm waren, nicht zu berühren und dieser wußte ihm Dank dafür.

Zur Mittagstafel erschien der Pastor Willmeier, ein großer hagerer Mann, der die ansehnliche Gestalt seiner Gattin gewiß noch um eine Kopflänge überragte. Er war jedenfalls schon von Günthers Hiersein unterrichtet, wie er auch durch seine Frau vollkommen über dessen Vergangenheit belehrt sein mußte. Bei der gegenseitigen Vorstellung durch den Hausherrn verrieth das der scharfe prüfende Blick, den er unter seinen pechschwarzen dicken Augenbrauen hervor auf ihn richtete; sonst war er sehr höflich gegen ihn. Auch der Schullehrer aus dem Dorfe und der Gemeindevorsteher waren heute von dem Freiherrn zur Tafel geladen,

Günther befand sich also in einer Gesellschaft, deren Grundelemente ihm Zeit Lebens sehr fremdartig geblieben waren, sie übten auf ihn einen Einfluß, der ihn selbst in Bewunderung setzte: sie machten ihn still. Wie hätte er auch über all' die langweiligen Dinge mitsprechen können, um welche sich einzig und allein die Unterhaltung drehte, Kirchen-, Schul- und Gemeindegangelegenheiten, Feldwirthschaft und Wetter! Der Pastor besonders mit seiner eintönigen Stimme und breiten Redeweise war ihm unangenehm, der Blick seiner großen strengen Augen, den er oft auf ihn richtete, während er mit Andern sprach, wurde ihm geradezu lästig, er fühlte, daß dieser Mann, von seiner Frau gegen ihn eingenommen, nicht günstig über ihn denken konnte. Vielleicht hatte das alte Fräulein auf frischer That neulich der vertrauten Busenfreundin ihr Herz ausgeschüttet und sich der Tapferkeit gerühmt, mit welcher sie den Sturm auf ihre Minneburg abgesehlagen hatte und die Pastorin war natürlich gleich mit dieser erquickenden Neuigkeit zu ihrem Manne geeilt! Günther fühlte einen steigenden Widerwillen gegen ihn, dem er am liebsten durch eine Insolenz Luft gemacht hätte. Er hielt jedoch an sich und schnitt lieber das hausbackene Gespräch, das ihn zur Verzweiflung brachte, durch eine gerade Frage nach den schönen Fischerinnen aus dem Feldhause ab, von deren Raubfahrt auf dem Flusse der Pastor ja die erste Kunde hierher gebracht hatte.

Der geistliche Herr legte sogleich die Stirn in strenge Falten und sagte: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Es ist noch mehr im Werke, worüber ich jetzt nicht sprechen will. Indessen ist gegründete Aussicht, daß nun mit der unsaubern Gesellschaft, die nur aus unbegreiflicher Schwäche so lange geduldet wurde, ein Ende gemacht wird, leider nicht in der menschenfreundlichen Weise wie Sie, Herr Baron, es stets im Sinne gehabt, was aber durch eigene Schuld vereitelt worden ist. Es war ein wahrer Skandal für unser Stadtreth, wurde als ein Curiosum, quasi ein Legat mittelalterlicher Zustände überall in der Nachbarschaft erzählt und machte Wippstadt förmlich zum Gespött.“

„Aber die christliche Liebe und Duldung, Herr Pastor?“ warf Günther ironisch ein.

„Hat ihre Grenzen, Herr Rittmeister! Wo die öffentliche Sicherheit gefährdet ist wie hier, da wird es Pflicht ohne alle Rücksicht einzuschreiten. Ich sage das nur als meine Ansicht, da ich sonst mit der Sache nichts zu thun habe.“

„Lieber Herr Pastor,“ sagte der Freiherr, „Sie haben für die Armen gethan und gewirkt was in Ihren Kräften stand; auch Ihre Frau Gemahlin ist unermüdet gewesen, das traurige Loos derselben zu mildern.“

„Rühmen Sie uns nicht, Herr Baron. Es war eine verlorene Sache.“

„So werden also die armen Mädchen,“ sagte Günther, „da sie die Geldstrafe nicht erlegen können, ins Gefängniß gesteckt werden, die Söhne, wie ich durch Freund Raab weiß, sind gut versorgt, da sie Soldaten werden — bleiben also die Eltern; nach der Andeutung, welche Sie machten, scheint aber noch ein Ungewitter über ihnen zusammenzuziehen. Können Sie sich nicht etwas deutlicher aussprechen? Ich interessire mich nämlich für den Mann, mit dem ich in einem Feldzuge zusammen getroffen bin. Er trägt auch das Kreuz der Ehrenlegion.“

„Das Band, wollen Sie sagen!“ entgegnete der Pastor. „Auch dazu möchte es ihm schwer werden die Berechtigung nachzuweisen. Ihr Zeugniß könnte ihm aber vielleicht von Vortheil sein. Ueber die Sache, welche noch schwebt, kann ich mich jedoch nicht aussprechen. Fiat justitia! — Wenn der Herr Baron mir erlauben, möchte ich meine Rückfahrt nach der Stadt nicht länger verschieben, es warten meiner selbst heute noch Amtsgeschäfte.“

Der Freiherr stellte es denn seinen Gästen anheim die Tafel aufzuheben, bald darauf fuhr der Wagen vor, welcher den Geistlichen nach der Stadt bringen sollte und dieser empfahl sich.

„Werden sich der Herr Rittmeister längere Zeit in unserer Gegend aufhalten?“ fragte er Günther beim Abschiede. Dieser beantwortete ihm die Frage, die ihm in Raabs Gegenwart unbequem war, in kurzer unbestimmter Weise. Er konnte sich den Grund dieser anmaßenden Neugier wohl denken, für die Frau Pastorin und noch mehr für deren Freundin war sein Bleiben oder Gehen vom höchsten Interesse.

6.

Das Fräulein von Klenau hatte vergebens den ganzen Tag nach ihrem Besuche im Feldhause auf den Vater der Zwillinge gewartet, welchen sie durch seine Kinder zu sich bestellt hatte. Vielleicht war der Auftrag nicht ausgerichtet worden oder der Mann hatte irgend eine Abhaltung gehabt, war auch wohl gar nicht zur Nacht heimgekehrt — wer konnte das bei seinem unregelmäßigen Leben wissen? Elisabeth war gegen Abend

noch einmal nach der Stadt gegangen, wo sie einige Geschäfte hatte und auch mit ihrer Freundin wegen der Familie im Feldhause Rücksprache nehmen wollte. Sie selbst war zum ersten Male dort gewesen, wie manche Spende ihrer Mildthätigkeit auch den Armen schon zugestossen war. Die Pastorin hatte sich gefreut von ihr zu hören, daß sie wirklich einen Plan gefaßt habe, wie hier wahrhaft zu helfen sei und Beide hatten denselben noch gründlich durchgesprochen, wobei sich aber Elisabeth ausbedungen hatte, daß er selbst Carolinens Gatten nicht eher mitgetheilt werden sollte, bis sie den Mann aus dem Feldhause gesprochen habe. Auf dem Heimwege war ihr noch Frau Wohlgemuth begegnet, welche sie mit einem besonders theilnehmenden Blicke ihrer gutmüthigen Augen begrüßt hatte. Nur einer geringen Aufmunterung hätte es bedurft, so würde sie mit dem Fräulein ein Gespräch angeknüpft haben, um zu dem Ausdrucke ihres Blickes eine Erklärung zu geben. Aber Elisabeth, welche denselben wohl verstanden hatte, da sie durch Carolinen erfahren, daß Günther in dem Hause der Wohlgemuth seine Wohnung genommen, war nicht geneigt gewesen sich in eine für sie peinliche Erörterung einzulassen. Als sie nach Hause gekommen, hatte sie dann erfahren, daß der Wenzig — sein Name war in Wiesenthal wohl bekannt — doch noch hier gewesen sei, sich darauf berufen habe, daß das Fräulein ihn herbestellt und dann zur Ausrichtung an die Herrschaft dem Eckart gesagt habe, er werde morgen recht früh wieder kommen.

„Es ist nicht recht, gnädiges Fräulein,“ sagte der Diener, der sich in seiner treuen Anhänglichkeit zuweilen etwas herausnahm, „es ist gar nicht recht, daß Sie den alten Bagabunden hierher kommen lassen. Dergleichen Volks sieht sich die Gelegenheit an und kommt einmal ungerufen zur Nachtzeit!“

„Schäme Dich, Eckart!“ versetzte das Fräulein. „So schlimm denke ich doch von den Menschen nicht! Gott sei Dank, habe ich noch keine Erfahrungen gemacht, daß meine guten Absichten schlecht vergolten wurden.“

Der Diener schwieg, seine Miene verrieth aber, daß er die gute Meinung seiner Herrin nicht theile.

Am andern Morgen im vollen Regen kam Wenzig. Eckart hatte schon nach ihm ausgesehen und wies ihn nach der Gesindestube, damit er sich erst etwas säubere, denn er sah, vom schlechten Wetter mitgenommen, sehr übel aus. Ein Wink bedeutete einen Knecht, der sich im Flur des Gesindehauses befand, daß er bei

dem Manne, dem man nicht recht trauen könne, in der Stube zu bleiben habe; dann ging Eckart ihn anzumelden.

Das Fräulein befahl ihn in das Vorzimmer zu führen, wo sie ihn sprechen wolle. Dort fand sie ihn denn mit Eckart, der sich in kein Gespräch mit ihm eingelassen, obgleich der Alte dazu angesetzt hatte. Sie gab ihrem Diener durch einen Blick den Befehl, sie mit ihm allein zu lassen, was dieser mit innerm Widerstreben that. Wenzig hatte unterdessen das Fräulein mit unverhehltem Erstaunen angesehen; wohl kannte er sie von früher, wenn sie natürlich auch von dem armen Tuchmacher nichts wußte und er wunderte sich, daß sie nach so vielen Jahren noch immer aussah wie damals. Sie schien ihm sogar schöner geworden, es war aber das edelste Gefühl, das sie in diesem Moment verschönte und ihrem Auge einen höhern Glanz verlieh.

„Ich habe Euch gebeten zu mir zu kommen,“ begann sie mit ruhigem und wohlwollendem Tone, „weil ich einmal mit Euch, dem Familienvater, eine aufrichtige Rücksprache zu nehmen wünsche.“

Sie will predigen, war des Alten Gedanke, welcher sein Wohlgefallen an ihr merklich abkühlte. „Sehr obligirt!“ erwiderte er, die flache Feldmütze, die er in der Hand hielt, ein wenig gegen sie schwenkend. „Das gnädige Fräulein haben sich in mein Campement bemüht — ich weiß auch, daß Sie meinem Weibsvolle schöne Geschenke mitgebracht haben und sage Ihnen meinen besten Dank. Ich wäre gleich gekommen, wenn mich nicht ein verdrießliches Geschäft abgehalten hätte. Nun aber bin ich hier, Euer Gnaden Befehle zu hören.“

Das Fräulein setzte sich, wie zu einer längern Audienz, die sie ertheilen wollte und gab ihm ein Zeichen, daß er sich auch eines der Stühle, die an der Thür standen, bedienen sollte. „Würde sich nicht schicken!“ sagte er.

„Nun, so laßt denn mit Euch reden — ich meine es gut mit Euch,“ sprach die Dame. „Ihr seid nach langer Abwesenheit zurückgekehrt und habt Eure Frau und Kinder in trauriger Lage wieder gefunden.“

„Nicht schlechter als vorher!“ erwiderte Wenzig. „Wärs besser gewesen damals, so hätte ich nicht fortzugehen gebraucht. Ich konnte sie nicht mehr ernähren, darum wollte ichs in der Fremde versuchen, ob ich vielleicht etwas verdienen könnte, um ordentlich für sie zu sorgen. Es ist mir nicht geglückt; ich muß es falsch angefangen haben.“

„Nun seid Ihr wieder hier,“ sagte das Fräulein, „und Ihr habt Euch gewiß schon gefragt, wie es werden soll.“

„O ja,“ versetzte der Alte mit einem bittern Auf-lachen, „und Andere haben mich auch schon danach ge-fragt, womit ich meinen Lebensunterhalt zu erwerben gedenke, obgleich es ihnen der Pastor von der Kanzel sagen könnte: Sehet die Vögel unter dem Himmel an —.“

„Mißbraucht Gottes Wort nicht!“ unterbrach ihn die Dame ernst, aber mild. „Ich habe freilich kein Recht, wie die Personen, welche Ihr meint, Euch um Auskunft über Euern Erwerb zu fragen — was mich bewogen hat mich im Feldhause nach Euch zu erkun-digen und mit Euch zu sprechen, ist der Wunsch Eure Lage zu verbessern.“

Er sah mißtrauisch zu ihr herüber. — „Haben das gnädige Fräulein schon gehört, was meine jüngsten Kinder gestern für ein Unglück gehabt haben?“ fragte er.

„Die Zwillingsschwestern?“ entgegnete das Fräu-lein mit Antheil. „Was ist ihnen geschehen? Ich habe nichts gehört.“

„Nun, Hunger thut weh — sie haben sich, als es dämmerig auf dem Wasser wurde, einen Fischerkahn losgebunden und sind damit eine Strecke hinaufgeseh-ren bis zum Emmerloche, wo es viel Fische giebt. Da haben sie für die Mutter und die Geschwister ein Paar Stinte gefangen — und sind dabei abgefahrt worden.“

Ein Laut des Bedauerns gab Kunde von der Theilnahme des Fräuleins, dann sagte sie: „Der Hunger hätte sie wohl gestern nicht zum verbotenen Fischen verleiten können!“ Sie dachte daran, daß sie der Familie Lebensmittel auf wenigstens zwei Tage mitgebracht hatte, was der Vater in seiner ungeschick-ten Entschuldigung vergessen zu haben schien. „Doch,“ fuhr sie ruhig fort: „Es ist immer Unrecht und schadet besonders in den Augen der Menschen, die Euch so schon viel Uebles nachreden — indessen, wenn es sich wirklich nur um eine Kleinigkeit handelt, wie Ihr sagt, so werden die unmittelbaren Folgen nicht so schlimm sein und ich will sehen, was ich dabei thun kann, Ihr müßt aber doch selbst wünschen als Vater, daß Eure Kinder aus diesen traurigen Verhältnissen, wo sie in den Augen der Welt immer als halb verloren erschei-nen, in eine andere Lage versetzt werden. Sie müssen ja zuletzt, wenn alle Menschen sie für schlecht halten, endlich schlecht werden.“

„Warum sollte ichs nicht wünschen, daß es den Kindern und uns besser erginge?“ versetzte Wenzig. „Aber was ist zu machen? Wer wird eine von mei-nen Mädels in Dienst nehmen, da wir ausgestoßen und verachtet sind? Und wenn wir ein Attest von zehn Pastoren brächten, das klebte ihnen doch zeitlebens an. — Sie wurden nun einmal vom ersten Tage an, da sie in die alte Diebeshöhle versetzt wurden, wie eine Zigeunerbande behandelt und wenn wir so red-lich geblieben wären wie der beste Bürger in Wipp-stadt, kein Mensch hätte es uns geglaubt. Da mußte es denn schon so kommen und wird so bleiben, bis wir Alle im Zuchthause sitzen!“

„Sprecht nicht mit dieser entseßlichen Gleichgiltig-keit, Mann!“ sagte das Fräulein ergriffen. „Ich will Euch keine Vorwürfe machen, noch weniger ein un-fruchtbare Rede mit Euch führen. Alles käme darauf an, ob Ihr, in eine andere Lage gebracht, auch den ernstesten Vorsatz fassen und durchführen würdet, fort-an als ordentliche Menschen ehrlich und arbeitsam zu leben. Gebt mir darauf eine Antwort.“

Der Alte richtete einen festen Blick auf sie. Was wollte sie mit dieser Frage? Konnte sie eine andere Antwort als Ja erwarten und gab ihr dies etwa eine Bürgschaft? — „Gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, „ich habe in Afrika bei den Franzosen gedient und es kamen viel Subjecte zu uns, die in Frankreich für unverbesserlich gegolten hatten. Dort gab es eine strenge Disciplin und keine Gelegenheit, viel über die Schnur des bürgerlichen Gesetzbuches zu hauen, so wurde denn Mancher zu einem musterhaften Menschen — womit ich nicht sagen will,“ setzte er halb lachend hinzu, indem er seinen französischen Kinnbart strich, „daß ich in diese Classe gehöre. Es käme bei meinen Töchtern auf die Probe an. Die Jungen sind einst-weilen untergebracht, sie sollen im Herbst Soldat wer-den. Für mich und meine Frau weiß ich freilich kei-nen Rath. Am besten wärs, wenn wir aus unsern Lumpen geschält und anständig equipirt und in ein Schiff gepackt würden, um auszuwandern, wo uns Niemand kannte, aber freilich — auch zu leben müß-ten wir haben. Das große Loos in der Lotterie, an-ders ist uns nicht zu helfen, gnädiges Fräulein. Aus-einander gesprengt, wie ein Volk Rebhühner durch Schrot, werden wir doch nächstens — meine armen Zwillinge thun mir nur leid — wenn die von einander gerissen werden, sterben sie beide.“

Sein Ton war bei den letzten Worten weich ge-

worben, das Vatergefühl regte sich doch auch in dieser verwilderten Seele.

„Hört mich an!“ sagte die Dame gütig. „Wenn es nun wirklich Jemand mit Euch versuchen wollte, Euch mit Eurer ganzen Familie ungetrennt aufzunehmen — würdet Ihr wieder beten und arbeiten lernen?“

Sie sah ihn dabei so freundlich an, ihr Ton drang zu seinem Herzen — er that einen Schritt als wolle er ihr zu Füßen stürzen, aber er hielt an und drehte in sichtbarer Unruhe seinen grauen Kinnbart.

„Ich weiß nicht wen Sie meinen, der ein solches Wagstück versuchen wollte,“ erwiderte er mit hastiger Stimme, „aber das kann ich wohl sagen, er bände sich eine Ruthe auf! Kein Mensch würde das gut heißen und es könnte auch nur schlecht ablaufen. Wer würde uns in seiner Gemeinschaft dulden? Wenn wir auch — ich will sagen von einer reichen Herrschaft aufgenommen würden, alle Dienstboten gingen ab und setzte man uns ins Dorf, blieben wir doch ausgestoßen, das könnte kein Befehl ändern. Und dann, wer soll dafür stehen, daß Ihr schöner Wunsch in Erfüllung geht, ich meine für unser Wohlverhalten? Ich kann für mich selbst nicht stehen, geschweige denn für Frau und Kinder — die Sache ist schon zu weit hinein böse. Euer Gnaden sehen, ich bin aufrichtig. Die Einzigen wären die Zwillinge — die möchten noch gut einschlagen, wenn sie in rechte Hände kämen, aber ich mag auch das keinem ehrlichen Menschen zumuthen. Ich danke Ihnen also schön für den guten Willen, lassen Sie uns aber nur im Feldhause — es soll einmal nicht anders sein und wird schon ein Ende nehmen so oder so!“

„Nein, Wenzig,“ sagte das Fräulein sanft, „laßt den Glauben nicht in Euch auskommen, daß es einmal so bestimmt sei und nicht anders sein solle. Gott hilft Allen, die auf ihn vertrauen. Was ich Euch sagte, ist mein Ernst. Freilich wird es wohl das Beste sein, wenn Ihr fürs Erste nicht zusammen bleibt — und da Ihr mir gesagt habt, daß Eure beiden Söhne bald Soldat werden sollen, so ist dazu schon der Anfang gemacht. Eurer ältesten Tochter einen Dienst zu verschaffen, wird meine Sorge sein, sie muß nur den redlichen Willen mitbringen ihre Pflicht zu thun, darüber will ich noch mit ihr reden. Für Euch und Eure Frau wird sich eine Freistatt finden, wo Ihr als ein noch rüstiger Mann durch ehrliche Arbeit Euch forthelfen könnt — auch dafür weiß ich schon Rath.

Hier in der Gegend zu bleiben, wäre freilich nicht gut, Ihr würdet hier, wie Ihr selbst sagt, mit vorgefaßten Meinungen zu kämpfen haben. Auszuwandern und gar in einen fremden Erdtheil braucht Ihr darum nicht, ich habe schon meinen Plan, wo ich Euch hinbringen will und wo Ihr ein neues Leben anfangen könnt. Für Eure Zwillinge endlich, die Euch besonders am Herzen zu liegen scheinen, dürft Ihr außer Sorge sein, die sollen nicht getrennt werden, ich nehme sie Beide zu mir.“

Dem Manne waren die Thränen in die harten Augen getreten; unwillkürlich falteten sich seine Hände und er konnte nur sagen: „Lohn's Ihnen Gott!“

„Geht denn einstweilen nach Hause,“ fuhr das Fräulein fort, „besprecht Euch mit Eurer Frau und mit Euren Kindern und wenn es Euch recht ist was ich Euch vorgeschlagen habe, so kommt morgen wieder her und sagt mir Bescheid. Die Zwillinge könnt Ihr mir dann gleich mitbringen — ich werde unterdessen versuchen, die Folgen ihrer unbedachten Handlung von ihnen abzuwenden. Was Euch und die Andern betrifft, so will ich Euren Entschluß abwarten, ehe ich einen weitem Schritt thue. Geht denn mit Gott und überlegt Euch Alles!“

Sie stand auf, grüßte ihn mit der ihr eigenen Freundlichkeit und verließ das Zimmer. Wenzig hielt sich auch keinen Moment länger auf, sondern stürzte hinaus in den Hausflur, wo er den alten Eckart, welcher vor der Thür auf das Ende der langen Unterredung wartete, beinahe ungerannt hätte. Im wahren Sturmschritt eilte er über den Hof und erst in der Lindenallee mäßigte er seinen Gang. Wie ein Träumender verfolgte er dann seinen Weg; die Menschen, die ihm begegneten und die ihn kannten, wichen ihm schein aus; er bemerkte sie gar nicht.

Da hörte er sich beim Namen rufen und sah sich rasch um. Ein kleiner Mann mit verschmitztem Gesicht war es, der ihn gestellt hatte. „Nun, Schleifer, was giebt's?“ fragte er.

„Nichts Gut's, Wenzig,“ antwortete dieser. „Mache Dich auf eine Hausfuchung gefaßt — wenn sie nicht schon geschehen ist.“

Wenzig fluchte und fragte hastig: „Wie so? Heraus mit der Sprache! Du hast mich verrathen, Hund!“

„Selbst Hund!“ versetzte der kleine Mann gelassen. „Mache es mit Deinen Bengels aus, sie treiben's zu toll seit Du zurückgekommen bist — Du hättest ihnen etwas Besseres beibringen können als

das Schießen mit der gestohlenen Doppelflinte. Der Wildhändler ist angehalten worden, sie haben ihm die Stücke, über die er keinen Jagdschein nachweisen konnte, abgenommen und er wird nun wohl angeben müssen, wo er sie her hat. Das Aergste aber ist, daß Dein Schlingel, der Franz, heut früh im Regenwetter, wo er Niemand auf den Beinen glaubte, sich bis in die Nähe der Oberförsterei gemacht und dem Herrn Oberförster seinen besten Spürhund todtgeschossen hat.“

Der alte Afrikaner, von dieser kühnen Razzia seines Sohnes entzückt, lachte laut auf.

„Rache nur!“ sagte der Schleifer. „Das Lachen wird Euch bald vergehen!“

„Woher weißt Du die Geschichten all, womit Du mich terrorisiren willst?“ fragte Wenzig.

„Die mit dem Hunde hat mir der Franz selber erzählt, als er von der Oberförsterei zurückkam und bei mir einsprach,“ sagte der Schleifer. „Vom Wildhändler hab' ich's in der Stadt gehört: der Wohlgenuth hat's mir erzählt, der manchmal von ihm kauft und wohl auch nicht immer nach dem Jagdschein fragen wird, wenn er nur billig kauft.“

„Also weiter ist es nichts?“ versetzte Wenzig. „Franz wird sich nicht haben sehen lassen, als er den Spürhund, der uns sehr gefährlich war, füllirte und was der Wildhändler ausfagen wird, wenn er in Untersuchung kommt, weißt Du nicht, wir wollen es wenigstens abwarten. Mein Fuchsbau ist nicht so leicht zu durchstöbern. Du bist eine feige Canaille, Schleifer, nimm mir's weiter nicht übel.“

„Blut habe ich freilich noch nicht vergossen,“ erwiderte der kleine Mann verbissen, „auch noch keine Menschen ausgeräuchert und mit Dampf erstickt, wie Du in der afrikanischen Höhle. Ich wollte nur, ich hätte mich gar nicht mit Dir eingelassen — man kommt am Ende mit in Untersuchung.“

Wenzig lachte ihn aus und trennte sich von ihm. Rascher jetzt und in einer völlig veränderten Stimmung setzte er seinen Weg fort. Der Eindruck, welchen die Menschenfreundlichkeit des Fräuleins von Klenau und ihre zum Herzen dringenden Worte gemacht hatten, war völlig verschwunden, seit er wieder an sein Leben außer dem Gesetz erinnert worden war, er fühlte sich in seiner wilden Freiheit ganz wohl und der Gedanke sie aufzugeben und für wenige Groschen täglich zu graben und zu hacken war ihm lächerlich. Vor einer Untersuchung fürchtete er sich nicht und wenn es gar schlimm wurde, nun, er hatte in Frankreich schon Bekanntschaft mit gewissen festen Häusern gemacht, wie

sie in Deutschland, wo man mit den unartigen Kindern der Gesellschaft gar glimpflich umgeht, gewiß nicht so böse waren. Todesstrafe hatte er nicht verwirkt, Züchtigung war abgeschafft — was konnte ihm viel geschehen? Elisabeth Klenau würde um ihn geweint haben, wenn sie in diesem Augenblicke, wo ihre edle Seele sich noch immer mit seinem Wohle beschäftigte, ihn hätte sehen und seine trotzigen Gedanken wissen können.

Er hatte die Stadt umgangen und dann den Sternauer Weg eingeschlagen, wo er dann bald seinen Fuchsbau, wie er sich ausgedrückt hatte, erblickte. Da fiel ihm denn doch Alles wieder ein, was ihm das gute Fräulein gesagt hatte und er stand auf einmal mitten im strömenden Regen still.

„Die beiden Kinder will ich ihr doch bringen!“ sagte er für sich. „Um die wär's Schade! Sie meint es gut, sie wird sich der armen Dinger annehmen, wenn uns Andern der Hals gebrochen würde. — Das sag' ich euch aber,“ fuhr er plötzlich auf und drohte mit der Faust nach der Stadt zurück, „kommt ihr mir mit Schnüfflern und Spürhunden in mein Haus, so geht ihr mit uns Allen zu Grunde!“ Mit wilder Geberde setzte er sich nun in Lauf, um den Rest seines Weges zurückzulegen und gab dann, dem Hause näher gekommen, durch einen lang gehaltenen Pfiff seine Ankunft kund. Es war das französische Signal: Garde à vous! („Habt Acht!“) bedeutungsvoll auch hier.

Gleich darauf erschien ein Mädchenkopf in der halbgeöffneten Thür, es war seine älteste Tochter. „Ist der Franz da, Johanne?“ rief er ihr zu. Sie verneinte es und trat zurück, ihm den Eingang frei zu lassen.

In der Stube saß seine Frau mit den Zwillingen im Winkel, wohin der Wind und Regen durch die schlecht verwahrten, vielfach mit Papier verklebten Fenster nicht dringen konnten. Die Mutter sticte, die Mädchen hatten keine Arbeit vor. Alle sahen ihn erwartungsvoll an, was er nun von dem Fräulein erzählen werde.

„Johanne,“ sagte er zu der Ältesten, „setze Dich dort neben die Mutter. Rückt zu, ihr Rangen — Respect vor der Anciennetät! Ich will einen Kriegsrath mit Euch halten.“

„Laß doch Deine dummen Späße!“ entgegnete die Frau unfreundlich, wie sie immer gegen ihn war, da sie ihm nicht vergessen konnte, daß er sie im Elend verlassen und daß seine Wiederkehr ihr keinen Segen

gebracht hatte. „Erzähle lieber, was sie von Dir gewollt hat.“

„Deshalb eben!“ erwiderte er. „Nicht raisonniren! Setze Dich, sag' ich, Johanne. — Wo ist der Fritz?“

„Weiß ich's?“ war die mürrische Antwort. „Du hast den Jungen ja gesagt, daß sie es nicht immer zu melden brauchten.“

„Das hab' ich gethan und das hat auch seinen guten Grund. Man braucht dann nicht zu lügen, wenn man gefragt wird und lügen thut ihr Alle so schon genug. Stille, sag' ich! Hat der Fritz das Fäßchen gebracht?“

„Ja, der Wildhändler hat es mit ihm hergeschafft — aber dem ist ein Unglück geschehen, sie haben ihn —.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Das Tanzen kommt aus der Mode). Man sagt es, aber wir glauben es nicht. Als Grund giebt man an, daß es in der Welt keine rechte Heiterkeit mehr gebe, nirgends, weder in Deutschland, noch in dem „lustigen“ England (das lange nicht mehr ist), noch selbst in dem ewig „heiteren“ Frankreich. Die Lust an Spott und Hohn, die Herrschaft des Kladderadatsch in der Welt, soll das Herz der Jugend verderben. Man lache über alles, heißt es, weil man nicht mehr lustig sei. Man verspottete die eigene Mutter, man verspottete die Weinenden und die Betenden, wie könne man lustig sein? Wahr ist es, es giebt sogar junge Mädchen, welche den Tanz nicht lieben. Wir hörten noch vor kurzem eine solche philosophische jugendliche Schöne in vollem Ernste sagen: es sei nicht mehr modisch zu tanzen. Ganz Unrecht hat sie nicht. Die jungen Herren von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren lachen die aus, welche sie zu Balle einladen. Sie kommen, wenn sie recht gnädig sind, um Mitternacht, tanzen eine Polka, mustern unter Spott und Hohn die anwesenden ältern und jüngern Damen, amüfren sich à la Kladderadatsch bei Tisch und nach dem letzten Glas Champagner gehen sie. Das nennen sie „einen Ball besuchen.“ Die Mädchen haben mit dem ihnen angeborenem Scharfblicke sehr bald erkannt, daß man sie für mehr oder minder nothwendigen oder wünschenswerthen Zubehör oder Schmuck eines Ballsaales hält und lassen sich begreiflicher Weise selbst sehr bitten, ehe sie zu einem Balle gehen. Sie verlassen dann denselben vor dem Cotillon, der sonst der Hauptreiz, die schöne Mitte zwischen dem Souper und dem Abschiede, war.

Der Tanz ist also nicht mehr so recht modisch, man muß es zugeben und die jungen Herren, die es so wollen, haben recht: sie tanzen ja im Allgemeinen nichts weniger als leicht und grazios.

Etwas muß man aber doch in Gesellschaft thun. Man führt also kleine Lustspiele und Charaden auf; man stellt lebende Bilder und findet — daß dies noch langweiliger ist. Langweilt man sich doch im Ganzen im Theater, wenn nicht etwa eine plumpe Posse aufgeführt wird. Oder man ladet eine zahlreiche Gesellschaft ein und überläßt es jedem Gaste, wie er sich unterhalten will. Die ältern Damen und Herren spielen Whist, die jüngern gehen in den Zimmern auf und ab oder sitzen in Gruppen beisammen und plaudern. Wie aber ergeht es dem oder der, welche fast fremd sind? Es ist ja nicht mehr Sitte mit den Nachbarn rechts und links zu plaudern; wer Personen anreden wollte, mit denen er nicht bekannt ist, würde sofort verrathen, daß er vom modischen Leben nichts kennt. Am wohlsten fühlt sich die jetzige junge Welt da wo geraucht wird, deshalb wird denn auch jetzt selbst in Paris, in guten Häusern und in Anwesenheit vieler Damen geraucht. Haben die Damen Unrecht, wenn sie fragen: warum sollten wir uns noch mit Blumen schmücken? Der Cigarrenrauch bringt ja in den duftigsten Salon und wir bringen nichts zurück als Langereweise und in unsern Kleidern häßlichen Tabaksgeruch. Wäre es nicht besser, man fange wieder an zu tanzen?

(Der Violinist Voucher.) Am letzten Tage des vergangenen Jahres starb in Paris, arm und vergessen, ein Künstler, der die glanzvollsten Tage gesehen hatte und mit Ruhm und Gold überschüttet worden war, Alexander Voucher, der Paganini seiner Zeit. Es wäre zu wünschen, er hätte Memoiren geschrieben, denn er war mit vielen berühmten Männern und Frauen zusammengelommen und kannte eine Menge Anekdoten von den Höfen, an die ihn seine Kunstreisen geführt hatten. Er war sogar der Freund der beiden spanischen Prinzen Ferdinand und Don Carlos gewesen. Der erstere, später König Ferdinand VII., beschäftigte sich viel mit Musik und glaubte auch ein Virtuos auf der Violine zu sein. Er ließ sich sogar in Hofgesellschaften hören, aber wie? Er stellte sich mit Voucher hinter einen Schirm; Voucher spielte da und wenn die Versammelten dann recht lebhaft klatschten, trat Ferdinand hinter dem Schirme hervor dankbar sich verbeugend. Der Vater der Prinzen, Karl IV., welcher den Virtuosen auch gern hatte und dabei ein großer Jagdfreund war, ließ Voucher einen besondern Jagdanzug machen: auf dem Rocke sah man die sieben Noten in Gold eingestickt. Bei jeder königlichen Jagd mußte der Geiger in dieser wunderlichen Uniform erscheinen.

(Die Freundschaft.) Der bekannte französische Schriftsteller, Alphons Karr, der in Nizza einen schönen Garten besitzt und sich jetzt mehr mit der Blumen- und Gemüsezucht als mit der Literatur beschäftigt, läßt nur selten noch etwas von sich hören. Er schrieb bekanntlich einige höchst geistreiche Schriftchen über die Liebe und die Frauen; in einem Journale

finden wir jetzt Bemerkungen von ihm über die Freundschaft. Mit Recht sagt er z. B.: „Jeder will einen Freund haben, Niemand aber mag ein Freund sein. — Ein Freund ist wie Judith; er schlüfert in seinem Arme ein, erregt angenehme Träume und mitten in denselben tödtet er. — Er ist eine Delilah: er kennt das Geheimniß Deiner Kraft und Deiner Schwäche. — Freunde behandelt man wie ein Spiel Karten. Man behält sie so lange als man damit gewinnt. — Unter zwei Freunden ist immer nur einer Freund des Andern. — Der schlimmste von allen Feinden, die man hat, ist der Freund. — Stirbt man, so wird man erkennen, daß man von keinem Menschen so viel gelitten hat als von dem Freunde. — Der Mensch, der wirklich Freund eines Andern ist, bietet den Schlägen des Schicksals doppelte Fläche: er kann vier Arme und zwei Hüfte brechen; er trauert über zwei Väter und zwei Frauen machen ihm das Leben sauer. —

(Die Bedeutung der Farben bei den älteren und neueren Völkern.) Weiß war das Sinnbild der Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Reinheit und Unschuld. Die Priester des Alterthums waren weiß gekleidet und dies ist noch heutigen Tages die Farbe, welche das Oberhaupt der katholischen Kirche angenommen hat. Unter den Römern trugen die Römer die Trauer in weißer Farbe. Der Name Candidat rührt daher, daß die, welche in dem alten Rom nach der Volksgunst strebten, verpflichtet waren, ein weißes oder ein mit Kreide weiß gemachtes Gewand tragen. Die geweihten Priester trugen weiße Kleider, und die Neubekehrten der ursprünglichen Kirche mußten während der letzten acht Tage, die ihrer Taufe vorangingen, ebenfalls ein weißes Gewand anlegen. Die jungen Katechismus-schülerinnen trugen es noch jetzt vielfältig, ganz allgemein aber bei der Firmung und Einsegnung.

Roth war das Sinnbild der Schamhaftigkeit, Liebe und Offenheit. Das Roth stellt die Gluth oder das Feuer vor. In China ist diese Farbe der Gottheit gewidmet und die Trauer, welche die Kinder tragen, besteht aus einem blendend rothen Hansack. Das Labarum, die Fahne Kaiser Konstantins des Großen, war von derselben Farbe. Das rothe Gewand der Priester stellt die göttliche Liebe vor, wie der Purpurmantel der Könige das Sinnbild der Macht Gottes oder des göttlichen Rechts war. In Rom hatten allein die Patricier das Recht, sich in Roth zu kleiden, und der Codex Justinians verurtheilte den Käufer wie den Verkäufer eines Purpurstoffes zum Tode. Da die rothe Farbe auch die des Blutes ist, wurde sie das Sinnbild der Schamhaftigkeit, welche das Blut in die Wangen treibt und sie mit Röthe überzieht. Ohne Zweifel aus diesem Grunde nannte Diogenes das Roth die Farbe der Tugend.

Blau war das Sinnbild der Treue, Redlichkeit, Reinheit der Gesinnungen und Weisheit. Das Himmelblau war das Symbol von der Unsterblichkeit des Menschengeschlechts. Der ägyptische Oberpriester trug bei der Verrichtung seiner Mysterien ein himmelblaues Gewand, besät mit goldenen Ster-

nen; eben diese Verzierungen befanden sich auch auf dem Brustbilde des Hohenpriesters Aaron und auf seinem Hyacinthenblumengewande. Die Tracht der Hohenpriester bezeichnete sie als die Hüter der ewigen Wahrheit. In China ist die blaue Farbe den Todten geweiht. Kaiser von blauen Steinen schmückten die Ringe, welche die ägyptischen Krieger tragen mußten; diese Ringe waren das Sinnbild für den Eid der Treue, den sie geleistet hatten — In den Wappenschildern bedeutet Blau Keuschheit, Treue, Redlichkeit und guten Verstand.

Gelb war das Sinnbild des Ruhmes bei den Alten, das der Treulosigkeit bei den Neueren. Die Sonne, das Gold und das Gelb waren die Symbole des menschlichen Geistes, aufgeklärt durch die göttliche Offenbarung. Der heilige Petrus, der Hüter der heiligen Lehre, wurde von den Malern des Mittelalters in einem Gewande von Goldgelb, dem Sinnbilde des Glaubens, dargestellt. Die nämliche Bedeutung hat diese Farbe auch noch jetzt in China. Die Symbolik des Mittelalters bewahrte rein die Traditionen des Alterthums über die gelbe Farbe. Die Mauren unterschieden die beiden Bedeutungen derselben durch zwei Schattirungen; das Goldgelb drückte Weisheit und guten Rath aus und das Blaugelb Verrath und Betrug. In den Wappen ist das Gold das Sinnbild der Liebe, der Beständigkeit und Weisheit und im Gegensatz dazu bezeichnet in unseren Tagen das Gelb Unbeständigkeit, Eifersucht und Ehebruch. — In mehreren Ländern befahl das Gesetz den Juden, sich gelb zu kleiden, weil sie den Herrn verrathen haben. In Frankreich bestrich man mit derselben Farbe die Thüren der Verräther. Unter Franz I. wurde diese Schmach über Karl von Bourbon als Strafe für den Bruch der Lehntreue verhängt.

Grün war das Sinnbild der Hoffnung und Barmherzigkeit. In China bezeichnet das Grün den Orient, den Frühling und die Barmherzigkeit. In dem Alterthume war es der Venus, dem Neptun und den Nymphen des Meeres geweiht. Das Christenthum hat das Grün ebenfalls zum Symbol der Barmherzigkeit gemacht. St. Johannes wird beinahe immer mit einem grünen Gewande dargestellt. Bei den Mauren bezeichnete das Grün die Hoffnung, die Freude und die Jugend. In der Heraldik bezeichnet es Höflichkeit, Liebe, Freude und Ueberfluß.

Schwarz war das Sinnbild der Trauer, des Schmerzes und der Verzweiflung. Schwarz als Farbe der Trauer gehört zu den ältesten religiösen Ueberlieferungen: die Genesis der Parther, das Bun-Dehesch sagt, daß der erste Mann und die erste Frau, durch Ahriman betrogen, der Versuchung erlagen; nach ihrem Falle bedeckten sie sich mit schwarzen Kleidern. Ein Rabe verrieth Apollo die Untreue seiner Geliebten; dieser Vogel war weiß; da er der Ueberbringer einer Trauerbotschaft war, erhielt sein Gefieder und das seines ganzen Geschlechts die schwarze Farbe. Das Schwarz bezeichnete bei den Mauren Trauer, Verzweiflung, Finsterniß und Beständigkeit. In der Wappenkunde bedeutet Schwarz Klugheit, Weisheit, Beständigkeit in der Traurigkeit und in Widerwärtigkeiten.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.,
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Gutsch.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß Alles,“ unterbrach sie der Vater. „Eine große Dummheit von ihm! Indessen wird er nicht noch eine größere begehen und sich seiner besten Lieferanten berauben, indem er uns anbietet. Der Kerl ist gerieben und hat sich mächtige Protection verschafft unter den weiblichen Honoratioren — Frau Bürgermeisterin, Frau Syndicus, Frau Kammerer und wie sie alle heißen! Dem geschieht so leicht nichts! Ist das Fäßchen auch trocken hereingekommen?“

„Darum habe ich mich nicht bekümmert,“ antwortete die Frau. „Es steht unten im Keller — Du wirfst uns aber Alle damit zu Schaden bringen unvorsichtig, wie Du bist.“

„Im Gegentheil,“ versetzte er. „Ich will einen ehrlichen Verdienst daraus ziehen; habe nicht umsonst einmal bei der Artillerie gestanden und im Laboratorium gearbeitet. Wenn die Leute erst ein Paar Schwärmer oder Leuchtflugeln vom Feldhause aufsteigen sehen, werden sie sich um meine Feuerwerkskörper reißen.“

Die Frau brummte und blickte sauer. — „Hat

sich der Franz heute noch gar nicht blicken lassen?“ fragte er dann.

„Nein, aber der Schleifer war hier vor einer halben Stunde, fragte nach Dir und erzählte, daß der Junge dem Oberförster seinen besten Hund an der Kette todtgeschossen hat. — Du hast die Jungen ganz toll gemacht seit Du wieder gekommen bist,“ fuhr sie immer heftiger fort. „Ehe Du kamst, gingen sie auf Arbeit und ließen sich's sauer werden und wenn sie ein Paar Groschen nach Hause brachten, freuten sie sich — jetzt aber wollen sie davon nichts wissen, treiben sich Tage lang herum und werden sich und uns Alle noch in's größte Unglück bringen! Du bist Schuld daran!“ Ein Strom der bittersten Vorwürfe folgte, welcher den Mann eine Weile zu belustigen schien, denn er hörte sie gelassen und lächelnd an, als er aber sah, daß seine beiden jüngsten Mädchen weinten, trat er dicht an die scheltende Frau heran, legte ihr die Hand schwer auf die Schulter und sagte: „Nun ist's genug!“

Sie verstummte augenblicklich und es trat eine tiefe Stille ein, nur unterbrochen von dem leisen Schluchzen der Zwillinge, welche sich noch nicht beruhigen konnten, während ihre ältere Schwester entschieden die Sache der Mutter zu nehmen schien, denn sie saß trotzig aufgerichtet und heftete einen bösen Blick ihrer glänzenden Augen auf den Vater. Der Frieden wohnte nicht im Feldhause.

„Seid still, Kinder!“ sagte der Vater mit freundlichem Tone zu seinen Jüngsten. „Wir thun uns

nichts. Der Mutter macht es Vergnügen — ich bin weiter nicht böse. Nun aber merkt auf Alles, was ich Euch sagen werde und dann wollen wir Kriegsrath halten, ob wir die Capitulation, die uns zur Räumung unserer Festung angeboten worden ist, annehmen können. Ich bin schon mit mir einig, aber ich will auch Eure Meinung hören.“

7.

Gegen Abend hatte sich das Wetter geändert und Fräulein von Klenau konnte noch nach der Stadt fahren, um dort wenigstens einen Anfang für die Ausführung ihrer menschenfreundlichen Absichten zu machen. In großen Städten ist zu dieser Stunde des Tages nichts mehr zu thun, kein Bureau ist offen als das der immer schlagfertigen Policei, kein Beamter mehr zugänglich — der Dienst ist vorüber, der Abend der Erholung und dem Vergnügen geweiht. Wie aber Manches in kleinen Städten bequemer zu erreichen ist, so auch zu jeder Tageszeit ein williges Ohr für dringende Angelegenheiten — vorausgesetzt, daß der verspätete Bittsteller kein Armer und Niedriger ist, gegen solche freilich zeigt sich der kleinstädtische Beamte in seiner vollen Majestät eines Kleintyrannen, mag er auch sonst nach seiner politischen Ueberzeugung in der Regel ein radicaler Demokrat sein. Das verträgt sich: die Gleichberechtigung wird meist nur bis zur eigenen Person verlangt, nach Unten kann sie unbequem werden.

Fräulein von Klenau stand aber auch, abgesehen von ihren Verhältnissen, in allgemeinsten persönlicher Achtung, so daß sie nicht leicht einen vergeblichen Schritt zur Erreichung eines Wunsches that, wo allerdings ihr feiner Tact nichts Unbilliges oder Ungehöriges zu verlangen beitrug. Es kam ihr heute vorzüglich darauf an, eine Klage gegen die beiden irgeleiteten Mädchen, welche sie unter ihren besonderen Schutz nehmen wollte, zu verhindern, denn sie wußte, daß alsdann, auch wenn sie Ersatz zu leisten sich erbieten, dennoch das Gesetz, das auf Freiheitsstrafe erkannt, seinen Lauf haben mußte. Praktisch, wie sie überhaupt in allen Dingen war, schickte sie, nachdem sie in der Stadt abgestiegen war, sogleich zu dem Aeltesten der Fischercolonie, welche das Recht der Fischerei stromaufwärts, so weit die Grenze des Stadteigenthums reichte, seit uralter Zeit besaß und ließ ihn bitten zu ihr zu kommen, weil sie mit ihm ein Geschäft abzumachen habe. Der Fischer erschien auch sogleich und als sie ihm ihren Wunsch aussprach, daß

er gegen eine angemessene Entschädigung von der Klage gegen die Mädchen aus dem Feldhause absteheu möge, und zugleich sagte, daß sie wohl glaube, für die Zukunft eine Wiederholung des Geschehenen verhindern zu können, schüttelte er zwar zu der letzten Aeußerung ungläubig den Kopf, ließ sich aber bereit finden den Wunsch des Fräuleins zu erfüllen. Er hatte noch keine Anzeige gemacht, obgleich sich die Sache schon ziemlich herumgesprochen hatte und somit freilich eine Erhebung der Klage von Amtswegen in Aussicht stand, was er jedoch verschwieg. Als er seine Forderung, die nicht bloß auf einige kleine Fische, wie der Vater gesagt, berechnet war, von der Dame befriedigt erhalten hatte, sprach er seinen Dank aus, warnte sie aber ihre Wohlthaten nicht an das schlimme Volk zu verschwenden, das gar kein Mitleid verdiene. Er wollte noch einige böse Thatsachen zum Beweise hinzufügen, das Fräulein bat ihn aber dieselben lieber zu verschweigen — es werde sich ja für die unglückliche Familie, welche durch die Noth so weit gebracht worden sei, eine Rettung finden lassen, um sie wieder einem ordentlichen Leben zuzuführen. Der Fischer streich mit dem krummen Ramme durch seine langen grauen Haare und erwiderte: „Die sind nicht mehr zu retten! Wenn sie nur nicht hier Heimathsrecht hätten, daß sie auf den Schub gebracht werden könnten — kein Mensch ist vor ihnen sicher! Der Mann sieht aus als ob er Einem mit kaltem Blute das Lebenslicht ausblasen könnte und dann, gnädiges Fräulein, haben wir vielleicht einen Tanz mit ihm erspart, daß Sie mir die Klage mit seinen Töchtern abgekauft haben. Ein Anfang muß aber doch einmal gemacht werden, ich will nur wünschen, daß es gleich den Schlimmsten trifft, den Alten!“ Damit ging er ab, nachdem er sich nochmals bedankt hatte.

Elisabeth mußte wohl einsehen, daß die allgemeine Stimme, welche die Familie im Feldhause verurtheilte, ihre Berechtigung habe, aber eben das bestärkte sie auch in ihrem edlen Vorsatze sie nicht bloß aus dem materiellen Elend zu retten. Sie ging noch in das Pfarrhaus, um nun, da ihr Entschluß zu fester Gestaltung des Planes geführt, auch mit dem Gatten ihrer Freundin, der sie in Dingen christlicher Mithätigkeit oft in Anspruch genommen hatte, die Ausführung zu berathen. Der Pastor war aber vor kurzem erst von Sternau zurückgekommen und saß, wie seine Frau sagte, in Acten vergraben, denn er bekleidete zugleich das Amt eines Schulinspectors, welches ihm an sich wohl erfreulich war, in seinem Gefolge

aber eine Last dienstlicher Correspondenz und schriftlicher Eingaben an die Behörden auf ihn gehäuft hatte. Elisabeth konnte ihn daher heute nicht sprechen, sie erzählte aber Carolinen, wie sie nun für die armen Menschen, deren sie sich erbarmt, sorgen wolle. Die Zwillinge gedachte sie, wie sie schon dem Vater gesagt, auf ihren eigenen Hof zu nehmen, wo sie dieselben der Obhut ihrer Meierin, einer zuverlässigen und wohlmeinenden Frau, die sie nach einigem Widerstreben schon für den schwierigen Auftrag gewonnen hatte, übergeben, im Grunde sie aber selbst unter Augen behalten wollte. Die älteste Schwester, von der sie nichts weiter wußte als daß sie groß und schön sei und die franke Mutter treulich pflege, konnte bei einer Verwandten Elisabeths, welche in einer entfernten Gegend wohnte, untergebracht werden; sie kannte die Gesinnung ihrer Cousine zu gut, um eine Fehlbite bei ihr fürchten zu müssen. Von den Söhnen war vor der Hand nicht die Rede, da sie auf einige Jahre in soldatische Zucht kamen. Den Eltern endlich hoffte sie eine Freistatt im Landarmenhause verschaffen zu können, was vielleicht nicht nach dem Geschmacke des alten, im freien Feldleben verwilderten Soldaten sein würde, ihm aber doch, wenn er sich Alles vernünftig vorstellte, wenigstens vor der Hand als eine Verbesserung seiner Lage erscheinen mußte, in welcher er nach seinen eigenen Worten den sichern Untergang vor Augen hatte.

„Du siehst, Caroline,“ schloß Elisabeth, indem sie die Pastorin, welche ihr mit unverwandtem Blicke zugehört hatte, hell ansah, „daß ich keine romantisch-phantastischen Ideen hege, sondern mich auf die realen, wenn auch nüchternen Verhältnisse beschränke. Mein Plan hat wenigstens das Gute, daß er ausführbar ist.“

„An sich gewiß!“ erwiderte die Pastorin. „Ich fürchte nur, die größten Hindernisse werden Dir diejenigen in den Weg legen, denen Du Wohlthaten erzeigen willst. Mein Mann sprach heute auch davon, in Sternau ist von dem Feldhause die Rede gewesen — vor allen Dingen muß ich Dir aber sagen, wen mein Mann dort getroffen hat. Denke Dir: Günther!“

Eine tiefe Gluth stieg in Elisabeths Antlitz bei dieser sie unvorbereitet treffenden Mittheilung auf und ihr blaues Auge senkte sich. Besorgt ruhte der Blick der Freundin auf ihr, von unruhigem Zweifel bewegt, wem diese verrätherische Gluth gelte, ob dennoch, trotz aller Versicherung, bei dem Wiedersehen des Mannes, dem sie einst ihre erste, so unwürdig vergoltene Liebe

geweiht, das alte Gefühl, das sie für gänzlich erstorben erklärt, von Neuem erwacht sei oder ob jenes Zeichen eine andere, mit Carolinens Wünschen glücklich übereinstimmende Bedeutung habe. Sie mußte darüber in's Klare kommen.

„Nicht wahr, das ist ein seltsames Zusammentreffen?“ fuhr sie fort, da Elisabeth kein Wort äußerte. „Ich weiß es sehr genau, denn im Hause meines Vaters ist oft darüber gesprochen worden, daß Herr von Raab sich von Günther und dessen ausgelassenen Conforten ziemlich fern hielt; er war in seinen jüngern Jahren schon ernst und sein gediegener Charakter konnte an der wilden Lustigkeit der Offiziere, die sich über alle Rücksichten hinwegsetzten, keinen Geschmack finden. Wenn ich nicht irre, hat Günther sogar ein Duell mit ihm gehabt — Du wirst das besser wissen. Wie kommt Günther dazu ihn zu besuchen? Eingeladen hat ihn der Baron auf keinen Fall. Mein Mann war ganz erstaunt ihn dort zu treffen; er scheint sich da auf längere Zeit einnisten zu wollen, denn unsere Minna — ich nenne die Wohlgemuth immer noch so! — hat mir vor einer Stunde gesagt, daß der Sternauer Kutscher, der meinen Mann hereingefahren hat, den Koffer des Herrn von Günther sammt der Rechnung mit herausbringen soll. Es ist also darauf abgesehen die Gastfreiheit des edlen Mannes auf eine unerhörte Weise zu mißbrauchen.“

„Sprich nicht so, Caroline!“ bat Elisabeth, welche ihre momentan verlorene Fassung schon wieder gewonnen hatte. „Herr von Raab hat ihn jedenfalls zu längerem Bleiben eingeladen. Wir haben darüber kein Urtheil — und wenn es mir auch lieber wäre,“ setzte sie mit einiger Ueberwindung hinzu, „Günther hätte unsere Gegend wieder verlassen, so will ich mich darüber nicht beunruhigen, ich werde ihn ja doch nicht wiedersehen!“ Sie sprach das mit vollkommener Ruhe aus und die Pastorin konnte doch nicht annehmen, daß Elisabeth sich gegen sie verstellen werde. Dazu hatte sie ihr niemals eine Ursache gegeben und so mußte sie schon von dieser Ruhe überzeugt sein — zu ihrer eigenen großen Befriedigung!

„Aber daß es unter den obwaltenden Verhältnissen immer ein ganz sonderbares Zusammentreffen ist,“ erwiderte sie, „daß jede Minute des Zusammenlebens zu einem Aussprechen führen kann, wirst Du mir doch zugeben.“

„Nein, Caroline!“ sagte Elisabeth lebhaft. „Das kann ich Dir nicht zugeben, denn es ist ganz unmöglich, von einer Seite wenigstens! — Du wolltest mir

aber erzählen, was Dein Mann von den Armen im Feldhause gesagt hat.“

„Günther brachte die Sache zur Sprache. Er nahm entschieden Partei für sie, da er mit dem Vater im Kriege zusammen gedient hat. Mein Mann hat sich, wie zuweilen seine Art ist, etwas streng über die unglückliche Familie ausgesprochen und seine bisherige Milde und Güte gegen sie, welche Raab mit besonderem Rühmen hervorhob, fast verläugnet. Er sieht die ganze Sache für eine verlorene an und bei aller Anerkennung Deiner edlen Absichten fürchte ich auch, daß sie die gebotene Hand der Rettung verschmähen werden, weil sie ihnen nicht ein Leben in Uebersuß und Freuden bringt, sondern Arbeit und Zucht. Es wird mir lieb sein, wenn ich mich irre.“

„Eine zugängliche Stelle zu dem verhärteten und verwilderten Sinne des Vaters habe ich doch gefunden,“ entgegnete Elisabeth. „Es ist die Liebe zu seinen Kindern, besonders zu den beiden jüngsten Mädchen und ich hoffe, daß er mir wenigstens diese anvertrauen wird. Was Du mir oft versichert und was ich Dir auch glaube, giebt mir außerdem die Hoffnung, daß sie dem Bessern in jeder andern Hinsicht ebenfalls wieder gewonnen werden.“

„Ja, Elisabeth, das ist unzweifelhaft. Ich könnte Dir manchen neuen Beweis dafür geben, den man sich insgeheim in der Stadt erzählt, wenn es mir nicht widerstrebte unsaubern Geschichten auf den Grund zu gehen. Nur so viel, daß mehr als ein alter Sünder, angelockt durch die Schönheit in Lumpen, beschämt worden ist, als seine Geschenke mit Schimpf zurückgewiesen wurden. Die schlimmsten Lasterzungen wissen den Mädchen nichts Böses nachzusagen. Wären sie von Kindheit an gut erzogen worden, hätten sie sich zur Kirche gehalten und nur zuweilen Gottes Wort wieder gehört seit ihrer Einsegnung, wahrlich, sie würden unter den Besten ihren Platz gefunden haben.“

Das Fräulein knüpfte daran neue Hoffnungen und schied von der Pastorin, ohne ihr Gelegenheit zu geben, noch einmal das Gespräch auf Sternau und das eigenthümliche Verhältniß zu bringen, welches Beiden unbewußt zwischen Günther und Raab bestand und doch gewiß bei längerem Zusammenleben zur Sprache kommen mußte. Unterwegs aber und noch mehr daheim in ihrem stillen Cabinet beschäftigte sich Elisabeth viel mit diesem Gedanken und konnte darüber nicht zur gewohnten Ruhe kommen. Aengstliche Träume störten in der Nacht ihren Schlummer und sie er-

wachte am andern Morgen nicht in der heiteren Stimmung des Gemüths, welche sie im Laufe der Jahre gewonnen hatte.

Angenehm überrascht wurde sie und der unerfreulichen Richtung ihrer Gedanken entzogen, als ihr der Diener meldete, daß der alte Wenzig wieder da sei und seine beiden Töchter mitgebracht habe. Sie befahl dieselben sogleich in das Wohnzimmer zu führen und Eckart gehorchte, während sie ihrer Jungfer klingelte, um ihren Anzug zu vollenden, den sie eben wechseln wollte. Was seine Herrin mit diesem Volke für Absichten hatte, wußte Eckart zwar nicht, denn das Fräulein hatte der Meierin gesagt, daß sie vor der Hand noch nicht davon reden sollte und diese war eine treue und zuverlässige Frau, aber der alte Diener mochte doch in seinen Vermuthungen der Wahrheit ziemlich nahe kommen, denn er betrachtete die beiden Mädchen, welche schüchtern aneinander gedrängt ihrem voranschreitenden Vater in das Zimmer folgten, mit ziemlich unfreundlichem Blicke. Dieser erhellte sich jedoch einigermaßen unter dem Eindrucke, welchen auch auf ihn die hübschen Kinder machten, ihre Gesichter hatten so wenig als ihr ganzes Wesen den Charakter der Frechheit, den er in ihnen gesucht hatte. Sie standen dicht zusammen und ließen ihre schwarzen blitzenden Augen mit unverkennbarer Bewunderung über all' die Schönheit schweifen, die ihnen hier mit nie geahntem Glanze in so vielen Gegenständen aufging; besonders die großen Bilder nahmen sie in Anspruch und vor der Ahnfrau des Fräuleins, deren Augen, als wären sie lebendig, auf ihnen ruhten, fingen sie sich an zu fürchten; sie stießen sich heimlich an, wagten aber in Gegenwart des stattlichen Mannes, der sie hereingeführt hatte, kein Wort zu wechseln. Der Vater stand vor ihnen mit der ganzen Seelenruhe eines kriegserfahrenen Soldaten, dem nichts mehr imponiren kann; er hatte die nachlässige Positur angenommen, wie sie ihm das anvertraute Commando: „repos,“ selbst in Reihe und Glied gestattet und warf zuweilen einen kalten Blick auf den Diener, der ihm nicht viel anders vorkam als die Schildwache, welche ihn — traurige Erinnerung! — einst als Militärsträfling bei seinen Arbeiten escortirt hatte. Da öffnete sich die innere Thür des Zimmers, das Fräulein trat ein und der Diener entfernte sich.

Elisabeths erster Blick fiel auf die Zwillinge, welche sie mit demselben ungeschickten Knix, beide ganz gleich, begrüßten, wie sie ihn schon beim Feldhause gesehen hatte. Aber ihre Erscheinung war heute viel

vortheilhafter. Sie hatten zwar sehr ärmliche verschossene Kleider an, aber diese waren sauber und ganz; ihr schwarzes Haar war glatt gekämmt und in Flechten gelegt, die Mutter hatte offenbar Sorgfalt auf sie verwendet und der Eindruck, welchen sie heute machten, war ein durchaus vortheilhafter.

„Nun, Wenzig,“ begann das Fräulein, nachdem sie den Gruß der Mädchen und ihres Vaters mit einem freundlichen Kopfnicken erwiedert hatte, „ich sehe, daß Ihr meinen Vorschlag nicht zurückgewiesen habt.“

„Gnädiges Fräulein, ja, ich bringe Ihnen die Kinder —“ antwortete Wenzig. „Sie werden Ihnen schon Freude machen, denk' ich. Geht hin, Mädels, küßt dem gnädigen Fräulein die Hand.“

Die Mädchen, in großer Verwirrung, hochroth im Gesicht thaten ein Paar Schritte mit niedergeschlagenen Augen, Elisabeth kam ihnen aber gütig entgegen, reichte Beiden die Hand und sagte ein Paar aufmunternde Worte zu ihnen. Es rührte sie, daß sie Thränen in ihren tiefgesenkten Wimpern bemerkte. Sie wandte sich dann wieder an den Vater und sagte ihm, daß sie nun auch für ihn und seine Frau, wie für die älteste Tochter ohne weitere Zögerung die nöthigen Schritte thun werde.

„Ich danke Euer Gnaden,“ erwiederte Wenzig, „aber das wird nicht nöthig sein. Ich habe jetzt einen guten Erwerbszweig ausfindig gemacht, womit ich mich ehrlich ernähren kam. Die Johanne, meine älteste Tochter, muß schon bei der Mutter bleiben. Nehmen Sie sich nur der Beiden an.“

„Nun, wie Ihr wollt,“ sagte das Fräulein. „Ihr werdet aber doch anderwo hinziehen?“

„Vorerst nicht,“ antwortete er. „Wenn ich mir etwas werde verdient haben, dann gehen wir vielleicht fort, aber wo soll ich jetzt hin? Die Wippstädter müssen uns behalten, weil ich hier zu Hause bin, wer wird uns sonst aufnehmen, wo ich noch nichts habe, um eine Miethe zu bezahlen?“

„Es soll mich freuen, wenn der Erwerbszweig, den Ihr gefunden habt, sich recht ergiebig beweist. Werdet Ihr aber dabei nicht mit den bisherigen Widerwärtigkeiten, die Ihr gestern selbst erwähntet, zu kämpfen haben?“

„Ach nein! Wenn's ein Vergnügen giebt, sind die Wippstädter gleich bei der Hand, mag's ihnen angeboten werden, von wem es sei. Ich habe nämlich, ehe ich nach Algier versetzt wurde, bei der Artillerie in La Fère eine lange Zeit gestanden und dort viel im Laboratorium gearbeitet, so daß ich die Feuerwerkerei

aus dem Grunde verstehe. Wie Einem die guten Gedanken manchmal im Schlafe kommen, fiel es mir denn gestern, als ich so über Euer Gnaden Vorschläge nachdachte, auf einmal ein, könntest Du nicht hier Dein Brot als Feuerwerker verdienen? Die Wippstädter, wie ich gesehen habe, sind ganz veressen darauf; kein Abend vergeht, wo nicht auf dem Wasser oder in den Gärten Raketen oder Schwärmer losgelassen werden, sie lassen sich die Sachen weither kommen, miserables Zeug, das meist versagt, wofür sie ihr Geld wegwerfen. Das könnte ich Alles weit besser machen. Bei mir draußen ist's nicht feuergefährlich, die Erlaubniß würde ich schon bekommen und, wenn sie erst ein Paar recht brillante bunte Dinger in der Luft gesehen haben, werden sie mir das Haus danach stürmen. Ich habe auch schon die ersten Anstalten getroffen und will nun gleich zum Bürgermeister gehen. Sie müssen ja froh sein, wenn ich ein friedlich Gewerbe ergreife.“

Ohne den tiefern Sinn zu beachten, der sich unwillkürlich in den letzten Worten ausgesprochen hatte, äußerte das Fräulein nur ihre Bedenken, ob diese Erwerbsquelle auch nachhaltig sein werde, konnte aber nicht viel dagegen einwenden, als er ihr versicherte, daß er seiner Sache ganz gewiß sei, denn sie kannte allerdings die Vergnügungssucht ihrer städtischen Nachbarn. Jedenfalls wurde doch auf diese Weise ein Anfang gemacht den Mann einer wirklichen Beschäftigung zurückzugeben und wenn sie auch nicht damit einverstanden war, daß jenem leidigen Hange der Wippstädter, der die Verhältnisse mancher Familie zu zerrütten drohte, neue Nahrung zugeführt werden sollte, konnte dadurch vielleicht am ersten der Ausgestoßene wieder zu einer mildern Behandlung, wenn nicht zur Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft kommen. Sie entließ ihn mit den besten Wünschen; er hat noch, mit einem langen Blicke auf seine Kinder, die er zurückließ:

„Halten Sie sie gut, gnädiges Fräulein — sie werden's Ihnen danken!“ und als sie ihn darüber beruhigt, ging er eilig hinaus. Die Zwillinge, die schon lange mit ihren Thränen gekämpft hatten, brachen jetzt in ein lautes Weinen aus und achteten zuerst gar nicht auf die tröstenden Worte, welche das Fräulein an sie richtete. Da öffnete sich noch einmal die Thür und die Mädchen schrien freudig auf, als sie das Gesicht ihres Vaters wieder erblickten. Der aber hieß sie mit drohender Stimme still sein und nicht mehr weinen, worauf sie sich verstummend aneinander drängten. Er kam nun ganz herein und bat

das Fräulein um Verzeihung für seine Kinder, sie erklärte ihm jedoch, daß sie deren Anhänglichkeit an den Vater nur mit Freuden bemerke.

„Ja, sie haben mich sehr lieb!“ sagte er mit einem Blicke auf sie, welcher Elisabeths Herz bewegte. „Die Johanne hängt an der Mutter — wir haben uns in die Kinder getheilt. Aber Sie wissen ja noch gar nicht, wie die Mädels heißen. Verzeihen Sie mir, ich vergesse heute Alles. Diese hier ist Henriette getauft, die andere Wilhelmine — Euer Gnaden können sie aber nennen wie Sie wollen. Sie sehen sich ähnlich wie zwei junge Grasmücken, die armen Dinger — Euer Gnaden werden sie gar nicht unterscheiden können, das ist auch ganz gleichgiltig, sie sind wie Eine Person, lassen Sie sie nur ja zusammen, darum bitte ich Sie noch einmal recht schön. — Daß Ihr mir jetzt nicht muckst!“ wandte er sich wieder barsch gegen die Mädchen und empfahl sich dann in soldatischer Ungezwungenheit zum zweiten Male.

Elisabeth nahm die beiden Kinder, welche ganz verschüchtert waren, bei der Hand, küßte sie auf die Stirn und gelobte sich im Stillen wie eine Mutter für sie zu sorgen. Aber verständig wie sie war, dachte sie dabei nicht an eine Entrückung aus ihrer Sphäre, durch welche vermeintliche Wohlthat schon oft in ähnlichen Fällen arme Wesen nur namenlos unglücklich gemacht worden sind. Sie wollte diese Kinder, deren Seele noch bildsam wie Wachs schien, ohne alle Verweichlichung zu fleißigen und braven Mädchen erziehen, welche dann, auch wenn sie nicht immer bei ihr blieben, ihr Fortkommen in der Welt schon finden würden. Die Meierin wurde jetzt gerufen, welcher Elisabeth dieselben übergab. Demüthig folgten sie ihr — es machte einen mitleiderweckenden Eindruck, wie ergeben sie nun schienen, Alles über sich ergehen zu lassen und Elisabeth gab ihnen noch ein Paar aufmunternde Worte mit auf den Weg. Die alte Frau, die so wohlmeinend mit ihnen draußen zu reden anfing, stand ihnen aber näher als das vornehme Fräulein und sie faßten bald Vertrauen zu ihr. Beide erhielten eine kleine Kammer für sich, wie die Herrin angeordnet hatte; hierher trugen sie ihre wenigen Habseligkeiten — wie wenige! — die sie mit hergebracht und draußen gelassen hatten und nun blieben sie erst eine Zeit lang allein, um sich mit einander auszusprechen und auszuweinen. In welcher Weise dann weiter für sie gesorgt werden sollte, welche Beschäftigung sie nach und nach erhalten, wie sie Anfangs von dem andern Gesinde, das sie doch nur mit Neugier

und Vorurtheil kränken würde, fern bleiben, für sich essen und viel im Freien arbeiten sollten, das hatte das Fräulein Alles schon mit der Meierin besprochen und sie war sicher, daß es in ihrem Sinne durchgeführt werde. Selbst auf das Heimweh hatte sie gerechnet, das die Kinder vielleicht ergreifen würde, auf die Sehnsucht nach der unbeschränkten Freiheit, welche sie bisher genossen hatten — in dieser Beziehung war es ihre Absicht nach einigen Tagen den Vater wieder herbekommen zu lassen, oder vielleicht, wenn es passend erschien, mit den Zwillingen die traurige Stätte, welche sie ihre Heimath nannten, zu besuchen, um ihnen ein Wiedersehen der Eltern und Geschwister zu gestatten. Sie scheute sich nicht den Fuß dorthin zu setzen, wie sie schon bewiesen hatte und nicht beim Feldhause allein, dessen Schwelle ihr die Kinder gewehrt, sondern in der Hütte der Armuth war sie erschienen wie ein Engel des Lichts, Trost und Hilfe bringend. In der Stadt war sie darum hochgeachtet, wie viel Mühe sie sich auch gab solche Schritte insgeheim zu thun. Nur Einer, welcher zufällig vor Kurzem davon zu ihrem Ruhme gehört, hatte spöttisch dazu gelächelt und gesagt:

„Ein altes Fräulein mit noblen Passionen!“

8.

In Sternau hatte sich's Günther bequem gemacht. Er war überhaupt der Mann nicht, wenn er auch reich an Plänen und Anschlägen war, damit weit in die Zukunft zu greifen, sondern hatte von jeher nur der Gegenwart gelebt und sich von deren Wogen an mehr als eine Stromschnelle treiben lassen, in welcher er hart mitgenommen worden war. So dachte er auch bei seiner Einquartirung in Sternau nicht daran, wie lange er etwa die Gastfreundschaft des alten Regimentsgefährten auf die Probe stellen wollte: das werde sich finden, meinte er.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Englische Tischordnungen.) Der Londoner Correspondent der „Nationalzeitung“ hat derselben ein sehr interessantes Feuilleton über die Eßgewohnheiten der Engländer mitgetheilt, aus dem es uns erlaubt sein mag einige Bemerkungen zu ent-

lehnen. So stellt er zunächst die gewiß vielfaches Erstaunen hervorrufende Behauptung auf, die Engländer hätten eigentlich keine Servietten und benutzten das Tischtuch statt derselben. Er verwirft gleich darauf zwar die Begründung dieser monströsen Behauptung, denn wer sollte es glauben, daß das so reinliche Volk der Engländer nicht einmal den Grad der Reinlichkeit im Hause erstiegen hätte, der zu dem Gebrauch von Servietten führt? Der Verfasser meint nämlich, es sei hier wie mit dem englischen Selbstgovernment, das auch seine mysteriösen Seiten hat. Und so scheint es auch zu sein, denn die Engländer besitzen wirklich Servietten, wenn auch nicht solche, wie wir sie auf dem Continente gewöhnt sind. „Servietten,“ sagt der Feuilletonist der Nationalzeitung, „haben wir auch in Deutschland noch nicht lange, denn wir bezeichnen das Ding mit einem französischen Worte. Aber ich habe von dem Bertuch gelesen und aus manchen Stellen und aus manchen alten Holzschnitten geschloffen, daß dasselbe Bänder hatte, wie das Sabbertuch bei Kindern und ich habe an Postmajors und andern vorfindstüblichen Geschöpfen beobachtet, daß sie sich auch die Serviette um den Hals knüpfen; und sie hatten guten Grund dazu, denn sie trugen gekniffte Jabots, die ein Paar Zoll aus der Weste herausstanden. Auch habe ich in alten Büchern von einem Fingertuch gelesen, dessen man sich am Ende der Mahlzeit bediente. Ein solches Fingertuch haben die Engländer seit ewigen Zeiten gehabt und es ist heute noch da, allerdings zu einem Symbol zusammengeschrumpft, wie so manches im Selbstgovernment. Es heißt napkin, von nap, gerauhtes Tuch, Fries, und der Verkleinerungssylbe kin, unserem chen. Es hat also ursprünglich aus einem Stückchen feinen Frieses bestanden, sehr geeignet zum Reinigen und Trocknen der Finger. Es besteht heute aus einem Gewebe von dicken Fäden, in der Regel roth und grün, in einem damastähnlichen Muster, mit Franzen in denselben Farben, nicht viel größer wie ein Quartblatt. Es erscheint mit den Fingergläsern, wenn der Nachtisch aufgesetzt wird, und wird gar nicht benutzt, es ist, wie gesagt, nur noch ein Symbol. In neuerer Zeit ist es noch weiter zusammengeschrumpft zu einem durchbrochenen Geflecht von weißer Plattschur, rund und nur eben so groß wie der Boden des Tellers. In vornehmen Häusern findet man eine noch feinere Stidarbeit, rund und eben nur so groß wie der Boden des Tellers. Man wird daraus in der Regel schließen können, daß ein Mitglied der Familie an der Brust leidet, denn die Stidereien kommen von der Insel Madeira. Wohlhabende Leute, namentlich auf dem Lande, haben noch heute keine Servietten, weil täglich ein reines Gedeck aufgelegt und zum Reinigen der Lippen und Finger benutzt wird. Indessen hatte es damit bis auf die neueste Zeit nicht viel zu sagen, weil man gewöhnt war sich beim Essen sauber zu halten.“

„Auch die Suppe,“ fährt er weiter unten fort, „hat ihre Mystereien und ich kann nicht behaupten, sie alle ergründet zu haben. Die Engländer nennen nicht Alles Suppe und genießen nicht Alles bei Tische wie wir. Eine sehr gewöhnliche Art,

von den Engländern gravy genannt, ist eben kein besonders empfehlenswerthes Gericht; auch unter den günstigsten Verhältnissen schmeckt sie wie Wasser, Fett und Gewürz und ich habe mich selten mit ihr befaßt. Viel achtungswerther ist ox-tail-soup. Sie besteht aus einem zerlockten Ochsenschwanz, von dem man einige Gelenke mit auf den Teller bekommt, und reicht mit Brot allenfalls für eine Mahlzeit aus. Es entsteht die Frage, wo bleiben in Deutschland die Ochsenchwänze? Unserer klaren Bouillon entspricht der beef-tea oder Ochsenthee, der aber nicht von einem Teller, sondern aus einem Napfe und nicht von Gesunden, sondern von Kranken genossen wird und unvermeidlich mit einem Paar Schnitten gerösteten Brotes. Durch Liebig und Miß Nightingale ist er etwas in Verruf gekommen. Liebig lehrte, daß der Nahrungstoff des Rindfleisches nicht durch Kochen, sondern durch kaltes Wasser ausgezogen werden könne, und ich kannte einen Engländer, der sich die Bouillon auf kaltem Wege bereiten und dann wärmen ließ, aber als unschmackhaft bald aufgab. Wer auf Winterreisen einen Teller guten Bouillon genossen hat, wird sich zu der Annahme neigen, daß die Bouillon, wenn nicht den Nahrungstoff, doch eine andere vielleicht noch nicht gekannte Substanz des Rindfleisches enthält, die Einem sehr gut bekommt. Im Allgemeinen ziehe ich aber unausgelochtes Fleisch vor und verzichte lieber auf die Suppe. Auch von Hammelfleisch macht man eine Suppe und nennt sie mutton-broth. Die Wörterbücher übersetzen broth mit Brühe; ich aber habe das Wort nur in Verbindung mit mutton gefunden. Aus Kalbfleisch macht man verständiger Weise keine Suppe; aus Hühnern auch nicht. Eine andere Fleischsuppe heißt mock-turtle, was bekanntlich unechte Schildkröte bedeutet, weshalb es sich sonderbar ausnimmt, wenn deutsche Zeitungen echte Mock-Turtle ankündigen. Endlich findet man, freilich nur selten und nur in Privathäusern, eine wunderbare Suppe von den gallertreichen Finnen und Flossen des Rochen, die auf den Fischmärkten als Abgang verkauft werden; das Recept scheint Geheimniß zu sein. Aus Pflanzenstoffen wird vielerlei bereitet, was wir Suppe nennen. Von den Gerichten, die in England gebräuchlich sind, sind drei zu erwähnen: die Erbsuppe, entweder von gelben reifen oder von grünen unreifen Früchten, und eine, die aus Jerusalem-Artischocke (*Solanum tuberosum*) gemacht und deshalb Palestina-Soup genannt wird. Hafersuppe heißt gruel und wird nur bei Schnupfen oder Zipperlein genossen; dicke Grütze heißt porridge und kommt nur in Kaltwasser-Heilanstalten zum Frühstück und sporadisch vor. Vaterland Schottland! — Von den Phantastesuppen sei mullegetowny erwähnt, aus indischen Gewürzen, namentlich Currie, und als Strafmittel empfohlen für leichtere Polizeivergehen oder gegen jugendliche Staatsanwälte, die ihr Amt als ein Feld zur Uebung talmudistischer Scharfsinnes betrachten. Der Oberstaatsanwalt könnte Diejenigen, deren Anklagen gar zu sehr gegen den gesunden Menschenverstand verfloßen, namentlich zu einem Teller dieses Gerichtes einladen ohne das Getränk, das allein das Brennen zu stillen vermag und das wir den

Patienten auf vertrauliche Anfragen zu nennen erbötig. Das Mysterium der Suppe ist eben dieses." — r.

(Heinrich von Kleist als politischer Schriftsteller.) Wenn irgend einem Dichter das schwer zu tragende Loos beschieden war, schon von seinen Zeitgenossen nicht verstanden und geradezu verworfen zu werden, weil er einer Idee huldigte, die seine Zeit nicht begriff; so ist dieses Loos gewiß dem edlen Heinrich von Kleist geworden. Man kann wohl zugeben, daß der tragischen Muse Kleists etwas Grauenhaftes und selbst Widerliches beigemischt ist; die Tragödie streift bei ihm hart an die Tollheit, wie in den „Schroffensteinern“, in der „Penthesilea“, in der „Hermannsschlacht“, wenn Thusnelde den Römer Lentidius, der sie beleidigt, einer Bärin vorwerfen läßt. Auch in einzelnen seiner Novellen herrscht diese Richtung vor, wie im „FINDLING“, im „Zweikampf“, in der „Verlobung auf St. Domingo“ und erreicht in der letzteren seinen Höhepunkt, wenn der Geliebte die Geliebte in einem wahnhaften Mißverständniß erschießt. Man darf aber wohl bekennen, daß auch dieser dunkeln nachtumschatteten Seele einmal eine glänzende Sonne aufgegangen ist, an deren wärmendem Strahl zum Theil die Eisrinde schmolz, die des Dichters Brust umschloß. Das war die Liebe zum Vaterlande, welche, wenn auch nicht die wunderbarsten, doch die schönsten Blüten trieb: „Das Käthchen von Heilbrunn“, den „Prinzen von Hamburg“, die „Hermannsschlacht“, die Erzählung „Michel Kohlhaas.“ Hier mildert sich der Schrecken; das Absonderliche, dem Kleist nun einmal nicht ausweichen konnte, tritt in diesen Dichtungen nicht handelnd, sondern leidend, im Prinzen und bei Käthchen als eine Verirrung ihrer leiblichen Organe, nicht als eine Irrung ihres Gefühls auf. Diese Dichtungen haben Kleists Ruhm bei der Masse des Volks für immer begründet. Die Zeit wird für uns Deutsche hoffentlich nicht wieder kommen, wo man die Liebe zum Vaterlande, wie etwa Heinrich Heine, „eine schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen die allgemeine Menschenverbrüderung“ schelten und den Dichter, wie es Kleist geschah, geringschätzen wird, weil er sich mit Liebe und Begeisterung in die Vergangenheit seines Volkes verfenkte, und statt der heroischen Schatten Agamemmons und Helenas ein armes deutsches Bürgermädchen, einen brandenburger Kosländer darstellte. Ihm genügte dies nicht. Hin und her ihn schleudernd, hat ihn die Sehnsucht bald nach einem Alle übertreffenden Meisterwerke des Dichters, bald nach einer muthigen großen That beschäftigt und gequält. Einmal während seines Aufenthaltes in Paris, als Napoleon zu der Landung in England sich rüstete, dachte er daran französische Kriegsdienste zu nehmen und den Tod der Helden zu sterben. Später, nach dem Kriege zwischen Preußen und Napoleon, nach seiner eigenen Gefangenschaft im Fort Joux, änderte sich diese Gesinnung und schlug in den wüthendsten Haß gegen den Korsenkaiser um. Im Jahre 1808 und 1809 hat Kleist nur den einen Gedanken: Krieg um jeden Preis gegen den Erb-

feind. Derselbe Ton herrscht in der Hermannsschlacht, den Gedichten, den politischen Aufsätzen vor. Nach und nach gestaltet sich der Gedanke immer fester, politischer Schriftsteller zu werden. Von Prag schreibt er seiner Schwester Ulrike am 17. Juni 1809: „Hier schien sich ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die schöne Zeit nach dem 21. und 22. Mai (die Schlacht von Aspern) und ich fand Gelegenheit, meine Aufsätze, die ich für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, im Hause des Grafen Kolowrat vorzulesen. Man faßte die Idee, dieses Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf. Andere übernahmen es statt meiner einen Verleger herbeizuschaffen und nichts fehlte als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte einkommen zu müssen.“ Da vernichtet die Schlacht bei Wagram das österreichische Herr und Kleists Hoffnungen und Entwürfe. Im Verein mit Adam Müller gab er zwar vom 1. October 1810 bis gegen Februar 1811 seine politischen „Abendblätter“ in Berlin heraus, mußte sich aber, wegen Preußens schwieriger Stellung zu Napoleon, jeder politischen Anspielung enthalten. Welche schmähliche Rolle, bald den Staatskanzler Hardenberg lobend, bald ihn angreifend, sie Adam Müller in der innern Politik spielen lassen wollte, ist längst aus Raumers „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“ ersichtlich geworden. Kleist hatte in wunderlicher Selbsttäuschung auf die Unterstützung der Regierung für die Blätter gerechnet; als sie ausblieb, wurde seine Stimmung immer düsterer, seine Lage verzweifelter. Dem überreizten Manne, der wie die besten Patrioten den Untergang des Vaterlandes vor Augen zu sehen wähnte, erschien endlich, in dem Worte der Freundin, Henriette Bogels, der Selbstmord als eine Erlösung vom Uebel des Daseins; er mochte, in einer ähnlichen Stimmung, wie damals Alexander von der Marwitz an Nagel ihn schrieb, den Vers der „Merope“ sich sagen: „La vie est un opprobre et la mort un devoir“ — er starb mit Henrietten am 21. November 1811.

Unter dem Titel: „Heinrich von Kleists Politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Schriften“ (Berlin, A. Parisius) hat Kub. Köpken eine Sammlung, wie er sagt, zum ersten Male veranstaltet. Die Sammlung ist mit Sorgfalt gemacht. Der Herausgeber hat theils eine, leider unvollständige Abschrift, die sich in Tiecks Nachlaß fand, theils die „Abendblätter“, von denen ein Exemplar im Besitze des Freiherrn von Maltzahn ist, dazu benutzt. Der Werth dieser hier zum ersten Male vereinten Aufsätze ist sehr verschieden, namentlich werden die den „Abendblättern“ entnommenen schwerlich sich des Beifalls ihrer Leser erfreuen. Es sind meist nur gelegentliche Aeußerungen, flüchtige Bemerkungen, Papierschmigel und Füllungen wie sie jede Zeitung verlangt. Desto anziehender sind aber die politischen Aufsätze und jeder Literaturfreund wird dem gelehrten Herausgeber für ihre Mittheilungen zu Dank verpflichtet sein.

— r.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Vor der Hand gefiel er sich in dem bequemen und sorglosen Leben überaus wohl und es war ihm lieb, daß Raab sich nicht den Zwang anthat, ihm immerwährend Unterhaltung verschaffen zu wollen, sondern daß er ihn meist sich selbst überließ. Es fiel ihm gar nicht ein, daß diese steigende Zurückhaltung einen tiefern Grund haben könne als den Wunsch, seinem Gaste in jeder Weise die Gestaltung seines Lebens zu überlassen und wenn er mit Raab gelegentlich beim Frühstück und stets beim Mittagstisch zusammen kam, wurde er von Tag zu Tag gegen ihn vertraulicher, ja er machte ihm sogar einmal Vorwürfe, daß er gegen ihn immer zugedöpsft und zugehakt wie in der Paradeausstellung, und ganz ceremonieell wie gegen einen fremden Gentleman bleibe.

„Wenn Sie es so nennen wollen, es ist meine Art, lieber Günther,“ erwiderte der Freiherr mit seinem Lächeln.

Sie saßen bei Tafel, welche sich heute ungewöhnlich verlängerte, da sich der Gast von dem Ungarwein,

der nur zum Entree gereicht wurde, nachträglich mit großer Offenheit noch mehr ausgebeten hatte.

„Nun freilich, Sie waren immer von vielen Fagons: eigentlich hätten sie müssen Kammerherr oder Diplomat werden, Raab. Würden Sie vielleicht für mich eine diplomatische Verhandlung übernehmen?“ Es hatte ihm schon lange auf dem Herzen gebrannt, heute mußte es endlich herunter und Raab schien ihm ganz geeignet für ihn und seine Sache, welche er noch lange nicht verloren gab, in geschickter Weise zu wirken. Er hatte sich längst Gewißheit verschafft, daß zwischen Wiesenenthal und Sternau eine nachbarliche Verbindung Statt fand, wenn auch keine gegenseitigen Besuche abgestattet werden konnten. Dazu war das Fräulein von Klenau doch noch nicht alt genug.

Raab erwiderte, daß er ihm gern einen Dienst leisten würde, wenn es in seiner Macht stehe.

„Erst noch eine Frage,“ sagte Günther; „was ist aus dem kleinen Holberg geworden, der zu unserer Zeit hier bei dem Oberförster die Jägerei lernte?“

„Ich erwarte ihn in diesen Tagen, er hat mir seinen Besuch versprochen,“ antwortete Raab. „Es geht ihm gut, wenn er auch nicht im Ueberflusse lebt, er ist Forstmeister und glücklich verheirathet.“

„Alle Welt verheirathet, nur wir Beide nicht, Raab,“ versetzte Günther, indem er sein Kelchglas von Neuem füllte. „Sie haben wahrscheinlich als vorsichtiger Mann gar nicht angesetzt — und wie es mir ergangen ist wissen Sie.“

Der Freiherr erwiderte nichts, er zog nur die

Augenbrauen zusammen und blickte ernst. Günther bemerkte das nicht oder lehrte sich nicht daran, sondern trank sein Glas behaglich schlürfend aus. „Ich habe meine Braut wieder gesehen,“ fuhr er dann fort, „und bin erstaunt gewesen, wie gut sie sich conservirt hat. In Algier verstehen sie es Blumen auf künstliche Weise Jahre lang in ihrer Frische und Farbe zu erhalten, die Kleinau muß dies maurische Geheimniß kennen und bei sich selbst in Anwendung gebracht haben. Lassen Sie mich Ihnen gestehen, alter Freund, daß ich lange schon den Wunsch hegte, meine Verbindung, die um einer lächerlichen Brüderlei willen, ohne Zweifel auch durch Einflüsterung guter Freundinnen, abgebrochen worden ist, wieder anzuknüpfen und es wird Ihnen der eigentliche Anlaß meiner Rückkehr nach Wippstadt klar sein.“

„Sie glauben wirklich —,“ fragte Raab lebhafter als sonst seine Art war.

„Warum nicht? Der Vater, der mir in einer verdammt determinirten Weise aufgekündigt hatte, ist todt, die unschuldige Ursache der Fatalität — ich meine die jetzige Wirthin vom rothen Adler — dürfte in ihrem dormaligen Exterieur keinen Anlaß zur Eifersucht mehr geben —.“

„Wenn Sie mich und meine Sinnesart kennen, Günther,“ unterbrach ihn der Freiherr sehr ernsthaft, „so sollten sie nicht in diesem leichtfertigen Tone, den ich entschieden mißbillige, über eine nicht eben rühmliche Sache reden.“

„Das klingt ja, wie eine Fanfare zum Turnier! Ich folge Ihnen aber nicht in die Schranken, sondern erkläre Ihnen ganz ehrbar, daß ich schon einen ersten, natürlich noch nicht gelungenen Schritt zur Wiederherstellung meines Verhältnisses gethan habe. Sie als solider Mann werden mich deshalb nicht tadeln. Ich schenke Ihnen mein volles Vertrauen. Wollen Sie für mich etwas thun?“

„Was könnte ich thun?“ entgegnete Raab mit verdüsteter Stirn.

„Für mich werben, meine Sache führen, ihr vernünftige Vorstellungen machen!“ rief Günther, sein Glas erhebend. „Komm her, stoß an, Du bist ein guter Kerl, wir müssen endlich Brüderschaft trinken! Du bist mit ihr bekannt, ich weiß es, sie wird auf Deine Meinung etwas geben. Erst stoß an — auf Brüderschaft!“

Der Freiherr stand auf, es kostete ihn Ueberwindung sich auszusprechen, aber er fand die Kraft dazu. „Sie wissen, wie ich darüber denke — lassen Sie

mich in spätern Jahren nicht meiner Ansicht abtrünnig werden. Erkennen Sie mich nicht, wenn ich Sie bitte zwischen uns Alles beim Alten zu lassen.“

Auch Günther stand jetzt auf, das bis an den Rand gefüllte Glas noch in der Hand — er sagte kein Wort, aber er schmetterte das Glas auf den Fußboden, daß es klirrend in Scherben zerbrach und der duftende Wein weit umher spritzte. Dann verließ er rasch das Zimmer, ohne seinen Wirth zu Worte kommen zu lassen.

Raab trat an das Fenster, vielleicht in keiner geringern Aufregung als Günther. Er hatte ihn beleidigt, das wußte er, aber war es zu vermeiden gewesen? Sollte er die Brüderschaft ohne Weiteres annehmen, welche ihm in der Anwendung des Moments von Einem geboten wurde, mit dem er nie in nähern Verhältnissen gestanden hatte und den er nie seinen Freund in dem Sinne, wie er es verstanden, nennen konnte? Nimmermehr! Er hatte dergleichen Brüderschaften bei der Flasche oder Bowle stets vermieden, sie waren ihm auch, weil er bei all' seiner kameradschaftlichen Gesinnung doch eine gewisse Unnahbarkeit für die jungen und ausgelassenen Genossen hatte, nie angetragen worden — und nun, bei einem Anlaß, der ihn auf das Tiefste, in seinen heiligsten Gefühlen, verletzt hatte, sollte er sich durch schwächliche Rücksichten, ja nicht anzustoßen, dazu bestimmen lassen, den Mann, der ihm kurz vorher ein Aufsinnen gestellt, vor welchem sein Blut hoch aufgewallt war, mit dem Bruderkuß zu begrüßen? Daß Günther seine Ablehnung nur als eine Beleidigung ansehen konnte, war ihm keinen Augenblick zweifelhaft geblieben, aber selbst auf diese Gefahr und all' ihre wahrscheinlichen Folgen hin hatte er nicht anders handeln können. Auf einmal jedoch, wie er gewohnt war sich selbst immer streng zu prüfen, regte sich in ihm der Zweifel, ob nicht das Gefühl, welches durch Günthers Verlangen in Bezug auf seine frühere Braut geweckt worden war, einen großen Antheil an der Zurückweisung, dieselbe wenigstens geschärft habe, und dieser Zweifel machte ihn unmuthig. Noch immer war er also nicht zu der Lauterkeit geziehen, welche über solche Versuchung erhaben ist?

Was Günther nun beginnen werde, mußte er abwarten. Ob er Sternau verlassen, ob er für die ihm widerfahrne Unbill Genugthuung fordern werde — der Freiherr hielt es jedenfalls für seine Pflicht einen verfühnenden Schritt im Sinne der Gastfreundschaft zu thun, er glaubte es sich selbst schuldig zu sein, weil er eben in seinem Bewußtsein nicht ganz sicher war,

daß er nicht unter dem Einflusse eines gereizten Gefühls gehandelt hatte. Er suchte Günther auf, um ihm nochmals den von aller Persönlichkeit freien Grund zu sagen, warum er zu allen Zeiten schon und darum heute wieder die ihm gebotene Ehre nicht angenommen habe, ihm zugleich zu versichern, daß er fern davon sei ihn kränken zu wollen und ihn zu bitten, den ganzen Vorfall zu vergessen. Er fand ihn jedoch nicht, Günther war nach dem Dorfe hinabgegangen, wie man ihm sagte. Dorthin folgte er ihm nicht, er konnte nicht annehmen, daß Günther gleich Ernst gemacht Sternau zu verlassen und es war vielleicht recht gut, daß einige Zeit verging, ehe sie wieder zusammentrafen. Die Geister der Beiden konnten sich unterdessen beruhigen.

Günther war in der That auch planlos hinausgegangen. Nach seiner Auffassung gab es hier nur einen Weg die Sache abzumachen; an eine plötzliche Abreise dachte er aber darum nicht. Er suchte nur die frische Luft, um sich abzukühlen, geistig und körperlich, und dann in aller Vernunft und Gemüthlichkeit Raab schriftlich, da er keinen Cartelträger in Wippstadt aufzutreiben wußte, zu fordern. Dieser mußte dann auch für ihn einen Secundanten besorgen. Auf einmal, mitten im Dorfe, wohin er gerathen war, fiel ihm ein Gedanke ein, über den er erst laut auflachen mußte, den er aber dann ernstlich festhielt. „Mein alter Afrikaner! Warum nicht den?“ dachte er. Er war doch immer Soldat gewesen, wenn auch nur Gemeiner, er hatte vielleicht das Kreuz der Ehrenlegion, und in der französischen Armee ist das Duell bei Ehrenbeleidigungen auch in den niedern Chargen üblich. „Halte-là! Der Zephyr soll mein Secundant sein, ich will ihn sogleich auffuchen!“ Er klopfte an das Fenster der Schenke, vor welcher er sich eben befand, fragte den heraustretenden Wirth, ob er ihn gleich nach der Stadt fahren könne und als dieser, der ihn kannte, die Frage verwundert bejahte, schnitt er ihm die Gegenfrage durch den Befehl ab, sogleich anzuspannen und setzte sich, um das abzuwarten, in die Stube, damit er nicht etwa gesehen werde, falls Raab nach ihm ausschicken sollte. Das war aber nicht der Fall und so konnte er nach kurzer Frist den kleinen Wagen besteigen, welchen der Schenker selbst fuhr.

Im Walde, den er nun auf gebahntem Wege durchschnitt, gab er sich, ohne ein Gespräch mit dem Wirth anzuknüpfen, ganz seinen Gedanken hin. Wenn ihn Raab todt schoß, so war die ganze Comödie vorbei — umgekehrt, mußte er wieder das Weite suchen,

um allen Collisionen zu entgehen; wohin aber, da ihm alle Mittel fehlten? Er hatte wie ein leichtsinniger Spieler, der zuletzt Alles auf eine Karte setzt und nicht fragt: was dann, wenn sie verliert? mit voller Sicherheit darauf gerechnet, sich mit Elisabeth zu verständigen und dadurch in eine gesicherte Lage zu kommen. Nur war das mehr als zweifelhaft und wenn er gar nach dem Zweikampfe flüchtig werden sollte, wahrscheinlich ganz vorbei! Was also weiter? Diese unangenehme Frage drängte sich ihm heute wie eine lästige Herbstfliege, welche nicht ganz verschucht werden kann, immer von Neuem auf. Er mußte dabei wieder an seinen Afrikaner denken, der mit seinen Herren Söhnen ein, wenn auch gefährliches, doch jedenfalls einträgliches Gewerbe gefunden zu haben schien. In demselben Augenblicke fiel ein Schuß im Walde, fern zwar aber doch deutlich in der Stille zu hören.

Der Schenker fuhr auf und brummte etwas vor sich hin. — „Ist denn jetzt nicht Schonzeit?“ fragte Günther.

„Hat sich was zu schonen, gnädiger Herr!“ entgegnete der Schenker. „Die schonen nichts, was ihnen in den Lauf kommt. Der Oberförster wird ihnen aber schon das Handwerk legen!“

„Also Wilddiebe?“ sagte Günther lächelnd, indem er an sein Abenteuer mit den Söhnen des Afrikaners dachte.

„Ja freilich! Jeder Mensch kennt sie, aber sie haben sich noch nicht abfassen lassen und wenn nicht die ganze Brut mit einem Male vertilgt würde, wär's schon übel als Zeuge gegen einen davon aufzutreten: die Andern würden dem Zeugen bald was am Zeuge flicken.“ Ueber diesen Vorwitz lachte der Schenker selbst, schwang die Peitsche und trieb seine kleinen Pferde an, daß sie dann bald das Ende des Waldes erreichten.

Hier befahl Günther plötzlich zu halten und stieg ab. Wohl konnte er annehmen, daß es seinem Begleiter auffallen mußte, wenn er ihn nach dem Feldhause gehen sah, besonders nach den Andeutungen, die der Schenke so eben unzweifelhaft auf dessen Bewohner gemacht hatte, aber er lehrte sich nicht daran, gab sich auch nicht einmal die Mühe, seine Absicht durch irgend einen unschuldigen Vorwand zu erklären. „Ich komme gleich wieder,“ war Alles was er sagte und der Schenker sah mit großen Augen wie er gerade nach dem Feldhause hinüber ging, dessen Nähe jeder ehrliche Mensch gern mied.

Alles war öde und still, kein Laut regte sich in der verfallenen Steinmasse, deren Thür Günther verschlossen fand. Er klopfte stark an, er rief — keine Antwort. Sollte denn die Frau mit ihren schönen Töchtern auch aus dem Raubvogelhorst auf Beute ausgeflogen sein? Er klopfte noch einmal mit großer Ungebuld und glaubte jetzt im Innern ein Geräusch zu vernehmen. „Ein guter Freund Eures Vaters ist hier!“ rief er, dicht an das Schlüsselloch sich bückend. „Ich muß ihn sprechen.“

Es dauerte eine kleine Weile. Dann antwortete eine weibliche Stimme: „Vater ist nicht zu Hause.“

„Dann lassen Sie mich wenigstens ein, damit ich eine Bestellung an ihn machen kann.“ Er neigte sich noch tiefer, um durch das Schlüsselloch zu sehen, es war aber drinnen zu finster. Da hörte er zu seiner Befriedigung einen Riegel klirren, die Thür öffnete sich vorsichtig und die Oeffnung mit ihrer ganzen Gestalt sperrend, erschien in derselben ein großes wirklich sehr schönes Mädchen, dessen Anblick ihn wahrhaft überraschte.

„Was soll ich Vater bestellen?“ fragte sie.

„Schönes Kind, das will ich Dir drinnen sagen — sieh doch, dort hält mein Wagen, der Kutscher sieht und belauscht uns.“ Er nahte sich ihr, sie wies ihn aber durch eine Handbewegung, begleitet von einem so stolzen und verächtlichen Blicke zurück als habe er eine verkleidete Dame des vornehmsten Salons vor sich. Es setzte ihn förmlich in Verlegenheit und er mußte daran denken, was ihn Raab gesagt und was er ungläubig belächelt hatte.

„Nun, Du wilde Kaze, ich wollte Deiner Mutter meine Bestellung auftragen,“ sagte er sich entschuldigend.

„Mutter ist krank,“ war die stets fertige Antwort.

„Sind Deine andern Geschwister nicht zu Hause? Deine Brüder, die tüchtigen Burschen, und die beiden niedlichen Zwillinge? Du siehst, ich bin ein Freund Deines Vaters, der von Allem unterrichtet ist. Hat er Euch nicht von mir erzählt, aus Afrika, von dem Gefecht am Schelif?“

„Das sind Sie?“ entgegnete das Mädchen und ihr Gesicht wurde freundlich.

„Jetzt wirst Du mich doch einlassen?“ fragte er.

„Nein!“ erwiderte sie bestimmt. „Ich darf nicht, Vater hat es ohne Ausnahme verboten. Was soll ich ihm bestellen? Die Brüder sind nicht da und die Zwillinge habe ich heute früh gleich wieder fortgeschickt —

sie waren desertirt!“ setzte sie lachend hinzu, als müsse er sie verstehen.

Das war aber nicht der Fall und er bequeme sich ihrer determinirten Aufforderung nachzugeben, da er auch von Weitem zu bemerken glaubte, daß sein Kutscher unverwandt herübersah. „Sage denn Deinem Vater, wenn er kommt, daß ich ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche, ich werde ihn im (rothen) Adler in der Stadt erwarten, wo ich auf jeden Fall bleiben werde, bis er kommt. — Auf bessere Bekanntschaft!“ Er warf ihr einen Kuß zu und konnte sich ihren sich wieder verfinsternenden Blick nicht begreifen. Dann ging er über das Feld nach seinem Wagen zurück, wo er jetzt noch eine Erklärung für nöthig hielt.

„Der Alte war nicht zu Hause,“ warf er leicht hin und setzte dann im Aufsteigen hinzu: „Ihr müßt wissen, daß ich den armen Kerl vor einigen Jahren im Kriege kennen gelernt habe, wo er ein sehr braver Soldat war. Jetzt lebt er wohl mit seinen vielen Kindern in großer Noth und ich wünschte für ihn etwas zu thun.“

„Weggeworfen, gnädiger Herr, rein weggeworfen!“ sagte der Schenker, während er wieder anfuhr. „Ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Die Bande lebt auch gar nicht so schlecht. Wer Abends in die Nähe kommt, kann Braten im Feldhause riechen. Aber es wird dem Dinge bald ein Ende gemacht werden. Sie haben dem Herrn Oberförster zwar seinen besten Spürhund todtgeschossen, weil sie sich fürchteten, er werde ihnen auf die Fährte gesetzt werden, aber der hat sich schon wieder einen von derselben Race von seinem Vetter aus Weidenberg verschafft und wer weiß, ob nicht der Schuß, den wir gehört haben, Einen getroffen hat. Denn zu spaßen und zu sackeln ist da nicht lange — der Alte sowohl wie seine Jungen schießen zu, es kommt nur auf den ersten Schuß an.“

„Freilich! Wer wollte ruhig auf sich schießen lassen und nicht lieber dem zuvorkommen. Ihr seid wohl nicht Soldat gewesen?“

„Nein,“ antwortete der Schenker. „Ich habe einen Schaden im Kreuze und bin damit zufrieden.“

„Man merkt's!“ sagte Günther lachend. „Laßt aber Andere auch leben, die sich den Wind in der Welt haben um die Nase pfeifen lassen.“

Der Schenker brummte und entgegnete nichts. Sie hatten die nahe Stadt bald erreicht und Frau Wohlgenuth sah mit einiger Verwunderung den Gast vor ihrem Hause absteigen. „Mann! Der Herr von

Günther kommt wieder!“ rief sie in die Nebenstube. „Wir haben alle Stuben besetzt, nicht wahr?“

Dem war allerdings so, indessen ließ sich Günther nicht so leicht abweisen. — „Ich will nur ein Paar Stunden — höchstens bei Ihnen bleiben,“ sagte er. „Meber Nacht gewiß nicht und wenn auch, so bin ich in der Gaststube mit einer Streu zufrieden. Habe oft genug à la belle étoile unter freiem Himmel geschlafen, wo der Thau Gift war. Sie werden mich doch nicht etwa nach Wippstädter Härtherzigkeit auf das Hôtel-garni im Feldhause verweisen?“

Der Wirth kam hinzu und gab ihm Recht, indem er ihn einladend nur näher zu treten. Günther sagte, daß er ohnehin ja noch in seiner Schuld stehe, weil er zuerst nur auf einen Besuch, nicht auf einen längern Aufenthalt in Sternau gerechnet und bisher noch keine Gelegenheit gefunden habe die Rechnung berichtigen zu lassen. Wohlgenuth beruhigte ihn höflich darüber und der Schenker, welcher sogleich wieder nach Hause fahren wollte, erhielt Befehl auszuspannen und zu warten, was ihm sehr unlieb war. Eine Stunde verging — Günther, der in der Gaststube bald von Einklehrenden eine ihm wenig zusagende Gesellschaft fand, wurde sehr ungeduldig. Wenn nun sein Afrikaner gar nicht kam?

Im Feldhause warteten Frau und Tochter auch auf ihn, da er heute bestimmt zugesagt hatte, vor Sonnenuntergang heimzukehren. Aber sie waren daran gewöhnt, daß er auch bestimmte Zusagen nicht hielt und beunruhigten sich deshalb nicht weiter. Beide sprachen noch über die Mittheilungen, welche ihnen der Vater kürzlich gemacht hatte und die Tochter erklärte sich sehr zufrieden, daß sie nicht auch, wie ihre jüngern Schwestern, weggeschickt worden war. „Ich werde Dich doch nicht allein lassen mit ihm!“ sagte sie der Mutter. „Vor mir hat er doch noch etwas Furcht, wenn ich aber fort wäre, so könntest Du das größte Unglück erleben. Nein, Mutter, ich bleibe bei Dir, mag's uns gehen, wie's will.“

Sie sagte das in einem traurigen Tone und die Mutter schalt sie deshalb. „Du wirft's uns noch einmal anthon mit Deinem ewigen Unfengeschrei! Das bringt Unglück! Man muß es nicht rufen, es kommt wohl von selber.“

Sie kam dann wieder auf die Zwillinge zu sprechen, welche wirklich, wie Johanne bereits gegen den fremden Mann geäußert hatte, nach der ersten Nacht in Wiesenthal bei frühem Morgen, sobald sie sich ein wenig selbst überlassen worden, heimlich fortgelaufen

und wieder zum Feldhause gekommen waren. „Sie könnten es dort nicht aushalten,“ hatten sie gesagt. Freilich war es ihnen nach der wilden Freiheit, welche sie draußen genossen, vorgekommen wie zwei jungen frisch gefangenen Waldvögeln der erste Käfig. Die Aufnahme, die sie im Feldhause gefunden, mochte jedoch ihr Heimweh etwas unfreundlich gestillt haben; die Eltern hatten ihnen nicht eine Stunde gestattet zu bleiben, sondern Johanne hatte sie gleich müssen wieder nach Wiesenthal bringen, wo sie in großer Angst vor Schelten oder wohl gar Züchtigung erschienen waren. Zu ihrer Beschämung hatte sie aber das Fräulein in liebevollster Weise wieder aufgenommen und der Gegensatz zu der von den Eltern erfahrenen Behandlung war gewiß geeignet sie mit ihrer neuen Lage vollkommen zu versöhnen. Dabei war auch Johanne von der gütigen Dame sehr freundlich empfangen und wiederholt aufgefordert worden, sich, wenn sie eine Veränderung wünschen sollte, überhaupt in jeder Noth vertrauensvoll an sie zu wenden, sie werde sich ihrer gewiß annehmen. Das gefezte und verständige Wesen des Mädchens und gewiß auch ihre Schönheit hatten Elisabeths Antheil und Mitleid im höchsten Grade regemacht, so daß sie noch beim Abschiede gefragt, ob Johanne nicht auch zu ihr kommen wolle, sobald ihre Mutter ihres Beistandes nicht mehr bedürfe.

„Das hättest Du gleich annehmen sollen, Mädel!“ sagte die Mutter, als sie jetzt wieder darauf kam. „Ich brauche Dich gar nicht. Mit dem Vater werde ich schon fertig. Du sitzest hier wie eine Unke, die Einem das Herz nur schwer macht. Geh nur morgen wieder hin und sage, Du hättest Dich anders besonnen. Der Vater wird's auch zufrieden sein, Du bist dann auch untergebracht.“

„Nein, Mutter!“ erwiderte Johanne. „So lange wir Beide leben, gehe ich nicht von Dir. Du brauchst mich doch und ich werde still sein. — Da ist der Vater!“ rief sie und sprang auf.

Vor der Thür erklang der gedehnte Ton des französischen Signals lauter, dringender als sonst.

9.

Der Vater trat ein, als Johanne die Kiegel von der Thür zurückgeschoben hatte. Sie erschrak bei seinem Anblick, er sah blaß und verstört aus und sein Gang war schwankend.

„Wo sind die Jungen?“ war seine erste Frage als er in die Stube kam.

„Aber, Mann, Du hast sie ja selbst weggeschickt!“ antwortete die Frau. „Sie sollten ja wegen der bösen Geschichte mit dem Wildhändler reden, daß er nicht Dummheiten ausfragt. Vor morgen Abend können sie nicht wieder hier sein.“

„Das ist mir lieb!“ sagte er, indem er sich matt auf die Bank nieder setzte. Nun erst bemerkte die Frau seinen Zustand und schrie auf. „Sei still, es ist weiter nichts!“ sprach er. „Hol mir das Pflaster, Johanne, Du weißt schon. Heult nicht!“ fuhr er auf. „Ich habe einen Streißchuß gekriegt und beim Laufen vielleicht etwas Blut verloren — hat nichts zu sagen!“ Er riß die Jacke vom Leibe, sein Hemd war blutig — die aufgeregte Frau bestürmte ihn mit Fragen und Vorwürfen, Johanne brachte zitternd vor Angst das Pflaster, das schon für solche Fälle vorbereitet schien, es durfte nur ein Stück von der bestrichenen Leinwand abgeschnitten zu werden. Der Verwundete hatte sich die Seite nothdürftig mit einem Tuche fest verbunden, das nahm er ab und ließ sich sogleich, ohne erst das von Neuem rieselnde Blut abzuwaschen, das Pflaster auslegen. Die Mutter stand händeringend dabei.

„Gut so! Das heilt über Nacht,“ sagte er kurz auflachend, „wenn sie mir so lange Zeit lassen. Jemand hier gewesen?“

Erst jetzt fiel der Tochter ein, was ihr Günther aufgetragen hatte und sie bestellte es. Der Vater schüttelte den Kopf.

„Ich kann jetzt nicht!“ sagte er. „Er muß warten!“ — Auf einmal schien ihm etwas einzufallen, das ihn erschreckte. „Johanne,“ sagte er, indem er sie mit einem besorgten Blicke ansah. „Du kannst hinein gehen, kannst ihm melden, daß ich heute nicht im Stande bin zu ihm zu kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine Freundin Mirabeaus.) Das Liebesverhältniß Mirabeaus mit der Marquise von Monnier ist allgemein bekannt. Die „Briefe an Sophie“ haben diese Episode in dem nicht eben correcten Leben des großen Redners längst zur öffentlichen Kunde gebracht, die Romandichter noch allerlei dazu er-

funden und selbst die Geschichtschreiber sie benutzt, wenn auch meist entstelt.

Viel weniger bekannt ist seine Liebe zu Frau von Nehra, von allen, die Mirabeau liebten oder von ihm geliebt wurden, diejenige, welche ihm am Treuesten ergeben gewesen. Sie war Waise und unverheirathet; als sie in ein Verhältniß zu ihm trat, verlegte sie durchaus keine andere Pflicht. Länger als fünf Jahre lebte sie für ihn allein; alle seine Freunde, die Zeugen waren, wie sie sich vollständig den Interessen, dem Glücke und Ruhme des Mannes widmete, den sie liebte, sprechen mit hoher Achtung von ihr. Die unheilbare Unbeständigkeit Mirabeaus verlegte häufig ihren Stolz und trieb sie endlich von ihm; aber wenn sie ihn auch verließ, hörte sie doch nicht auf ihn zu lieben. Sie überlebte ihn lange, aber sie hat, so viel man weiß, kein anderes Verhältniß gehabt.

Henriette Amalie, unter dem Namen Frau von Nehra bekannt, war die natürliche Tochter eines in der Politik und Literatur Hollands im achtzehnten Jahrhundert berühmten Mannes. Ihr Vater, Onno Zvier van Haren, hatte eine ziemlich hervorragende Rolle im Staatswesen gespielt und machte sich dann durch ein episches Gedicht in vierundzwanzig Gesängen, „die Geusen,“ bekannt, in welchem er mit großer patriotischer Begeisterung die Helden feiert, die das Vaterland von dem spanischen Joch befreiten. Henriette war vierzehn Jahr alt als sie ihren Vater verlor, der bis zu seinem Tode große Sorgfalt auf ihre Erziehung gewendet zu haben scheint, ihr aber nur eine kleine Rente hinterlassen konnte, weil er mehrere eheliche Kinder hatte. Als die Waise kein Recht mehr hatte den Namen dessen zu führen, der ihr das Leben gegeben, nannte sie sich v. Nehra (Anagramm van Haren) und kam, unter welchen Umständen, ist nicht bekannt, nach Frankreich und zwar in Pension in ein Kloster zu Paris. Hier lernte sie Mirabeau zu Anfange des Jahres 1789 kennen. Sie war damals noch nicht neunzehn Jahre alt, da sie am 15. Mai 1765 geboren worden und nach einem Portrait, das aus jener Zeit herrühren mag, sehr schön, anmuthig und blühend. Zunächst sei der Ausspruch über sie von einem Manne angeführt, der sie häufig sah, als sie mit dem feurigen Volkstribunen zusammenlebte und von ihr mit einer Achtung spricht, welche um so unverdächtiger ist, als er das Leben und den Verkehr Mirabeaus sonst sehr streng beurtheilt. „Mirabeau,“ schreibt der Genfer Dümont in seinen „Erinnerungen,“ „hatte in Holland ein Verhältniß mit einer lebenswürdigen jungen Dame angeknüpft, die aus achtbarer Familie stammte und ihr Schicksal mit dem seinigen in Folge einer leidenschaftlichen Zuneigung verband, über der sie alle andern Rücksichten vergaß. Sie war nicht verheirathet, aber jung, schön, voll Anstand und Anmuth. Diejenigen, welche sie gekannt, haben es Mirabeau nie verziehen, daß er sie einer Megäre opferte, die frech mit dem Laster prahlte. Diese, Mad. Lejay, war eine listige und bosshafte Intriguantin, leidenschaftlich und schmeicheltüchtig und sie benutzte ihren Einfluß auf Mirabeau nur dazu, seine Festigkeit zu reizen und ihr eigenes Interesse zu fördern. Seine Freunde schämten sich

für ihn, als sie ihn in vertrauten Verhältnissen mit einer Frau sahen, deren Verirrungen durch keine guten Eigenschaften ausgeglichen wurden.“

Mirabeau hat übrigens eine Schilderung von Frau von Nehra hinterlassen, welche mit der Angabe Dimonts genau übereinstimmt. Er erwähnt in den Briefen an Champfort seine junge Freundin mehrmals, z. B.: „ich habe eine liebenswürdige, sanfte, gutherzige Gefährtin, die ihre Schönheit unfehlbar reich gemacht haben würde, wenn ihre vortrefflichen moralischen Eigenschaften sich nicht dagegen sträubten. . . Meine Gefährtin ist das schönste, sanfteste, gutherzigste, muthigste Wesen, das man sehen kann. . . Sie sollen ihr sanftes Engelsangezicht und den Zauber kennen lernen, der sie umgiebt. . . Ich schwöre Ihnen, lieber Freund, mit aller Aufrichtigkeit meines Herzens, daß ich ihrer nicht werth bin und daß ihre Seele durch Sanftmuth, Zartgefühl und Güte sie hoch erhebt.“ Frau v. Nehra spricht dagegen über den bekanntlich so häßlichen Mirabeau sich wie folgt aus:

„Sein Gesicht mißfiel mir Anfangs in unbeschreiblicher Art; ich wich entsetzt zurück. Seitdem habe ich wohl gefunden, daß ich nicht die einzige gewesen bin, die nach einem solchen ersten ganz ungünstigen Eindrucke sich doch nicht nur an das Gesicht gewöhnte, sondern endlich einsah, die Züge paßten vollkommen zu seiner Geistesrichtung. Sein Gesicht war ausdrucksvoll, sein Mund reizend und sein Lächeln voll Anmuth.“

(Die Seltsamkeiten des Schriftstellers Carl Philipp Moritz.) In den „Erzählungen und Novellen“ von Adolf Glafer (Braunschweig, Neuhoff u. Co.) befindet sich auch eine Schilderung des abenteuerlichen Lebens des bekannten Moritz.

Moritz war mit wenigen geliebten Thalern in der Tasche, ohne Wissen seiner Ödmer und Lehrer, von Hannover entflohen.

Müde und ausgehungert kam er eines Abends vor den Thoren Erfurts an. Es hatte sich ein wandernder Buchbindergehilfe an ihn angeschlossen und ihm mit der ganzen Zutraulichkeit eines Thüringers seine Erlebnisse mitgetheilt. Als Moritz hierauf von sich erzählen sollte, gab er sich für einen Schuster aus und redete von Hannover und seiner Wanderschaft durch Thüringen. Der einfache Buchbindergehilfe merkte gar bald, daß sein Begleiter kein gewöhnlicher Handwerksbursche sei und nahm sich daher vor, bei der nächsten Gelegenheit ihn auf die Probe zu stellen. Dicht vor Erfurts Thoren kamen sie vor einem Garten vorbei, in welchem eine fröhliche Gesellschaft versammelt war. Der Buchbinder sagte: Das wäre eine prächtige Gelegenheit für uns, zu einem guten Bechpfennige zu kommen. Geh hinein, Schuster, und versuch's, nachher, wenn Du gut angekommen bist, folge ich und halte Nachlese. Was wir erhalten, theilen wir später.

Moritz stuzte und hätte sich gern aus der Schlinge gezogen. Worauf der Handwerksbursche ein Recht zu haben glaubte, da es als ein allgemeiner Gebrauch seines Standes betrachtet wurde, davor schämte sich der entlaufene Student und so sehr

er auch bedürftig war, so hatte er doch einen Abscheu vor dem Betteln. Der Buchbinder bemerkte sein verlegenes Zögern, hieß ihn warten und ging nun selbst in's Gesecht. Die Gesellschaft im Garten feierte wahrscheinlich ein fröhliches Fest, denn der Handwerksbursche wurde reichlich beschenkt und als er zu Moritz zurückkam, hatte er fast einen Thaler erhalten. Er theilte denselben redlich mit seinem Begleiter und als Moritz sich nicht zur Annahme der Hälfte verstehen wollte, sagte er: Nehmen Sie es nur an, es wird Ihnen wohl thun, wenn Sie auch nicht sind, was Sie gern scheinen wollen. Mir ist es schon längst klar, daß Sie kein Handwerksbursche, wohl aber ein Student sein können. Ich hörte dies an Ihren wohlgelegten Reben, denn der Kleidung nach könnte man Sie wohl für noch weniger als einen Schuster halten.

Moritz fühlte seine Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt und gab sich dem Buchbinder nun zu erkennen.

Nach vielen Wechselfällen, die erzählt werden, heißt es weiter: Seine Hypochondrie steigerte sich immer mehr. Von der Zeit seiner Krankheit erzählt Henriette Herz, die Gemahlin des Arztes Marcus Herz, einige interessante Umstände. Die schöne Frau sagt: Eine lediglich eingebildete Krankheit war Moritzens Uebel nicht. Er war in der That krank, jedoch nicht gefährlich. Aber der Wahn, daß er ein Opfer des Todes sei, hatte ihm ein Fieber zugezogen, welches ihn aufzureiben drohte. Lebhaft erinnere ich mich noch der Besorgniß, welche Herz, der ihn sehr liebte, um ihn hegte. Gott! rief er an jedem Abende, wenn ich doch dem Moritz helfen könnte! — Eines Morgens jedoch als er sich zur Umfahrt bei seinen Patienten bereitete, eröffnete er mir, er habe in der Nacht ein Mittel erfunden, welches, wenn überhaupt Hilfe möglich, Moritz retten würde. Ich glaubte, es handle sich von einer Arznei; und da ich mit meinem Manne auf dem Fuße stand, über seine Berufsangelegenheiten mit ihm sprechen zu können, so bat ich ihn, mir das Mittel zu nennen. — Laß es gut sein, antwortete er mir. Ich werde es Dir mittheilen, sobald ich eine Wirkung davon wahrnehme.

Er fuhr nun zu Moritz, dessen Fieber er noch gesteigert fand. Der Arme warf sich im Bette hin und her und rief wie gewöhnlich dem Arzte entgegen: Aber muß ich denn sterben? — eben ich? — Ist denn keine Hilfe möglich? — Keine! antwortete Herz, länger will ich es Ihnen nicht verhehlen. Aber es ziemt sich für einen Mann und gar für einen Weisen, dem Unvermeidlichen mit Ruhe, ja mit Heiterkeit entgegen zu treten. — Und nun sprach er trefflich, wie er sprechen konnte, weiter mit ihm, immer aber den Tod des Patienten dabei als gewiß hinstellend. Gründe der Religion konnte er ihm dabei freilich nicht anführen, denn gab es je einen Freigeist, so war es Moritz und nie wurde er heftiger, als wenn es galt, gegen eine geoffenbarte Religion zu Felde zu ziehen.

Als Herz am nächsten Morgen seinen Kranken besuchte, fand er ihn zum ersten Male ruhig im Bette liegend und dieses selbst mit Blumen geschmückt. — Nun, wie geht es Ihnen?

fragte Herz. — Sie sehen es! antwortete Moritz. Ich gehe mit Fassung, ja mit Seelenruhe meiner Auflösung entgegen. Der Tod soll in mir keinen Feigling finden. — Bravo! erwiderte Herz. So habe ich Sie zu finden erwartet. Dies Bild will ich mir nach Ihrem Abscheiden von Ihnen bewahren. — Nach drei Tagen, welche Moritz mit der Gemüthsruhe eines sterbenden Weisen zugebracht hatte, war sein Fieber gänzlich verschwunden und nicht lange darauf war der Kranke völlig hergestellt. —

Moritz war jedoch keineswegs alle Zeit von seinen selbstquälerischen Anfällen geheilt. Diese wurzelten zu tief in seinem Organismus und es währte nur kurze Zeit, so gab er seine Stellung in Berlin abermals auf und begab sich auf Reisen.

Moritz vermählte sich endlich im August 1792. Obgleich er seine junge Frau leidenschaftlich liebte, so war er doch nicht im Stande, ein dauerhaft glückliches Leben mit ihr zu führen. Sein Hang sich selbst zu peinigen, seine wechselnde Laune, Eifersucht und Heftigkeit störten den häuslichen Frieden und schon nach Verlauf eines Jahres trennten sich die beiden Gatten gänzlich.

Von den ehelichen Verhältnissen des originellen Mannes erzählt Henriette Herz eine sehr ergötzliche Geschichte.

Mir ist der Tag noch in lebendigster Erinnerung, sagt sie, an welchem Moritz mir seine Braut, eine geborene Maydorf, in meiner Wohnung vorstellte. Kaum hatte er es gethan, so winkte er mir, mit ihm in das anstoßende Cabinet zu treten und fragte mich dort ganz ernst und trocken: Nicht wahr, ich habe da — hier wies er mit dem Zeigefinger auf das Zimmer, in welchem sich seine Braut befand — einen sehr dummen Streich gemacht? — Ungeachtet schon diese Frage bewies, daß er einen gemacht hatte, denn wie konnte ein unter solcher Voraussetzung geschlossenes Ehebündniß zu seinem Heile anschlagen und trotz meines lebendigen Interesses für den Fragenden war ich im Begriffe zu lachen, so komisch wurde die Frage durch Art, Zeit und Ort. Später ging denn auch die Frau mit einem gewissen Sybow oder Zylow — ich erinnere mich des Namens nicht genau — der ein Buch über die Art sich in Gesellschaft zu benehmen geschrieben, und, wie es schien, seine Theorie in der Gesellschaft der Frau Moritz mit gutem Erfolge angewendet hatte, auf und davon. Moritz eilte den Flüchtigen nach und kam ihnen endlich auf die Spur. In einem Dorfe oder Städtchen angekommen, erfährt er auf Nachfrage im Gasthose, daß der Herr, welchen er bezeichnet, sich im Hause befinde und man deutet ihm an, daß er bei Moritzens Ankunft sich unter einem umgestülpten Fasse versteckt habe. Moritz tritt an das Faß, steckt die Mündung eines Pistols in das Spundloch und ruft: Meine Frau mir herausgeben, oder ich schieße! Der geängstigte Entführer giebt den Berstreck der Frau an, denn er weiß nicht, daß das Pistol nicht geladen ist. Moritz führt seine Frau zum zweiten Male heim und so unglaublich es scheinen mag, die Eheleute lebten nachher ganz erträglich mit

einander, ja, die Frau pflegte den Mann in seiner letzten Krankheit, einem Lungenübel, so tren, daß sie von ihr angesteckt wurde und gleichfalls an derselben starb. — Im Frühjahr 1793 hatte nämlich Moritz in Begleitung seiner Frau einen Ausflug nach Dresden gemacht, woselbst er ohne Ahnung seines nahe bevorstehenden Todes einige Wochen verweilte. Nicht lange nach seiner Rückkehr ward er krank und starb denn auch nach kurzen Leiden. — Seine Erlebnisse hat Moritz theilweise selbst in einem Roman veröffentlicht, worin er dem Helben den Namen seines Jugendfreundes Anton Reiser beilegte. Die größte Verbreitung unter seinen Schriften fand seine „Götterlehre, oder mythologische Dichtungen der Alten,“ die auch bis auf die gegenwärtige Zeit noch ihren Werth behalten hat.

(Der echte englische Plum pudding) hat in dem Feuilleton der Nat.-Ztg. an Lothar Bucher seinen Apicius gefunden, der ihn etymologisch und geschichtlich abhandelt und zu Nutz und Frommen der Feinschmecker auch ein Necanum zur Bereitung dieser Lieblingspeise der Britten mittheilt, welche sich Jahrhunderte lang in einer englischen Familie vererbt haben soll: 1 1/2 Pfund Korinthen, 1 1/2 große Rosinen ohne Steine, 1 Pfd. Weizenmehl, 1 Pfund feingeschabtes Rindernierensett, 1 Pfund braunen Kochzucker, 1/2 Pfund candirte Schalen von Orangen und Limonen (Citronat), die Rinde einer halben Citrone, fein gehackt (in dieser Anwendung ist das sonst seltene Wort rhind, die Rinde, gebräuchlich), eine halbe Muskatnuß gerieben, 12 bittere Mandeln enthülst und gerieben, ein halber Theelöffel voll gemischtes Gewürzpulver (Cardamom, Nägelein und Zimmt, der letztere überwiegend), 12 große Eier, das Weiße nur von sechs, 1 Weinglas (deutsches, nicht englisches) voll Cognac. Schlage die Eier gut, rühre das Mehl dazu bis der Teig ganz leicht ist, füge die übrigen Bestandtheile hinzu, schlage das Ganze tüchtig, binde es so fest wie möglich in ein Stück Leinwand, hänge es in kochendes Wasser, laß es acht Stunden kochen und habe wohl Acht, daß das Wasser nie unter den Siedepunkt fällt. Dieser Pudding wird im Allgemeinen nur um die Weihnachtszeit gegessen; am 25. December ist er unentbehrlich und wird sogar den Bewohnern der Gefängnisse und Armenhäuser geliefert. Man hat bemerkt, daß eine Menge von Personen sich kurz vor Weihnachten zur Aufnahme in die letzteren melden und man weiß, daß sie es um des Plum puddings willen thun. Auch auf die Tafel der Königin kommt das Nationalgericht, aber in flüssiger Gestalt, als plum pudding broth — eine zweite, aber ganz vereinzelt Anwendung des Wortes broth; denn das Recept ist ein streng bewahrtes Geheimniß der königlichen Küche. Auf dem Lande kocht man den Plum pudding zuweilen eine, auch zwei Wochen vorher und hängt ihn in dem Tuche an den Balken. In diesem Falle wird er nur 6 Stunden gekocht und erhält die fehlenden 2 erst an dem Tage, wo er gegessen werden soll. Die Sauce ist brennender Rum oder eine Mischung von Arrowroot, Zucker und weißem Cognac.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.,
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Das Geldhaus.

Novelle

von

Bernd von Guisek.

(Fortsetzung.)

„Vater — das thue ich nicht — er kann warten!“ erwiderte die Tochter. Er verstand schnell genug ihre Meinung und sein Blick wurde freundlich, aber darum auch besorgter. „Nun, ich will Dir den Willen lassen,“ sagte er. „Aber nach Wiesenthal muß ich Dich schicken, Du sollst dem gnädigen Fräulein sagen, daß sie den Kindern ihre Desertion nicht soll entgelten lassen —.“

„Das thut sie ja nicht! Ich hab's Dir ja schon erzählt!“ entgegnete die Tochter.

„Ich will's aber haben!“ rief er drohend, indem er mit der Hand nach der schmerzenden Wunde zuckte. „Ich lasse sie auch noch an ihr Versprechen erinnern — es wird nöthig sein. Mach', daß Du fort kommst! Sie soll die Kinder niemals trennen.“

„Aber, Vater, warum willst Du mich denn durchaus fortschicken? Setz gerade! Ich weiß ja noch nicht einmal was Dir passiert ist?“

„Das siehst Du!“ rief er. „Wenn Ihr's aber wissen wollt — die Alte steht auch da wie ein Pro-

foß! Der Oberförster hat mir aufgelauert — stand plötzlich im Walde vor mir, schlug auf mich an, ich rief auch das Gewehr an die Backe — da schoß er schon, traf mich schlecht, ich wollt's ihm vergelten, meine elenden Schösser versagten beide, kurz entschlossen, das Ding umgekehrt, ein Sprung wie'n Turcs und ihn zu Boden geschlagen mit der Kolbe, dann im pas gymnastique auf und davon! So bin ich hier. Nun, Johanne, was ich Dir gesagt habe!“ Er winkte nach der Thür.

Sie wollte noch Einwendungen machen, aber er befahl ihr so aufgebracht zu gehorchen, daß sie nicht länger zu zaudern wagte, obgleich sie vielleicht ahnte, warum er sie durchaus entfernen wollte. Jedenfalls nahm sie sich vor so bald als möglich wieder zurück zu sein.

„Mutter, Du könntest eigentlich den Gang nach dem rothen Adler machen,“ sagte Wenzig, nachdem er sich aus der Thür blickend überzeugt hatte, daß Johanne auch wirklich schon auf dem Wege nach Wiesenthal war. „Dir wird der Herr Capitain nichts anhaben.“

„Sprich nicht so frech!“ versetzte die Frau in dem Tone, der sich gegen ihn immer am Meisten verschärfte, wenn Beide allein waren. „Ich bleibe hier. Du hast etwas vor was wir nicht wissen sollen.“

„Ich? Ich bin froh, daß ich noch das Leben habe — kann mich kaum rühren. Wenn's aber etwas giebt, so ist's besser, wenn Du nicht dabei bist; im

Spittel giebt's immer noch für Dich ein Unterkommen."

"Warum bist Du nur hierher gelaufen? Sie werden Dich hier suchen! O hättest Du doch das Fräulein mit ihrem guten Willen nicht abgewiesen, so wäre das Unglück nicht gekommen und Du sähest nicht hier als Mörder!"

"Als Mörder?" fuhr er fort. "Im Gefecht mit dem Feinde — ist das ein Mord? Wer soll mich suchen! Der Grünrock ist gut getroffen, der steht wohl nicht auf und wer ihn findet, weiß der, daß ich es gewesen bin?"

Ein Hund schlug in diesem Augenblicke mit tiefem wüthendem Gebell vor dem Hause an. Wild fluchend fuhr der Afrikaner von der Bank auf. "Da hat sie der Satan schon! Der neue Spürhund hat mein Blut verfolgt. — Frau, behalte nur die Geistesgegenwart — ich verstecke mich unten, dahin findet so leicht Niemand den Weg — thue nur recht frei, laß sie ein, Du weißt nichts von mir, laß sie suchen —"

Draußen wurde stark an die Thür geklopft. Wenig verschwand in einer dunkeln Ecke, wo eine kleine verwiterte Thür in die Kellerräume führte, welche meist verschüttet und nur dem Kundigen theilweise noch zugänglich waren. Die Frau, aller Fassung beraubt, antwortete weder auf das Klopfen, noch öffnete sie die Thür — erst als nach wiederholter Drohung Artschläge gegen sie donnerten, stürzte sie hin, um den Riegel zurückzuschieben. Mehrere Männer standen draußen, der Eine hielt den gestreiften Hund an der Leine und verhinderte ihn die Frau anzufallen. — "Wo ist der Mann?" rief ihr Einer zu, den sie an der Uniform und Bewaffnung erkannte — hinter ihm standen noch Zwei und der Vierte war der Jägerbursche mit dem Spürhunde

Sie verläugnete die Anwesenheit ihres Mannes, aber ihr todtblaßes Gesicht, ihr ganzes Wesen verrieth das böse Gewissen. Die Männer schoben sie beiseit und drangen ein, doch blieb Einer schußfertig draußen stehen, für den Fall, daß der Gesuchte irgend einen andern Ausgang benutzen könnte. An ein Entrinnen war in der offenen Gegend nicht zu denken, wenn er nicht den Wald erreichte. Schon hatten die Andern auch die kleine Thür bemerkt und die schmale Treppe, welche hinter derselben in die Keller führte. — "Kommt nur heraus, Wenig!" rief der Gendarm hinab. "Es hilft Euch nichts. Daß Ihr hier seid wissen wir und wenn Ihr bis übermorgen unten sitzt, wir gehen nicht von der Stelle. Also gebt Euch in Euer Schicksal."

Alles blieb still, nur der Hund, näher gebracht, knurrte grimmig. Die Frau machte noch einen schwächlichen Versuch die Abwesenheit ihres Mannes zu be- theuern, wurde aber zur Ruhe verwiesen.

Ein Anderer als der zuerst gesprochen, trat jetzt hervor, es war ein Mann in Forstuniform. "Ich will Euch nur sagen," rief er mit starker Stimme in die offene Kellerthür hinab, "daß mein Bruder, der Oberförster noch gerade so viel Leben gehabt hat, um seinen Mörder zu nennen! Schafft Licht, Frau!" herrschte er dieser zu.

Da leuchtete es plötzlich unten in dem dunklen Raume auf, wie von einem angezündeten Streichholze. Die Frau zuckte heftig empor, von einem furchtbaren Gedanken erfaßt. "Jesus Christus! Mann, Du wirst doch nicht —?" schrie sie im gellenden Laut des Entsetzens. Von unten antwortete ihr ein dumpfes Hohnlachen, ein Blitz flammte auf, gedankenschnell folgte ihm ein Donnerschlag und das Feldhaus, theils aufgesprengt in mächtiger Feuer- und Trümmergarbe, theils in sich selbst zusammen stürzend, begrub die Unglücklichen alle, welche es zu dieser Stunde beherbergt hatte, zermalmt unter seinen Ruinen.

Weithin über das Land war die Explosion gehört worden. In der Stadt riß Alles die Fenster auf oder stürzte auf die Straßen, um zu erfahren was geschehen sei. Es war als müsse innerhalb der Mauern irgend ein Pulvervorrath aufgefliegen sein, so furchtbar nah war der krachende Donner gewesen — die Leute liefen wild durcheinander, Jeder fragte und Niemand konnte Bescheid geben. Vom Thurme her kam ein Zeichen, das die Gemüther beruhigte — der Thürmer winkte heftig hinaus; was er schrie, konnte man freilich nicht verstehen, aber daß sich das Unglück außerhalb der Stadt zugetragen hatte, war klar und gleich darauf verbreitete sich auch die Nachricht, daß das Feldhaus in die Luft gesprengt sei und es noch dort brenne. Günther war schon nach dem Thore geeilt, als ein Vorübereilender ihm das sagte. Er erschrak nun doch, denn der Gedanke, daß sein alter Kamerad zu einer That der Verzweiflung getrieben worden sei, lag zu nah, um sich abweisen zu lassen. Mit ihm zugleich und ihn vielfach überholend, wälzte sich nun ein Menschenstrom bei sinkendem Abend hinaus, wo doch nichts mehr zu retten, selbst die Neugier nicht mehr zu befriedigen war.

Ein schauerlicher Anblick! Weit über das Feld gesprengt das aufgefliegene Gestein und auf dem wüsten Schutthaufen die dampfenden Trümmer des zusammen-

gestürzten Feldhause, aus denen noch einzelne Flammen, welche Nahrung am Holzwerk gefunden, empor schlugen! Keine Hand regte sich, um noch etwas zu thun, die Menschen schrien durcheinander und theilten sich ihre Meinungen mit, ob hier ein ungeahntes Unglück geschehen und ein Theil der Familie, die im Feldhause gewohnt, unter den Steinen zerschmettert oder ob sie vielleicht ganz abgezogen sei und hinter sich aus Bosheit das alte Gemäuer in die Luft gesprengt habe.

Da durchschnitt das Stimmengewirr plötzlich ein so entsetzlicher Schrei, daß Alles verstummte. Man sah sich um — ein Mädchen stürzte herzu, dem die Leute scheu und mitleidig auswichen. „Es ist die Tochter!“ hörte man murmeln. Noch einen Schrei stieß sie aus, als sie nah gekommen, die furchtbare Stätte übersehen konnte, dann stand sie still, hob die gefalteten Hände zum Herzen empor und starrte regungslos, Alles um sich her vergessend, auf die Trümmer, unter denen ihre Eltern begraben lagen. Es war ein Anblick, der auch das härteste Gemüth erschütterte — kein Laut regte sich, Aller Augen waren auf das unglückliche Mädchen gerichtet, das allein in dem weiten Raume stand und von der untergehenden Sonne, welche eben noch einmal das Gewölk durchbrach, mit einem wunderbaren Schimmer verklärt wurde. Da schritt aus der Menge mit ruhigem Gange ein Mann hervor, näherte sich der Armen und legte ihr mit einem trostreichen Worte die Hand auf die Schulter. Alle kannten ihn und wurden durch sein Beginnen wie von einem lähmenden Drucke befreit, es war der Geistliche des Ortes. Johanne blickte, aus ihrem bewußtlosen Starrkrampfe geweckt, zu ihm auf und sank nun dem einzigen Menschen, der sich ihrer annahm, weinend und hilflos in den Arm, der sie aufhielt als sie zusammenbrach. Jetzt regte sich auch das laute Mitleid im Kreise und Viele drängten sich herzu; der Pastor winkte aber dem Adlerwirth, den er in seiner Nähe bemerkte und führte mit dessen Hilfe die Unglückliche hinweg, um ihr in seinem Hause eine erste Freistatt zu bereiten.

Günther folgte ihnen. Er war tief erschüttert. So weit hatte das Unglück und eigene Verschuldung einen in jungen Jahren braven Menschen gebracht — Gedanken, welche Vergleiche häßlicher Art spannen, drängten sich Günther auf. Was wird Dein Ende sein? Klang es wiederholt in seiner Seele. An den beabsichtigten Zweikampf dachte er jetzt nicht mehr und wenn er ihm einfiel, kam ihm die Idee erbärmlich vor. Er hatte sich dem Manne, die ihn mit Herzlichkeit auf-

genommen, in einer Weinlaune zum engsten Bunde aufdrängen wollen und dieser, welcher durchaus keinen Anlaß dazu fühlte, hatte ihm in wahrhaft edelmännischer Weise seine Absicht erklärt — mußte er etwa mit Bedem, der es ihm anbot, Brüderschaft trinken oder sich mit ihm auf Tod und Leben schießen? Der Abend war schon weit vorgerückt, es wurde dunkel als endlich der Schenker aus Sternau, welcher auch zum Feldhause herausgelaufen war, in den Gasthof zurückkehrte, wo Günther ihn mit Ungebuld erwartete. Er kam aber nicht allein, sondern mit seinem Gutsheeren, den er draußen getroffen und der ihn auf seinen Wagen genommen hatte. Der Freiherr war, nachdem er Günthers plötzliche Abfahrt gehört, sogleich zu dem Entschlusse gekommen, der ihn bereits seit dem widrigen Vorfalle beschäftigte, er hatte anspannen lassen, um nach der Stadt zu fahren. Unterwegs hatte ihn der Donner der aufsteigenden Pulvermine, welcher den Wald dumpf durchhallte, erschreckt und als er in verstärktem Trabe den Ausgang des Waldes erreicht, war er durch den Anblick, der sich ihm noch im Dämmerlichte bot und die Menschen, die sich noch nicht ganz verlaufen hatten, über das Geschehene belehrt worden. Daß die Familie nicht abgezogen, sondern theilweise verunglückt war, hatte die Erscheinung und das Benehmen der Tochter bewiesen, Raab erfuhr Alles durch den Mund seines Schenkers, welcher bei seiner Ankunft gleich an den Wagen gelaufen war. Der Freiherr ließ ihn aufsteigen und hörte auch von ihm, daß Herr von Günther, den er hereingefahren, kurz vor dem Unglücke am Feldhause gewesen sei und mit der Großen, wie Johanne allgemein hieß, gesprochen habe. Er fand ihn dann im Adler.

Als Günther beim Scheine des Lichtes, mit welchem die Wirthin im Hausflur erschien, den Freiherrn erkannte, streckte er ihm gleich die Hand entgegen. — „Ich habe mich benommen wie ein Kind!“ sagte er, ohne die Gegenwart der Wohlgenuth zu beachten. „Lassen Sie zwischen uns, wie Sie schon sagten, Alles beim Alten bleiben!“

Raab ergriff seine Hand und drückte sie herzlich. „So sei es!“ rief er. „Sie fahren doch mit mir? Schenker, Ihr könnt Euch einrichten, wie Ihr wollt, Herr von Günther wird mit mir fahren. — Ich will nur,“ wandte er sich zu diesem, „einen kurzen Besuch beim Pastor Willmeier machen — der Vorfall ist doch zu furchtbar!“

„Ich begleite Sie, wenn Sie es mir erlauben,“ rief Günther. „Sie können denken, daß mich, der mit

dem Unglücklichen im Feuer gestanden und gefochten hat, sein Schicksal im höchsten Grade beunruhigt — der Pastor hat sich des Mädchens angenommen, von ihr werden wir gewiß den Zusammenhang erfahren!“

Raab bezweifelte das, konnte jedoch gegen Günthers Wunsch nichts einwenden. Der Pastor war nicht zu Hause, seine Gattin, welche die beiden Herren empfing und zu ihrem nicht geringen Erstaunen Günther vor sich erblickt, sagte dem Freiherrn, daß ihr Mann, nachdem er das arme Mädchen ihr zugeführt habe, sogleich nach Wiesenthal gegangen sei, wo die beiden jüngsten Schwestern bei Fräulein von Altenau bereits vor zwei Tagen eine Aufnahme gefunden. Wahrscheinlich sei die Nachricht schon dorthin gelangt und Trost und Zuspruch werde nicht gefehlt haben, aber ihr Mann habe doch dem Fräulein darin seinen Beistand leihen wollen. Günther, auf welchem seit der ersten Begrüßung das Auge der Pastorin schon immer geruht hatte, nahm jetzt das Wort, sein Hiersein zu entschuldigen, nahm das Recht früherer Bekanntschaft in ihres Vaters Hause in Anspruch und fragte, als sie höflich darauf geantwortet, ob er nicht die Tochter seines alten Waffengenossen aus dem afrikanischen Kriege sprechen könne. Sie erklärte jedoch, was ihn Raab schon gesagt hatte, daß die Arme in einem Zustande sei, welcher das unmöglich mache und die Herren, welche ihren Zweck somit verfehlt hatten, empfahlen sich. Nur, daß wenigstens die Töchter gerettet waren, auch in höherer Beziehung, gab dem Freiherrn ein beruhigendes Gefühl. Ob die Söhne mit den Eltern unter dem Feldhause begraben lagen? Raab traf in dieser Beziehung noch eine Verabredung. Jedenfalls mußten morgen, sobald es sich thun ließ, die Trümmer aufgeräumt werden, um zu ermitteln, ob Jemand und wer dabei verunglückt sei; waren die Söhne abwesend und kehrten nun zurück, so sollten sie nach Sternau geschickt werden, wo der Freiherr weiter für sie sorgen wollte.

„Alles theilt sich christlich in die Hinterbliebenen!“ sagte Günther, welcher den Eindruck der Katastrophe und ihres furchtbaren Ernstes schon überwunden zu haben schien. „Der Pastor, das Fräulein und Sie! Ihr Weiden das Elternpaar, der Pastor spricht den Segen darüber!“

Er ahnte nicht, welchen empfindlichen Nerv er hier getroffen hatte. Auch schämte er sich bald der herzlichen Rede und es überkam ihn von Neuem der Vergleich zwischen dem Schicksale des alten Afrikaners und seinem eigenen. Was war denn besser, unter

dem Feldhause zerschmettert, aber doch von allem Elend befreit zu liegen oder in der Welt als Abgebrannter und Krippenreiter umherzufechten, ein Gegenstand eigener Mißachtung? Die Idee, welche ihn hierher geführt hatte, kam ihm jetzt auch wie baarer Aberwitz vor. „Es wird mir schon auch nichts weiter übrig bleiben,“ sprach er für sich auf der Rückfahrt nach Sternau neben seinem schweigenden Gefährten, „als den Weg zu gehen, den mir der Zephyr tapfer gezeigt hat.“

Die Nachricht, was mit dem Feldhause geschehen war, hatte sich schon nach Wiesenthal verbreitet, ehe der Pastor dort ankam und er fand die verlassenen Kinder, denen es eine unvorsichtige Magd zugeschrieben hatte, in einer Verzweiflung, welche sie gegen alle liebevollen Worte ihrer Wohlthäterin unempfindlich machte. Sie hatten sich beide fest umarmt und zu Boden geworfen, keine Macht konnte sie trennen oder aufrichten, sie schluchzten krampfhaft und riefen von Zeit zu Zeit mit herzzersehrender Klage nach ihrem Vater. Elisabeth that das Herz weh — sie fühlte sich rathlos, um so theurer war ihr die Erscheinung des würdigen Mannes, der aus eigenem Antriebe kam, ihr beizustehen. Auch er bemühte sich, aber vergebens und rieth denn, sie unter Obhut der Meierin ihrem Schmerze zu überlassen, der zu heftig sei, um lange zu währen. Die Erfahrung hatte ihn belehrt, daß es bei jungen Gemüthern, wie bei den Armen und Niedern, welche nicht gelernt haben ihre Leidenschaften zu beherrschen, immer so der Fall ist und er täuschte sich darin auch hier nicht. Dem Fräulein theilte er Alles mit, was er wußte, um die entsetzliche That, über welche bei ihm kein Zweifel mehr obwaltete, zu erklären, sie war ihm das letzte Mittel des Menschen, der Gott verlassen hat und sich darum auch von ihm verlassen wähnt! Der Schlüssel zu dem bewegenden Entschlusse fehlte ihm freilich noch, den erhielt er erst am folgenden Tage, als die Nachricht von dem was im Walde geschehen war, zu ihm kam und als die Nachgrabungen im Feldhause die Leichen zu Tage förderten. Der Raubschütz, welcher den Oberförster im Nothkampfe erschlagen, war bis in seine Höhle verfolgt worden und hatte sich mit seinen Feinden und auch mit seinem Weibe unter den Trümmern begraben! Seine Söhne kehrten nicht zurück. Als sie auf ihrem Heimwege von dem einige Meilen entfernten Wohnorte des Wildhändlers in der Waldhütte des Schleifers ohne alle Schonung erfahren hatten, was mit dem Feldhause geschehen war, hatten sie auch im wilden Schmerze eine Weile ge-

rungen, dann aber waren sie auf und davon in die weite Welt gegangen. Was sie angefangen und ob es ihnen geglückt — wer fragte danach? Der menschenfreundliche Mann, der es mit ihnen so gut im Sinne gehabt, stellte wohl Nachforschungen an, ließ auch einen Aufruf in die öffentlichen Blätter setzen, aber Niemand meldete sich. Nach einiger Zeit verlautete es — der Wildhändler sollte es zuerst erzählt haben, läugnete es jedoch nachher — daß die jungen Leute bei einem Agenten für Brasilien eine gute Anweisung bekommen hätten. Die Armen! Was der deutschen Auswanderer in Brasilien harret, wer hätte es nicht in unsern Tagen gelesen?

Der Freiherr glaubte aber noch eine andere Verpflichtung zu haben, die ihm weit näher, weit schwerer auf dem Herzen lag. Er hatte Günthers Verhältnisse bald durchschaut, er sah, daß er für seine Zukunft keinen festen Plan hatte, sondern dem Zufall vertrauend, ohne selbst etwas zu thun, ein Leben führte, welches für sein eigenes Ehrgefühl — Raab bemerkte es täglich mehr — immer drückender wurde. An die Möglichkeit Elisabeth noch die Seine zu nennen, glaubte er wohl selbst nicht mehr, denn er hatte seit jenem Tage nie wieder ein Wort geäußert. Raab wußte, daß Elisabeth, mochte sie ihn auch einst wirklich geliebt haben, dies Gefühl, dessen er sich so unwürdig gezeigt, schon längst überwunden hatte. Wohl ihr, daß es so gekommen war, sie wäre mit Günther namenlos unglücklich geworden! Was hoffte er also noch?

„Raab!“ fing er eines Tages nach längerem Hinbrüten an. „Ich muß wieder fort. Das muß mit mir anders werden. Sie sind das Ideal echter Kameradschaft, aber ich müßte mich vor mir selbst schämen, wollte ich Ihnen länger zur Last fallen. Wenn ich noch vier Wochen hier bleibe, geht es mit mir wie mit meinem alten Afrikaner — es zieht mich wie mit den Haaren dazu!“

„Ich bitte Sie, Günther! Sprechen Sie nicht so frevelhaft!“ rief der Freiherr.

„Darum helfen Sie mir! Ich muß wieder Soldat werden — es war ein dummer Streich, daß ich hier den Abschied nahm, um mein schönes Vermögen auf die nichtswürdigste Weise durch Gauner und falsche Freunde zu verlieren. Ich habe freilich auch das Meinige dazu gethan. Fort ist fort — was hilft das Reden! Hier kann ich nicht eintreten, alle unsere Zeitgenossen sind zu hohen Stellen aufgerückt und mir würde man kaum mein französisches Patent als Ca-

pitain gelten lassen. Sie haben aber Verwandtschaft in Curland und wenn ich Sie neulich recht verstanden, sind zwei Ihrer Vettern Generaladjutanten des Kaisers — schaffen Sie mir eine Anstellung bei der kaukassischen Armee. Es wird mir interessant sein, den dortigen Krieg mit dem in Algerien zu vergleichen und bei den Russen blüht mir vielleicht eher das Glück.“

Raab war erfreut ihm eine hilfreiche Hand bieten zu können, war der Meinung, daß man dort einen kriegserfahrenen Offizier trotz der jetzigen Reduction der Armee gern aufnehmen würde und erbot sich gleich an seinen Vetter deshalb zu schreiben. — „Thun Sie das!“ rief Günther lebhaft. „Aber lassen Sie mich den Bescheid selbst holen. Bierzehn Tage würden gewiß darüber vergehen, ehe Antwort käme, wahrscheinlich noch dreimal mehr, das hielt ich nicht aus. Krönen Sie Ihr Werk — schreiben Sie heute und schicken mich morgen!“

Der Freiherr suchte ihn diesen stürmischen Gedanken auszureden, aber Günther hielt ihn mit großer Aufregung fest. „Wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Schloß mit mir und Ihnen und Allem was es enthält, wie das Feldhaus in die Luft fliegen soll, so schicken Sie mich fort, so bald als möglich. „Soll ich etwa gar noch Zeuge sein, wenn Sie zum Altare gehen?“ setzte er mit funkelnden Augen hinzu. „Sehen Sie mich nicht so groß und verwundert an. Ich weiß Alles. Sie werden das Glück, das ich mir verscherzt habe —.“

„Kein Wort mehr, wenn Sie mich achten!“ unterbrach ihn der Freiherr mit Unwillen und mächtiger Bewegung. „Ich will nicht fragen, wie Sie zu der Annahme gekommen sind, welche ich verstehen muß — aber Sie sind im Irrthum — wenigstens den Schluß betreffend! Ja, Günther, es ist Zeit, daß wir uns trennen. Heute lassen Sie mich den Sonntag noch, wie ich gewohnt bin, begehren, morgen werde ich allen Ihren Wünschen nachkommen.“

Der Wagen stand schon vor der Thür, welcher ihn nach der Stadt zur Kirche bringen sollte. — „Sie sind beleidigt, Raab, das wollte ich nicht!“ sagte Günther. — „Woher ich das weiß, was Sie so weit hinwegwerfen? Ich bin offen, habe keine Geheimnisse. Vor acht Tagen, Sie wissen es, habe ich Sie einmal nach der Kirche begleitet. Ich Heide bin wohl seit vielen Jahren in keiner gewesen. Uns gegenüber auf dem gothisch verschörkelten Wiesenthaler Chor saß sie

— Frau von Alenau mein' ich — und bei ihr in tiefer Trauer sahen wir die Zwillinge meines armen alten Afrikaners. Wie mir ums Herz wurde, habe ich Ihnen gesagt und wie Sie nach der Kirche zu Ihrem Freunde und meiner Feindin ins Pfarrhaus gingen, um für die schöne Predigt zu danken und der dritten Waise, die mit der Pastorin auch in der Kirche gewesen, eine gute Nachricht für ihr Fortkommen zu bringen, da war mir das Herz noch so voll, daß ich gegen die Frau, die es im Grunde wohl mit mir meint, mehr aussprach als mir nachher lieb war. Denn sie gab mir einen Aufschluß, der mir bis heute wie ein Alp auf der Brust gelegen hat. Schaffen Sie mich also fort!“

„Wen meinen Sie? Die Wohlgenuth?“ rief der Freiherr. „Und welchen Aufschluß?“

„Ueber das öffentliche Geheimniß der ganzen Stadt! Kein passenderes Paar in der ganzen Welt! Vox populi! Vox Dei!“

Der Freiherr faßte Günthers Hand. „Sie sollen auch von mir Aufschluß haben!“ sagte er tief bewegt. „Wenn ich zurückkomme! Oder wollen Sie mich wieder zur Kirche begleiten?“ Das lehnte Günther ab und Raab trennte sich von ihm, seine Verheißung wiederholend. Er war nicht in der Stimmung, wie er sich sonst zum Gotteshause begab und selbst die lange Fahrt konnte ihm die Ruhe nicht zurückgeben. Schon klang die Orgel, als er die Kirche betrat; er nahm seinen Sitz still ein und als er seine Andacht verrichtete, sah er auf dem Wiesenthaler Chore wiederum Elisabeth sitzen, hinter ihr die beiden Waisen bei den übrigen Dienstleuten des Ritterhofes. Er mußte während des Gottesdienstes oft hinüberblicken, Elisabeth war bleicher als sonst, was war der Grund davon? Die Predigt fesselte ihn heute weniger als sonst, er machte sich Vorwürfe und suchte seine zerstreuten Gedanken zu sammeln; es gelang ihm endlich auch und er verließ die Kirche erbaut wie immer.

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Die Gemächer der Kaiserin von Frankreich.) Außer den großen Sälen, die in den Tuileries abgehalten werden, giebt die Kaiserin kleine, zu denen nur fünf- bis sechshundert Personen, die ihr bereits vorgestellt sind, Zutritt erhalten. Von der Eleganz der Gemächer hat man keine Vorstellung, auch wenn man die andern Höfe kennt. Die innern Gemächer der Kaiserin kennt das Publikum nicht; aber bei jenen kleinen Sälen sind sie ge-

öffnet bis auf das Schlaf- und das kleinere Arbeitszimmer. Diese dürfen nur wenige Eingeweihte betreten und eine stüchtige Beschreibung dürfte den Leserinnen wohl nicht unwillkommen sein.

Das Arbeitszimmer, ein längliches Viereck, geht auf die Tuileries-Terrasse und ist zu jeder Jahreszeit reich mit Blumen geschmückt. Es ist ganz mit mattem dunkelgrünem Taffet ausgeschlagen; die Thüren und Lambris sind von Eisenbein und Gold, die grünen Vorhänge mit rothem Atlas unterlegt und die Verzierung daran von rothem Atlas und schwarzem Sammet. In dem Zimmer sind, nach der Angabe der Kaiserin selbst, die schönsten Gemälde und Kunstwerke vertheilt. In diesem Zimmer hält sie sich immer auf; hier ruht sie aus von dem Glanze und den Sorgen des Thrones; hier spielt auch der Kronprinz täglich bei seiner Mutter und deshalb steht man immer auf dem kostbaren smyrnaischen Teppiche oder auf den Möbeln von Ebenholz oder Eisenbein irgend ein zerbrochenes Spielwerk. In diesem Zimmer hat die Kaiserin auch alle ihr theuren Erinnerungen vereinigt: die zahllosen Geschenke und Gegenstände, die ihr in der Kindheit angehörten, Miniaturen und Photographien von mehreren Damen, die sie lieb hat und über der Stelle, wo sie zu sitzen pflegt, das Portrait ihrer verstorbenen Schwester, der Herzogin von Alba im weißen einfachen Kleide, von blühenden Gewächsen halb verhüllt.

(Eine maurische Dame.) Moritz Sand, der Sohn der berühmten Schriftstellerin, besuchte im vorigen Jahre Algier und schrieb fast täglich einfach für seine Mutter die Eindrücke auf, die sich ihm in Menge darbieten, z. B. „Du verlangtest von mir, liebe Mutter, die Beschreibung einer echten Maurin und ihrer Toilette. Da habe ich denn eine zwei Mal schon gesehen. Sie hat eine sehr braune Haut, brauner als die braunste Französin und zwar von einem gleichen und matten Braun, das bei uns gar nicht vorkommt. Gewöhnlich sind die Maurinnen weiß, sogar bisweilen sehr weiß. Die erwähnte hat prachtvolle sehr große und lange Augen; „Gazellen-Augen“ ist ein ganz richtiger Vergleich hier. Das Haar ist wirklich blauschwarz, das Gesicht regelmäßig, die Nase gerade, der Mund klein, die Zähne stehen dicht und sind weiß, die Hände zierlich, namentlich mit einem wahrhaft künstlerisch geformten Handgelenk, die Füße klein und die Beine gleich jenen der Jägerin Diana. Die Nägel der Zehen und Finger sind orange gefärbt, ein einziger, der des kleinen Fingers der rechten Hand, schwarz. An den Schläfen ist das Haar abstritt, das, über der Stirn gescheitelt, an jeder Seite wie „Hundeohren“ herabfällt. Das andere Haar am Kopfe ist lang und fällt auf den Rücken in dicken Flechten, leicht bedeckt durch ein mit Gold oder Silber gesticktes Tuch; darüber wird, auf dem Wirbel, ein Käppchen (chachia) getragen. Die Augenwimpern sind schwarz gefärbt.

Die Dame ist ein Fräulein von etwa siebzehn Jahren mit etwas schwer aussprechbarem Namen. Ich nenne sie Zohrah. Die Araber haben keinen Familiennamen. Neben ihr sitzt eine reizende Schwester von dreizehn Jahren, Ayscha, die man für

eine Spanierin halten könnte, ihre Mutter und eine Negerin in blauem Mantel.

Lallah Zohrah, d. h. Fräulein Zohrah, trägt unter ihrem Mantel wahrscheinlich einen prächtigen Anzug, einen Kasten von golddurchwirktem gelbem Noire, zusammengehalten durch einen Gürtel mit silbernen Schlössern und über dem Gürtel ein seidenes roth- und grüngestreiftes Tuch mit Gold, das über den Hüften fest zusammengenommen und vorn gebunden ist; dann weite kurze Beinkleider, die bis an die Knie reichen und die Waden sehen lassen, ein Gazehemd mit Flittern, ein Corsett von Seide oder Goldstoff und Babuschen von Sammet oder Marokin. Dazu Ringe an allen Fingern, Spangen an den Armen und den Beinen, die bei jedem Schritte klingen, Ohrringe, Halsbänder von Gold, Bernstein und Orangenblüthen und ein Kranz von Diamanten.

Von diesem reichen Anzuge sieht man nichts, wenn die Maurin zu Hause ist; lange faltige Beinkleider von grober weißer gestärkter Baumwolle fallen bis auf die Knie, welche in plumpen häßlichen schwarzen Schuhen ruhen; ein weiter weißer Mantel ist um den Körper geschlagen und verhüllt ihn ganz. Ein hinten zusammengebundenes weißes Tuch verbirgt das Gesicht bis an die Augen. Der Mantel wird auf der Brust durch große Kabylen-Nadeln gehalten, von denen lange goldene Ketten herabhängen. Das ist die orientalische Tracht der Reichen, aber sie streben bereits nach der europäischen Mode und werden dieselbe bald genug anlegen. Lalla Zohrah träumt von nichts als einer Crinoline, einem schwarzen Kleide mit Bolants und einem spanischen Hüthen mit Federn. Lackstube hat sie sich bereits gekauft; zwar wagt sie dieselben noch nicht anzuziehen, aber sie sieht sie oft an und zeigt sie mit Stolz allen ihren Freundinnen.

(Treffliche Worte Barnhagens über Goethe.) In dem so eben ausgegebenen dritten Bande der „Tagebücher von Barnhagen von Ense“ (Leipzig, Brockhaus) findet sich ein Urtheil des Berewigten über Goethe, welches zu dem Schönsten und Besten gehört was je über den Altmeister gesagt und geschrieben worden. An einem schönen Mittage des Jahres 1845 besuchte Barnhagen die Frau v. Stein, eine Verwandte von Goethes Freundin Charlotte v. Stein, in Schöneberg. Frau v. Stein war allein zu Hause, aber Alwine Frommann zum Besuche dort. „Wir setzten uns auf die steinerne Terrasse vor dem Hause und Frau v. Stein begann uns Goethes Briefe*) vorzulesen. Ein Schatz, wie kein Kaiser und König ihn hat! Ich hörte mit Andacht zu, mit Empfindungen, die mir das Herz erschütterten. Goethe erschien in dem Vorgelesenen als die herrlichste Jugendgestalt, als ein reines Menschenbild, von Gott auf die Erde gesandt seine Schöpfung zu betrachten. Frau v. Stein sagte sehr gut, so wie Goethe hier sich zeige, denke sie sich den ersten Menschen, so rein, so kräftig, so sinnbegabt. Der Eindruck wurde sehr vorherrschend, daß Goethe in jedem

kleinsten Gegenstand eine Fülle des Lebens genossen, in jedem Augenblicke auf dem Gipfel des Daseins gestanden, wie nicht leicht ein Anderer; er schuf seine Welt durch Auffassung, durch frische Regsamkeit; jeder Kiesel war ihm ein Diamant. Seine menschliche Begabung — sieht man aus diesen Briefen aufs Neue — war der Grund und die Wurzel seiner künstlerischen und überragte diese weit. Das Menschliche und Sittliche erfüllen sein Gemüth, sein Herz hegt die reinste, die wärmste Liebe, er ist gotterfüllt, recht fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnisse auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum theuersten Freund gehabt, wäre er ihm begegnet! Für die Kenntniß von Goethes Innerem sind diese Briefe ganz unschätzbar, sie drücken bestimmt aus was mir freilich auch schon anderwärts hinlänglich angedeutet war, daß der größte Dichter auch der edelste, der menschlichste Mensch gewesen . . . Der Tag war mir durch Goethe zu einem glücklichen gemacht.“

(Anekdoten aus Barnhagens Tagebüchern.) Im Juni 1845 kam eine Deputation der Bürgerschaft von Königsberg nach Berlin, um vom Könige die Wegberufung des Generals Grafen von Dohna zu erbitten, (wie er früher auf Begehr auch den General v. Wrangel, den spätern „Vater“ Wrangel, von dort weggezogen hatte). Der König sagte der Deputation, es seien etwa vierzig muthwillige Buben, welche die Unzufriedenheit und Störung verursachten; dazu bemerkte einer der Hörer halblaut: „I, so viele sind's nicht einmal, nur sechs bis sieben, aber Die sitzen in Berlin und heißen Excellenzen.“

Friedrich Wilhelm III. erzählte 1815 in Paris der Gräfin Saint-Aulaire, in die er sich etwas verliebte, was er Alles gelitten, das Kriegunglück, die harte Zeit nach dem Tüfter Frieden, den Tod der Königin Luise; er war wirklich bewegt und fügte dem hinzu: „Et pour comble de malheur, j'ai encore à faire le Jacobin!“ Er meinte das Jahr 1813, wo er zu seinem Volke hatte reden müssen von Freiheit, Bürgerthum &c.

Der verstorbene hochachtbare Bürgermeister von Bremen Dr. Smidt erzählte Barnhagen folgende kleine Geschichte von Goethes Mutter. Er sah sie im J. 1795, als er von Jena kam und brachte ihr Grüße; die Anfänge des „Wilhelm Meister“ waren eben erschienen und von dem nahm die Frau Rath Gelegenheit zu sagen: „Es ist recht übel von meinem Sohne, daß er, wenn er Etwas berühmt machen will, nicht vorher mir ein Wort schreibt; das Puppenspiel, das er da nun eben berühmt gemacht, habe ich lange verwahrt, gerade vor vier Wochen aber leider weggeschenkt.“

Der Minister v. Kamph geht eines Tages im Thiergarten spazieren und trifft Hengstenberg, Beide gehen nun zusammen. Da fragte Kamph (der kein Frömmter war) den Gefährten, ob er denn wirklich an den Teufel glaube? Eifrig versichert Hengstenberg, ja wohl, nichts sei gewisser als der Teufel, er sei überall, auch hier zur Stelle, er gehe mit ihnen spazieren. Kamph hält darauf an, sagt ängstlich, er müsse gestehen, diese Gesellschaft gefalle ihm nicht, da wolle er sich doch lieber nach

*) Wahrscheinlich einzelne der später in drei Bänden gesammelten und herausgegebenen „Briefe an Frau v. Stein“ (Weimar 1848—1851.)

Hause begeben. Und so empfahl er sich, während Hengstenberg und der Teufel den Spaziergang fortsetzten.

Vom vorletzten Fürstbischof von Breslau Graf Sebnitzky erzählt man folgende Anekdote. Eine Dame, die er Abends in Gesellschaft begrüßte, sagte ihm, sie habe ihn schon Vormittags gesehen. „Wo denn?“ — „In der Kirche, als Sie pontificirten.“ — „So, da! Also en masque!“ Dieser Wit wurde nach Rom berichtet und legte dort den Grund zu dem Mißtrauen und der Schärfe, die ihn später zum Austritte nöthigte.

Am Gründonnerstage 1846 schreibt Barnhagen: Der König (Friedrich Wilhelm IV.) versäumt seine Vorstellung der Tänzerin Cerrito, er ist ganz von ihrer Kunst hingerissen, spendet ihr den eifrigsten Beifall. Des vorigen Königs Liebhaberei am Tanze erfuhr strengen Tadel des Kronprinzen, war ihm ein stetes Kergerniß. Mittwoch war der Großherzog Georg von Strelitz beim Könige in der Loge und man will bemerkt haben, daß nach einem Beifallssturme der Tänzerin beide Fürsten sich erhoben, einander die Hände drückten und sich umarmten im Uebermaße der einstimmigen Bewunderung!

(Hohe Freunde.) Unter diesem Titel und mit dem Beifall „Novelle aus der Jugendzeit des classischen Weimar“ hat Robert Heller (Leipzig, Th. Thomas) eine gut combinirte Erzählung aus eben genannter Zeit zusammengestellt. Er hat die gegenwärtig schon leichter zugänglich gewordenen Nachrichten aus der „Jugendzeit des classischen Weimar“ wohl benützt, denn der Hof Karl August's mit den Zierden des damaligen deutschen Parnasses, Goethe natürlich voran und als Musaget, tritt uns in fast individualisirten Gestalten, die sich leicht und wie ungesucht um ein einfaches Landmädchen, das Fräulein Leonore von Hartleben, gruppiren. Der Freiherr von Hartleben hat eben sein Rittergut Lauterbach verlassen, um für seine inzwischen kräftig und schön herangereichte Tochter ein Unterkommen zu suchen, das seinen großen Erwartungen entspricht, die er von seinem Lieblinge und seinen nicht eben geringen Ansprüchen an die Zukunft hegt, denn er sieht sich doch immer als der Reichsfreiherr von Hartleben auf Lauterbach. Zunächst freilich richten sich diese Ansprüche auf eine standesmäßige Ehe mit einem im Stammbaume wie in der wohlgefüllten Börse untadelhaften Edelmann. Etwas anders gestalten sich die Erwartungen in dem schönen an Plänen reichen Köpfschen Leonorens. Sie hat wie ihr Vater von der neuen Zeit gehört, die über Weimar aufgegangen ist, ja noch mehr, sie ist durch einen jungen Mann, einen weitläufigen Verwandten ihres Vaters, den kurmainzischen Lieutenant Ludwig Wilms, recht eigentlich bei den sogenannten „Genialen“ Weimars eingeführt worden, indem er seit einigen Jahren niemals verfehlt, seinem schönen Mähmchen alle neuen Erscheinungen des Muse Goethes, Wielands, Musäus, Knebells und der andern Heroen, welche damals Weimar mit einer unsterblichen Krone schmückten, persönlich nach Lauterbach zu bringen und so zur Ausbildung ih-

res poetischen Geschmacks wesentlich beizutragen. Der Verfasser eröffnet die Scene sehr geschickt durch ein Selbstgespräch des schönen Freifräuleins, das in ihrem kleinen Closet in Weimar sich eben müht vor einer Reihe aufgestellter Stühle ihren Mund mit den Titulaturen bekannt zu machen, mit denen sie doch gewiß um sich werfen müßte, wenn sie das Glück genösse, entweder der Herzogin Wittwe Amalie oder der regierenden Herzogin Luise, dem Hofe vorgestellt oder demselben vielleicht gar einverleibt werden sollte. Freilich erhält diese Aussicht einen gewaltigen Stoß, als ihr Vater einen andern Vetter, den Grafen Georg von Lichtenfeld, in seine Zimmer einführt und von diesem sich eine haarsträubende Schilderung des durch die „Genialen“ reformirten Hofes von Weimar geben läßt, der Leonore folgen muß, da ihren scharfen Ohren bei der dünnen Wand, welche die Zimmer trennt, kein Wort des tadelwürdigen Grafen entgeht; doch saugt sie auch aus dieser Schilderung, die namentlich Goethes nicht schont (besonders seines Verhältnisses zur Frau v. Stein) auch manchen Trost und allgemach steigt in ihren Gedanken ein Plan auf, wie sie ihres Vaters Erwartungen und ihre eigenen realisiren helfen könnte und als nun der Vetter Ludwig noch gegen Mittag erscheint, um sich zu erkundigen, ob sein Mähmchen oder deren Vater seiner Hilfsleistungen bedarf, da weiß sie ihn bei sich festzuhalten, erzählt ihm, was Graf Georg von der neuern Zeit erzählt, hört befriedigt seine Widerlegung und kommt endlich mit ihrem Plane hervor, der in nichts Anderem besteht, als sich an den Geheimrath Goethe zu wenden, daß er sich ihrer und ihres Vaters annehme, damit sie nur zu etwas kommen mögen. Das will sie dem großen einflußreichen Mann in einem Briefe schreiben und den Brief soll der Vetter zu Goethe tragen, mit dem er ja schon einmal, während eines Balles, gesprochen hat oder vielmehr von ihm in eine Art von Verhör genommen worden ist.

Im weitern Verlauf der Erzählung sehen wir den großen Dichter in seinem Verkehr mit dem jungen Herzog, in seiner Stellung zum Hofe überhaupt; wir lernen Fräulein Thuseube von Göckhausen und deren Einfluß auf die Herzogin-Mutter kennen, diese selbst, wir bemerken, daß Leonorens Brief von Goethe als eine Attrappe betrachtet und an den Herzog ausgeliefert wird, der die gewandte Brieffstellerin kennen zu lernen wünscht, sie im abendlichen Dunkel in ihrer Wohnung überrascht, sich bei ihr als Wolfgang Goethe einführt, ihr Vertrauen gewinnt und nun eine Intrigue einleitet, um seine schnell erwachende Neigung zu dem schönen Mädchen vor jedem rauhen Eingreifen von der Außenwelt zu sichern, dadurch aber eben Goethes Aufmerksamkeit rege macht und die Lösung des kleinen Intriguenspiels selbst herbeiführt. Wir können, ohne dem Interesse des Verfassers nachtheilig zu werden, nicht deutlicher werden, erwarten aber für die gut geschriebene Novelle viele theilnahmvolle Leser.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabilitäten 6 Thlr.,
mit Stabilitäten 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Schluß.)

Nachher ging er mit sich selbst zu Rathe und er faßte den Entschluß, was er schon Jahre lang in sich getragen hatte endlich zur Entscheidung zu bringen. Nicht, daß ihm Günthers heutige Rede dazu den letzten Anlaß gegeben hätte — schon vor dessen Ankunft war er mehrmals in Begriff gewesen, das Wort, das über sein ganzes Leben entscheiden mußte, zu sprechen und immer wieder hatte ihn sein zurückhaltendes Naturell und die Besorgniß, daß er, durch nichts zu einer Hoffnung berechtigt, eine Zurückweisung erfahren und dadurch das schöne Verhältniß eines freundlichen Umganges bei jedem Zusammenreffen gestört werden könne, daran verhindert. Die Welt aber — denn man sieht in kleinen Städten nicht minder scharf als in den intriguenreichen Salons der Residenzen! — die Welt hatte bald genug die Ueberzeugung gewonnen, welche Günther heute so rücksichtslos gegen den Freiherrn ausgesprochen hatte. Kein passenderes Paar!

Kaab wollte nach dem Gottesdienste noch

den Geistlichen sprechen, wurde aber mit dem Bescheide, daß der Pastor noch Amtshandlungen in der Kirche habe, in das Zimmer seiner Gattin geführt, wo er ihn erwarten könne. Als er eintrat, stand er vor Elisabeth. Sie war allein. Ohne Verlegenheit freundlich, wie sie stets gegen ihn war, empfing sie ihn, sagte ihm, daß sie ihre Freundin erwarte, welche von der Kirche aus wohl Besuche abstatten möge und fing gleich das entsetzliche Ereigniß im Feldhause, seit welcher Zeit sie ihn noch nicht gesehen hatte, mit ihm zu besprechen an.

Er ging darauf ein, rühmte die werththätige Liebe, welche sie den verlassenen Kindern bewiesen habe und äußerte, daß es ihm, durch die Pastorin dadurch veranlaßt, gelungen sei, auch der ältesten Schwester bei einer seiner Verwandten ein Asyl zu verschaffen. Sie wußte das schon, er war ihr darin zuvorgekommen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs bemerkte sie, daß er heute viel ernster und stiller war als sonst, ja, daß ein trüber Zug seine sonst so klare Stirn verdüstere. Ihr gemüthvolles blaues Auge ruhte unwillkürlich mit einem theilnehmenden Blicke auf ihm, er bemerkte das und wurde verlegen.

„Sie haben Kummer!“ sagte sie mit dem weichen Tone ihrer Stimme, der stets zum Herzen drang.

„Nur Zweifel — die mich quälen!“ erwiderte er und rang nach Worten, den Augenblick, der wohl niemals so günstig wiederkehren konnte, zu benutzen.

„Kann sie die Freundin vielleicht lösen?“ fragte sie nicht im Entferntesten ahnend, was ihn bewegte.

Er sah ihr in das Auge — und plötzlich schien ihr in diesem elektrisch wirkenden Strahle das Verständniß zu seinem Benehmen aufzugehen, denn ihre Wange färbte sich mit einem leichten Roth und ihre Lippe bebte.

Da trat in demselben Moment geräuschvoll die Pastorin ein, sah das Paar und bemerkte mit scharfem Auge Beider Verlegenheit — endlich, endlich schien hier zu Stande gekommen zu sein, was sie schon längst für Beide gewünscht, wofür sie selbst wie sie einst der Freundin gesagt hatte, als Bannerträger eingetreten war. Fast hätte sie mit voreiligem Worte Beide verlegt, aber Elisabeths Blick hemmte ihre schon fertige Zunge. Sie wollte nun abwarten, bis man ihr entgegenkomme, sie hatte keinen Grund ihnen das Verständniß zu erleichtern, es war ja auch kein Exceß junger überschwenglicher Herzen, sondern ein höchst verständiger, zu einem ruhigen gediegenen Glücke führender Entschluß, dem die ganze Welt Beifall spenden mußte. Warum sollten sie da noch lange mit der Erklärung zögern? Diese blieb jedoch aus, der Freiherr, als gleich darauf die Heimkehr des Pastors gemeldet wurde, empfahl sich und Elisabeth, als sie nun von der Freundin mit Fragen bestürmt wurde, sprach zu deren Bestürzung ihre Meinung aus, daß Raab wahrscheinlich im Begriff gewesen sei, Günthers Sache bei ihr zu führen.

„Hoffentlich glaubst Du das selbst nicht!“ rief die Pastorin. „Seine eigene Sache, ja! Ich müßte an meiner Menschenkenntniß irre werden, wenn ich mich getäuscht haben sollte! Günthers Sache ist doch eine verlorene — ist sie das? Sieh mir Dein Wort darauf!“

„Ja!“ erwiderte Elisabeth sanft und fest. „Ich habe es Dir schon gesagt.“

„Wenn also Raab endlich den Muth fände, für sich selbst zu sprechen?“

„Quäle mich nicht!“ bat Elisabeth. „Alt, wie ich bin —“ da umarmte sie die Freundin und war zufrieden.

Schreiben! dachte der Freiherr, als er sein Geschäft abgemacht hatte und auf dem Rückwege zu seinem Absteigequartiere war. Ich werde schreiben — noch heute, gleich hier! Sie hat mich errathen, ich erleichtere ihr das Nein!

Er schrieb denn wirklich noch im Gasthose und schickte den Brief durch seinen Diener nach Wiesenthal, Elisabeth sollte ihn bei der Heimkehr finden. Dann fuhr er nach Hause, wo er Günther mit seinem neuen

Lebensplane, den er zuerst mit Feuer ergriffen hatte, schon wieder zerfallen fand.

„Als abenteuernder Landsknecht mag ich mein Leben nicht beschließen,“ sagte er. „Geben Sie mir einen Vorschuß von tausend Thalern, Raab — ich will ein Gut pachten. Er hatte eine Zeit lang, nachdem er hier den Abschied genommen hatte, wirklich ein Rittergut, das er bewirthschaftet und wie sich Raab erinnerte, nicht ohne Geschick, bis ihm das langweilig geworden war und das Gut verkauft hatte, um mit dem Gelde in der großen Welt und auf Reisen zu leben. Wenn er jetzt zur Vernunft gekommen war und mit ernstem Entschluß an das Werk ging — Raab wollte ihm auch dazu hilfreiche Hand bieten. Sie sprachen den ganzen Abend darüber und Günther kam nicht mehr, wie der Freiherr befürchtet hatte, auf seine heutigen Andeutungen zurück.

Drei Tage vergingen. Raab harrete mit Sehnsucht auf die Antwort von Wiesenthal — er suchte sich zu zerstreuen, indem er gleich die geeigneten Schritte that für Günther zu sorgen. In Curland bei einem seiner Verwandten glaubte er ihm unter vortheilhaften Bedingungen seinen Wunsch erfüllen zu können, er schrieb deshalb sogleich und erst als der Brief fort war, fragte er sich, ob es auch eine lautere Besorgniß für des Gastes Wohl sei, daß er ihm in so weiter Ferne, voraussichtlich auf Niewiederkehr, die Stätte bereiten wolle oder nicht ein anderer Grund unbewußt ihn dazu bewogen habe?

Da kam endlich Elisabeths Antwort. Mit bangem Herzen, zitternd als sei er noch ein Züngling, erbrach der Freiherr das Siegel — als er aber die erste Zeile gelesen hatte, verklärte sich sein Antlitz. Er las mit stiller Freudigkeit zu Ende und ließ dann sogleich anspannen, um sich die Bestätigung seines Glückes Auge in Auge zu holen. Ehe er abfuhr, suchte er jedoch Günther noch auf. Wie schwer ihm auch die Mittheilung fiel, die er ihm machen mußte — er hielt es für seine Pflicht offen gegen ihn zu sein!

Günther hörte ihn mit finsterner Stirn an, er drehte hastig an seinem Barte, und seine Athemzüge wurden kürzer. „Gratuliere!“ sagte er endlich. „Instradiren Sie mich nur gleich nach Curland — ich will Ihrem Briefe auf dem Fuße folgen, würde hier eine zu miserable Rolle spielen.“

Raab faßte seine Hand — da fiel ihm Günther plötzlich um den Hals. „Du verdienst sie!“ rief er. „Ich muß Du zu Dir sagen, ich kann nicht anders! Du wirst sie glücklich machen!“ Er riß sich los und

stürmte hinaus über den Hof in das Freie. Es war als müßte er sich Ruhe erjagen, Gedanken an die alte Zeit heßten ihn, er konnte sich ihrer nicht erwehren. So kam er in den Wald und als er lange umhergeirrt war, befand er sich am Ausgange desselben — in geringer Entfernung von ihm lagen die schwarzen Trümmer des Feldhauses. Langsam schritt er hinüber und setzte sich auf den höchsten Steinhaufen.

„Marius auf den Trümmern von Karthago!“ spottete er bitter. „Und während ich hier, in anderer Lesart wie ein trauernder Jude über Israels vergangene Herrlichkeit weine —“

Er hatte Recht. Zu derselben Stunde wurde dort, wohin sein Blick sich glühend richtete, der neue Bund geschlossen, welcher zwei edle Herzen auf ewig vereinigte. Es war, wie Elisabeths Freundin gesagt, nicht die stürmische Leidenschaft der Jugend, sondern eine herzliche Neigung, auf gegenseitige Achtung begründet, welche die Bürgerschaft eines dauernden, in allen Lagen des Lebens unwandelbaren Glückes in sich trug.

Günther saß noch lange im finstern Hinbrüten auf dem Steine; endlich erhob er sich und ließ seinen Blick über das zusammengestürzte Gemäuer schweifen. — „Ruhe sanft, mein armer, alter Kriegsgenosse!“ sagte er. „Dir ist wohlter wie mir! — Es heißt aber bei mir noch immer, wie unser Feldruf war: En avant! und ich will denn mit frischem Muthe hinaus in ein neues Leben!“

Mietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

Es regnete und schneite wild durcheinander, der November machte sich ein Wetter zurecht, von dem es sprichwörtlich heißt, man lasse dabei keinen Hund vor die Thür. Die Thiere konnten behaglich unter Dach und Fach bleiben, aber manch armes Menschenkind mußte gegen den Schneesturm ankämpfen. Es waren die Straßen jedoch beinahe menschenleer, nur ein müder Handwerksbursche stolperte in nassen schweren Stiefeln daher und sah sich vergeblich nach einem Wesen um, das ihm den Weg zeigen konnte. Endlich entdeckte er an einer Straßenecke eine Hölzerin hinter

einem großen Regenschirm, an dem der Sturmwind wie mit boshafter Absicht zerrte. Die Frau hatte ihre Füße und ihre Aepfel gemeinschaftlich in einen Strohkorb geborgen; als sie den Burschen herankommen sah, zog sie eifertig beides hervor und setzte ihre anlockendste Verkäufermiene auf.

„Nein, liebes Mutterchen, ich kann Ihnen nichts abkaufen; ich wollte nur fragen ob dies der Weg nach dem Berliner Thore ist,“ sagte der Handwerksbursch.

Ärgerlich über ihre getäuschte Erwartung, kroch die Alte in ihr Strohbündel zurück und brummte statt der Antwort auf seine bescheidene Frage einige bittere Schimpfreden.

Der Bursche wurde roth wie die frischesten Aepfel in ihrem Korbe, zog höflich seine Mütze und wollte still, wenn auch beleidigt, weiter gehen. Die alte Frau fühlte sich offenbar durch dies Benehmen für ihn eingenommen; ein kleiner Zanf wäre ihr zwar wahrscheinlich in dem schlechten Wetter eine angenehme Abwechslung gewesen, aber das Lammgesicht des jungen Burschen versprach hierin keinen Erfolg. Es stellte sich eine bessere Regung bei ihr ein, sie sagte voll Mitleid: „Er ist irre gegangen. Nach dem Berliner Thor müssen Sie dort rechts die Straße ganz entlang, dann links um die Ecke, dann wieder rechts und links — aber der Weg ist noch weit, wenigstens eine halbe Stunde. Was wollen Sie denn dort bei diesem Hundewetter?“

„O weh, so weit ist's noch? Ich bin schon so müde und suche Arbeit. Ich bin ein Schlossergefell. Ist hier in der Nähe vielleicht eine Werkstatt?“

„Ja, gleich die grüne Hausthür dort in der Schmiedegasse. Dort wohnt der Meister Langschwarz. Er ist wohl oft ein wenig wild, wenn er getrunken hat; die Gefellen bleiben nie lange; die Wirthschaft im Hause kann auch Keinem gefallen; die Frau ist eine Zange und die Tochter ein Hochmuthsteufel, aber vielleicht passen Sie besser hin als sonst Jemand mit Ihrem sanften Wesen. Sie sehen aus als ließen Sie sich mehr gefallen wie ein Anderer.“ Wohlmeinend nickte die Aepfelrau als der Bursche wehmüthig lächelnd beim letzten Satze ihrer Rede, sie höflich grüßend als sei sie eine Dame, den Weg einschlug, den sie ihm mit dem Zeigefinger angewiesen hatte.

In einer schmalen Gasse fand er die grüne Hausthür bald heraus, aber sein bescheidenes Klopfen wurde nicht gehört, weil innen stark gehämmert wurde. Das wohlbekannte Handwerksgeräusch erfreute ihn wie ein

Heimathsgruß. Er beschloß geduldig zu warten bis die Arbeit weniger betrieben würde; es mußte ja bald Feierabend sein. In der winterlichen Dämmerung spielte der Feuerschein aus den Fenstern der Werkstatt in den schönsten Lichteffecten und erfreute das Auge des Gefellen. Träumerisch sah er die Flämmchen über den Schnee hüpfen und gedachte dabei jener Zeit, wo er als Lehrjunge sich an ähnlichen stürmischen Winterabenden damit unterhalten hatte. Die Jugenderinnerungen erschienen ihm wie eine gute Vorbedeutung, er hoffte bei dem neuen Meister glückliche Tage und lohnende Arbeit zu finden trotzdem daß die Aepfelrau keine günstige Schilderung von ihm entworfen hatte. So stand der bescheidene Mensch mit freundlicher Miene und erwartete sein Schicksal. Er würde wahrscheinlich noch lange vergebens auf Einlaß geharrt haben, wenn nicht zwei ungeduldige Wesen an der grünen Hausthür erschienen wären. Ein Dienstmädchen pöchte ungestüm mit dicken rothen Händen daran, während in ihrem Korbe ein Topf mit Milch und ein Teller mit sauren Häringen in ein gefährliches Durcheinander geriethen bei den heftigen Bewegungen ihrer Trägerin. Nach einigen Secunden gesellte sich noch ein Bedienter zu ihr, dessen zierliche Livree mit blanken Knöpfen den Handwerksburschen so vornehm dünkte, daß er weit entfernt war in ihm einen „Collegen“ des schmutzigen Dienstmädchens zu ahnen. Diese begrüßte ihn doch als solchen; beide sahen mit verächtlicher Neugier den Fremdling an und ließen sich in ihren geselligen Vergnügungen nicht stören. Der Bediente nahm eine duftende Cigarre aus dem Munde, die er ohne Zweifel seinem Herrn entfremdet hatte und wollte mit gewandter Frechheit dem Mädchen einen Kuß rauben. Sie wehrte sich mit dem Deckellorbe, aus dem die rollenden Häringe ein drohendes Unheil für den Don Juan des Bedientenstandes verkündeten. Er wendete sich fluchend ab und suchte mit seinem Spazierstöckchen das Klopfen an der grünen Thür deutlicher zu machen.

Es zeigte sich auch bald als wirksam. Meister Langschwarz öffnete mit lautem Murren über die Störung. Er machte seinem Namen alle Ehre, denn er war sowohl lang als schwarz. Sein Gesicht hatte von dem ruhigen Handwerk echte Negerfarbe angenommen, so daß das Weiße im Auge grell hervortrat und ihm ein wildes Ansehen gab.

„Was soll's?“ fragte er übellaulig.

„Ihre Mamsell Tochter Ida soll morgen zu unserm Fräulein kommen, um ihr einen neuen Atlashut

zu machen,“ beeilte sich das Dienstmädchen zu sagen, um der Bestellung des Bedienten zuvorzukommen, aber der Schlossermeister fiel ihr zornig in die Rede:

„Ei was! Daraus kann nichts werden. Es sind schon frühere Bestellungen auf morgen da. Uebrigens ist meine Tochter so gut ein Fräulein als die Tochter Ihres Herrn Postmeisters.“

„Nun gut, Ihr Fräulein Tochter möchte doch so gut sein und zu unserer Mamsell kommen, sobald sie irgend könnte,“ sagte das Dienstmädchen und lief lachend über ihren Wig eilig davon.

„Gute Nacht „Fräulein Hanne!“ rief ihr der Bediente ebenfalls mit ironischem Lachen nach. „Wenn ich morgen nach der Post komme und die Briefe hole, müssen Sie mir einen Kuß ohne Häringssauce geben — Herr Langschwarz,“ setzte er gravitatisch hinzu, „ich soll eine Empfehlung von der Frau Präsidentin bestellen und fragen, ob Fräulein Ida Zeit hätte ihr eine Nebelkappe und eine Blondenhaube zu machen?“

„Ja, gewiß, morgen schon, wenn es sein muß,“ sagte der Meister, geschmeichelt von der höflichen Anrede und schnell vergessend, daß er eben noch ergrimmt war über das böshafte Lachen des naseweisen Bedienten. Als dieser abgefertigt war, brachte endlich der Geselle sein Anliegen vor.

„Wie heißen Sie und wo sind Sie her?“ fragte der Meister, der die Augenbrauen zusammenzog, welches er für ein geeignetes Mittel hielt Respect einzufößen.

„Garlieb aus Herford in Westfalen. Hier sind meine Papiere in bester Ordnung.“

„Das Papier ist geduldig; darauf kann ich mich nicht verlassen, indessen brauche ich gerade einen Gefellen. Die Probearbeit kann heute noch gemacht werden. Hier! Macht fertig was ich begonnen habe. Ich werde zusehen, ob ich damit zufrieden sein kann.“

Garlieb überwand seine Müdigkeit, legte rasch sein Känzle ab und ergriff mit Lust das Handwerkszeug. Die Bewegung und das Feuer thaten ihm auch bald überaus wohl und es ging ihm flink von der Hand. Der Meister stand eine Weile mit untergeschlagenen Armen und finsterner tadelstüchtiger Miene dabei. Garlieb dachte jeden Augenblick die Arbeit würde durch Tadel unterbrochen werden. Aber der Meister sagte nichts und ging nach einigen Minuten in den Hintergrund der Werkstatt, wo Garlieb einen kleinen Schrank mit allerlei Glaswaaren beim Eintreten bemerkt hatte.

Garlieb vermochte bei seiner geräuschvollen Arbeit nicht zu hören, womit sich der Meister beschäftigte, doch verbreitete sich ein scharfer Braantweingeruch. Die Aussage der Höckerin fiel dem Gesellen ein. Ihm wurde unheimlich zu Muth, denn er dachte, daß nach dem Trinken wahrscheinlich auch der prophezeite Zornausbruch eintreten und ihn alsbald wieder aus dem Hause treiben würde und er sehnte sich doch so sehr nach Arbeit und einem Unterkommen. Beides so schnell wieder zu verlieren wäre ihm unerträglich gewesen und ihm schlug das Herz vor banger Erwartung immer ängstlicher. Der Wintersturm heulte draußen so laut, daß er ihn trotz seiner fleißigen Hammerschläge hörte und mit Grauen daran dachte wieder in das Unwetter hinaus zu müssen.

Er wagte es nicht sich nach dem Meister umzusehen und schlug die Augen nieder als thäte er selbst etwas Böses. Plötzlich streifte ein starker Luftzug sein arbeitsglühendes Gesicht, er blickte erschrocken auf und sah, daß die Hausthür offen war. Der Feuerschein der Schmiedekohlen beleuchtete eine schlankes Mädchenstalt, die mit dem Winde kämpfte. Rasch sprang Garlieb hinzu um ihr behilflich zu sein die schweren Thürflügel zu schließen. Ein erröthetes Gesicht, das zwischen Blumen und Spigen eines zierlichen Hutes steckte, sah ihn verwundert an. Er mußte bei diesem Anblick an die Wachsbildchen denken, die er als Knabe oft in seiner Heimath gesehen; sie stellen kleine Madonnenköpfe in einem Schneckenhäuschen dar und werden von katholischen Geistlichen den Kindern geschenkt. Die feine Gestalt sah in der schmutzigen Werkstatt überirdisch genug aus; Garlieb meinte seinen Schutzengel zu sehen.

„Ist schon wieder Jemand gekommen?“ fragte der Meister knurrend in seiner dunkeln Ecke und warf einige Gläser um.

„Ja, Ida ist hier,“ lautete die Antwort und zugleich schweiften die blauen Augen ängstlich suchend umher, „aber wo bist Du denn, Väterchen?“

„Hier, mein Engel, ich komme schon, mein Idchen. Was Du doch für einen hübschen Namen hast; wie freue ich mich, wenn ich ihn nur aussprechen höre. Es ist doch schön, daß Du nicht etwa Hanne, Karoline, Friederike oder wie sonst die ordinären Leute heißest, das würde doch gar nicht zu Dir passen.“ Damit schwankte der Meister herbei und versteckte in seiner Seitentasche eine kleine runde Flasche.

Ida hatte dieselbe aber doch erblickt; es glitt eine

Wolke über ihr helles Antlitz und ihre Stimme klang ganz verändert als sie sagte:

„Ich bin etwas früher gekommen wie sonst, meine heutige Arbeit war fertig und da wollte ich mit Euch zu Abend essen, was ich so selten thun kann. Wo ist denn die Mutter?“

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Die Frau im Sprichwort.) Ueberall, im Leben des Einzelnen, wie der Völker, spielen die Frauen eine Hauptrolle, wenn auch nur insgeheim; kein Wunder, daß sich eine große Menge lobender und tadelnder Aussprüche über sie im Verlauf der Zeiten gesammelt haben, die zur „Weisheit auf der Gasse“, zu Sprichwörtern geworden sind. Wie groß die Zahl derselben ist beweiset ein eben erschienenenes Schriftchen des Herrn von Reinsberg-Düringsfeld, unter dem Titel „Die Frau im Sprichwort“ (Leipzig, Hermann Fries) mit großem Fleiß gesammelt und sehr zweckmäßig geordnet. Aus dieser Schrift sei hier mitgetheilt was das Sprichwort über die Schönheit der Frauen sagt und — ob man heirathen soll.

Das Schöne.

Was ist schön? ist eine Frage, welche in hundert und aber hundert gelehrten Abhandlungen — die ungelehrten noch gar nicht gerechnet — erörtert worden ist, täglich von Neuem erörtert wird, und dennoch ewig unerörtert bleibt. Warum? das weiß der Venetianer:

„Nicht ist schön, was schön ist, sondern schön ist, was gefällt.“

„Was gut ist, ist schön; was böse ist, ist häßlich.“

„Schön ist, was schön thut.“

„Schön ist, was dem Herzen gefällt.“

Wohl auch, was den Augen gefällt, denn:

„Was nicht schön anzuschauen, ist nicht schön zum Klaffen.“

„Wo das Angenehme, da die Augen; wo es Einem weh thut, da die Hände.“

Nur haben die Augen in jedem Lande ihren eigenen Geschmack. So z. B. lieben die Lombarden und Venetianer die großen und weißen Frauen:

„Die große Frau ist halb schön.“

„Der weißen Frau fehlt zur Schönheit nur wenig.“

„Der weißen Frau mangelt die Schönheit nicht.“

Dem Deutschen gefällt das Kleine:

„Was klein ist, das ist niedlich.“

„Klein ist lieblich.“

Die Romanen im Allgemeinen schreiben den kleinen Frauen längere Jugend und mehr Beweglichkeit, daher größere Thätigkeit zu:

„Die kleine Frau scheint immer jung.“

„Ehe die Große sich blüht, hat die Kleine schon das Haus gefegt.“

„In den kleinen Säcken ist das beste Gewürz.“
 „Im kleinen Krüge ist der beste Wein.“
 Im Widerspruche hiermit sagt jedoch der Toskaner:
 „Ist sie groß, ist sie faul,
 Ist sie klein, ist sie schlimm.“
 Wie er sie eigentlich will, sagt er nicht, vermuthlich von mittlerer Höhe.
 In Betreff der Fülle herrscht mehr Einstimmigkeit:
 „Die Magere ist zäh.“
 „Fettes Fleisch ist immer lockend.“
 und:
 „Drei Dinge sind mager schlecht: Gänse, Frauen, Ziegen.“
 Die Braunen finden auch ihre Liebhaber:
 „Das braune Mädchen ist von Natur heiter und reinlich.“
 „Das Dunkle nimmt nichts dem Schönen,
 Erhöht vielmehr das Sehnen.“
 „Besser eine Schwarze mit allen ihren Grillen, als eine Blonde mit hundert Ducaten.“
 Dagegen heißt es in Mailand:
 „Schwarze Augen und blondes Haar, die größte Schönheit in dieser Welt.“
 Nun folgen einzelne Schönheitsbedingungen:
 „Eine schöne Thür macht eine schöne Façade“ (d. h. ein schöner Mund ein schönes Gesicht).
 „Ein schönes Kamin macht ein schönes Zimmer“ (eine schöne Nase ein schönes Gesicht).
 Wenig Gnade findet die fabricirte Schönheit. Zwar sagt man in Bergamo:
 „Was die Natur nicht giebt, verschafft die Kunst,“
 aber man setzt auch hinzu:
 „Fast alle Frauen werden häßlich, weil sie schön erscheinen wollen.“
 In Mailand heißt es:
 „Die angemalte Frau ist ein häßliches Bild.“
 In Toscana:
 „Die Frau, welche schön erscheinen will, muß es mit Schmerzen im Gesicht bezahlen,“
 und:
 „Der aufgepusteten Frau lehre den Rücken zu.“
 „Die Frau und die Kirse schmücken sich zu ihrem Unglücke.“
 Dennoch, obwohl der Perfer erklärt:
 „Die Frau, die von Natur schön ist, bedarf der Kunst der Kammerfrau nicht,“
 wird der Kleidung kein geringer Einfluß auf die Schönheit zugeschrieben.
 „Schöne Kleider helfen dem Ansehen.“
 „Kleide ein Rohr,
 So stellt es eine große Dame vor.“
 „Ein Mädchen, welches schön und wohl geschmückt,
 Trifft baldigst Einen, der vor ihr sich bückt.“
 „Die geschmückte Frau zieht ihren Mann von der Thür Anderer fort,“
 und:
 „Die Frau am Sonntag ist wie das Korn im Thau.“

„Alle Ragen wollen Schellen, alle Frauen wollen Korallen.“
 „Geschmückt giebt es keine häßliche Frau.“
 Sogar die Farben spielen ihre Rolle bei der wichtigen Gelegenheit des weiblichen Schmuckes.
 „Wer ein hübsches Gesicht sehen will, seh' es in Grün oder Blau.“
 „Die Frau muß sehr häßlich sein, die durch Grün nicht hübsch wird.“
 „Wer den Satan im Garten (die Schlange im Paradiese) sehen will, der kleide eine Frau in Himmelblau.“
 Die Nahrung wird nicht übersehen:
 „Frisches Brot und Weintrauben geben den jungen Frauen Farbe und nehmen den alten die Runzeln.“
 Als Schönheitsprobe gilt es, die Frau früh Morgens und ungeschmückt zu sehen:
 „Schöne Tage lob' Abends, und schöne Weiber früh.“
 „Willst du sehen, ob eine Frau schön sei, so betrachte sie am Morgen, wenn sie aufsteht.“
 „Wer eine wirklich schöne Frau will, suche sie sich Sonnabends und nicht Sonntags beim Feste aus.“
 Leider heißt es selbst von der probehaltigen Schönheit:
 „Schön und züchtig sein,
 Trifft selten ein.“
 „Verstand und Schönheit sind selten beisammen.“
 „Schönheit und Thorheit gehen oft zusammen.“
 „Bei großer Schönheit ist selten Treue.“
 „Schönheit ohne Güte ist wie ein schalgewordener Wein.“ *)
 „Schönheit und Keuschheit, Weisheit und Reichthum, Jugend und Enthaltfamkeit, Alter und Gesundheit sind selten vereint.“ **)
 „Schönheit ist kein Glück,“
 und dauernd ist sie auch nicht, denn:
 „Al' Ding ist nur eine Weile schön.“
 „Das schönste Grün ist auch Heu.“
 „Weiberschönheit, das Echo im Wald,
 Und Regenbogen vergehen bald,“
 und:
 „Keine Rose so schön, daß sie nicht endlich welke.“
 Weiter:
 „Schönheit? Ein Kindheit!“
 und:
 „Schönheit — Flaum auf den Pflaumen.“
 Dennoch ist Schönheit ein allgemeines tiefmenschliches Bedürfniß.
 „Was schön ist, ist Jedem lieb,“
 und:
 „So lange die Rose duftet, findet Jeder Gefallen an ihr.“
 „Zur Blume steigt die Biene,
 Auf Amuth steht der Mensch.“
 „Die Schönheit ist ein guter Empfehlungsbrief.“
 „Die Schönheit eines Mädchens ist die Hälfte der Mitzel.“
 *) „Schönheit und Verstand sind nicht jede Zeit beisammen.“
 „Schönheit ohne Tugend ist verdorbener Wein.“
 **) „Schönheit und Keuschheit sind selten bei einander.“

Soll man heirathen?

„Wer heirathet, thut wohl, wer ledig bleibt, thut besser.“ *) schrieb der Apostel Paulus an die Korinther und noch immer herrscht dieselbe Uneinschiedenheit in Betreff der Lösung der Frage über den wichtigsten Schritt im Menschenleben.

„In den Krieg zu ziehen und sich zu verheirathen kann man nicht anrathen.“

denn:

„Heirathen ist nicht für Alle, Einige werden schön davon, Andere häßlich.“

„Wer eine Frau sich nimmt, schafft sich Sorgen.“

„Sobald Einer heirathet, betritt er das Sorgenreich.“

„Mit dem Heirathen lernt man klagen.“

„Wem zu wohl ist, der nehm' ein Weib.“

„Wer nach einem Weib verlangt, verlangt nach Zanf.“

„Wer Noth will, schaffe sich ein Weib und eine Uhr an.“

„Verheiratheter Mann, Vogel im Käfig.“

„Willst du einen Mann bestrafen? Sieh ihm eine Frau.“

„Will Gott einen Mann züchtigen, so setzt er ihm in den Kopf, sich zu verheirathen.“

„Die Frau ist ein Gottesgericht.“

und endlich:

„Wo eine Frau,
Nacht's den Mann grau.“

heißt's im Sprichwort, aber dieses sagt auch zugleich:

„Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh.“

„Wer ohne Frau wohnt, ist ohne Gutes, ohne Hilfe, ohne Freude.“

„Alleinsein taugt dem Menschen nicht.“

„Besser Zwei als Eins.“

„Ohne Frau zur Seite ist der Mann nicht glücklich.“

„Sorgen viel hat der Beweibte,
Sorgen mehr der Ehelose.“ u. s. w.

(Aus Barnhagens Tagebüchern.) Wie der Bürgermeister Dr. Smidt Barnhagen mittheilte, erzählte ihm Goethes Mutter, sie habe dem Sohne geklagt, es würden ihr so oft Gemälde gezeigt und sie wisse dann nie, was sie davon sagen solle, er möchte ihr doch Etwas angeben, wie sie sich dabei helfen könne. Da habe er gesagt: „Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, so sehe Sie es eine Weile scharf an und sage dann bedeutend: „Das macht seinen Effect!“ Da wird Jedermann Sie für eine Kennerin halten.“

(Berlin und Frankfurt.) Die „Weserzeitung“ (Bremen, Schünemann), eine unserer bestredigirten großen politischen Zeitungen, bringt in ihrem Feuilleton nicht selten vortreffliche Schilderungen des Lebens, Strebens und Treibens in deutschen Städten, namentlich Berlin und Frankfurt, auf die wir aufmerksam machen. Aus solchen Schilderungen in den letzten Nrn. möge hier Folgendes auch unsern Leserinnen mitgetheilt sein:

Das deutsche Schützenfest in Frankfurt a. M.: Man macht da ungeheuerere Vorbereitungen für das bevorstehende

*) „Wohl thut, wer ein Weib nimmt; wer es nicht nimmt, thut noch besser.“

„Der Mann ohne Weib, der Hund des Fleischers, die Läge des Kochs, das Huhn des Müllers und die Mutter der Tänzerin sind Wesen, denen es niemals an etwas gebricht.“

erste deutsche Schützenfest, das Mitte Juli beginnt. Schon damals, als man Frankfurt als den geeignetsten Platz für dieses große Nationalfest bestimmte, erwartete man, daß die Bundesstadt ihre Aufgabe auf eine großartige Weise erfülle. Seitdem aber dieser Tage das Comité seinen Aufruf an die Deutschen wegen Betheiligung richtete, haben sich überall die Erwartungen noch gesteigert. Der national-patriotische Gedanke der Wehrhaftmachung der gesammten deutschen Jugend durchdringt diesen Aufruf, den man nicht lesen kann, ohne von dem freudigen Gefühle angeregt zu werden, daß die Tage der Zerrissenheit Deutschlands gezählt sind. In der That ist die Vorahnung in diesem Momente gerechtfertigt, daß schon bei dem Eintreffen der deutschen Schützen in Frankfurt das Geschick des Vaterlandes sich freudiger werde gestaltet haben und daß vielleicht die neue Fahne des Schützenbundes, welche deutsche Frauen arbeiten, um sie bei dem ersten deutschen Bundesschießen weihen zu lassen, schon der Morgenröthe einer bessern Zeit entgegenwehen dürfte. Was ich von den Vorbereitungen für das Fest sagte, kann ich nur in wenigen Strichen andeuten. Es ist ganz in der Nähe der Stadt ein Grundstück von 100 Morgen gemiethet, was das großartige Terrain des Festes bilden wird. In der Mitte desselben wird sich der Schießplatz mit seinen Räumlichkeiten abgrenzen und um diesen Mittelpunkt wird sich eine neue Stadt von Zelten, Wohnungen, Kaufläden, Wirthschaften, Buden für Sehenswürdigkeiten u. s. w. erheben. Es ist eine Räumlichkeit zur Aufnahme von Hunderttausenden, denn auf ein ungeheures Zuströmen muß man gefaßt sein in einer Zeit wie diejenige, wo das Fest stattfindet, in einer Zeit, wo sich auch in gewöhnlichen Jahren zahllose Fremde in und um Frankfurt befinden. Für die Unterbringung der activen Theilnehmer beim Bundesschießen, die man auf 5-7000 veranschlagt, sorgt die Gastfreundschaft der Frankfurter, die sich bei dieser Gelegenheit glänzend bewähren dürfte. Für die feineren Unterhaltungen derselben sorgen unsere Kunstinstitute, für die übrigen Kosten des Festes, die sich vielleicht auf 100,000 Gulden belaufen dürften, sind wir am wenigsten besorgt, denn abgesehen davon, daß das Bundesschießen schon durch sich selbst einen großen Ertrag abwerfen wird, so dürfte ein etwaiges Deficit von mehreren Reichthümern mit der größten Bereitwilligkeit gedeckt werden. Kurzum, das Nationalfest von Nürnberg wird sich im Juli 1862, nur in weit größern Dimensionen, zu Frankfurt wiederholen. —

Die Judengasse in Frankfurt, die Stätte, wo Bräue und die Rothschilde das Licht der Welt erblickten, scheint endlich fallen zu wollen! Wir vernehmen, daß theils durch den Unternehmungsgeist von Privaten, theils durch die Mithilfe des Staates, eine neue Straße dort errichtet werden soll. Es ist auch hohe Zeit, daß diese unheimliche Mahnerin an eine längst verschwundene Zeit der Verfolgung und des Religionshasses weggeschafft wird, denn wie diese Straße schmutzig und schwarz dasteht, so ist sie ein trauriges Blatt in der Geschichte Frankfurts, das die glückliche Mainstadt von heute ausmerzen muß, selbst auf die Gefahr hin, daß sie ihre merkwürdigste und berühmteste Antiquität dabei einbüßt. Es wäre aber auch zu

verwundern gewesen, wenn gerade in der jetzigen Epoche Frankfurts, die sich durch eine ganz ungewöhnliche Bau-, Verschönerungs- und Vergrößerungsfucht auszeichnet, die alte Judengasse vergessen worden wäre, die, längst reis zum Einsturz, ein so geeignetes Terrain bietet zu einer Hauptstraße, die den Mittelpunkt des Verkehrs mit einer Gegend verbindet, welche bisher nur zu sehr vernachlässigt war. Um Ihnen nur einen Begriff zu geben, was jetzt hier in Neubauten und Straßenanlagen geschieht, will ich nur anführen, daß in einem der letzten Monate Grundstücke und Häuser im Betrage von einer Million Gulden gekauft wurden, daß fast in jedem Monat regelmäßig für mehrere Hunderttausende gekauft werden und daß alle diese Ankäufe den Zweck der Verschönerung und Vergrößerung im Auge haben. Dieser großartige Umsatz in Häusern und Grundstücken ist sogar eine reiche Einnahmequelle des Staats geworden, der ein Procent der Kaufsumme zieht. Dieser Verkehr beweist ferner, daß unsere Reichen jetzt endlich anfangen, lieber in Hypotheken als in österreichischen Metallcoupons ihre Capitalien zu verwerthen und wenigstens eben so viel der Industrie und dem Unternehmungsgeist zuwenden als der Börse. Die gebiegenen Frankfurter nennen das „eine heilsame Rückkehr zur alten, weltbekannten Solibität Frankfurts.“

Das Haus der Abgeordneten in Berlin. Aus der Vogelperspective gesehen gewährt der große Versammlungsaal einen höchst interessanten Anblick. Hier und da erblickt man einzelne Gruppen in lebhafter Unterhaltung, man spricht, gesticulirt und lacht sogar laut. Die Diener des Hauses gehen ab und zu mit Briefen und Aufträgen an verschiedene Mitglieder. Ein Abgeordneter hat so eben eine telegraphische Depesche erhalten, die er seinem Nachbar mittheilt. Beide sprechen sehr eifrig; denn die eben eingetroffene Nachricht scheint von Wichtigkeit zu sein. Der untersezte Deputirte, mit markirten Zügen, grauem Haar und Bart, von kräftig breitschultriger Figur und energischem Aussehen ist der bekannte Schulze-Delitzsch, sein schlanker Nebenmann mit dem ausdrucksvollen Gesichte der Abgeordnete Twisten, der sich durch seine politischen Broschüren und sein Duell mit dem Generalmajor v. Mantuffel schnell einen Namen erworben hat. Dort der noch junge Mann mit der hohen Stirn und den kurzgeschorenen Haaren und Vollbart ist der berühmte Naturforscher Virchow, zugleich eines der eifrigsten und talentvollsten Mitglieder der deutschen Fortschrittspartei. Er gehört zu den wenigen Gelehrten, welche über ihre Wissenschaft nicht das Leben mit seinen vielfachen Forderungen vernachlässigen; mit derselben Schärfe, womit er die Krankheiten des menschlichen Körpers ausdekt, verfolgt er die Gebrechen an unserm Staatskörper und die politischen Fehler seiner Gegner. Jener weiße Kopf mit den tiefstehenden, aber scharfen Augen gehört dem bekannten Abgeordneten Waldeck, der unerschütterlich nach wie vor für Recht und Freiheit kämpft, während der schlanke Herr mit der aristokratischen Figur der frühere sächsische Minister v. Carlowitz ist, der als preussischer

Volksvertreter ebenfalls Hand in Hand mit der deutschen Fortschrittspartei geht u. s. w.

Weißbier und bayerisches Bier. Seit einigen Jahren hat die Zahl der Biertrinker und Bierstuben in Berlin in auffallender Weise zugenommen. Früher wurde fast ausschließlich das bekannte Weißbier oder die sog. „Mühle Blonde“ genossen, welche der bekannte Komiker Bedmann folgendermaßen definiert: für einen Sechser „Bischt“ und für einen Sechser „Rischt“, das ist eine Berliner „Weiße“. Auch heute findet dieses leichte, sehr viel Kohlenäure enthaltende, blaßgelbliche Getränk noch seine zahlreichen Verehrer und Anhänger, welche bei Bolpi und Schluder sich jeden Abend zu versammeln pflegen. Seit dem Jahre 1848 hat aber entschieden das bayerische Bier die Oberhand gewonnen und die „Mühle Blonde“ einigermassen verdrängt. Während der Besucher jener Locale, in denen Weißbier verschenkt wird, sich meist durch seine conservative Richtung auszeichnet, zeigen die Freunde des bayerischen Biers eine mehr demokratische Färbung und scharf ausgesprochene Neigung zur Opposition. Der Weißbiertrinker ist gewöhnlich ein Bürger in geflegten Jahren mit einer kahlen Platte und sorgfältig glattrasirtem Gesichte, der höchstens einen kleinen Badenbart duldet. Er ist ein Freund der jedesmaligen Regierung und des gemäßigten Fortschritts; wenn er raisonirt, so raisonirt er nur innerlich. Er spricht zwar auch gern von Politik, aber noch lieber spielt er eine Partie Solo oder Domino. Dagegen ist der Freund des bayerischen Bieres meist ein noch junger Mann mit starkem Schnurr- und Vollbart, der sehr viele und sehr laute Reden führt, mit den Maßregeln der Regierung nur selten einverstanden ist und besonders gern „Sechs und Sechszig“ spielt. Auch in socialer Beziehung macht es einen großen Unterschied, ob der Berliner Weißbier oder Bayerisch trinkt; ja man darf sogar kühn behaupten, daß mit dem letzteren Getränk das ganze gesellschaftliche Leben der Hauptstadt eine vollkommene Revolution erlitten hat.

Unter den unzähligen bayerischen Bierstuben Berlins erfreut sich besonders das Local von Wagner in der Charlottenstraße eines großen Zuspruchs und einer interessanten Gesellschaft. Hier findet man zuweilen die hervorragendsten Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft in harmloser Unterhaltung bei einem frischen „Seidel“ sitzen; Professoren und Privatdozenten, Künstler wie der Maler Hildebrandt, der Bildhauer Drake, der Kupferstecher Lüderitz, Musiker, Journalisten und Zeitungsredacteurs versammeln sich zur bestimmten Stunde. Gewöhnlich füllt sich aber der große Saal nach dem Theater mit Gästen, welche die eben stattgefundenene Vorstellung einer eben so scharfen als eingehenden Kritik unterwerfen. Selbst Damen verschmähen es nicht, zuweilen ein derartiges Local in Gesellschaft ihrer Männer zu besuchen und ihre schönen Lippen mit dem edlen Gerstensaft zu nezen, eine Sitte, welche immer mehr um sich greift und einer süddeutschen Gemüthlichkeit Vorschub leistet.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Tblr.,
mit Stahlfichen 8 Tblr.

Wickist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

„Die hat wieder den ganzen Tag das Haus umgedreht mit ihrer großen Wäsche, jetzt ist sie mit der Magd auf dem Boden, sie bleiben so lange oben, es ist zu arg, Niemand ist zu Deiner Bedienung da, soll ich Dir leuchten, mein liebes Püppchen?“

„Nein, ich danke, Vater, ich weiß mir schon selbst zu helfen,“ sagte das junge Mädchen und stieg flinken Schritts eine kleine dunkle Treppe hinan, sich verstoßen jedoch noch mehrmals umsehend nach dem neuen Gesellen, der seine Arbeit bescheiden wieder zur Hand genommen hatte.

„Das war also die Mamsell Tochter, diese geputzte Dame?“ fragte er, erstaunt der glänzenden Erscheinung nachdenkend.

„Es heißt jetzt allgemein „Fräulein“ und meine Ida sieht auch gewiß nicht aus wie eine Mamsell, sie könnte ja alle Tage gnädige Frau werden. Wenn Sie in meinem Hause arbeiten wollen, müssen Sie sich seine Manieren angewöhnen, hören Sie; ich verbitte mir die „Mamsell“ ein für alle Mal,“ sagte der Meister Langschwarz und stellte sich in seiner ganzen Länge

mit offenbarster Zanklust vor den neuen Gesellen hin, dieser aber sah ihn bittend an und stammelte: „ich werde mir Mühe geben Alles so zu machen, wie Sie es wünschen, Herr Meister.“

Durch diese seltene Demuth wurde der Zornteufel für den Augenblick entwaffnet. Wie der entfernte Donner eines abziehenden Gewitters grollte Langschwarz nur noch einige allgemeine Schimpfreden über die frühern Gesellen, die er gehabt. Garlieb hütete sich wohl irgend ein Wort in die Unterhaltung zu mischen, denn er ahnte, daß es sehr leicht wie ein Funken in das Pulverfaß dieses jähzornigen Kopfes fliegen könnte.

Nach einigen Minuten erhielt Garlieb einen Ableiter, der Meister öffnete die Küchenthür und schalt mit der Frau und der Magd, die endlich vom Boden zurückgekehrt waren und, dem Geklapper der Geräthschaften nach zu urtheilen, sich mit der Bereitung des Abendessens beschäftigten.

Die Magd kam endlich mit einem schmutzigen Tischtuche, sie ließ Messer und Gabel auf die Erde fallen, als sie den neuen Gesellen sah; die Scheltworte des Meisters über ihre Ungeschicktheit verdoppelten sich. Garlieb sprang hinzu, um der Erschrockenen zu helfen die Geräthschaften aufzuheben. Sie sah ihn dankbar an und machte einige stumme Zeichen, welche genugsam andeuteten, daß sie die Ursache von des Meisters übler Laune richtig vermuthete und nicht wenig Furcht davor empfand.

Die Hausfrau trat mit einer dampfenden Schüssel

ein, die sie offenbar selbst bereitet hatte, die Küchenschürze und die aufgestreiften Ärmel bezeugten es.

„Ei, was sehe ich, wir haben ja wieder einen neuen Gefellen, hätte ich das gewußt, würde ich einen guten Eierkuchen gemacht haben. Nun setzen Sie sich, die warme Suppe wird Ihnen auch wohlthun,“ sagte sie.

„Also giebt es wieder nichts wie nüchterne Suppe? Weißt Du denn nicht, daß Ida zu Hause ist und mit uns essen will?“

„O, die ist mit Allem zufrieden, sie bekommt ja auch außer dem Hause so gutes Essen, daß sie bei ihren Eltern gern fürlieb nimmt.“

„Nun der neue Herr Gefelle muß das auch thun, er heißt auch Fürlieb —“

„Entschuldigen Sie, Gottlieb Garlieb ist mein Name —“

„Das ist ja ein recht lieber Name, nun langen Sie zu, wenn Sie kein Kostverächter sind.“

„Gewiß nicht, eine häusliche Suppe geht mir über Alles.“

„Diese ist aber zu dick und ganz verbrannt,“ mäkelte der Meister.

„Das kann nicht sein, ich lasse nie die Milch anbrennen, ich bin stets so vorsichtig und habe keine Mühe gespart; schmecken Sie mal, Herr Garlieb, wie finden Sie die Suppe?“

„Ganz vortrefflich,“ erwiderte der Ausgehungerte und aß mit sichtlichem Appetit.

„Das verbitte ich mir, der Gefelle hat nichts zu sagen, wo ich rede! Gehet die alte Geschichte wieder an, daß Du es mit dem Gefellen gegen mich hältst? Hättest Du nicht graue Haare und sähest wie ein Scheuerlappen aus, so könnte man auf andere Gedanken kommen.“

Garlieb erschrak über diese Brutalität und dachte: dies Haus scheint eine Hölle zu sein, der Brantweintensel spricht aus dem Manne. Die Frau schluchzte laut und vertheidigte sich mit einigen ebenfalls nicht feinen Redensarten.

„Sei doch still, da kommt Ida die Treppe herunter, Du weißt es ja, daß sie außer sich geräth, wenn wir uns zanken.“

„Das hättest Du doch bedenken und mich nicht so schlecht behandeln sollen in Gegenwart des neuen Gefellen.“

„O bitte recht sehr, ich erlaube mir gar kein Urtheil darüber,“ begütigte Garlieb und bat sich noch etwas Suppe aus, was die Hausfrau sichtlich tröstete.

Ida setzte sich neben ihren Vater, sie sah ihn und die Mutter nur flüchtig an, schien aber auf der Stelle zu errathen, daß ein Streit gewesen, die Thränen stiegen ihr rasch in die Augen, sie zwang sich einige Mundvoll Suppe hinunter. Für einen verwöhnten Gaumen war dieselbe allerdings nicht besonders geeignet, unwillkürlich fischte Ida Löffel die schwarzen Inselfen heraus, die vom Ruß der Küche entstanden sein mochten.

„Quäle Dich nicht mit der schlechten Suppe, mein Engelschen, morgen bekommst Du besseres Essen, Du bist bei der Frau Präsidentin bestellt. Dort hast Du es ja immer so gut. Du sitzt am Fenster vorn hinaus, wo die Parade aufzieht und die schöne Musik so viel gepukte Leute herbeilockt. Nicht wahr, da hast Du angenehme Tage?“ sagte der Meister, um seiner Tochter heitere Gedanken zu erwecken und seine Frau nebenbei ein wenig zu ärgern.

„Ich kann nicht hingehen, weil ich schon bei der Geheimrätin versagt bin,“ sagte Ida und bemühte sich tapfer ihre Thränen nebst der Suppe hinunterzuschlucken.

„Ei, eine Präsidentin hat doch wohl den Vorrang vor einer Geheimrätin —“

„Nein, wo ich zuerst bestellt werde, muß ich hingehen, ich habe es fest versprochen, denn ich soll am Abend helfen, es ist ein Ball bei Geheimraths.“

„Das leide ich nicht. Du wirst doch nicht aufwarten wollen wie eine Magd, dazu habe ich Dich nicht so vornehm erzogen,“ fuhr der Meister auf.

„Nein, es sind Lohbedienten genug da, ich soll nur helfen die jungen Damen anputzen und nachher, wenn die Gäste kommen, ihnen die Mäntel abnehmen. Auch wird es viel zu nähen geben, denn die weiten dünnen Ballkleider zerreißen gar zu leicht beim Tanzen in engen Zimmern, es muß immer Jemand mit der Nähnaedel in der Garderobe bereit sein.“

„Das ist aber ein schlechtes Vergnügen —“

„O durchaus nicht, ich kann durch die halboffene Thür Alles mit ansehen und das ist sehr unterhaltend.“

„Armes Kind, von fern stehen zu müssen, während Du hübscher bist als alle Anwesenden! Du siehst aus wie eine geborene Dame; ja wenn ich nur mehr Geld hätte, Du solltest auch mehr Vergnügen haben und auf Bälle gehen.“

„Mache sie doch nicht so eitel, Vater, sie wird sich noch zu gut dünken, um eine Handwerkersfrau zu werden, wie ich es bin.“

„Nein, wahrlich das soll sie auch nicht, eine vornehme Heirath muß sie machen, ich werde nicht ruhen bis ich reich bin; wenn sie Geld hat, kann sie einen Herrn von bekommen,“ rief der Meister sich eifernd.

„Rede doch nicht solchen Unsinn, Mann. Du wirst es nie zu Reichthum bringen, Du hast ja Schulden —“

„Wie kannst Du Dich unterstehen so etwas zu sagen! Wenn ich auch Schulden habe, so werde ich sie auch bezahlen, aber Du brauchst nicht öffentlich davon zu reden. Ich will Dir das lose Mundwerk gehörig zu-rechtsetzen!“ Damit sprang der Erzürnte auf und suchte nach irgend einem Gegenstande, den er seiner Ehehälfte an den Kopf werfen konnte. Die Magd hatte eilig die Porzellangeschirre des Abendtisches weggeräumt, es fand sich nichts unter den Händen des Wüthenden als die Lampe. Rasch griff die Tochter nach dem gefährlichen Instrument und hielt es hoch über sich; die Blässe ihres Gesichtes wurde dadurch hell beleuchtet und mit zitternder Stimme sagte sie:

„Vater, was hast Du mir versprochen?“

„Nun, nun, daß ich mich mit der Mutter nicht zanken will. Sieh nur nicht so blaß aus, Kind, ich thue ihr ja nichts, aber Du hast es selbst gehört, sie fängt immer an. Sie treibt mich aus dem Hause, ich muß ausgehen, sonst giebt es keinen Frieden!“

„Du willst wieder fort? Alle Abende bringst Du das Geld in die Kneipe,“ kreischte die Frau. „Wir sind verlorene Leute, das Haus wird uns nächstens über'm Kopfe verkauft —“

„Sei ruhig, liebe Mutter,“ bat das junge Mädchen weinend, „was soll der neue Geselle denken —“

„Er wird es nicht lange bei uns aushalten, er wird fortgehen wie die andern oder er wird auch dem Branntwein sich ergeben.“

„Nein, gewiß nicht, Frau Meisterin, ich trinke keinen Tropfen und mit Gottes Hilfe wird auch der Meister dahin kommen,“ sagte Garlieb und setzte sich zu den Frauen mit der gutmüthigen Absicht sie zu trösten.

Das heftige Zuschlagen der Hausthür zeigte unterdessen an, daß der Meister seinen Vorsatz ausgeführt hatte und noch ins Wirthshaus ging.

Ida war außer sich, daß der junge Mann gleich am ersten Abend einer so maßlosen Scene beigewohnt hatte, sie suchte den Eindruck bei ihm zu verwischen und rang nach Fassung, um eine passende Unterhaltung in Gang zu bringen. Die Mutter fühlte auch, daß

sie zu heftig gewesen und nicht genug Rücksicht auf den Fremden genommen hatte, sie schämte sich und ging unter dem Vorwande für sein Unterkommen sorgen zu müssen aus dem Zimmer.

Es entstand eine kleine Pause der Verlegenheit zwischen den Zurückbleibenden; ein junges Mädchen und ein junger Mann werden selten allein zusammen sein ohne eine dunkle Ahnung zu empfinden, daß sie sich dereinst lieben könnten. In der Möglichkeit eines solchen Verhältnisses beruht überhaupt eigentlich der ganze Reiz des Umganges bei der Jugend.

Die zierliche Putzmacherin war sonst immer abweisend und stolz gegen die Gesellen ihres Vaters gewesen, keiner hatte es wagen können seinem etwaigen Wohlgefallen Worte zu leihen, aber der junge Westfale besaß den natürlichen Anstand eines feinfühlenden guten Gemüths, er kam dem jungen Mädchen vornehmer und besser vor wie die Handwerksburschen, die sonst in ihres Vaters Werkstatt beschäftigt waren. Trotz seiner Arbeitsjacke erschien er ihr fast wie ein feiner Herr und es war ihr doppelt empfindlich, daß er die Zornausbrüche ihrer Eltern mit angehört hatte. Sie verbarz aus Verlegenheit und Betrübniß ihr Gesicht im Taschentuch und schluchzte leise.

Garlieb konnte, wie alle gutmüthigen Menschen, keine Thräne sehen ohne selbst gerührt zu werden. Voll Theilnahme im Tone sagte er: „Wie täuscht man sich doch so leicht! Noch vor wenigen Minuten erschienen Sie mir so glücklich! Als Sie in die dunkle Werkstatt traten, dachte ich, es müßte hell werden wo Sie verweilten, und nun sehe ich, daß es sogar finster ist im Herzen Ihres eigenen Vaters.“

„Beurtheilen Sie ihn nur nicht zu hart, er fühlt sich unglücklich in seiner jetzigen Lebenslage. Früher war er es besser gewohnt, sein Vater war Hofgärtner und lebte höchst angenehm in einer kleinen Residenz, er starb aber früh und hatte zu viel Geld verbraucht, die Söhne mußten sich mit einem gröbern Handwerk begnügen als die zierliche Gartenkunst, der Vater kann sich noch immer nicht darüber trösten, er wird von Unruhe und Unzufriedenheit verzehrt, weil ihm seine Arbeit nicht gefällt. Um sich zu zerstreuen geht er zuweilen aus, wodurch er freilich an den bösen Branntwein gekommen ist,“ sagte Ida voll Eifer ihren Vater zu entschuldigen.

„Ich finde, die Schlosserarbeit ist noch nicht die schlimmste Handthierung, sie ist mannhafter als mit der Nadel zu sitzen, um Schuhe oder Kleider zu machen; mit dem Handwerk könnte der Meister schon zu-

friedener sein. Aber das begreife ich vollkommen, daß er nicht hier in der engen schmutzigen Gasse bleiben mag, wenn er früher gewohnt war in einem schönen großen Garten zu leben. Da haben wir Handwerker in kleinen Städten es doch besser, ein Beder hat sein Gärtchen oder doch wenigstens eine Bank vor der Thür, wo man sitzen kann, wenn es Feierabend ist. Schmale Gassen giebt's bei uns gar nicht, es ist überall Platz genug, die Straßen haben nur eine Reihe, auf der andern sind grüne Hecken und Gärten mit schönen Obstbäumen. Sogar im Winter sind sie hübscher anzusehen als hier die schmutzigen hohen Häuser, die das Athemholen erschweren. Wie oft habe ich am Fenster gesessen in dem Wobustübchen meiner Eltern und mich an dem Schnee ergötzt, der die Sträucher und Bäume weiß überzuckerte."

"Das muß wirklich hübsch sein, ich sehe oft monatelang keinen Baum, man kommt hier so selten aus dem Thor," seufzte das junge Mädchen und hörte mit sichtlichem Vergnügen dem treuherzigen Sprecher zu. Die Meisterin war mit ihren Einrichtungen fertig, sie setzte sich wieder an den Tisch und sagte: „Das ist nun freilich Deine eigene Schuld, Du bleibst stets zu lange bei Deinen Kunden, ich möchte oft mit Dir ein wenig spazieren gehen, aber Du hast nie Zeit dazu."

"Wenn ich Sie begleiten dürfte, Frau Meisterin! Zu Hause ging ich auch jeden Sonntag nach der Kirche mit den Meinigen vor's Thor. Man erfrischt sich immer innerlich dabei."

"Außerliche Erfrischungen sind sonst meistens der Zweck des Spazierengehens bei den Handwerkern; mein Mann kam dadurch zuerst an den Brauntwein —"

"Laß uns davon nicht reden, Mutter. Herr Garlieb denkt sich die Sache so schon gewiß schlimmer als sie ist. Er soll uns lieber noch etwas von seiner Heimath erzählen; leben Ihre Eltern noch?"

"Nur die Mutter, sie ist schon seit meinen Kinderjahren Wittwe, aber das Geschäft setzte sie rührig fort, bis die Schwester unsern Gesellen heirathete, der ist nun Meister geworden und die Mutter hat ihm Alles überlassen; er zahlt mir die Hälfte heraus, wenn ich meine Wanderjahre beendet habe."

"Da muß er ein recht fleißiger und ordentlicher Handwerker sein, wenn er so viel erübrigt, um noch herauszahlen zu können, unsere Werkstätte trägt fast nichts ein; ja wenn Ida sich entschließen könnte auch einen tüchtigen Arbeiter zu heirathen, der wieder Ord-

nung in die Sache brächte, aber ihr Vater will zu hoch mit ihr hinaus —"

"Mutter, ich bitte Dich, rede doch nicht so etwas, was soll denn der neue Geselle denken?"

"Nun, er wird die Wahrheit denken. Kannst Du es läugnen, daß Du immer mit dem Vater einverstanden bist?"

"Ich muß noch etwas arbeiten für morgen," sagte Ida und eilte mit abgewendetem Antlitz aus der Thür. Garlieb sah ihr mitleidig nach. Daß sie mit der Mutter nicht harmoniren konnte nach solchen unartigen Aeußerungen, sah er wohl ein. Er fühlte den lebhaften Wunsch ihr nützlich zu werden und das Verhältniß in ihrem Elternhause besser gestalten zu helfen. Daß er sich vor allen Dingen bemühen müsse das Vertrauen der streitenden Parteien zu gewinnen, war ihm klar; er hütete sich deshalb die Meisterin merken zu lassen, daß er ihr eigentlich mißbilligend gegenüber stand, sondern sagte nur beschwichtigend:

"Wenn Ihre Tochter keine Neigung zur Ehe mit einem Handwerker hat, so wird sie wohl bald eine andere glückliche Verbindung schließen."

"Glauben Sie das doch nicht. Die vornehmen Herren machen einer hübschen Putzmacherin recht gern den Hof, aber heirathen wollen sie sie nicht," unterbrach ihn die heftige Frau, ganz vergessend wie sehr sie ihrer Tochter durch dies Gespräch schadete. Garlieb mußte trotz seiner großen Arglosigkeit auf die Vermuthung kommen, daß dem jungen Mädchen in leichtsinniger Weise gehuldigt worden sei. Seine Theilnahme für dasselbe war schon so weit gediehen, daß er nicht ohne eine kleine Anwandlung von Eifersucht fragte:

"Hat denn Jungfer Langschwarz schon ein Verhältniß mit irgend Jemand begonnen?"

"Ei behüte, so etwas müssen Sie nicht denken, meine Tochter ist nicht leicht zu bethören, sie ist eigentlich sehr spröde und Niemand wird es wagen ihrem guten Ruse zu schaden," sagte mit mütterlichem Stolze die Meisterin, „aber es ärgert mich nur, daß sie über ihren Stand hinaus will und sich nicht dazu bequemen mag eine ordentliche bürgerliche Hausfrau zu werden."

"Haben Sie denn einen Mann für sie ausgesucht, den Sie sich besonders zum Schwiegersohn wünschen?" fragte Garlieb mit ängstlicher Neugier.

"O nein, das gerade nicht, aber ich weiß doch mehrere junge Meister, denen sie gewiß gefallen würde, wenn sie nur wollte. Wäre sie gut verheirathet, könnte

ich zu ihr ins Haus ziehen, wenn hier das Ende mit Schrecken kommt, was ich täglich voraussehe."

"So schlimm wird es nicht sein, Frau Meisterin; ich will Ihnen zeigen, was ein tüchtiger Geselle vermag, das Geschäft soll wieder emporkommen, wenn ich im Hause bin, und durch gütlichen Zuspruch ist schon mancher Irrende wieder auf die rechte Bahn gebracht. Ich denke der Meister wird es bald merken, daß ich es gut mit ihm meine, sein Zorn soll mich nicht erschrecken, ich denke ihn davon bald zu heilen."

"Da müßten Sie ein Tausendkünstler sein; ich will hoffen, daß Sie gut mit ihm fertig werden. Sie müssen aber recht müde sein. Gehen Sie jetzt zu Bett, die Magd soll Ihnen leuchten, Sie schlafen mit dem Meister in einer Kammer. Achten Sie auf ihn, wenn er spät zu Hause kommt, daß er mit dem Lichte keinen Schaden anrichtet und reizt. Sie ihn ja nicht zum Zorn, er könnte Sie schlagen; mich hätte er beinahe todt gemacht, d'rum schließe ich mich jetzt in meiner Kammer stets sorgfältig ein. Gute Nacht."

Mit dieser wenig ermutigenden Abschiedsrede wurde der neue Geselle entlassen, um sein Lager aufzusuchen. Die Magd setzte gähmend ein Licht nebst Feuerzeug auf ein Tischchen vor einem sauber überzogenen Bett und blieb neugierig stehen, als Garlieb sein Ränzchen ansackte.

Er nahm einige kleine Bilder heraus und schlug mit dem Hammer, den er im Vorübergehen in der Werkstatt ergriffen hatte, Nägel zum Aufhängen ein, nahm dann einen Mooskranz mit künstlichen Berggipfeln und verzierte damit eins der Bilder.

"Ich will es mir gleich ein wenig heimlich hier machen und meine Bilder hier aufhängen," sagte er zur Erklärung für die erstaunt dreinblickende Magd.

"Das ist wohl Ihre Liebste, wo der Mooskranz drüber liegt?" fragte sie mit erregter Neugier.

"Ja, die Liebste auf Erden!" lächelte Garlieb und hing einen Christuskopf über das besprochene Bild.

"Sie sind wohl katholisch? Heiligenbilder sieht man hier sonst wenig."

"Wenn Einer fromm ist, glaubt man gleich er wäre katholisch; das müßte unsere Confession eigentlich übel nehmen; ich hoffe ein guter Christ zu sein und unter den Schutz des Herrn stelle ich die, welche mir die Liebste auf Erden ist, meine gute Mutter!"

"Ja, wahrhaftig, es ist ein altes Gesicht und keine Liebste, wie ich meinte. Sie sind wirklich ein sehr guter Mensch, daß Sie Ihre Mutter so ehren. Sie

ihm mir leid, es wird Ihnen schlecht gehen hier im Hause," sagte die Magd und wischte sich mit der rothen schmutzigen Hand eine Thräne des Mitgefühls aus den Augen. Dann ging sie mit einer gemurmelten „gute Nacht“ aus der Thür. Garlieb hörte ihre schlurrenden Tritte noch eine Weile im Hause. Es wurde ihm doch ein wenig unheimlich zu Muthe, als endlich Alles mäuschenstill wurde und er daran denken mußte, daß er nun bald mit einem zornmüthigen Trunkenbolde allein sein würde. Ihm graute mit Recht davor, denn ein solcher Mensch ist doch eigentlich nicht anders wie ein Wahnsinniger, vor dem jedes lebende Wesen zurückschaudert, weil die Vernunft keine Macht mehr über ihn hat.

Garlieb entschloß sich die Rückkehr des Meisters wachend zu erwarten; er beschäftigte sich noch eine Weile damit seine Sachen zu ordnen, dann nahm er ein schwarzgebundenes Buch zur Hand und las mit andächtigem Gesichte darin.

Wie jeder fromme Vetter empfand er bald eine friedliche und feierliche Stimmung, die für einen Augenblick in wahrhaft himmlisches Entzücken überging, denn es ließ sich plötzlich eine wahre Sphärenmusik vernehmen. Eine weibliche Stimme wie Orgelklang mächtig und rein sang einen Choral durch die Stille der Nacht.

Die Musik leitet der Seele überirdische Schwingen, alle Vorstellungen und Empfindungen werden verklärt und in höhere Regionen erhoben, wenn ein Klang aus den geheimnißvollen Pforten der Tonwelt sie berührt. Zuweilen tönt ein solcher Klang aus einer geringen Drehorgel und oft ist er in einem großen glänzenden Orchester nicht zu finden, die gefeiertste Bravoursängerin weiß ihn nicht anzuschlagen und eine ungeschulte Kehle besitzt ihn oft in herrlichster Fülle!

Mit seliger Nüchternheit lauschte Garlieb dem frommen Liede, das sich wie Kirchenmusik seinen Andachtsübungen angeschlossen. Als die letzten Töne verhallten, sann er über ihren Ursprung nach und die Vermuthung, daß Ida so schön gesungen, drängte sich ihm auf. Er fühlte sein ganzes Herz ihr dafür entgegenwallen und horchte, ob nicht noch einmal die holde Stimme sich erheben werde.

Nach einigen Augenblicken vernahm er auch wirklich wieder leise Anfänge, er schlich zur Thür und öffnete sie vorsichtig, aber draußen war Alles dunkel und still. Nur der schrille Ton des Heimchens an der Feuerstelle unten war zu hören. Enttäuscht trat er

zurück und merkte nun erst, daß der Gesang von einer ganz andern Richtung kam. Er eilte ans Fenster und sah sich gegenüber, nur durch die schmale Gasse getrennt, ein anderes hellerleuchtetes Fenster. Wie in ein Guckkastenbildchen konnte er dahinein schauen.

Eine alte Frau saß mit gefalteten Händen halb eingeschlafen an einem sauber gedeckten Tischchen, auf dem in zierlicher Ordnung ein Sträußchen künstlicher Blumen, ein Crucifix, einige Bücher und ein Korb mit Näharbeit standen. Eine Messing-Lampe verbreitete hinreichend Licht über das Zimmer, so daß die sämtlichen Möbel sichtbar wurden, die durch den wahrscheinlich langen Besitzstand gewissermaßen eine Art von Physiognomie bekommen hatten. Ein ehrwürdiger großer Kleiderschrank machte sich im Hintergrunde breit und eine altmodische Wanduhr stand wie ein treues mitfühlendes Antlitz in einer Ecke zu Häupten eines weißverhüllten Bettes, über dem Kränze und Bilder hingen, fast wie Garlieb sie eben sich eingerichtet hatte. Er sah Alles genau an und konnte nicht begreifen, wo die Sängerin des Chorals sein mochte. In der schlafenden alten Frau erkannte er nach einigen Augenblicken seine Bekannte, die Aepfelfrau, die ihm den Weg gezeigt hatte. Aber sie konnte unmöglich so schön gesungen haben, er erinnerte sich noch deutlich der rauhen Stimme, womit sie geredet, und eben zitterten wieder die zartesten Klänge über die Straße zu ihm her, sie konnten nur von einer jugendlichen Engelgestalt kommen.

Seine Augen sollten nicht lange danach suchen, er mußte sie abwenden, denn ein schwerer schwankender Tritt verkündete auf der krachenden Treppe die Rückkehr seines Meisters. Rasch ergriff Garlieb das Licht, um zu leuchten, aber die freundliche Absicht wurde schlecht belohnt. Er wurde angeschnauht:

„Was soll das heißen? Warum seid Ihr noch nicht im Bett?“

„Ich dachte es sei besser wach zu bleiben, die Frau Meisterin schien so besorgt wegen des Lichtes —“ sagte Garlieb, vor dem wüthenden Geberdenspiel erschreckend, mit beschwichtigendem Tone.

„Also sie hat den neuen Gesellen mir gleich als Wächter bestellt, ihn aufgehetzt gegen mich, wohl gar behauptet, ich käme alle Abende betrunken nach Hause?“

„So etwas würden Sie ja nicht thun, Meister Langschwarz, ich bin auch ganz aus eigenem Antriebe aufgeblieben,“ beschwichtigte Garlieb abermals.

„Weil Ihr Verdacht gegen mich hegt? Warum

denn sonst? Ihr wäret doch gewiß müde genug?“ schrie der Betrunkene, der gerade in dem Stadium der Zanklust stand und um jeden Preis nach einer Gelegenheit suchte sie anzulassen.

„Ich lese gern vor Schlafengehen eine christliche Betrachtung, darüber ist es mir so spät geworden,“ sagte Garlieb in der festen Ueberzeugung etwas ganz Unversängliches zu äußern und in keiner Weise den Zorn des Betrunkenen zu reizen.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Der jetzige Zustand des Theaters.) Einer der ersten Sachverständigen, der Director des Leipziger Stadttheaters, Herr Wisling, hat so eben eine sehr beachtenswerthe Schrift „das deutsche Theater etc.“ (Leipzig, Geibel) erscheinen lassen und darin nicht nur mit großer Offenheit die vielen Mängel und Uebelstände des deutschen Theaters geschildert, sondern auch Vorschläge und Andeutungen zu einer Reform gegeben. Für unsere Leser theilen wir daraus folgende treffende Stelle mit: Wie durch die entschieden materialistische Richtung der neuern Zeit, durch die sich steigenden Lebensbedürfnisse, durch den überhandnehmenden Luxus und das Streben nach äußerem Schein sich die Leistungen auf dramatisch-literarischem Gebiete allmählig verflacht haben, die Bühnenvverhältnisse gesunken sind, so ist auch die Darstellungsweise im Allgemeinen eine ganz andere geworden. Die großen Künstler der Vergangenheit, wie z. B. Eckhoff, Schröder, Iffland und noch die einer spätern Periode wie Eclair, Lemm, Barm, Wolff, Ludwig Devrient und Seydelmann schufen ihre Gestaltungen von innen heraus; wie es ihnen nach Erlangung vollständiger Herrschaft über das Stoffliche ihr Genie eingab, so gaben sie ihre Rollen, nicht sich in diese hineinlegend, sondern selbst für die Stunden der Ausführung in ihnen lebend. Wenn z. B. Iffland den Kriegsrath Dallner, Eclair den Tell, Ludwig Devrient den Franz Moor spielten, so waren sie in diesem Augenblicke diese Charaktere selbst, ohne jedoch die Freiheit des Individuums aufzugeben, d. h. ein Eclair würde als eine dem darzustellenden Helden nahe verwandte Natur wirklich selbstständig so gehandelt und gesprochen haben, wenn er in dieselben Conflict unter denselben Umständen gekommen wäre, wie der Tell — wenn er in Wahrheit der Tell gewesen wäre. Daher bedurften diese großen Künstler auch nicht eines so großen äußern Apparats, wie die Schauspieler unserer Tage. Gegenwärtig jedoch stehen die Darsteller — selbst viele der ersten dramatischen Künstler unserer Zeit nicht ausgenommen — mehr außerhalb ihrer Rolle, indem sie den Charakter ähnlich behandeln, wie der Bildhauer die Statue. Der Darsteller ist allerdings ebenfalls ein bildender Künstler, allein sein Material ist seine eigene Persönlichkeit, und während der Bildhauer von außen her einem todten Stoffe Form geben, ihm Leben und Seele einhauchen muß, hat der

Schauspieler von innen heraus, mit seiner eigenen Seele, seinem eigenen Körper zu schaffen — er selbst ist also das plastische Kunstwerk. Das Lösungswort in der Darstellungskunst ist gegenwärtig: Speculation im philosophischen Sinne, während früher das Folgen unmittelbarer Eingebung des Genies leitendes Princip war. Das Streben nach dem Geistreichen, im Gegensatz zu dem Empfindenen, das Ueberwiegen des Verstandes oft auf Kosten des Gefühls, das daraus folgende Dichten und Trachten nach äußerem blendenden Effect — alles das kennzeichnet die moderne Kunst im Allgemeinen und ganz besonders die Darstellungskunst. Daß unter solchen Verhältnissen stark gegen das in allen Künsten geltende Hauptgesetz der Natürlichkeit gesündigt werden muß, leuchtet wohl Jedem ein.

Wir finden in Folge dieser Richtung daher selbst bei vielen unserer ersten Darsteller nur noch brillante Virtuosenleistungen, bei denen das Mittel zum Zweck gemacht wird, die egoistisch aus dem Rahmen heraustreten, durch die man also auch nicht zu einem Gesamteindruck des Kunstwerks gelangen kann, denn das Werk des Dichters selbst ist in solchen Fällen ja nur des einen Schauspielers wegen vorhanden, die übrigen Mitwirkenden haben eigentlich nur die Aufgabe, dem darstellenden Virtuosen die Stichworte zu bringen, höchstens ihm als Staffage zu dienen, ebenso wie bei einem musikalischen Virtuosenvortrag das Orchester zu begleiten oder mit seinen Tutti dem die Principalstimme Ausführenden die nöthigen Erholungspausen zu gewähren hat.

Sehr nahe liegen bei einer solchen Richtung die Gründe davon, daß selbst viele der ursprünglich frischesten Talente, sogar nicht wenige unserer Darsteller ersten Ranges bald in die Sucht verfallen, es immer noch besser machen zu wollen, ihre Leistungen noch mehr zu vergeistigen. Sie sangen dann an zu denken, oder besser gesagt zu grübeln, corrigiren und seilen an ihren Gestaltungen herum, bis diese endlich ihre ursprüngliche Frische, ihr warmes Leben vollständig eingebüßt haben, kurz der echte Geist der Kunst herausgetrieben ist und zuletzt nur ein zwar geistreich ausgefeiltes, aber von Natur und Wahrheit weit abliegendes künstliches, nicht mehr künstlerisch es Gebilde übrig bleibt.

Es ist jedoch in Deutschland nicht allein der Fall, daß die Darstellungskunst gegen früher gesunken ist; auch in Frankreich und England ist das Theater und die dramatische Kunst von den Einflüssen der Richtung unserer Zeit nicht unberührt geblieben. Doch hat sich bei dem englischen Theater — ich spreche natürlich nur von den ersten Bühnen Londons — im classischen Drama die Tradition eines Garrick und Kemble noch ziemlich erhalten; eben so ist das bei dem Théâtre français der Fall, wo des großen Talma Einfluß noch bis in die Gegenwart hineinreicht und daher eine Künstlerin wie die Rachel als edelste Repräsentantin französischer Darstellungskunst erstehen und heranwachsen konnte. Im Uebrigen aber dürfte in Frankreich die Darstellung im ernsten Drama sich noch mehr als bei uns von Natur und Wahrheit entfernt haben. Die Schauerdramen Victor Hugos, des ältern Alexander Dumas u. a. m.

haben dem Outriren, dem Effecthaschen in der Darstellung der französischen Schauspieler den größten Vorschub geleistet.

Anders und besser ist es in Frankreich mit der Darstellung des Lustspiels, selbst des in neuerer Zeit sich fast stets in der Sphäre der demi-monde haltenden bürgerlichen Dramas bestellt. In diesem Genre sind die Franzosen noch immer Meister, hier findet man bei ihnen Wahrheit, Einfachheit, Ungezwungenheit und Eleganz, wie selten bei einzelnen deutschen Darstellern, fast nie in dem Zusammenwirken Aller im deutschen Lustspiel.

Wir haben zwar gegenwärtig in Deutschland — Dank ihrem Talent und Fleiß noch immer hervorragende und vortreffliche Künstler und Künstlerinnen; allein diese ausgenommen geht im Durchschnitt (ich glaube damit nicht zu viel zu sagen) die Leistungsfähigkeit der jetzigen deutschen Darsteller sehr oft nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus, ja sie reicht in den meisten Fällen nicht einmal an diese heran.

Wir wollen uns z. B. einmal unter den gegenwärtig wirkenden Vertretern des ersten Liebhabersfaches umsehen. Nennen wir da Namen wie Emil Devrient, Hendrichs und Joseph Wagner, von denen die beiden Ersteren bald in andere Fächer übergehen werden, so haben wir mit ihnen auch wohl die einzigen Künstler ersten Ranges in diesem Fache angeführt. Sprechen wir vom Charakterfach, und nennen wir einen Dawison, Döring, Ludwig Dessoir, Carl Grunert, Marr, Carl La Roche, von denen vier zum Nachtheil der Kunst bereits zu altern begannen, und nehmen wir selbst einige wenige jugendliche, noch im Aufstreben begriffene Talente hinzu, so sind wir auch damit fertig. Findet man im Fache der Heldenväter noch Darsteller wie es früher Esclair, Fleck und Lemm waren, ja selbst wie noch in den letztvergangenen Jahrzehnten einen Moritz Rott, einen Anshütz? Gehen wir auf das Fach der Heldenmütter über, so haben wir mit der Crelinger, mit Julie Rettich und Franziska Berg — im Fache der jüngern tragischen Heldinnen mit der Janascheck, mit der Bayer-Büch, mit Marie Seebach alle mit Recht gefeierten Namen genannt. Wie schlimm es um das Fach der ersten Liebhaberinnen bestellt ist, beweist die Menge von Gastspielen an dem Berliner Hoftheater, die den Zweck hatten, einen genügenden Ersatz für das ausgegebene Fräulein Fuhr zu finden. Und eine Bühne, wie diese, welche alle Mittel hat, die Künstler in pecuniärer Beziehung zu befriedigen und deren Verwaltung die höchsten Gagenforderungen gern bewilligt — mußte so viele Anstrengungen machen, um nur ein einziges Fach, nicht etwa mit einer außerordentlichen Kraft, sondern nur ausreichend zu besetzen!

(Neue Musik und ein neues Ballet.) Eine der kostbarsten Eigenschaften des Genies ist die, Alles was es berührt in Gold zu verwandeln. Das weiß Meister Rossini, der sich nicht bloß mit gutem Essen und Trinken und dem süßen Lar niente beschäftigt. Sobald er von der großen Noth der Seidenweber in Lyon und St. Etienne hörte und erfuhr, daß der Ertrag der Sammlungen, die man für die armen Arbeitslosen veranstaltete, nicht zureichen werde alles Leid zu lindern, das der Win-

ter noch erhöht, entschloß er sich sofort, der Müthätigkeit sein Talent zu widmen. Er componirte eine Cantate: der Seidenwurm, die zum Vortheil jener Seidenarbeiter verkauft und aufgeführt werden soll. Der Ertrag ist gewiß ein ansehnlicher, zumal die neue Composition ein Werk sein soll, welches sich mit dem Besten des Meisters vergleichen läßt. —

Während sonst die prächtigsten neuen Ballets in Paris entstanden, macht jetzt ein Petersburger Aufsehen, und zwar ein „archäologisches“ Ballet, „die Mumie“ genannt, für dessen Inszenesetzung das kaiserliche Theater 130,000 Fres. angewendet haben soll. Das Ballet ist die Geschichte einer Tochter der Pharaonen, welche in ihrem historischen Costüme mit ihrem ganzen Hofe aufersteht. Was aus einem solchen Thema zu machen ist, läßt sich leicht ermessen. Das Leben der Aegypter zur Zeit Moses, die religiösen Feste, die Löwen-, Tiger- und Elephantenkämpfe werden mit aller Treue und Pracht vorgeführt. Die Ausstattung und die Decorationen sollen das Interessanteste und Prachtvollste sein was auf einem Theater bisher je vorgekommen ist.

(Warum sieht das Meer blau aus?) Der berühmte Chemiker Bunsen hat es in einfacher Weise erklärt. Er nahm — diese Untersuchungen fielen noch in seinen am Anfange der vierziger Jahre beendigten Aufenthalt zu Marburg — eine wenigstens sechs, besser aber zwölf bis achtzehn Fuß lange Glasröhre, schwärzte dieselbe sorgfältig bis auf ein etwa 2 Zoll langes Stück am Ende, füllte sie hierauf mit Wasser und stellte sie auf eine rein weiße Porzellanplatte. Durch den schwarzen Ueberzug der Röhre war jedes seitlich einfallende Licht ausgeschlossen und das oben hineinschauende Auge des Beobachters erhielt nun lediglich das weiße Licht der Porzellanplatte. Aber das Licht war nun nicht mehr weiß, sondern blau und zwar um so intensiver, je länger die Röhre gewährt war. Hiermit ist also bewiesen, daß das reine Wasser nicht farblos ist, sondern eine blaue Färbung besitzt. Daß wir diese in unsern Wasserflaschen nicht wahrnehmen, liegt nur an der mangelnden Empfindlichkeit unseres Auges gegen so geringe Farbentöne. Erscheint doch auch das gewöhnliche Fensterglas, wenn wir auf eine Schnittfläche sehen, nicht mehr farblos, sondern deutlich und tief grün gefärbt.

Nach dem Rande der Seen zu zeigen sich alle Uebergänge, wo der Grund, nur von einer dünnen Wasserschicht bedeckt, seine wirklichen Farben noch deutlich erkennen läßt, bis zu den tiefen Stellen, wo trotz der Erkennbarkeit jeder Einzelheit Alles in der fatten Färbung des Sees zu schwimmen scheint.

So dürfen wir also den Satz aussprechen, daß alle völlig reinen Gewässer bei hinreichender Tiefe eine himmelblaue Farbe haben müssen. Die wundervollen Farben des Genfer und des Zuger Sees, das tiefe Azur der Gletscherspalten, welches sich nirgends schöner findet, als in dem reinen Eise des Rosenlaui, erklärt sich nun sehr einfach. — Die blaue Grotte auf Capri wird bekanntlich von einem überhängenden Felsen

gebildet und der Eingang ist so niedrig, daß er zur Ebbezeit nur mit Mühe, während der im Mittelmeer sehr unbedeutenden Fluth aber gar nicht zugänglich ist. Ihr Licht erhalten die innern Theile der Höhle nur von unten aus der Tiefe der See und darum schwimmen sie völlig in jenem tiefen klaren Blau. Alle Gegenstände, die noch von einem Streifen Tageslicht erhellt werden, erscheinen dagegen dem fast übermächtig erregten Auge in der Ergänzungsfarbe von Blau, in Orange gelb. (Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß dieses Gelb für das Auge des Beschauers durch die einen hohen Grad der Technik beurkundende Darstellung der blauen Grotte in dem Ballete „Elinor“ der Berliner Bühne hervorgebracht wird.)

Aber die herrlich grünen Schweizer und Tyroler Seen? Wittstein und Beeta haben durch Versuche nachgewiesen, daß die Abweichung des Grün vom Blau nur Folge der Beimischung organischer Stoffe ist. Zieht man z. B. schwarze Gartenerde mit Wasser aus und setzt diesen Extract dem Wasser einer Bunsenschen Röhre aus, so geht das Blau in einen gelbgrünen und zuletzt in einen mehr oder weniger braunen Ton über. Directe Untersuchungen der grünen Seen haben denn auch bestätigt, daß sie wirklich solche Stoffe enthalten. Die blauen und grünen Farbentöne der Landseen und des offenen Meeres werden natürlich da in besonderer Schönheit bemerkt, wo das Auge nicht durch anderes Licht, etwa directes Sonnenlicht, gestört wird, also namentlich im Schatten, den der Rumpf des Schiffes wirft. Gleitet dann aber das Auge von diesen Stellen weg über die Oberfläche des ruhigen Sees hin, so vermindert sich nach und nach die Stärke der Färbung, bis zuletzt ein Punkt erreicht wird, wo man nur noch wenig in das Wasser hineinsieht, sondern dieses hauptsächlich das Licht des Himmels zurückwirft. Da hört die Farbe des Sees auf und die entgegengesetzte Färbung tritt hervor, bei blauen Seen, wie der Adensee, eine blasse Orangefarbe, bei grünen, wie der Königssee, ein Violet. Besonders deutlich ist diese Erscheinung, wenn man von dem Schiffe, welches im Sonnenscheine liegt, gegen einen beschatteten Theil des Sees sieht.

Bermischt sich das Anfangs reine Wasser mehr und mehr mit solchem, das durch Humusgehalt einen gelben Ton besitzt, so verschwindet die blaue Farbe gar bald, um dann entweder einer klaren hellbraunen Platz zu machen, oder durch mitgeschwemmte Thon- und Lehmtheilchen in ein schlammiges Gelbgrau verwandelt zu werden. Aber auch durch Zutritt kalkhaltiger Gewässer kann die Farbe geändert werden, da der Kalk sich mit den Humusstoffen verbindet und diese auf den Boden niederschlägt.

Es wird nicht überflüssig sein zu bemerken, daß die blutrothe Farbe, welche das Meer oft auf ganzen Quadratmeilen zeigt, von ungeheuren Schwärmen mikroskopisch-kleiner Thierchen herrührt.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfiche 6 Thlr.,
mit Stabfichen 8 Thlr.

Pietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

Aber der Meister fuhr wie ein wildes Thier, das froh ist seine Beute erwischt zu haben, auf Garlieb los, faßte ihm mit der einen Hand an die Gurgel und ergriff mit der andern den schweren Arbeitshammer, dessen sich Garlieb beim Annageln seiner Bilder bedient hatte. Das tödtliche Instrument schwingend, schrie er:

„Also ein Pietist, ein Tractatenleser seid Ihr, bessern wollt Ihr mich und mit Eurer heuchlerischen Unschuldsmiene mir meine Sünden vorhalten? Einen solchen Burschen kann ich nicht brauchen, fort mit ihm, zum Fenster hinaus.“

Garlieb hatte, wie das in seinem Stande natürlich war, schon viele Trunkenbolde gekannt und wußte, daß man ihnen nur mit großer Vorsicht entgegenzutreten darf, wenn man sie nicht zu wirklich rasender Gewaltthätigkeit anfeuern will. Er ließ sich widerstandslos fortschieben bis zum Fenster und sah nur immer nach dem Hammer, der über seiner Schläfe schwebte, um im entscheidenden Moment wenigstens den Todesstoß von sich abwenden zu können.

Das Fenster stand noch offen und da es sehr wenig vom Fußboden entfernt war, so konnte der Betrunkene seine Drohung in der That leicht ausführen. Doch war Garlieb entschlossen sich dagegen zur Wehr zu setzen ohne um Hilfe zu rufen, weil er die Familie des Betrunkenen nicht erschrecken und durch diesen Anblick betrüben wollte. Ehe er sich jedoch dessen versah, änderte der Meister seine Stellung, warf den Hammer fort und faßte mit wahrhaft eisernen Fäusten beide Arme des schwächigen Gesellen hinten zusammen, so daß er völlig wehrlos wurde, dann drängte er rasch den Kopf desselben vornüber aus dem Fenster und wollte sich nun offenbar nur noch einige Minuten an der Todesangst seines Opfers weiden, ehe er ihm den letzten Stoß erteilte, der, wenn nicht zerschmetterte, doch zerbrochene Glieder auf dem Steinpflaster verhiß.

In ähnlicher verzweifelter Lage war der arme Garlieb noch nie gewesen, sein gutmüthiges bescheidenes Wesen und sein mäßiger Lebenswandel hatten ihn bisher stets vor Raufereien bewahrt, es mangelte ihm daher auch an jeder Gewandtheit in den Kunstgriffen derselben. Das Gefühl in persönlicher Gefahr zu schweben durch die Bedrohung eines Andern, hat für einen Mann, wenn er auch noch so viel Demuth besitzt, etwas Empörendes. Alles Ehrgefühl kochte in dem sonst so ruhigen Blute Garliebs, er biß seine weißen Zähne aufeinander und bäumte sich unter dem centnerschweren Bedrücker mit verzweifelter Kraftanstrengung. Einen Augenblick schien derselbe das Gleich-

gewicht zu verlieren von dem Stoß und Garlieb glaubte schon ihn zur Erde stürzen zu können, aber nach einigem Ringen fühlte er sich fester als zuvor gefaßt und verlor allen Halt, schwebte jetzt wirklich über dem Fenstergesims, nur gehalten von den Händen eines Betrunknen, die vor Wuth bebten und jeden Augenblick ihn fallen lassen konnten. Menschliche Hilfe war nicht mehr möglich, sein Ruf danach mußte auf der menschenleeren Straße ungehört verhallen und wäre wirklich Jemand dadurch herbeigeloct worden, so hätte er doch nicht in das Haus gelangen und noch weniger den Betrunknen zur Vernunft bringen können. Es handelte sich überhaupt nur noch um Secunden, denn das Loslassen war jetzt die wahrscheinlichste Handlung, da Garliebs Körper zu schwer werden mußte, um von dem immerhin riesenstarken Trunkenbolde noch länger gehalten zu werden. Der arme Garlieb schloß die Augen und sandte ein rasches Gedanken Gebet zum Himmel, er fühlte plötzlich friedensreiche Empfindungen statt der Angst in sich aufsteigen, es war ihm als sollte er auf Engelschwingen zur Erde hinabgleiten, denn der fromme Gesang aus dem Fenster gegenüber erhob sich eben wieder in vollen schwellenden Tönen.

Wie im Innersten davon getroffen, zuckte der Betrunkene zusammen; mit einem raschen Griff hob er den erstaunten Garlieb aus seiner Marterstellung empor und lehnte sich selbst weit aus dem Fenster, um den Tönen zu lauschen.

Nach einer Weile hörte der Gesang auf und das Licht wurde ausgemacht; der Meister schloß das Fenster wie ein vernünftiger Mensch, setzte sich auf sein Bett und fing an bitterlich zu weinen.

Garlieb hatte sich vorsichtig in der Nähe der Thür gehalten, als wenn er einen neuen Mordanfall befürchtete und ihm bei Zeiten sich entziehen wollte; als er den großen starken Mann weinen sah, fühlte er sich auch seltsam gerührt und wäre gern tröstend ihm genahet, aber er wußte, daß Trunkenbolde durch die Einwirkung des nervenzerstörenden Brauntweins in die verschiedenartigsten Stimmungen gerathen können, daß dem Born die Thräne folgt und ihn doch nicht löscht!

Garlieb sah es ein, daß er, um solchen Schreckensscenen sich nicht öfter auszusetzen, sobald wie möglich sein Känzle wieder schnüren und weiter wandern müsse. Es that ihm sehr leid, er hatte schon auf eine feste Heimath gehofft und sein Herz schlug unruhig bei dem Gedanken an die Pläne und Empfindungen des

eben verflossenen Abends, die nun so bitter getäuscht waren.

Als wenn der Meister erriethe was in ihm vorging, stand er plötzlich auf und wankte ihm entgegen, flehentlich bittend ihm zu verzeihen. Er war weich und sanft wie ein Kind in seinen Reden und versprach, daß er nie wieder seiner Heftigkeit gegen den Gefellen Raum geben wolle. Schließlich bat er sogar dringend und mit dem Schein größter Aufrichtigkeit, daß Garlieb ihm eine Bußpredigt aus seinem Andachtsbuche vorlesen möchte; vorher ließ er sich noch feierlich versprechen, daß der Vorfall streng verschwiegen vor seiner Familie gehalten werde, dann hörte er wirklich mit Aufmerksamkeit der Vorlesung eines kurzen Gebetes zu, das Garlieb mit bewegter Stimme vortrug, denn er faßte dabei die schöne Hoffnung einen Sünder bekehren zu können. Mit sichtlichem Zerknirschung gelobte der Meister noch einmal feierlich Besserung, bot ihm dann eine beinah zärtliche „gute Nacht“ und entschlief bald.

Garlieb trat leise noch einmal an das Fenster, seiner Gefahr mit einem Dankgebet gedenkend und seiner wunderbaren Rettung durch den Gesang, der so ergreifend auf den Meister gewirkt hatte, nachsinnend. Bis zum andern Morgen mußte er sich freilich gedulden, ehe er etwas Näheres über die Sängerin erfahren konnte. Seine große Ermüdung trieb ihn endlich auch zum Niederlegen; er konnte jedoch lange nicht einschlafen, denn der Rausch schien doch noch nicht ganz vorüber zu sein bei dem Meister. Er redete oft laut und warf sich unruhig im Bett hin und her. Garlieb horchte gespannt, aber er vermochte doch nicht den Zusammenhang der Worte zu finden und sank endlich in den gesunden Schlaf der Jugend, der die Seele frei und frisch macht.

Als er heiter und erquickt am andern Morgen erwachte, verließ er mit erneuertem Lebensmuth sein Lager und ging fröhlich hinunter in die Werkstatt, die begonnene Arbeit zu vollenden.

Es sah unten im Hause nicht so freundlich aus als er sich gedacht hatte; die Meisterin gehörte zu den Frauen, die viel Geräusch und Unbequemlichkeit durch ihre Reinlichkeitsbestrebungen und häuslichen Einrichtungen verursachen. In der Morgenfrühe ist überhaupt leicht jedes Haus unbehaglichen Uebergangsperioden unterworfen. Die Umständlichkeit des Aufräumens bringt momentan die größte Unordnung hervor.

Garlieb war gewohnt in der Häuslichkeit seiner

Mutter immer Ruhe und Harmonie zu finden; es war als wenn unsichtbare Hausgeister aufgeräumt hätten. Nie wurde man es auf störende Art gewahr, daß gewaschen oder gescheuert werden sollte. Namentlich wurden die Mahlzeiten immer mit einer gewissen Förmlichkeit vor jeder Störung und Unordnung bewahrt. Der Frühstückstisch mit seiner zierlichen Sauberkeit war wie ein Altar der Häuslichkeit anzusehen gewesen. Garlieb gedachte wehmüthig daran, als er einen Blick in die Wohnstube warf, wo zerbrochene Töpfe, schmutzige Tassen und einige Brotreste andeuteten, wie hier gefrühstückt wurde. Die Magd putzte unterdessen die Fenster, die alle offen standen und einen furchtbaren Zug veranlaßten; die Hausfrau scheuerte eigenhändig einige Flecke auf dem Fußboden und leistete dazu, wie es manchen Personen Bedürfniß bei der Arbeit ist.

Geduldig und bescheiden wie immer beschloß Garlieb zu warten bis ihm sein Frühstück angeboten würde und begann vorläufig ohne dasselbe sein Tagewerk. Das Klauschen eines weiblichen Anzugs zog seine Aufmerksamkeit bald nach der Treppe hin. Ida Langschwarz schwebte noch geputzter als am Tage vorher herab. Er grüßte ehrfurchtsvoll die elegante Dame, die eilig an ihm vorbeischnüpfen wollte, aber sie sah ihn doch trotzdem recht genau an und konnte nicht umhin zu bemerken, daß er bei ihrem Anblick erröthete, was seinem hübschen männlichen Gesicht wirklich einen reizenden Ausdruck verlieh und bewies, daß sein Blut in Wallung gerieth durch ihre Nähe.

Das Erröthen eines Mannes wird einem jungen Mädchen immer schmeichelhaft sein und in der Evasnatur die Neugier erregen zu erfahren, wie weit ihre Macht schon gediehen ist, um die Ebbe und Fluth eines männlichen Herzens in Bewegung setzen zu können. So hemmte denn auch Ida ihren schnellen Schritt und verweilte plaudernd oder eigentlich ein wenig kokettirend neben dem ruhigen Ambos, auf dem Garlieb seine Arbeit natürlich gleich einstellte und ihr zuhörte, indem seine Augen die Sprache des Entzückens so deutlich redeten, daß nun die Reihe des Erröthens für Ida kam. Sie brach denn auch bald verlegen das munter begonnene Gespräch ab, rief der Mutter ein Lebewohl zu und schlüpfte aus dem Hause.

Garlieb konnte es sich nicht versagen ihr ein wenig nachzusehen. Er öffnete rasch und geräuschvoll die schwere Thür in der unbewußten Absicht Idas Aufmerksamkeit zu erregen. Sie sah sich auch wirklich um, blieb stehen und warf einige Kußhändchen in die Luft. Wie vom Blitz gerührt schlug der junge

Mann die Augen nieder; das schien ihm doch zu viel Zärtlichkeit, er konnte sie doch noch nicht verdient haben und auch keine Freude daran empfinden, weil ihm das Unweibliche einer solchen Gefüglsäußerung unvereinbar mit dem Bilde schien, das er sich im Stillen von seiner Geliebten gemacht hatte. Es that ihm förmlich im Herzen weh, daß ein so liebliches Mädchen keine feinere Empfindungsweise zeigte und er wußte gar nicht wie er sich dabei zu benehmen hatte. In ähnlicher Art zu antworten, auf offener Straße, war ihm ganz unmöglich. Aber die Augen durfte er doch nicht länger niederschlagen, das mußte ihr jedenfalls gar zu albern erscheinen.

Er sah noch immer verwirrt, aber doch mit festem Blicke nach ihr hin; da wendete sie sich gerade zum Weitergehen und warf mit der fröhlichsten Anmuth und Zärtlichkeit noch ein Kußhändchen. Ihre unschuldige heitere Kindermiene fiel ihm auf, sie konnte unmöglich täuschen, auch schien es ihm als ob ihre Blicke einige Linien höher hinauf gerichtet gewesen wären. Er folgte der ungefähren Richtung und entdeckte jetzt erst, daß im obern Stockwerk Idas Vater aus dem Fenster sah und seinem davoneilenden Liebling unablässig die zärtlichsten Liebkosungen zuwinkte.

Beschämt erkannte Garlieb seinen Irrthum und schalt sich innerlich tüchtig aus über sein voreiliges Urtheil. Idas Bild stand nun in erneuter Glorie vor ihm und er dachte mit Herzklopfen, welche Seligkeit es sein würde, wenn sie ihm einstens wirklich so hold zunickte, was ihm doch eben noch so verachtungswerth erschienen war!

Als fürchtete er seine Gedanken könnten errathen werden, sah er ängstlich in die Höhe, ob der Meister seiner ansichtig geworden; dieser hatte sich jedoch schon vom Fenster zurückgezogen, aber an dem gegenüberliegenden Fenster erblickte Garlieb ein Gesicht, das ein Paar große traurige Augen auf ihn richtete. Die Sängerin vom vergangenen Abend fiel ihm ein; wenn sie es war, so glich sie der Nachtigall auch darin, daß sie nicht schön war. Mit Theilnahme gewahrte Garlieb diese großen häßlichen Züge und gedachte lächelnd seines Phantasiebildes, das ihm wie eine Engelsgestalt vorgeschwebt hatte, als er von dem herrlichen Gesange so tief ergriffen war, dem er gleichsam seine wunderbare Rettung verdankte.

Die Meisterin hatte jetzt auch endlich ihr unständliches Reinigungsgeschäft vollendet und rief ihn freundlich zum Frühstück herein, das für ihn von Neuem geordnet war. Sie schien große Neigung zu

einem gemüthlichen Plauderstündchen zu haben und Garlieb benutzte dies augenblicklich, um nach den Bewohnern des gegenüberliegenden Hauses zu fragen.

„Ach, das ist die verwachsene Tochter der alten Kohnmeyern; ja, die singt sehr schön. Ein Professor, der sie in der Kirche gehört hatte, schlug ihr vor Unterricht bei ihm zu nehmen, er hielt einen Singverein. Aber als sie kam, wollte keine von den vornehmen jungen Damen neben ihr stehen, weil ihre Mutter die Aepfelsfrau von der Ecke war. Sie drohten dem Professor, daß sie alle seinen Singverein verlassen würden, wenn er die Sängerinnen von der Straße aufnähme. Die Mutter war ganz außer sich darüber und raffte ihre Ersparnisse zusammen, um ihre Tochter nach Berlin zum Unterricht zu schicken, sie sollte aufs Theater gehen, denn der Professor hatte gesagt, daß sie Alles in Erstaunen setzen würde durch ihre Stimme. Aber es ging dem armen Ding in Berlin noch schlimmer wie hier. Sie wurde ausgelacht, mit dem Namen Kohnmeyer und einem hohen Schulterblatt aufs Theater gehen zu wollen. Bergrämt und verspottet kam Christinchen zurück und wurde eine fleißige Nähterin. Alle Sonntage singt sie auf dem hohen Chor in der Kirche, sie kann nichts wie fromme Musik und schweigt den ganzen Tag, aber zuweilen übt sie sich spät am Abend noch ihre Choräle ein, Anfangs war die ganze Nachbarschaft böse darüber, aber jetzt ist man daran gewöhnt und wacht nicht mehr davon auf. Also Sie sind davon gestört worden?“

„O nein, ich habe mich daran wahrhaft erbaut,“ sagte Garlieb und wischte sich verstohlen eine Thräne aus den Augen, die bei dem Gedanken an das arme verspottete Mädchen darin aufgestiegen war. Wie unglücklich mußte sie sich fühlen, so nah an der Stufe, die zum Glanz und Ruhm führte, nur durch kleinliche Nebenumstände zurückgehalten zu sein. Wirkliche Unglücksfälle wären fast leichter zu ertragen gewesen als diese, weil sich in den Augen der unbarmherzigen Menge Lächerlichkeit daran knüpft.

„Ich möchte das arme Mädchen wohl kennen lernen; die Mutter hat mich zum Meister Langschwarz gewiesen. Ich bin ihr Dank dafür schuldig.“

„Also gefällt es Ihnen bei uns? Nun, das freut mich wahrlich, ich fürchtete schon, daß die üble Laune des Meisters gestern Abend noch sich erneuert hätte. Es ist also nichts mehr vorgefallen? Haben Sie gut geschlafen?“

„Anfangs wohl nicht, aber nachher doch,“ sagte Garlieb und wurde in Erinnerung an die Erlebnisse

der Nacht noch nachträglich roth. Ablenkend fragte er die Meisterin noch genauer nach der armen Sängerin, merkte aber bald, daß ein bedeutender Rangunterschied zwischen den Verhältnissen der beiden Nachbarsfamilien gemacht wurde und daß auf keinerlei Verkehr zwischen ihnen zu rechnen war.

Als der Meister zum Frühstück ins Zimmer trat, entfernte sich Garlieb bescheiden und ging an seine Arbeit; er bemerkte jedoch mit Vergnügen, daß der stolze jähzornige Mann ihn mit einem Anfluge von demüthiger Verlegenheit und Freundlichkeit begrüßte. Es lag eine Bürgschaft darin, daß er sein Unrecht eingesehen und es nicht sobald wiederholen würde. Die Sicherheit und Annehmlichkeit von Garlieds Stellung im Hause mußte dadurch natürlich bedeutend wachsen. In der heitersten Stimmung malte er sich seine Zukunft aus, während die Arbeit ihm doppelt rasch von der Hand ging. Idas reizendes Bild schimmerte ihm aus dem Funkenregen des Schmiedeofens entgegen und der Gedanke an ihre Wiederkehr am Abend erfüllte ihn mit froher Erwartung. Der längste Tag sollte ihn nicht drücken, nahm er sich vor, wenn er die Aussicht hatte am Abend mit ihr zu plaudern und sie immer näher kennen zu lernen.

Beim Mittagessen wurde seine gehobene Stimmung jedoch schon etwas niedergedrückt. Die Zänkereien zwischen dem Meister und seiner Ehehälfte waren wieder in vollem Gange. Die reine Luft, die durch das häusliche Gewitter am Abend vorher entstanden war, hatte wie gewöhnlich nicht lange gedauert, es stiegen schon wieder zahlreiche neue Wolken auf. Auch erfuhr Garlieb, daß Ida erst sehr spät nach Hause kommen würde, da sie bis zum Ende des Balles verweilen müsse. Als er unwillkürlich eine betrübt Miene deshalb zeigte, bemerkte die Meisterin es mit mütterlichem Wohlgefallen, weil sie sehr richtig darin eine Huldigung für ihre Tochter vermuthete. Sie flüsterte ihm zu, daß er dieselbe um Mitternacht abholen könne, da die Magd, die sonst damit beauftragt war, ohnehin nicht dazu geneigt schien, so spät und bei dem kalten Wetter das Haus zu verlassen.

Hätte die Meisterin noch an dem Gefühle des jungen Mannes für ihre Tochter gezweifelt, so würde sie schnell überzeugt worden sein durch die Freudestrahlen, die sein Gesicht erhellten als ihm diese Aussicht eröffnet wurde. Lächelnd wandte sie sich ab und die Erfüllung ihrer Lieblingswünsche, einen fleißigen Handwerker, der noch dazu nicht ganz ohne eigenes Vermögen zu sein schien, als Schwiegersohn zu besitzen,

lag näher als jemals. Sie setzte sich zum Genießen dieser freundlichen Zukunftsbilder früher als gewöhnlich an ihre Näharbeit und ließ der Magd eine ungehoffte Ruhe bei der ihrigen. Auch der Meister wurde nicht beachtet und konnte ungestört an dem verführerischen Glasschrank sich zu thun machen. Garlieb sah einige Male verstoßen seinem Treiben zu, aber er wagte nicht mit einer Warnung hervor zu treten, um den Meister nicht zu beschämen und dadurch eine Abneigung gegen sich zu erwecken, die seinen beabsichtigten Besserungsversuchen nur nachtheilig werden konnte. Er tröstete sich damit dieselben aufzuschieben bis er hoffen dürfte, daß Ida ihn darin unterstützen würde. Wie leicht und süß träumte er es sich, diese Aufgabe mit ihr gemeinschaftlich zu übernehmen! Freilich trübten auch noch manche Zweifel seine rosiggen Hoffnungen; konnte er denn sicher sein, daß seine rasch entstandene Neigung erwidert werden würde? Mußte er nicht fürchten, daß die junge Putzmacherin durch Versuchungen aller Art zur Eitelkeit und Weltlust gezogen und ihr der Sinn für eine ernste eheliche Bewerbung geraubt würde? Besonders wenn diese ihr keinen Glanz und keine Erfüllung der väterlichen Hochmuthsträume bringen konnte. Er wußte ja kaum, ob Ida eine Ahnung von seinen Empfindungen hatte und ob sie seiner nur im Entferntesten mit Wohlwollen gedachte.

Darüber hätte er sich wohl beruhigen können, denn es giebt fast kein Mädchenauge auf der Welt, das für dergleichen blind wäre. Ida dachte seiner, weil sie sein Wohlgefallen sehr schnell bemerkt hatte und weil er ihr persönlich einen anziehenden Eindruck gemacht. „Das Erste in der Liebe ist Sinn für einander,“ sagt der Herzenskenner Schleiermacher; das gegenseitige Wohlgefallen ist der erste Funke, an dem sich die Herzen entzünden. Es entsteht oft nur ein Strohfener flüchtiger Neigung daraus, aber auch die läuternde heilige Flamme echter Liebe muß an diesem unscheinbaren Funken entbrennen.

Ida fühlte wohl sein Glimmen, es war warm und hell in ihrem Herzen davon geworden, aber sie wendete ihre Gedanken mit mädchenhafter Scheu davon ab und bekämpfte ihr aufsteigendes Gefühl mit den Waffen des Stolzes und der Eitelkeit, zwei Mächte, die Gewalt über sie hatten, denn sie war verwöhnt durch Schmeicheleien aller Art. Die Aeußerungen ihres Vaters hatten auch in ihr die Vorstellung ausgebildet, daß sie durch eine gute Heirath sich in einen höhern Stand schwingen müsse und ihr Stolz empörte

sich heftig gegen die Möglichkeit einen Gefellen ihres Vaters zu wählen.

Auf ihrem Wege zu dem Hause des Geheimrathes zogen flüchtig diese Gedanken durch ihr Köpfchen, welches sie mit zierlichem Nicken fortwährend bewegen mußte als Erwiderung auf die vielen Grüße der Vorübergehenden. In jedem Gesicht stand deutlich geschrieben: „ei, die ist hübsch“ und die wohlgefälligen Blicke der Männer lockten immer noch ein verschönerndes Erröthen auf die frischen Wangen des jungen Mädchens. Instinctmäßig fühlte sie aber doch, daß in Garliebs Blick ein ganz anderes Wohlgefallen sich ausgesprochen, daß es ehrenvoll für sie war, während sie sich unwillkürlich ärgerte über das der andern jungen Leute, obwohl sie vornehmer waren als Garlieb, eine Eigenschaft, die bei ihr so hoch stand! —

Mittlerweile hatte sie das Haus des Geheimrathes erreicht; das Dienstmädchen nahm ihr gefällig Hut und Mantel ab wie einer Dame und brachte ihr das Frühstück in ein behagliches warmes Zimmerchen, wo ihre Putzarbeit schon bereit lag. Die Frau und die Töchter des Hauses eilten herbei und baten dringend doch ja Alles recht hübsch zu machen. Erstere verlangte eine Blondenhaube aus alten gewaschenen Stoffen wie neu hervorgehen zu sehen und letztere hofften durch Idas geschickte Hände die staubigen Ballkränze und Blumen wieder brauchbar und kleidsam zu machen. Ida wunderte sich im Stillen über diese Sparsamkeit, die in keinem Verhältniß zu den großen Kosten eines Balles stehen konnte. Aber sie sollte noch erfahren wie schwer es dem Geheimrath wurde dieselben zu erschwingen und wie seine Familie, die ihn dazu überredet hatte, wohl sich verpflichtet fühlen konnte durch Benutzung schon vorhandener Putzartikel etwas zur Verringerung beizutragen.

Die Steigerung der Ansprüche auf gesellschaftlichen Glanz ist in der That geeignet einen Familienvater der höhern Stände in Verzweiflung zu bringen. Der Luxus ist das wahre goldene Kalb der Jetztzeit; um ihm zu huldigen werden die schwersten Opfer gebracht und Märtyrthümer extragen, die einer bessern Sache würdig wären.

Ehemals, d. h. vielleicht vor funfzig Jahren, wurde nur bei besondern Anlässen, Familienfesten u. s. w. ein Gastmahl veranstaltet; eine Kaffeegesellschaft war ein seltener Genuß und ein „Thee“ kam nur bei den Spitzen der Behörden oder steinreichen Leuten vor. Man begnügte sich die Jugend im Winter einige Mal tanzen zu lassen, wozu man „Kränzchen“ einrichtete

oder Clubs, Casinos und Ressourcen benutzte. Die Kosten solcher Tanzfreuden betragen im Jahr höchstens zehn bis zwanzig Thaler für eine Familie. Jetzt ist es nicht mehr „vornehm“ auf diese billige Weise sich vortrefflich zu unterhalten; man kann nur in Privat-zirkeln tanzen und jeder Beamte oder Offizier, der nicht subaltern ist, muß Gesellschaften und Bälle geben, wenn er seiner Familie Geltung, den Töchtern Tänzer und Freier verschaffen will.

Die Geheimrätthin Berger hatte diese Nothwendigkeit ihrem Gatten auseinandergesetzt und er hatte sich ihr sehr ungerne gefügt. Ida hörte in ihrem Arbeitszimmer, welches dicht an das seinige stieß, seine murrenden Klagen mit an. Es war allerdings einige Ursache dazu vorhanden. Alle Möbel, die den Raum beengten, wurden aus den Putzimmern entfernt und mit ehrenzerreißendem Lärme in die Stube des Geheimraths geschleppt. Gleichzeitig verrieth ein fortwährendes Geklapper von Tellern und Schüsseln, daß auch die Vorbereitungen zum Abendessen darin bewerkstelligt wurden.

„Eine Speisekammer und ein Möbelmagazin aus meiner Wohnstube zu machen, ist aber doch wirklich zu rücksichtslos gegen mich; Du hast mir doch versprochen, ich solle keine Störungen und Unbequemlichkeiten von dem Balle haben, der mir ohnehin so viele Opfer auferlegt,“ jammerte der Geheimrath.

„O über den Egoismus! Du siehst es mit an, wie ich mich abquäle. Alles elegant und doch wohlfeil einzurichten, wie ich die meisten Speisen selbst bereite, Alles schleppen helfe als wäre ich eine Magd. Du solltest lieber auch Hand anlegen, statt mir die Sache noch zu erschweren und Dich über die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten zu beklagen,“ eiferte die Geheimrätthin mit athemloser Stimme, denn sie trug gerade unter großer Anstrengung einen riesigen Präsentirteller mit mehreren Schüsseln voll Häringssalat und andern Gerichten herbei, um sie auf die Kommoden und Tische zu setzen, von denen allerdings eine große Uebersahl im Zimmer des Geheimraths zusammengestellt war.

„Ich helfe ja, wo ich irgend kann, die Spielpartien habe ich schon alle aufgeschrieben und jetzt werde ich auch noch die Plätze zum Abendessen aufschreiben; sieh nur her, ich habe die Tische regelrecht gezeichnet, damit alle Personen streng nach der Rangordnung sitzen, die Präsidentin neben dem General und die Generallin neben dem Präsidenten.“

„Du mußt als Wirth die Liste auswendig lernen und Jedem sagen können, welche Dame er zu Tische führt.“

„Welche unerhörte Mühe ist das! Dein Gedächtniß ist zu schwach dazu —“

„Das muß aber sein, es geschieht auf allen Bällen; nur die jungen Leute wählen sich frei ihre Damen. Zu Tische geführt zu werden ist jetzt wichtiger für ein junges Mädchen als den Cotillon zu tanzen. Ich hoffe, daß der Hauptmann von Stein unsere Marie führen wird, er sucht gewiß eine Gelegenheit sich ihr zu erklären; sie wird reizend aussehen in dem neuen blauen Kleide —“

„Wieder ein neues? Wie soll ich diese Ausgaben bestreiten!“ sagte der Geheimrath von Neuem in seinen Zammerton verfallend. „Ich werde in Schulden gerathen — der Ball kostet wenigstens hundert und fünfzig Thaler!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Byron und Frau v. Staël.) In der sehr lesenswerthen Schrift Karl Morells „Karl v. Bonstetten“ (Winterthur, Ulke) heißt es auch: Bonstetten lernte Byron kennen, als der Letztere im Juni 1816 von seiner Rheinreise, deren Frucht der dritte Gesang des „Childe Harold“ war, in Genf ankam, wo er mit seinem Gesinnungs- und Leidensgenossen Shelley die in der Nähe der Stadt befindliche auf der Savoyersseite am See liegende Villa Diodati bezog, weil die Schweizerseite ganz mit Engländern übersät war. In den drei Monaten seines Aufenthaltes in Genf wurde der dritte Gesang des Childe Harold, ferner Byrons erstes eben so undramatisches als dämonisch großartiges Trauerspiel „Manfred“ und „Der Gefangene von Chillon“ gedichtet. Mit der Gesellschaft von Genf kam Byron in seltene Beziehungen. Capitän Medwin berichtet hierüber: „Ungern genirte er sich und die geistreichen Zirkel der Nachbarschaft machten ihm Langeweile.“ Medwin läßt Byron überdies folgende Bemerkungen machen, welche die Selbstgenügsamkeit des genialen Subjects, das die äußere Welt nur insoweit berücksichtigt als sie seine individuellen Neigungen befriedigt, scharf charakterisiren: „Die Schweiz ist ein Land, das mich, bei einmaliger Ansicht, befriedigt hat; in der Türkei könnte ich immer leben. Ich führte nie ein so tugendhaftes Leben als während meines Aufenthaltes in diesem Lande; aber ich gewann dadurch nichts in der Welt.“ Mit Unmuth bemerkt er ferner: „Man beobachtete mich auf der andern Seite des Sees mit Ferngläsern, die sehr verkehrt gewesen sein müssen. Man lauerte mir bei meinen Abend-

Excursionen auf man klagte mich an, daß ich alle Grifetten von Genf verderbe. Ich glaube sie hielten mich für ein Ungeheuer.“

Eine Ausnahme von der Genfer Gesellschaft machte Frau von Stael, die damals — zum letzten Male — in Coppet weilte und ihr Salon scheint der einzige Ort gewesen zu sein, den Byron besuchte. Doch auch hier fehlte es nicht an drolligen Scenen. So erzählt, nach Medwin, Byron selbst: „Jrgend Jemand hatte mich der Frau von Stael als einen unmoralischen Menschen geschilbert. Ich besuchte sie gelegentlich in Coppet. Eines Tages war ich zu einem ganz freundschaftlichen Essen bei ihr eingeladen und fand das Zimmer voll von Fremden, die mich sehen wollten, wie man ein ausländisches wildes Thier im Kasten sieht. Eine der Damen wurde ohnmächtig und die andern sahen mich an, als ob seine satanische Majestät ins Zimmer getreten wäre! Frau von Stael nahm sich die Freiheit, mir vor der ganzen Gesellschaft ein Kapitel zu lesen, worauf ich nur mit einer tiefen Verbeugung antwortete.“ An einer andern Stelle sagt Byron von der Stael und von sich: „Sie war ein beständiges Verhör für mich, weil sie meinen Charakter prüfen wollte, welcher ein lauges Senkblei erfordert.“ Doch hinderte ihn diese freundschaftliche Inquisition nicht, über die Stael das folgende mit Bonstettens Charakteristik total übereinstimmende Zeugniß abzulegen: „Kein Weib hat so viel bonne foi wie Frau v. Stael; sie besaß wahre Herzengüte. Die größte Theilnahme widmete sie meinem Mißverhältnisse mit Lady Byron oder vielmehr ihrem Mißverhältnisse mit mir und sie hatte einige Gewalt über meine Frau. Ich glaube, Frau von Stael that, was in ihren Kräften stand, um uns wieder auszuföhnen. Sie war das beste Geschöpf von der Welt.“

In Coppet war es denn auch, wo Bonstetten mit Byron zusammentraf. Schon am 13. Juni schreibt Bonstetten: „Die Damen zerreißen den armen Lord (Byrons Trennung von seiner Frau hatte kurz vor seiner Rheinreise stattgefunden und der gesammte Cant Altenglands fiel über ihn her) wie Bacchantinnen, die ihn unter vier Augen doch wohl recht liebenswürdig finden möchten. Das Salongeschrei von London und die Freude an einem großen Namen zu nagen sind unwiderstehlich. In seinem Auge und auf der Stirn sitzt ein tropischer Himmel mit afrikanischem Gewöl. Um seinen Mund spielen Wit und Gutmüthigkeit. In seinem Wesen ist eine gewisse Schlichterheit mit Stolz verwoben.“ Auch an Friederike Brun schrieb Bonstetten gleichzeitig: „Hältst Du Byron nicht für den größten unter den lebenden Dichtern? Alle stürmischen Leidenschaften liegen auf seinen Augenlidern. Du siehst den Korsar in seinen Blicken, die aber oft zart, gut, sanft und melancholisch aussehen.“ Und noch im October nach Byrons Rückkehr von einem Ausfluge in die Berner Alpen, kurz vor seiner Abreise nach Italien, meldet Bonstetten seinem Freunde Matthysen: Ich war mit ihm den ganzen Abend in Coppet bei der Stael und ihrer schönen Tochter, der Herzogin von Broglie. Alles sprühte um uns von Wit und Munterkeit. Die Stael

überflog Alle. Ich kann kein Geschöpf mit Byron vergleichen. (Und Bonstetten fehlte es doch nicht an Beobachtungsgabe wie an ausgedehntester Bekanntschaft mit geistig bedeutenden Menschen.) Seine Stimme tönt wie Musfl und seine Züge sind die eines Engels. Nur bligt ein kleiner Satan seinen Spottes durch, der aber doch halb fromm ist.“

(Das Meer und das Elend.) Von dem seit fünfundzwanzig Jahren erwarteten vielfach angekündigten Romane Victor Hugos erscheinen in diesen Tagen die beiden ersten Bände, im Deutschen unter dem Titel „Die Armen und Elenden“ bei Steinacker in Leipzig. Wir sind in den Stand gesetzt schon jetzt nachfolgende Schilderung mitzutheilen. (Das Portrait des Dichters nach einer ganz neuen vortrefflichen Photographie werden wir dagegen in einer der nächsten Nummern vorlegen.)

„Es ist Einer ins Meer gefallen!“

Einerlei! Das Schiff hält nicht an. Der Wind weht und das Schiff hat einen bestimmten Weg, den es fortsetzen muß. Es fährt weiter, der Mensch im Meer verschwindet in der Fluth und erscheint wieder; er sinkt unter und kommt herauf an die Oberfläche; er ruht und streckt die Arme aus; Niemand hört ihn. Das Schiff, das unter dem Sturme erzittert, ist ganz mit sich beschäftigt; die Matrosen und Passagiere sehen den ins Meer Gefallenen gar nicht mehr; sein armer Kopf ist nur noch ein Punkt in der Unermesslichkeit der Wogen.

Er ruht und schreit verzweiflungsvoll aus der Tiefe. Das Schiff fliegt weiter und weiter vor dem Winde her. Er schaut ihm nach, halb wahnsinnig. Es entfernt sich, es wird undeutlicher und kleiner. Eben war er noch darauf, bei der Mannschaft, ging mit den Andern auf dem Verdecke hin und her, hatte seinen Antheil an der Luft und der Sonne, kurz war ein Lebender. Und nun? Was ist geschehen? Er glitt aus, er fiel und Alles ist vorbei.

Er befindet sich in der ungeheuern Wasserfluth. Unter sich fühlt er keinen Halt. Die von dem Winde zerrissenen und zerfetzten Wellen umdrängen ihn in ihrer Häßlichkeit, die Tiefe zieht ihn hinunter, alle Wasserkumpen fliegen ihm um den Kopf, ein Wogenpöbel spuckt ihn an, eine Welle reißt ihn der andern aus den Armen; so oft er sinkt, erblickt er unter sich halb erkennbar nachtfinstere Abgründe; grauenhafte unbekannte Gewächse ergreifen ihn, binden ihm die Füße, ziehen ihn an sich; eine Woge wirft ihn hin, die andere her; er gehört zu dem spritzenden Schaume; der unermeßliche Ocean spielt mit seiner Todesangst. All' dieses unendliche Wasser scheint Daß zu sein.

Aber der Mensch kämpft.

Er versucht sich zu vertheidigen, sich oben zu halten; er strengt sich an, er schwimmt. Er, die arme alsbald erschöpfte Kraft, ringt mit der unerschöpflichen.

Und wo ist das Schiff? Dort unten, kaum noch sichtbar in dem blaffen Dunkel des Horizontes.

Der Sturm tobt. Aller Schaum dringt auf ihn ein wie um ihn zu begraben. Er schlägt die Augen auf und sieht

nichts als die fahlen Wolken. Er ist im Sterben Zeuge des unermesslichen Wüthens des Meeres. Durch dieses Wüthen leidet er. Er hört seltsames Geräusch, das vom Jenseits der Erde oder von irgend einem grauenhaften Außen zu kommen scheint.

Hoch oben an den Wolken giebt es Vögel wie es Engel giebt über der menschlichen Noth; aber was nützen sie ihm? Sie fliegen, singen, schweben; er röchelt.

Er fühlt sich durch die beiden Unendlichen eingehüllt, das Meer und den Himmel. Das erste ist das Grab, der zweite das Leichentuch.

Es wird Nacht. Stunden lang schwimmt er schon und seine Kräfte gehen zu Ende. Das Schiff, das ferne Ding, auf dem Menschen waren, ist verschwunden; er fühlt sich allein in dem furchtbaren dunkelnden Schlunde; er sinkt, er erstarrt, er windet sich, fühlt unter sich die Wogen des Unsichtbaren und ruft noch einmal.

Menschen sind nicht mehr da. Wo ist Gott?

Er ruft. Jemand! Jemand!

Am Horizonte nichts, am Himmel nichts.

Er fleht den Raum an, die Wogen, das Meergras, die Klippen; Alles taub. Er betet zum Sturme; der Sturm gehorcht nur dem Unendlichen.

Um ihn her nichts als Dunkel, Rebel, Einsamkeit, stürmisches und unbewusstes Toben und endloses Uebereinanderschlagen der wilden Gewässer. In ihm Grauen und Ermattung. Unter ihm die unendliche Tiefe und kein Halt, keine Stütze. Er denkt an das, was dem Leichname in dem unbegrenzten Dunkel bevorsteht. Die Kälte lähmt ihn. Die Hände schließen sich krampfhaft. Die Winde, die Wolken, die Wirbel und Wogen, die Sterne selbst nützen ihm nicht. Was soll er thun? Der Verzweifelte giebt sich auf; der Müde ergiebt sich ins Sterben; er läßt sich sinken, er läßt geschehen was da will und die schauerliche Tiefe verschlingt ihn.

O unbarmherziger Gang der menschlichen Gesellschaft! Wie viele Menschen, wie viele Seelen gehen auf Deinem Wege zu Grunde! Du Ocean, in dem Alles versinkt was das Geseh fallen läßt! O moralischer Tod!

Das Meer ist die unerbittliche sociale Nacht, in welche die Strafjustiz ihre Verurtheilten wirft. Das Meer ist das unermessliche Elend.

(Der diesjährige Wiener Carneval.) Wien steht unter den Hauptstädten Europas am meisten im Geruche der Sucht Pariser Sitten und Unsitten nachzuahmen, heißt es in der A. A. Ztg. Der heurige Carneval liefert dazu einen Beleg, das Maskentreiben, das einen Umfang gewann wie noch niemals zuvor. In der Nacht vom letzten Faschingstage zum Aschermittwoch waren mindestens 200,000 Menschen auf den Beinen, um sich carnavalistisch zu vergnügen und acht bis zehn Procent dieser Menge waren maskirt. Es äußerte sich eine Art Gier den Becher des Vergnügens bis zur Reize auszu-

leeren; der demi-monde, der, Dank den altwienerischen Traditionen, immer noch in einer gewissen Zurückgezogenheit zu leben genöthigt ist, trat, wenn nicht unverhüllten, doch verlarvten Antlitzes zwar nicht an das Licht des Tages, aber doch an das der Gasflammen kühn hervor. Er fand das Treiben hinter der Alles ausgleichenden Coullisse der Larve so bequem, so einladend, so vortheilhaft. Die Larve bot den Schild unter dem tausendfältige sonst noch von der Sitte verpönte Annäherungen ungetadelt stattfinden mochten. Darum war aber auch in Wien der Gebrauch der Larve noch ein allgemeiner, während er in Paris exceptionell ist.

Die Unternehmer der Wiener Maskenbälle haben schon im vorigen Jahre den Debardeur importirt. Der Debardeur ist die sich selbstverläugnende Weiblichkeit, die Herausforderung, der personificirte Cancan. In Frankreich und Italien urwüchsig, heimisch, bildet er hier nur ein exotisches Gewächs, eine Art Schaustück, ein künstliches Präparat. Denn es giebt hier wohl ein Paar Hundert Balletmädchen, die vom Theater her gewohnt sind in Veinkleidern herumzulaufen — aber Grisetten und Grisettenwirthschaft giebt es zur Zeit in Wien noch nicht.

So gewann es oft den Anschein als sei der Wiener Debardeur über sich selbst in Verlegenheit, als schäme er sich, so zu sagen, seiner nächtlichen Existenz, als sei er nur Staffage für das Ganze. Zur Ehre der vergnügungslüsternden, aber doch nicht moralz erfahrenden Stadt kann man hoffen, der Debardeur werde hier niemals recht heimisch werden. Er paßt nicht in den Rahmen der hiesigen Sitten und Gewohnheiten, nicht zu dem rauhen Klima mit der beständig wechselnden Temperatur, sei es auch nur der Lungenschwindsuchten und latharrhalischen Affectionen wegen, denen er hier ausgesetzt ist.

Die Maskenzüge in Italien, so wie der Ball der großen Oper in Paris, haben ein wesentlich nationales Gepräge. Neben dem elegantesten Domino bewegt sich dort ungezwungen das Mädchen aus dem Volke. Nicht so in Wien. Hier zersplittert sich das Carnevalsvergnügen nach socialen Gruppen. Zur letzten Redoute strömten wie gewöhnlich die distinguirten Leute; im Dianasaal versammelte sich die Blüthe des demi-monde; im Sophienaal wirbelte schon der quart-monde, während im Elysium und bei Schwender die untere und unterste Bourgeoisie, einschließlich der Domestikenwelt, vertreten war.

Die reichste Ernte hielt überall die Schaulust, die an Blumen, Lichterglanz, bunten Lappen, hellen Farben ihre Freude hat. In der That war es erregend, wenn man in dem schmuden, hochgewölbten, gut ornamentirten Saal der Diana, der Göttin der Jagd, folglich auch der „Hege“ — womit der Wiener Dialekt den Begriff eines wildlustigen Treibens verbindet — mehrere hundert Paare nach den Klängen eines stürmischen Galopps von einem Ende des spiegelglatten Tanzbodens zum andern hinrasen sah.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Mietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

„Sparfamer wie ich kann Niemand es einrichten,“ sagte die Geheimrätin. „Du übertreibst auch, die Kosten werden nicht so hoch sein, der Restaurateur erhält fünfzig Thaler für hundert Couverts —“

„Und dafür liefert er nichts wie Fischricassée und Rehbraten,“ erwiderte der Geheimrath.

„Ich finde es auch theuer, aber man muß ja die Mode der warmen Soupers mitmachen, es gehört zum Anstand. Alle Compots, Blancmangers und Salate habe ich selbst gemacht, dafür hättest Du auch noch tüchtig bezahlen müssen.“

„Umsonst habe ich es auch nicht, es kostet im Hause fast noch mehr; wo soll ich das Geld hernehmen, ich bin ein ruinirter Mann, die Miethé ist noch nicht einmal bezahlt —“

„Aber Du hast ja erst heute zwei große Geldbriefe erhalten, warum jammerst Du denn so?“

„Du weißt, daß sie Capitalien enthalten, die zu Roberts Vermögen gehören, das kann ich doch nicht angreifen.“

„Warum denn nicht? Du kannst es ja im nächsten Quartal wieder ersetzen.“

„Wie wäre das möglich! Ich komme jetzt ohnehin nie mit meinem Gehalte aus, seit die Töchter erwachsen sind.“

„Nun, Robert könnte auch wohl einen kleinen Theil seines Vermögens für seine Schwestern aufopfern. Freilich, er ist nur ihr Stiefbruder! Wäre ich seine rechte Mutter, stände es wohl überhaupt anders mit ihm.“

„Leider behandelst Du ihn oft stiefmütterlich genug; folgte ich Dir, so würde sein Vermögen, das kaum zu seiner Carrière ausreichen wird, bald schmelzen —“

„O er wird schon selbst dafür sorgen, daß es verschwendet wird! Ich wollte es doch nur zur Beförderung des Ansehens unserer Familie verwenden, aber er verprascht es in Spielgesellschaften und Bierkellern. Er verbraucht mehr Geld für sich allein als der ganze Haushalt,“ rief die zürnende Frau in den gellendsten Tönen des Familienzwistes.

„Das Vermögen Roberts gehört mir nicht, es kommt von meiner seligen Frau,“ sagte der Geheimrath, seinen Zorn bekämpfend.

„Du hast den Mißbrauch davon bis er volljährig ist und wärst Du kein Rabenvater für Deine unverfögten Töchter, so würdest Du es für sie so lange verwenden; aber ich muß allein für sie sorgen, das Glück meiner Kinder —“

„Es kocht über, Frau Geheimrätthin, das Manger kocht über!“ rief die Köchin aus der nahen Küche.

„Thut rasch den Zucker und die Vanille dazu, ich komme gleich! Siehst Du denn nicht ein, daß jetzt gerade mehr als jemals das Glück unserer Tochter Marie auf dem Spiele steht?“

„Aber das Blancmanger steht auf dem Feuer, das ist für den Augenblick noch wichtiger, Mutter,“ rief die Genannte und trennte damit die streitenden Eheleute. Die Gemüthsbewegung der bedauernswerthen Gastgeberin wurde durch das Herdfeuer und das überlochende höchst wichtige süße Gericht wenigstens auf andere Gegenstände geleitet. Aber die Grundzüge der Stimmung blieben den ganzen Tag dieselben und alle Augenblicke brachen kleine Zänkereien und Meinungsverschiedenheiten zwischen den Mitgliedern der Familie aus. Ein Ball ist in den meisten Fällen einer jener goldglänzenden Eris-Aepfel, zur Belustigung scheinbar nur dienend, den Streit säend.

Ida machte im Stillen auch ihre vergleichenden Bemerkungen und seufzte über den Unfrieden, der in den meisten Familien herrscht, wenn man genau zusieht. „Ob es kein Mittel dagegen giebt,“ dachte sie und empfand eine tiefe Abneigung vor der Ehe, die solche Scenen im Gefolge hatte. Unwillkürlich schwebte ihr Garlies sanftes wohlwollendes Gesicht vor und sie mußte sich sagen, daß er zum Zanken doch wohl ganz unfähig sein würde. Hätte er geahnt, wie gut sie von ihm dachte, er wäre so glücklich gewesen! Aber freilich sein Bild wurde noch vielfach in den Hintergrund gedrängt bei dem jungen Mädchen; der Tag war gar zu unruhig und der Abend wurde es noch mehr.

Der peinlichste Moment trat ein, als die Zeit des Ankleidens zum Ball herankam; es mußte in dem kleinen Zimmer vorgenommen werden, wo Ida arbeitete, denn alle andern Räume waren schon festlich geschmückt und durften nicht wieder in Unordnung gebracht werden.

Die weiten bauschenden Kleider und die Reifröcke fanden natürlich nicht hinreichenden Platz in dem engen Raume, es entstanden Klagen und gegenseitige Vorwürfe unter den Damen; sogar Ida, die sonst stets geschonte und gefeierte Putzmacherin, wurde gescholten von Marie, der ältesten Tochter des Hauses, die ohnehin reizbaren Temperamentes war und jetzt durch die Hindernisse in den Toiletten-Operationen vollends außer sich gerieth. Ida war geduldiger als es ihre lebhaftige Sinnesart vermuthen ließ; sie fühlte wirklich

Mitleid mit Marien, denn sie gehörte zu den unglücklichen Naturen, deren Eitelkeit zur Selbstqual wird, weil ihnen die sonst stets dazu gehörigen Eigenschaften, die Verblendung und die Selbstzufriedenheit fehlt. Während andere eitle Menschenkinder überzeugt sind alle Vortrefflichkeiten und Schönheiten zu besitzen, war Marie immer unzufrieden mit sich und ihrem Aussehen. Richtig geleitet, hätten aus dieser Anlage sich die edelsten Eigenschaften, Bescheidenheit und Streben nach Bervollkommnung entwickeln lassen, aber im Dienste der Eitelkeit verwendet brachte sie sich selbst und Andern nur Qualen.

So stand sie auch jetzt beinahe verzweifelnd vor dem Spiegel, immer wieder etwas ändernd an ihrem Anzuge; die Blumen wurden bald ins Haar, bald in die Draperien des Kleides gesteckt, alte und neue Bänder hervorgesucht und anprobirt, bis ein wahres Chaos von Sachen sich um sie herum anhäufte. Mutter und Schwester quälten sich ab es ihr recht zu machen, alles Verlangte herbeizuholen, jeder Laune zu genügen. Anna, die selbstlose jüngere Schwester lief sogar noch auf den Boden, wohin die Garderobe für diese Zeit verlegt worden war, um ein anderes Unterkleid zu holen, obwohl das, welches Marie bereits angezogen, ganz tadellos war. Die Mutter begann endlich mit fliegender Hast ihre eigene Toilette in einer dunkeln Ecke, ohne Spiegel mußte sie die Haube aufsetzen. Ida zog sie ihr mitleidig wenigstens gerade. Annas Hände zitterten so heftig vor Aufregung und Eile, daß sie mehrmals das Kleid der Schwester schief zuschnürte, worüber diese ungeduldig mit den Füßen stampfte. Endlich war Marie fertig und Anna konnte ihre eigene Toilette beenden, bei der sie fortwährend gestört worden war. Als beide Mädchen wie große Luftballons anzusehen waren, legte die sorgliche Mutter sich trotz ihres hellseidenen Gewandes auf den Boden und unterfuchte die sechs bis sieben Unterröcke, genau nach der Reihenfolge angelegt, welche in der Leipziger Allgemeinen Modenzeitung vorgeschrieben wurde. Es kam dem Mutterauge darauf an zu sehen, ob auch gewiß keiner der vielen Unterröcke sich mehr hervorwagte als er durfte, weil dies beim Tanzen den schlechtesten Effect macht und für eine große Nachlässigkeit im Anzuge bei den jungen Damen gilt.

Von dieser schwierigen Arbeit hatte sich die Geheimrätthin kaum erholt, als schon die Lohnbedienten kamen und souveraine Unzufriedenheit äußerten über alle Einrichtungen des Hauses. Halbangezogen eilte die Wirthin herbei und half gehorsam die Aenderungen

vorzunehmen, welche beliebt wurden. Schon mußten die Lichter angesteckt werden, die Gäste konnten jeden Augenblick kommen. Anna hatte noch keinen Kranz im Haar und Marie ließ sie nicht einen Augenblick vor den Spiegel treten, weil sie abermals etwas an ihrem Anzuge zu ändern fand. Im Nebenzimmer ertönten die Klagen des Geheimraths über seine verzweifelte Lage. Er flehte, man möchte ihm nur einen Augenblick ein Licht halten, damit er sich die weiße Cravatte zubinden könne, zu welchem Behufe er seiner Kurzsichtigkeit wegen auf eine der vielen Kommoden geklettert war, um dem Spiegel näher zu sein. In der kläglichsten Stellung zappelte er im Dunkeln ohne seinen Zweck erreichen zu können. Die mitleidige Ida hätte ihm gern Hilfe geleistet, aber sie mußte mit beiden Händen die Stecknadeln hinhalten, welche Marie zu ihren Aenderungen verbrauchte.

Anna rief nach dem Dienstmädchen, um dem Vater das Licht zu halten, wodurch aber nur ein neuer Sturm heraufbeschworen wurde, denn dasselbe war im letzten Augenblick von dem Sohne des Hauses, der oben in seinem Dachstübchen nicht minder aufgereggt wie die übrigen Familienmitglieder sich anzog, fortgeschickt worden, um neue Handschuhe zu holen, da er die feinigsten der Engigkeit wegen zerrissen hatte.

Die Geheimrätthin gerieth in den heftigsten Zorn über diese Rücksichtslosigkeit ihres Stieffohns; es war in ihren Augen ein förmliches Verbrechen das Dienstmädchen auszuschieken, welches eben den Thee für die nahenden Ballgäste besorgen sollte. In Ermangelung des Sohnes machte sie dem Vater die bittersten Vorwürfe. Vor Empörung darüber gerieth der gequälte Mann in ein heftiges Zittern, er schwankte und taumelte von der einen Kommode auf eine andere, wodurch die Schüsseln voll Häringssalat in sehr nahe Berührung mit den Blancmangers und Torten gebracht wurden.

„So ungeschickt kann auch Niemand sein wie Du,“ rief die erschrockene Geheimrätthin, herbeistürzend um weitem Schaden zu verhüten.

„Das ist Alles Deine Schuld, Du hast meine Stube so vollgepackt, daß ich mich nicht bewegen kann, ohne etwas umzuwerfen. Zu einem Ball lasse ich mich nie wieder überreden, man möchte aus dem Hause laufen,“ brummte er.

„Solche ungerechte Vorwürfe will ich nicht länger ertragen,“ schluchzte sie und nahm eine kampfbereite Stellung an. Der häusliche Zwist drohte in vollen Flammen auszubrechen.

Da wurde ein herantrollender Wagen gehört; die Lohnbedienten rissen die Thüren auf und riefen: „Sie kommen!“

Wie mit einem Zauberschlag änderte sich die Scene; die Geheimrätthin band rasch ihre Haube fest, zog weiße Handschuhe an und gab sich ein würdevolles Ansehen durch ruhige Haltung, die nach der Aufregung des Zorns wirklich ein Meisterwerk von Selbstbeherrschung war. Der Geheimrath leistete ebenfalls das Wunderbare, er schlang den Knoten seiner Halsbinde wie ein Hellschender ohne Licht, zog ebenfalls weiße Handschuhe an, schob seinen Orden ins Knopfloch, wodurch er glücklicherweise von den schwarzbefrachten und weißbehandschuhnten Lohnbedienten zu unterscheiden war.

Die Töchter eilten ebenfalls in den Tanzsaal, der aus dem Wohnzimmer durch Entfernung aller Möbel, entstanden war.

Marie hätte wohl mit sich zufrieden sein können; sie war eine echte Ballschönheit. Die Aufregung beim Anziehen, die Spannung der Erwartung und das Kerzenlicht gaben ihren Zügen einen reizvollen Ausdruck, der sie ganz anders erscheinen ließ als im gewöhnlichen Leben. Ihre Schwester Anna war dagegen auffallend häßlich im Ballanzuge, der doch den meisten Damen als Verjüngungs- und Verschönerungsmittel dient; indessen war ihr Gesicht von einem so guten resignirten Ausdrücke befeelt, daß man ihre Häßlichkeit beinah hätte schön nennen können, während die glänzende reizende Schwester in den Augen von seelentundigen Beobachtern für eine häßliche Schönheit gelten konnte. Eitelkeit und Egoismus waren zu deutlich in ihren Mienen zu lesen. Wie Schlangen zischten sie unter den Rosen dieses glühenden lächelnden Antlitzes. Die schwache Mutter nährte sie noch mit dem Aussprechen ihres Entzückens über die schöne Tochter, während sie die häßliche mit einem tadelnden Blicke überflog, der sie entmuthigte, aber auch die Krone ihrer Bescheidenheit noch mehr erglänzen ließ.

Es ist eigentlich ein Glück häßlich zu sein, die Ruhe der Seele bleibt viel ungefährdeter; die Furcht verdrängt oder verdunkelt zu werden kennt man nicht. Neidlos sah Anna die jungen Damen erscheinen und bewunderte aufrichtig ihre hübschen Toiletten, während Marie jede mit Herzklopfen betrachtete, die der ihrigen ähnlich war oder Abbruch thun konnte.

Einer der ersten Gäste war der Hauptmann von Stein, auf den Ida neugierige Blicke heftete, weil sie die mütterlichen Pläne der Geheimrätthin gehört hatte.

Es war ein kleiner dicker Mann mit rauhem grauem Gesicht, seine Haltung war sehr steif, seine Rede klang beinahe einfältig. Die junge Putzmacherin begriff nicht, wodurch diese unbedeutende Persönlichkeit Wichtigkeit und Beifall erringen konnte. Er besaß aber einen heimlichen Zauber für alle Familienmütter, er war ein sogenannter Epouseur! Er hatte bereits das „hohe Gehalt“ als Hauptmann erster Klasse und einiges Vermögen, er war also eine sehr begehrenswerthe Partie.

Der Reiz ihn zu erobern wurde noch durch die Schwierigkeit gesteigert, denn er gehörte zu den Männern, die sich gar nicht entschließen können, wenn es auf Heirathen ankommt.

Gewiß liegt die Ursache dieser Unschlüssigkeit häufig in der Furcht gegründet, daß man die umschmeichelte, angenehme Stellung in der Gesellschaft verliert, wenn man kein Epouseur mehr ist. Ein verheiratheter Mann gilt bei den jungen Dame nichts mehr und die alten beachten ihn fast noch weniger, denn letztere sind viel absichtsvoller als erstere.

Ida konnte ihre Beobachtungen nicht lange fortsetzen, weil sie in der Garderobe hinreichend Beschäftigung fand; sie mußte den ankommenden Damen die Mäntel abnehmen und die davon zerdrückten Kleider wieder in Ordnung bringen helfen. Es war keine leichte Arbeit, denn die Balltoilette hatte alle jungen Mädchen in eine gereizte Stimmung versetzt. Sie verlangten Abhilfe und wollten doch nicht leiden, daß Ida ihre Anzüge von farbigem Spinnweben anrührte. Alle drängten in dem engen Zimmer vor dem kleinen Spiegel in der übelsten Laune herum und schalteten die hilfreiche Ida noch obenein.

Endlich wurde es in der Garderobe leer, die Gäste waren alle versammelt. Ida konnte wieder an die Thürspalte schleichen und ein wenig zusehen, wie der Ball sich gestaltete. Im Anfange stand man noch steif und erwartungsvoll. Die Gespräche drehten sich nur um alltägliche Gemeinplätze, aber die vielen Stimmen brausten durcheinander wie ein tosendes Meer. Die Damen musterten sich gegenseitig, die Herren suchten sich Tänze zu sichern, wobei sie nicht immer die schönsten Mädchen ins Auge faßten, sondern den Rang und Stand der Väter berücksichtigten oder sich erinnerten, wo sie zuletzt eingeladen gewesen. Auch folgten manche, besonders jüngere Herren dem allgemeinen Zuge eine der Damen aufzufordern, die zufällig in der Mode war und als gute Tänzerin galt. Im Ballsaal ist Fortuna fast noch mehr von Launen und Zu-

fall abhängig als bei irgend einem andern Glücksspiel des Lebens.

Es sollte sich doch keine junge Dame grämen oder danach die errungene Geltung abmessen, wenn sie auf Bällen kein Glück hat; aber auch nicht sich überheben, wenn es ihr zu Theil geworden. Es bedeutet eben nichts.

Endlich ließen vier Musikanten, die hinter einer mit roth und weißen Gardinen zierlich verhangenen Thür saßen, einen Walzer ertönen; es waren keine Virtuosen, aber sie bezauberten die Gesellschaft mit ihren Geigenstrichen, wie das alte Märchen von Oberons Horn es erzählt. Der Ball entfaltete sich nun plötzlich wie ein Blumenstör unter warmen Südlüften. Alles wogte und schwebte auf den wirbelnden Taktten dahin. Die Anzüge zeigten nun erst ihre Pracht, als man sie von allen Seiten, vom Kopf bis zur atlassenen Zehenspitze übersehen konnte. Die Anstrengungen so vieler Menschen sich mit dem ausgesuchtesten Geschmack zu kleiden, brachten in der That eine glänzende Gesamtwirkung hervor.

Der Lichterglanz, die buntfarbigen Toiletten, die feierlichen Mienen der Ältern und die wonnestrahrenden der jüngern Gäste, überhaupt die ganze flimmernde Festatmosphäre wirkte auch wohlthätig auf die Wirthin. Alle Mühsal, aller Zwist wurde vergessen, ein Lächeln der Befriedigung glättete endlich die sorgenvollen Falten im Gesicht des gequälten Geheimraths und seine Gattin sah aus wie ein Bild der Zufriedenheit und Sanftmuth.

In dem allgemeinen Vergnügen stand Ida mit wehmüthigem Neidgeföhle hinter der Thür; Tanzen erschien ihr als höchste Glückseligkeit. Freilich gehörte die vornehme Welt und ein kerzenheller, spiegelglatter Raum dazu in Idas Augen, denn Bälle in Wirthshäusern voll Bier- und Tabaksgeruch, wo ihre Standesgenossen hingingen, verabscheute sie. Das Vornehmsein wurde wieder mehr als jemals das Ziel ihrer Wünsche. Indessen vergaß sie doch nicht ganz ihren Beruf als Putzmacherin über ihrem Herzweh der Entbehrung; trotz ihrer Tantalusqual dem Tanzen nur zusehen zu können zogen die verschiedenen Toiletten ihre Aufmerksamkeit an. Ihre Phantasie wurde thätig und verarbeitete den Eindruck zu den reizendsten Abänderungen und Erfindungen, die sie später auszuführen dachte. Die Kunst der Toilette hat ihre Inspirationen so gut wie jede andere Kunst.

Ida wurde durch diese praktische Richtung ihrer Gedanken auf die Anwendbarkeit ihrer Beobachtungen

angenehm beschäftigt und zerstreut, so daß die Anwandlungen von Unzufriedenheit und Neid rasch bei ihr verschwanden. Außerdem aber bekam sie auch noch wirkliche Arbeit für ihre geschickten Hände vollauf, denn alle Augenblicke stürzten junge Damen in die Garderobe, um sich losgerissene Besetzungen, Bänder und Blumen wieder annähen zu lassen. Die junge Putzmacherin fand dadurch Gelegenheit die Glücklichen in nächster Nähe zu sehen und ihre Gespräche zu belauschen.

Daß auch hier das Glück oft nur scheinbar war, mußte sie bald einsehen, denn die meisten jungen Mädchen waren mehr aufgeregt wie vergnügt und betrachteten sich gegenseitig mit Neid und Mißgunst. Schadenfroh wurde es hervorgehoben, wenn Eine oder die Andere „sitzen geblieben“ war; auch verfehlten die Damen nicht sich zu rühmen, daß einer „der besten Herren“ sie zuerst aufgefördert und nach erhaltenem Korbe ihre Freundin gewählt hätte.

„Mit wem bist Du zum Cotillon engagirt?“ wurde häufig gefragt und an dem Mienenspiel der Antwortenden konnte Ida's scharfes Auge leicht erkennen, ob der Tänzer Geltung hatte oder nicht.

Die schöne Marie machte ein bitterböses Gesicht als sie gefragt wurde und sagte: „ich habe schon zehn Körbe ausgeheilt, auf unserm eigenen Ball will ich mir wenigstens einen Tänzer nach meinem Geschmack wählen.“

„Sie wartet auf das Engagement des Herrn von Stein,“ flüsterten zwei Mädchen sich zu, „aber wir wissen mit wem der tanzt — er wird sich auf ihrem „eigenen“ Balle vielleicht mit einer Andern verloben!“ Lachend hüpfen sie wieder in den Ballsaal.

Mitleidig sah Ida der verhöhnten Marie nach; auch sie hatte bereits die Bemerkung gemacht, wie vergeblich die Bemühungen von Mutter und Tochter waren, um den „Eposseur“ zu fangen. Er schien schwankender als jemals zu sein und zeichnete eine Dame aus, die für reich galt und häßlich war. Marie wurde indessen von einem jungen Husarenoffizier engagirt, der in den Augen der Putzmacherin wie ein Schmetterling neben einer rauhen grauen Raupe sich neben dem alternden Herrn von Stein ausnahm. Aber er war nur Lieutenant „und für ein Mutterhertz ist dies ganz dasselbe, was ein Zuckerplätzchen für einen hungrigen Magen ist,“ hat neulich ein Schriftsteller gesagt. Die Mienen der Geheimrätin verriethen deshalb auch deutlich wie unbefriedigt sie durch den Tänzer ihrer Tochter war. Diese selbst schien jedoch in

ihm das Engagement nach ihrem Geschmack gefunden zu haben und ließ sich mit sichtlichem Vergnügen zum Cotillon führen.

Als dieser Schicksalstanz der Jugend seinen verheißungsvollen Kreis schloß und die Paare behaglich sich dazu niedersetzten, wie es jetzt Gebrauch ist, wahrscheinlich um das *tête-à-tête* noch traulicher zu machen, empfand die einsame Zuschauerin in der Garderobe doch wieder ein wenig Herzweh von solchem Glück ausgeschlossen zu sein. Es schien ihr doch gar zu lockend so ausgezeichnet zu werden durch eine Wahl und wenigstens eine Stunde lang von einem „Bekehrer“ sich Schönes sagen zu lassen. Der Weihrauch der Huldigung floß ja sichtlich von den Lippen aller Herren und die jungen Mädchen saßen mit der glücklichsten Erwartung da, auf die Wahltouren und die Blumensträuße, die Trophäen der Eitelkeit, harrend. Ida schlug das unerreichbare Vergnügen zu hoch an; ihr Herz pochte vor Sehnsucht danach und ihr Ohr wurde lüftern nach den Schmeichelworten, die Alle außer ihr genossen.

Gerade in diesem Augenblick, wo das junge Mädchen so sehr empfänglich dafür war, sollten ihr auch Huldigungen gespendet werden. Robert, der Sohn des Hauses, stand plötzlich, unter den Mänteln der Garderobe halb versteckt, vor ihr und flüsterte:

„Endlich, holde Ida, kann ich mit Ihnen ein wenig plaudern, es ist keine einzige Dame zum Cotillon sitzen geblieben, ich bin also meiner drückenden Verpflichtung mit den „Mauerblümchen“ zu tanzen als Sohn des Hauses, entledigt und darf meinem Herzen folgen, das mich zu Ihnen ruft; geben Sie mir Ihr fleißiges Händchen, wir wollen hier unsern Cotillon genießen.“

„O bitte, gehen Sie fort, Herr Robert. Wenn man Sie hier sähe! Man wird Sie vermissen, Sie werden sich auch viel besser im Saal unterhalten mit den schönen gepudgten Damen, gegen die ich mich wie Aschenbrödel ausnehme in meinem dunklen grauen Kleide,“ sagte Ida hocherröthend ihre Hände dem ungestümen jungen Mann entziehend.

„Wüßten Sie nur wie reizend Sie mir gerade heute erscheinen im Vergleich mit den besitterten Puppen, die halbnackt, in geschmacklosen bunten Lappen stecken; Ihr schweres graues Kleid, züchtig bis unters Kinn geschlossen, die kleine feuerrothe Cravatte unter der zierlichen Halskrause bildet einen herrlichen Contrast damit. Wie ein graues Täubchen mit rothem Halsbändchen sehen Sie aus! Seien Sie nur nicht

F e u i l l e t o n .

so scheu; lassen Sie sich ein bißchen fangen und streicheln.“ Dabei umfaßte er ihre schlankte Taille und wollte sie näher an sich ziehen.

„Was unterstehen Sie sich!“ rief sie entrüstet, sich rasch von ihm losmachend.

„Seien Sie doch nicht so böse, das ist ja kein Verbrechen, was ich mir gegen Sie eben erlauben wollte. Ich habe da drinnen so eben alle die vornehmen zimperlischen jungen Damen gerade so umfaßt, wenn ich mit ihnen walzte; der einzige Unterschied liegt darin, daß ich bei denen nichts empfinde und bei Ihnen sehr viel!“

„Was würde Ihre Familie sagen, wenn sie das hörte?“

„Ja freilich, die würde sehr dagegen protestiren, aber ich kehre mich nicht daran, ich liebe Sie wirklich, Ida, und wenn Sie nicht so spröde sein wollen, werde ich mich noch diesen Abend mit Ihnen feierlich verloben.“

„Das wäre ja unter Ihrem Stande, so etwas kommt wohl nur in Romanen vor,“ stammelte das junge Mädchen ganz verwirrt von dem Antrage, der, so stürmisch und rücksichtslos er auch vorgebracht wurde, ihr doch eigentlich sehr schmeichelte, wenn auch wenig Vertrauen einflößte.

„Nun ja, wenn es nur in Romanen vorkommt, so ist es endlich mal Zeit das langweilige Leben damit aufzufrischen. Meinen Sie, ich wollte eine vornehme Pierpuppe heirathen, vor der ich mich fortwährend geniren müßte?“

Ida fühlte instinctmäßig, daß in diesem letzten Satze keine schmeichelhafte Auffassung für sie lag; daß Robert sich nicht gern „geniren“ wollte, hatte sie oft genug von seinen Schwestern in tabelnder Weise ausgesprochen gehört. Er verletzte damit die liebsten Empfindungen des ehrgeizigen jungen Mädchens, sie verlangte vor allen Dingen danach mit größter Zartheit behandelt zu werden und in keiner Hinsicht hinter der bevorzugten Stellung einer vornehmen Dame zurückzubleiben, am wenigsten einem Liebhaber gegenüber.

Robert merkte, daß er nicht den richtigen Ton angeschlagen hatte als sie sich mit kalter Miene von ihm abwendete und rief leidenschaftlich: „Sie hegen Mißtrauen gegen mich, Ida, glauben Sie mir, meine Liebe wird über alle Hindernisse siegen, ich biete Ihnen eine geachtete und gesicherte Lage an, wenn Sie meine Gattin sein wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Romana.) Von dem vor Jahresfrist verstorbenen allgemein beliebten Novellisten Theodor Mügge sind vor Kurzem seine nachgelassenen Novellen im Druck erschienen (Berlin, Trewendt). Jedem, der Mügge's romantische Dichtungen mit nur geringer Aufmerksamkeit gelesen und überdacht hat, muß es klar geworden sein, daß in allen und jeder einzelnen ein tieferer Gedanke zu Grunde gelegt war, um den sich die einzelnen Gestalten gruppirt, dessen Träger sie waren. Den ersten Band der lezter erschienenen Romane bildet eine Erzählung, deren Stoff aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts der Insel Corfika entnommen ist. Dem fleißigen Leser der Müggischen Erzählungen wird es hier gewiß auffallen, wie eifrig sich der Dichter in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Studium der corfischen Geschichte beschäftigt hat; ja, stellt man einzelne Novellen, die im Jahre vor seinem Tode in der „Gartenlaube“ erschienen, zusammen, so kommt man unwillkürlich zu dem Gedanken, Mügge habe den Plan gefaßt und ausgeführt, eine Epopöe des ersten Napoleon in Novellen zu schreiben. Wir erinnern uns in der genannten Zeitschrift eine Novelle gelesen zu haben, in welcher Napoleon als französischer Lieutenant auftrat und in einen Conflict mit seinem Jugendfreunde, später russischen Gesandten und Hauptursache vom Sturze Napoleons, gerieth. Die von uns oben genannte seinem Nachlasse entnommene Erzählung „Romana“ scheint den Schluß dieses epischen Novellen-Cyclus zu bilden. Romana gehört einem der ältesten Geschlechter Corfika's an und lebt zur Zeit als Pasquale Paoli, der bekannte Patriot, schon seit einer Reihe von Jahren sein Vaterland gegen die Tyrannei Genua's beschützt und diese Republik, die nur dem Namen nach der Freiheit huldigte, eben den Verkaufstractat unterzeichnet hat, der die Corfen an Frankreich verkaufte. Wie immer, so geschah es auch damals. Die Sendboten, welche Frankreichs Regierung nach Bastia mit Heeresmacht schickte, erklärten laut, sie wären nur gesandt, den Corfen die Freiheit zu bringen und sie ihnen allenfalls mit Gewalt aufzunöthigen, ließen sich aber auf keine Discussion ein, wenn die Führer der Corfen ihnen beweisen wollten, daß eine aufgezwungene Freiheit eine Tyrannei, keine Freiheit sei. Mit dem Widerstand der Corfen wuchsen natürlich auch die französischen Streitkräfte und da sich auch einzelne Corfen fanden, die an ihrem Vaterland wie an ihren Landsleuten zu Verräthern wurden, so mußte natürlich das ebenso muthige als kühne und Freiheit liebende Bergvolk endlich unterliegen. Am 12. Juni des Jahres 1769 versammelten sich die Führer der Corfen, denen die französischen Generale freien Abzug bewilligt hatten, um die Insel von diesem gefährlichen Gährungsstoff zu befreien, in Porto Vecchio, wo eine englische Fregatte ihrer harrete, um sie auf das Festland Italiens zu bringen oder nach England, wohin sich die Mehrzahl sehnte. Im Lande zurück aber blieben die Donna Letizia und ihr Gemahl Carlo Bonaparte und die Erstere ward mit der Zeit Mutter Napoleon Bonaparte's, der, nachdem er herangewachsen war, durch die Gunst des Generals Marboeuf in die

Kriegsschule zu Brienne geschickt wurde. Durch ihn aber, den Sprossen einer so wilden und blutigen Zeit, erfüllte sich der Fluch, den die gehegten Corsen Frankreich entgegengeschleudert hatten. Der Sohn des kleinen Bergvolks trat Frankreichs Recht mit Füßen, wie jenes die Freiheit des eignen Volkes mißachtete und zertreten hatte.

(Ein neuentdeckter Todtentanz.) Bisher waren von den monumentalen Todtentänzen nur 34 bekannt und von diesen waren nur 9 ganz oder theilweise vorhanden. Die Darstellungen dieser Todtentänze gehören bekanntlich vorwiegend Deutschland und Frankreich an, indem die deutschen Darstellungen sich durch den Ausdruck einer gewissen Gemüthlichkeit, die französischen dagegen durch Anmuth und Milde auszeichnen; in Italien, wo sich ebenfalls mehrere solcher Gemälde finden, nehmen diese weniger die Form eines Tanzes an, als sie sich vielmehr an die verwandte, vielleicht ältere, aus Frankreich stammende Sage anlehnen, nach welcher die Könige auf der Jagd drei gekrönten Gerippen plötzlich begegneten, die ihnen den Weg vertraten und zuriefen: „Wir waren, was Ihr jetzt seid, und Ihr werdet bald sein, was wir sind.“

Von jenen 34 Todtentänzen fallen 6 in die neuere Zeit, der von Füssen und 2 in Lucern ins 17., die von Erfurt und Straubing ins 18. (1735 und 1763), der von San Ideseuse gar ins 19. Jahrhundert. Sie sind besonders deshalb so anziehend, weil sie einen Beleg für die lange Fortdauer einer alten Ueberlieferung geben. Zu den Todtentänzen, die noch dem Mittelalter angehören, ist nun seit dem vorigen Jahre ein neuer gekommen. Im Herbst 1860 entdeckte nämlich ein scharfsichtiger Baumeister, A. Stälen in Berlin, in der dortigen Marienkirche auf einer Stelle der Wand in der Thurmhalle unter der modernen Tünche einen alten Stucküberzug, der einer besondern Veranlassung sein Dasein verdanken mußte. Man vermuthete eine Wandmalerei und fand sich nicht getäuscht. Wenige sofort angestellte Versuche legten einen Todtentanz bloß, von dessen Vorhandensein man aus schriftlichen Aufzeichnungen Kunde besaß, ohne daß man jedoch hierdurch bis dahin zu Nachforschungen veranlaßt worden wäre. Trotz der winterlichen Zeit ward alsbald das Werk von Allem, wodurch es dem Auge bislang entzogen war, befreit; ein junger Berliner Künstler, Rudolph Schüt, zeichnete dasselbe in zehnfach verkleinertem Maßstabe ab und der auf dem Gebiete der bildenden Kunst auch als Schriftsteller rühmlichst bekannte Professor W. Lübke, vor kurzem von Berlin nach Zürich übergesiedelt, hat diese Darstellungen dem weiteren Publicum zugänglich gemacht.

Die Stadt Berlin besaß im Mittelalter nur drei Kirchen: die Klosterkirche der Franciskaner (1271) und die beiden Pfarrkirchen St. Nicolai und St. Marien. Letztere, eine dreischiffige Hallenkirche mit auspringendem, fünfseitig schließendem Chorhaupt, weist in den untern Theilen der nördlichen Verschlußmauer noch Reste eines frühgothischen Granitbaues auf, ist aber in den Haupttheilen ein der Klosterkirche nachgebildeter Backsteinbau aus der Blüthezeit gothischer Baukunst, dessen jetzige Gestalt indeß vielfach einem nach dem Brande vom

Jahre 1380 erfolgten Neubau angehört, wobei die Kirche um 10 Fuß weiter nach Westen verlängert wurde und welcher ums Jahre 1405 im Wesentlichen vollendet war. Der dem Mittelschiffe vorgelagerte Westthurm scheint um 1418 vollendet zu sein, muß aber im Laufe des 15. Jahrhunderts eine theilweise Zerstörung erlitten haben, jedenfalls erhielt er im Jahre 1490 eine neue Spitze, die aber 1661 vom Blitze zerstört ward, worauf der noch vorhandene Aufbau im Renaissancestyl erfolgte, der dann später in gothischen Formen seinen Abschluß erhielt. Der Thurm war bei dem Neubau von 1380 mit Seitenhallen in der Verlängerung der Seitenschiffe versehen. In der nördlichen Abtheilung der Thurmhalle befindet sich der Todtentanz. Die lichtlose, der Sonne abgewendete Nordseite scheint im Mittelalter vielfach dem Cultus des Todes gewidmet zu sein. Der Todtentanz, friesartig mit Leimfarben auf trockenem Stuckauftrag gemalt, zieht sich vom Haupteingang in der Mitte der Westfront der Kirche links um die (ins Innere verlegten) Strebepfeiler und an den sie verbindenden Wänden durch die ganze nördliche Seitenhalle bis an den Anfang des ersten Gemäldefeldes im nördlichen Seitenschiffe in einer Gesamtlänge von reichlich 72 Fuß. Der Stuckfries beginnt in einer Gesamthöhe von 5½ Fuß, wovon die unteren 20 Zoll durch die Inschrift eingenommen werden. Im Ganzen sind 326 Quadratfuß bemalt. Das ganze Werk hat durch später Einbauten, Treppen und dergl. mehrfach gelitten, so daß von den Figuren häufig einzelne Körperteile zerstört, ja ganze Figuren verloren gegangen sind.

(Am griechischen Hofe.) Der bekannte amerikanische Reisende B. Taylor hat eine sehr hübsche Schilderung seiner Reisen in Griechenland geschrieben und seine junge Frau, eine deutsche Landsmännin, dieselben jetzt in einer Uebersetzung (bei Voigt und Günther in Leipzig) herausgegeben. Daraus sei Folgendes mitgetheilt: Trotzdem daß die steifste Etikette den griechischen Hof streng umhegt, ist der Zutritt zu demselben doch ein Leichtes für den Fremden. Ich suchte, um den Winterbällen im Palaste beiwohnen zu können, welche die beste Gelegenheit bieten, der Griechen des heutigen Tages ansichtig zu werden, um eine Präsentation nach. Zu den einleitenden Formalitäten gehörte nicht viel. Unser Consul, Rev. Dr. King, machte eines Morgens dem Oberhofmarschall Notaras seine Aufwartung und am nämlichen Nachmittage schon erhielt ich eine Einladung zum Neujahrsball.

In keinem Palaste Europas, selbst nicht in der berühmten neuen Residenz in München, habe ich Säle gesehen, welche zugleich so imponirend und heiter wären wie diese. Im Ganzen drei, sind sie durch hohe ionische Säulen von weißem Marmor, deren Kränze und Voluten durch Vergoldungen gehoben werden, untereinander verbunden. Die Länge und Breite der Säle steht im Verhältniß zu ihrer Höhe, welche volle sechzig Fuß mißt. Die Wände bestehen aus Scagliola und haben in der Mitte ihrer Höhe ein Fries, über welchem sie in pompejanischem Style gemalt sind. In den Kassetten der Decke sind gleichfalls Farben angebracht, unter denen roth und mattgold

vorherrschten. Die allgemeine Wirkung ist die Pracht und Uebereinstimmung, ohne die geringste Beigabe von Ueberladung. Fügt man diesem nun noch die ungeheuern bronzenen Kronleuchter und Candelaber hinzu, die eine Fluth milden Lichtes über Wände und eingelegte Fußböden ausgießen, so hat man das Bild einer Festhalle, wie sie außerhalb Petersburg kaum gefunden wird.

Bald strömte jedoch die Menge in den Hauptsaal. Es war eine wahre Fluth blitzenden, glitzernden, malerischen Lebens und Webens, ein Gemisch des hohen und niedern, des halbcivilisirten und überfeinerten, welches der hervorstechendste Zug der griechischen Gesellschaftswelt ist und sich natürlich auf einem Hofballe im hellsten Lichte zeigt. Es gab Griechen in der einfachsten Nationaltracht: — dunkelfarbige Bade und Kamaschen aus Tuch oder Sammet mit Seidenstickerei, rothes Fez und weiße Fustanella — aufgeputzte Palikaren im selbigen Anzug, aber karmesinroth und strahlend von Gold; Diplomaten in den Uniformen der verschiedenen Höfe, Minister mit blauen Bändern und einer Unzahl von Orden; Land- und Seeoffiziere, griechische sowohl wie englische und französische; alte Hauptleute aus dem Befreiungskriege, deren wildes Haar ihnen über den Rücken hinabhing; schöne griechische Jungfrauen, die national bis zum Gürtel und von da bis zum Boden nach französischer Mode gekleidet waren; Hybriotinnen und Speziotinnen, deren Gesichter aus goldbesäeten, um den Kopf gesteckten Tüchern herausfahen; Insulaner in ihren widerlichen dunkelblauen oder grünen Beutelhosen; schöne europäische Damen in Toiletten nach der neuesten Pariser Mode, und zuletzt verschiedene Individuen, die gleich mir im gewöhnlichen schwarzen und weißen Anzug sich befanden und nicht anders aussahen, als ob die Serviette ihnen eben unter dem Arme weggeschlüpft sei.

Ungefähr um neun Uhr machte sich eine Bewegung in den untern Räumen bemerkbar: die Menge zertheilte sich und König und Königin, gefolgt von den Herren des Hofes und den Ehrendamen, traten in die Mitte des Ballsaals vor. Die Gäste zogen sich zurück, die auswärtigen Gesandten und hohen Beamten drängten sich vor, und auf diese Weise entstand ein höchst vornehmer Kreis von ziemlichem Umfang. Der König sah in seinem blauen, mit Silber gestickten griechischen Kleide auffallend gut aus; in der That sah ich keinen andern Anzug, der so reich und geschmackvoll gewesen wäre wie der seinige. Die Königin trug ein pariser Kleid von weißem Tüll über weißem Atlas, mit Rosen ausgeputzt; eine Krone von Perlen, ein kostbares Halsband von Diamanten und eine Crinoline von übermäßigem Umfang. Sie wendete sich zu den Damen, die dreifach hintereinander sitzend die eine Seite des Saales einnahmen, während der König zuerst Sir Thomas Wyse und dann der Reihe nach die andern fremden Gesandten anredete. Nachdem er die Ründe gemacht hatte, ging er hinüber zu den Damen, und die Königin, die unterdessen der Mittelpunkt einer weiten Peripherie von Crinolinen gewesen war, trat vor und begrüßte die Gesandten.

Er ist äußerst kurzichtig und bog seinen Kopf, als er sprach, bis dicht an mein Gesicht vor. Er ist von mittlerer Gestalt, zweiundvierzig Jahre alt und sieht im Allgemeinen dem Componisten Benedikt ähnlich. Er ist kahl auf dem Scheitel seines Kopfes, trägt aber einen dicken braunen Schnurrebart, der seine Oberlippe beinahe verbirgt. Seine Nase ist vorsiehend, sein Kinn spitz und seine großen, lichtbraunen Augen tief liegend. Der vorsiehende Ausdruck seines Gesichtes ist der der Liebenswürdigkeit, zu dem sich ein gewisser Grad von Unentschlossenheit gesellt. Die Farbe der Haut ist bleich in Folge langanhaltender Kränklichkeit und wenn seine Züge ruhig sind, spricht sich eine gewisse Trauer in ihnen aus. Der Thron von Hellas ist offenbar kein Ruhesessel. Als junger Mann muß er schön gewesen sein.

Er hielt sich etwa acht bis zehn Minuten mit mir auf, wonach ich mich dann wieder in den Kreis zurückzog und wartete, bis es der Königin gefallen würde, mich ihr vorstellen zu lassen. Gleich darauf kam sie im Feuer ihrer Diamanten und Rosen herangeschwebt. Sie ist gegen vierzig Jahre alt, etwas unter mittlerer Gestalt und neigte sich zur Corpulenz. Sie soll noch bis vor fünf Jahren eine sehr schöne Frau gewesen sein, besitzt aber jetzt, außer der zu einer rüstigen Gesundheit gehörigen Schönheit, wenig mehr davon. Ihr Gesicht ist voll und breit, der Mund groß, die Lippen dünn und hart und die Augen, von jenem lichten Hellgrau, das so schön zu einem lieblichen Gesichte steht, haben den Ausdruck einer kalten gnädigen Herablassung. Sie vergißt sichtlich nie, daß sie eine Königin ist. Ihre Bewegungen und Manieren sind ohne Zweifel höchst anmuthreich und würdevoll, und im Ganzen genommen ist sie eine Frau voll festen Willens, Energie und ehrfürchtigen Strebens.

Der Ball ward durch eine steife Promenade rund um den Saal eröffnet.

Nachdem der Ball nun in aller Form eröffnet war, fing man an Cotillons zu tanzen, denen Walzer und Mazurkas, aber keine Polkas folgten. Fast sämtliche Griechinnen und die meisten der jungen Offiziere tanzten und zwar mit großer Präcision und Eleganz; die einzige Fustanella aber im Kreise der Tanzenden war die des Königs. Eine große Menge der jungen Palikaren sahen neugierig zu, die alten Hauptleute und mit ihnen die Senatoren und Deputirten und viele der Beamten und Gesandten zogen sich in den mittleren Saal zurück, welcher mit Spieltischen wohl besetzt war. Der dritte Saal hatte rings an den Wänden bequeme Divans, auf denen sich Gruppen hauptsächlich von ältern Männern bildeten, um über Slandal und Politik zu plaudern, oder um bei der Hand zu sein, wenn die Erfrischungen zur äußeren Thür hereingebracht wurden. Der Raum war ein so weiter, daß die versammelten Gäste, so zahlreich sie waren, nicht im Geringsten gedrängt erschienen.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.,
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Nietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

„Sie sind noch so jung, Herr Robert, wie kann ich Vertrauen in Ihren Charakter setzen? Ihre Frau Mutter hat Ihnen heute erst noch ein sehr nachtheiliges Zeugniß gegeben.“

„Es ist meine Stiefmutter, das bedenken Sie, ehe Sie ihr Glauben schenken; sie behandelt mich wie einen Schulbuben und läßt mir vom Vater ein elendes Taschengeld geben, obwohl ich eigenes Vermögen habe. Natürlich muß ich nun Schulden machen, denn um standesmäßig zu leben brauche ich allerdings doppelt so viel als ich erhalte. Die Cigarren und das Bier sind nothwendige Uebel, auch kann ich mich nicht ausschließen, wenn meine Collegen ein Spielchen und eine Bowle machen.“

„Warum nicht, wenn Ihr Geld nicht reicht?“

„O, predigen Sie mir nicht auch Moral, die muß ich schon so viel hören; Ihnen zu gefallen will ich keine Karte und kein Glas Wein mehr anrühren, aber Sie müssen mich dafür entschädigen. Einen Kuß, Ida!“ Damit wollte er das junge Mädchen in seine Arme ziehen.

„Würden Sie so etwas bei einer vornehmen Dame wagen?“ fragte sie empfindlich.

„Zieren Sie sich doch nicht wie eine solche, liebes Schätzchen, her mit dem Kuß —“

„Sie beleidigen mich, auf diese Weise dürfen Sie mich nicht behandeln,“ rief Ida und floh zur Thür.

Diese wurde aufgerissen; zitternd und bleich vor Zorn stand Garlieb da und trat mit dem Ausrufe: „wer wagt es Sie zu beleidigen!“ vor den überraschten Robert.

„Was wollen Sie hier?“ herrschte dieser.

„Die Meisterin hat mir aufgetragen Fräulein Ida abzuholen.“

„Ach, Sie sind wohl ein Handwerksbursche, — ha, ha, ein Nebenbuhler von mir! Sie spielen die Spröde gegen mich, Ida, und lassen sich gewiß recht gern von diesem ehrenwerthen Knotenstock heimgeleiten,“ lachte Robert höhnisch und ging eilig in den Ballsaal zurück.

„Ich werde ihm folgen,“ rief Garlieb mit drohender Geberde, „er soll mir Rede stehen! Er beleidigt Sie und mich!“

„Nein, nein, gehen Sie sogleich fort,“ rief Ida heftig; sie ärgerte sich über Roberts Worte und schämte sich, daß der Gefelle ihres Vaters durch sein unvermuthetes Erscheinen Veranlassung dazu gegeben hatte. „Warum hat denn die Magd mich nicht abgeholt?“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Weiß die Meisterin meinte, es sei schon zu spät

in der Nacht; hätte ich geahnt, daß Sie über mein Kommen böse sein würden, so wäre ich unten geblieben und wäre nur von fern hinter Ihnen hergegangen.“

„Ich habe Unrecht böse zu sein, verzeihen Sie es mir,“ sagte Ida beschämt von Garliebs sanfter Antwort. Daß seine gute Absicht sie in Roberts Augen verdächtigt hatte, ärgerte sie zwar, aber sie sah doch ein, daß sie ihn deswegen nicht strafen durfte.

Sie raffte rasch Hut und Mantel zusammen und eilte mit ihrem Begleiter nach Hause. Er blieb auf dem Wege stumm und gedankenvoll; sie hätte es lieber gesehen, wenn er nach einer Erklärung über Roberts Benehmen gefragt. Daß es ihn neugierig gemacht, setzte ihre Eitelkeit voraus und sie hätte gern ein wenig geprahlt mit der Liebeswerbung eines vornehmen jungen Mannes, wäre es auch nur, um zu prüfen, wie hoch das Interesse des stillen Gefellen für sie bereits gestiegen. Daß ein solches bei ihm vorhanden, bezweifelte sie gar nicht und hätte sich gern daran geübelt nach eitler Mädchenart.

Aber Garlieb blieb stumm, er steckte ihr dienstfertig ein Licht an als sie nach Hause kamen, sah sie jedoch nicht an als er es ihr reichte und eilte, ihren Gruß zur guten Nacht überhörend, die Treppe hinauf in das Schlafzimmer.

Ida stand noch einige Augenblicke in Gedanken verloren in der ruhigen Werkstatt; die glänzenden Bilder des Ballabends schwebten noch vor ihrer Phantasie und machten sie durch den Contrast mit der jetzigen Umgebung unzufrieden damit. Die Thür zum Wohnzimmer stand offen, der Mond schien trübe durch die kleinen Scheiben. Das Werkeltagsmäßige der häuslichen Einrichtung war kein angenehmes Bild in den verwöhnten Augen des jungen Mädchens.

Seufzend nach irgend einem neuen unbekanntem Glück schlich Ida in ihre Stube und legte sich zur Ruhe nieder; um ihr Kissen gaukelten noch lange die Tanzmelodien vermischt mit den bitteren Empfindungen, welche sie in ihr erregt hatten. Heiße Wünsche nach einer Aenderung oder Verbesserung ihrer Verhältnisse stiegen in ihr auf.

Roberts Werbung wäre wenigstens ein Versuch dazu gewesen; der leichtsinnige junge Mann stößte ihr nur gar zu wenig Vertrauen ein. Er hatte schon oft bei ihrer häufigen Anwesenheit in seinem elterlichen Hause ihr seine Huldigungen bewiesen, wo er konnte, aber so direct wie heute hatte er doch noch nie auf ernstliche Verbindung hingedeutet. Sie dachte mit

einigem Herzklopfen daran, ob eine solche wohl möglich sein würde; die Hindernisse, welche ohne Zweifel seine Eltern ihr entgegenstellten würden, mußten seinen Charakter befestigen helfen und hätten der Sache die erwünschte Aehnlichkeit mit einem Roman gegeben, wie sie so oft einen sich aus der Leihbibliothek geholt hatte. Leise tastete sie an ihrem Herzen herum, ob es wohl fähig sein würde das seltsame Ding zu empfinden, welches sie mit süßem Grauen so oft in den Romanen als „Liebe“ geschildert sah. Sie versuchte es, sich in eine schwunghafte Stimmung zu versetzen und einige befeligernde Empfindungen zu hegen. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Eine Verlobung hatte sie sich doch ganz anders, so viel beglückender gedacht! Sie konnte kein Vertrauen zu Roberts Worten fassen, auch schämte sie sich, wenn sie daran dachte, daß er doch eigentlich nur ein charakterloser junger Taugenichts sei, dem zu gefallen gar nicht besonders ehrenvoll für sie war.

Der Mond stand wie ein verständiges Menschenantlitz vor ihrem Kammerfenster und sah aus als wollte er sie warnen; sie mußte an den sanften Ausdruck in Garliebs Augen denken als sie länger hinsah. Von solchen Augen mit Liebe betrachtet zu werden schien ihr plötzlich die einzige wahre Seligkeit zu sein. Mit diesen süßen Gedanken schlief sie endlich sanftiglich ein.

Garlieb war auch noch nicht gleich zur Ruhe gegangen; er hatte die Heimkehr des Meisters dies Mal nicht oben in ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer abgewartet, um den stürmischen Auftritten zu entgegen, die im Gefolge der Trunkenheit sich ihm in so abschreckender Weise gezeigt. Langschwarz war trotz seiner guten Vorsätze so ziemlich in einem ähnlichen Zustande heimgekehrt wie am Abend vorher. Garlieb hörte ihn poltern und in Ermangelung eines lebenden Wesens seinen Zorn an Tischen und Stühlen auslassen. Ein fester Schlaf war alsbald dem Lärm gefolgt und als der Gesell endlich das Zimmer betrat, überzeugte er sich, daß sein Meister unschädlich geworden war. Durch den Gang nach dem Hause des Geheimraths hatte Garlieb zu seinem Bedauern den Gesang der armen Näherin veräuert. Obwohl er zu so später Stunde kaum erwartete, daß sie noch wachte, trat er doch ans Fenster und sah wirklich ihre Lampe noch hell brennen. Es liegt ein besonderer Reiz darin den Einblick in das Zimmer einer Persönlichkeit zu haben, für die man ein Interesse hegt, und Beobachtungen anstellen zu können, ohne daß dieselbe es ahnt.

Es ist fast wie ein Blick in die Seele! Garlieb fühlte sich an das Fenster gefesselt und schaute unablässig hinüber.

Das Walten fleißiger weiblicher Hände ist ein Schöpfungsact im Kleinen; vor der jungen Näherin lagen eine Menge fertiger niedlicher Sachen, sorgfältig geordnet in Reihe und Glied. Häubchen, Zäckchen, Strümpfchen so klein und zierlich, daß sie nur für große Puppen oder sehr kleine Kinder bestimmt sein konnten. Als wieder ein ähnlicher Gegenstand vollendet war, wurden die Sachen in einen Korb geordnet, zugedeckt und bei Seite gesetzt.

Die Näherin erhob sich, schob ihren Stuhl fort und kniete nieder, indem sie ein schwarz eingebundenes Buch zur Hand nahm und in stumme Andacht versank. Ihr Beobachter faltete unwillkürlich auch seine Hände und verhielt sich regungslos still, als wenn ein Geräusch trotz der großen Entfernung das betende Mädchen hätte stören können. Er mußte aber doch daran denken als er sie so vor sich sah, daß es sehr natürlich gewesen, wenn er sie am ersten Abend nirgend erblicken konnte. Gewiß hatte sie beim Singen ihrer frommen Lieder auch gekniet und zwar wahrscheinlich auf der andern Seite des Tisches, wodurch sie allerdings unsichtbar werden mußte, denn ihr kleiner mißwachsener Körper verschwand dann sicherlich gänzlich, man konnte sie schon jetzt kaum noch sehen. Der Kopf war jedoch unförmlich groß wie bei allen zwerghaften Menschen. Die Lampe hatte ihn seinen Augen verborgen.

Mitleidig dachte er an die gewiß so freudlose Jugend des armen Mädchens, das bei solchem Aeußern die Spottlust der Menschen auf sich ziehen mußte. Er nahm sich vor ihr ein Freund zu sein und ihr zu sagen, wie innig ihr frommer Gesang ihn erbaute und daß er ihm sogar das Leben zu danken hatte. Es schien ihm sicher zu sein, daß er Theilnahme und Verständnis da drüben finden würde, mehr als bei der hübschen Putzmacherin, an die er gar nicht mehr ohne Groll denken konnte, seit er die Scene mit dem Sohne des Geheimraths erlebt hatte. Er ahnte nicht, daß Ida's Gedanken in demselben Augenblicke sehnsüchtig bei ihm verweilten; sie mußten jedoch wie durch einen magnetischen Rapport auf ihn wirken, denn im Traume wendete er sich ihr wieder zu.

Als er erwachte ärgerte er sich, daß er ihrer zärtlich gedacht hatte und nahm sich vor sie gar nicht zu beachten, wenn er sie sehen sollte. Indessen hielt er auch diesen Vorsatz nicht, denn als sie zierlich gepuzt

durch die Werkstatt schwebte, um wie gewöhnlich ihrer Berufsarbeit nachzugehen, erwiderte er ihren lächelnden Morgengruß hocherröthend mit einer tiefen Verbeugung und sah ihr mit bewundernden Blicken so lange wie möglich nach.

Es war als wenn Ida dieselben gefühlt hätte, siekehrte noch einmal um und sagte mit niedergeschlagenen Augen, halb dreist und halb verschämt: „Es ist ein weiter Weg vom Hause der Präsidentin, ich fürchte mich eigentlich allein zu gehen, wollen Sie mich heute Abend vielleicht abholen?“

„Von Herzen gern,“ rief Garlieb, ganz beseligt, seinen Groll vergessend.

Das junge Mädchen schlüpfte eilig aus der Thür, sie schämte sich, vielleicht zu viel gesagt zu haben und freute sich doch als sie sein strahlendes Gesicht erblickte.

Mit fröhlichen elastischen Schritten ging sie ihres Begehres, plötzlich hemmte sie jedoch dieselben, es fiel ihr ein, daß sie ihr Nähkästchen im Hause der Geheimrathin vergessen hatte, sie mußte sich entschließen es dort abzuholen. Ungern ging sie hin, sie scheute sich vor der Begegnung mit Robert; sein höhnisches Gelächter über Garliebs Erscheinen war ihr noch in der Erinnerung kränkend und sein Antrag mußte natürlich von ihr gänzlich ignorirt werden; nach diesem Benehmen ihn für ernstlich gemeint zu halten, konnte Robert ja selbst nicht erwarten. Indessen das Nähkästchen war ihr ganz unentbehrlich, sie mußte es holen.

Als sie am Gitter der Wohnung klingelte, hörte sie den Geheimrath heftig toben und schelten, was sonst gar nicht die Gewohnheit des gutmüthigen Mannes war. Ein verdrossenes Dienstmädchen öffnete ihr die Thür und ließ sie in die vordern Zimmer, wo noch Alles in der wüthendsten Unordnung vom gestrigen Valle sich befand. Papierschnitzel, Pfropfen, leere Flaschen, zerknitterte Servietten, Brot, Lichter und Speisereste lagen auf dem Fußboden. Ungewaschene Tassen und Gläser, schmutzige Handschuhe und Ballblumen, Schüsseln mit unkenntlich gewordenen Gerichten, Karten, schwarzangelaufenes Silberzeug bedeckten die Tische, einzelne Theile der verschiedenen Balltoiletten von Mutter und Töchtern lagen auf Sopha und Stühlen umher. Die Inhaberinnen waren noch in Morgenkleidern schlechtesten Art und sahen verschlafen, elend und häßlich aus. Trotz ihrer sichtlichen Erschöpfung legten sie mit Hand an, um den aus allen Fugen getanzten Hausstand wieder ins Gleis bringen zu helfen. Dazwischen lief der Geheimrath

umher in allen Ecken seinen Schlüssel zum Geldschrank suchend. Er schalt und rief das ganze Hauspersonal von der Arbeit hinweg, um ihm suchen zu helfen. Dabei hielt er krampfhaft in der einen Hand ein Bündel Rechnungen, die schon früh Morgens für die Balkosten eingelaufen waren und in der andern einen großen Brief mit fünf Siegeln, der eben angekommen schien und augenscheinlich eine bedeutende Geldsumme in Kassenscheinen enthielt.

„So beruhige Dich doch endlich, der Schlüssel kann ja nicht verschwunden sein, er wird sich schon finden, wenn wir fertig mit Reinmachen sind,“ begann jetzt auch die Hausfrau in scheltendem Tone.

„Ihr werdet nie fertig, es wird ja nur immer unordentlicher seit Ihr angefangen die Möbel durcheinander zu schieben. Ich bin ein verlorener Mann, wenn ich vielleicht gestern in der Verwirrung den Schlüssel stecken ließ. Das Geld gehört nicht mir, ich muß es schon morgen fortschicken an Roberts Vetter, der sein Miterbe ist.“

„Nun, die Hälfte gehört doch Dir, als Vormund Deines Sohnes,“ sagte die Frau und sah mit lüsternden Blicken auf die Adresse des Briefes, um die Höhe der Geldsumme zu ermitteln.

Der Geheimrath fuhr aber ängstlich mit seinem Schatz in die Brusttasche und rief verzweifelt:

„Ich sehe schon das Geld ist nicht mehr sicher bei mir, es soll sogleich ein Schlosser geholt werden, damit er meinen Schrank öffnet und mir ein neues Schloß macht, wer weiß in wessen Hände der verlorene Schlüssel gerathen ist.“

„Nun, nun, es waren doch wohl keine Diebe bei uns auf dem Balte,“ brummte die Hausfrau.

„Da ist ja die Tochter des Schlossers Langschwarz! Geschwind, liebes Kind, rufen Sie mir Ihren Vater her,“ sagte der Geheimrath als er Idas ansichtig wurde.

Dienstfertig half diese erst noch unter allen Möbeln suchen, nahm dann rasch ihr Kästchen und versprach, daß der Vater in wenigen Minuten zur Stelle sein würde.

Als sie eilig die Treppe wieder hinabflog, stand sie unten plötzlich vor dem Sohne des Hauses.

„Ist der Schlüssel noch nicht gefunden? Ich mag nicht hinauf gehen ehe der Lärm vorüber ist,“ sagte er, „darf ich Sie ein wenig begleiten?“

„Nein, ich gehe noch einmal nach Hause, der Schrank soll geöffnet werden; warum helfen Sie denn nicht suchen, Herr Robert?“

„O ich gehe gern einer so verdrießlichen häuslichen Scene aus dem Wege. Das ganze Haus ist ohnehin übler Laune. Der Vater ist trostlos über die vielen Kosten des Balles, die Mutter ärgert sich, daß sie nichts damit erreicht hat als die Spottlust der Gäste zu befriedigen, und die Schwestern sind wirklich krank vor Anstrengung. Es ist ein wahrer Katzenjammer nach dem Balte eingelehrt. Nur ich bin heiter, weil ich Sie, schöne Ida, früh Morgens gleich zu sehen bekomme. Haben Sie über meine Erklärung nachgedacht oder hat der hübsche Handwerksbursche Ihnen eine bessere gemacht? Das sage ich Ihnen, treffe ich den irgendwo, so soll er's fühlen, daß er sich untersteht mein Nebenbuhler zu sein!“

„Das ist er wahrlich nicht, Herr Robert — ich kann mich jetzt nicht näher aussprechen —“

„Mamsell Ida, sind Sie denn noch unten? Mein Mann ist so ungeduldig, geschwind schicken Sie uns doch den Schlosser,“ kreischte die Geheimrathin oben hinter dem Gitter.

Ida lief erschrocken aus dem Hause und sah nur noch, daß Robert in der Thür stehen blieb. Er hatte eine Reitgerte in der Hand, mit der er mehrmals tüchtig in die Luft hieb als wäre er ungeduldig sie an irgend einem Gegenstande zu probiren; sie mußte unwillkürlich an seine Drohung gegen Garlieb denken, und schauderte vor der Möglichkeit, daß er sie wahr machen konnte. Ein so übermüthiger Mensch würde den arglosen Gefellen mit einem Schläge ins Gesicht ohne alle Gewissensscrupel empfangen und zum Aeußersten reizen.

Raum hatte sie sich dies Schreckbild ausgedacht, als ihr vor dem väterlichen Hause Garlieb begegnete mit seinem Handwerkszeug in den Händen, als wollte er eben das Geschäft vornehmen, auf welches der Geheimrath wartete.

„Wohin gehen Sie?“ rief Ida den jungen Mann zurückdrängend und ganz vergessend, daß sie selbst die Bestellung ja noch gar nicht ausgesprochen hatte.

„Nur ins Nachbarhaus, wo eine Kleinigkeit zu arbeiten ist,“ sagte Garlieb sie erstaunt, aber sehr freundlich ansehend.

Ida hieß ihn verlegen weiter gehen und eilte ins Haus; als sie ins Wohnzimmer trat, merkte sie gleich, daß wieder eine Streitsache zwischen den Eltern verhandelt wurde. Die Mutter hatte einige Briefe in der Hand, die Ida schon kannte, es waren Mahnbrieve von den wohlhabenden Leuten, die ihr Geld auf dem Hause des Schlossermeisters stehen hatten und stets um

ihre Zinsen drängen mußten. Sie drohten mit Execution und Kündigung des Capitals.

„Wirst Du das Geld schaffen? Wo hast Du denn die ganze Einnahme der vorigen Woche gelassen?“

„Muß ich Dir nicht immer Alles hergeben für den lumpigen Haushalt —“

„Ich bekomme wenig genug, um nur das Nothwendigste anzuschaffen, Du willst doch essen, aber freilich noch lieber willst Du trinken!“

„Weißt Du, wirst Du schweigen —“

Iba beeilte sich den beginnenden Sturm zu unterbrechen durch die Bestellung des Geheimraths. Der Vater erhob sich bereitwillig, hielt sich aber in verdächtiger Weise an Tisch und Stühlen fest, um in die Werkstätte zu gelangen.

„Ich muß mich auch wohl erst ein Bißchen anziehen, Ibschen, ist es denn so eilig?“ fragte er.

„Ja, Papa, der Geheimrath sprach schon neulich davon, daß er heute Nachmittag verreisen müsse, er war sehr ungeduldig, daß Du kämst das Schloß zu öffnen und dann zu ändern.“

„Aber der Geselle könnte doch hingehen, lasse ihn doch rufen, er ist nur in die Nachbarschaft gegangen,“ sagte die Mutter und blinzelte der Tochter zu, um sie auf den bedenklich schwankenden Zustand des Vaters aufmerksam zu machen.

Iba wollte aber um jeden Preis vermeiden, daß Garlieb mit Robert zusammentreffe, sie wußte auch, daß ihr Vater viel Gewalt über sich hatte und die Anwendung eines Raufes zu überwinden verstand, wenn er mit Leuten aus den höhern Ständen verkehren mußte, was ihm eigentlich immer ein Vergnügen war. Sie überhörte deshalb die Warnung der Mutter und war dem Meister behiflich einen bessern Rock anzuziehen und sein Handwerkszeug zu finden. Sie ging ein Stückchen Wegs mit ihm und überzeugte sich, daß er sich hinreichend zusammen nahm. Beruhigt verließ sie ihn und eilte zu ihrer Arbeitsstunde bei der Präsidentin; die Verspätung hoffte sie mit ein paar freundlichen Worten entschuldigen zu können.

Aber sie wurde sehr ungnädig empfangen; es fielen Redensarten, die sie tief verletzten und gleichsam zur Strafe schien sie von ihrem gewöhnlichen Arbeitsplatz verbannt zu sein. Sie mußte in einem dunkeln Bedientenzimmer sitzen, wo der Ofen rauchte und es eisig kalt war. Daß es schönes heiteres Wetter war, merkte sie nur an den sonnigschimmernden Dächern, die den engen Hofraum umschlossen. Als die

Paradezeit heranrückte, schlugen nur einzelne Töne an ihr Ohr und stimmten sie noch trüber. Um diese Zeit war es immer so angenehm in den vorderen Zimmern gewesen. Alle Flügelthüren waren geöffnet, die Wohlgerüche und die behagliche Wärme strömten dann bis zu Ibas Plätzchen; sie konnte die Visiten sehen und hören, welche der Präsidentin abgestattet wurden und oft drangen auch einige beifällige Blicke zu der niedlichen Putzmacherin hin. Auch die Herren, welche auf dem Paradeplatz standen, schielten manchmal zu dem Fenster hinauf, wo sie mit brennenden Wangen saß und die Nadel pfeilschnell durch ihre zierliche Arbeit gleiten ließ.

Es war kein Vortheil für die Arbeitgeberin, daß die Putzmacherin heute in dem dunkelsten Winkel des Hauses sitzen mußte; der Blondenhaube that es offenkundigen Schaden, daß die Augen thränten und die Hände vor Kälte zitterten. Wohl zehn Mal mußten die Blumen und Tüllstreifen wieder abgetrennt werden; sie verloren alle Frische dadurch und das reizende Etwas, welches sonst immer Iba's Arbeiten auszeichnete, wollte sich dies Mal durchaus nicht einstellen.

Als der Bediente das Mittagessen brachte, merkte sie, daß sie auch schlechte Kost in ihrem Strafgefängniß erhalten sollte; der Geruch der Kohlrüben benahm ihr alle Gflust und das harte Rindfleisch, welches dieselben begleitete, war nicht geeignet den Appetit zu reizen. Der Bediente erlaubte sich schlechte Witze über den verwöhnten Gaumen der Putzmamsell und versuchte es ihr in seiner groben Manier den Hof zu machen. Iba brach in Thränen aus und sprang auf, um sich bei der Herrschaft über ihn zu beschweren. Aber der Bediente hielt sie zurück und sagte:

„Nun, nun, seien Sie nur nicht gleich so böse; ich meine es ja gut mit Ihnen und will Ihnen nachher noch die schönsten Lackerbissen aufstischen, dies Essen ist vom Domestikentisch; es ist heute Besuch bei der Herrschaft, da wird spät gegessen, aber es bleiben gute Dinge übrig, die sollen Sie haben. Es gefällt Ihnen wohl schlecht in meiner Stube, aber gedulden Sie sich nur, Sie werden noch angenehme Unterhaltung finden. Der Rittmeister wird gleich kommen, er legt hier immer seine Sachen ab und sieht sich ein Bißchen in dem Spiegel; der wird sich freuen ein so hübsches Dämchen hier zu finden.“

„Wenn die Herren dies Zimmer benutzen, so hätte man mir wohl ein anderes anweisen oder mir abfragen können. Ich werde gleich nach Hause gehen,“

sagte die Putzmacherin, stolz und empfindlich ihre Sachen zusammenpackend.

Aber in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und ein Husarenoffizier stürmte herein; er stuzte bei ihrem Anblicke und gab einige Beifallszeichen von sich. Es war der Bruder der Präsidentin und Ida fühlte sich verpflichtet deshalb höflich gegen ihn zu sein. Sie hatte ihn schon früher öfter gesehen und kleine Neckereien von ihm hinnehmen müssen, sie fürchtete jetzt eine Wiederholung derberer Art, da er sie allein traf.

Es war eine der ältlichen Adonisgestalten, deren jede Armee so viele aufzuweisen hat; der Schnurrbart, ein Meisterwerk von Dressur, schmal und steif wie ein getheerter Bindsaden, war sein Hauptaugenmerk. Eine geistreiche Dame vom Theater hatte ihm einst gesagt, es wäre ein Gedankenstrich in seinem Gesicht, worüber er sich lebhaft geschmeichelt gefühlt hatte und seitdem noch sorgfältiger dahin strebte, die wagerechte Linie inne zu halten. Die linke Hand war stets beschäftigt diesen kostbaren Bart leise zu drehen; er zeigte dadurch zwei Schönheiten, denn er hatte weiße und kleine Hände. Die stark gekrümmte Nase gab dem Gesicht einige Aehnlichkeit mit einem Raubvogel. An den Augen waren die Fußstapfen der Zeit, die Krähenfüße, bereits sehr sichtbar. Dennoch galt er für einen hübschen Mann, hielt es deshalb für gerechtfertigt die Manieren eines Don Juan zu zeigen. In der jungen Putzmacherin witterte er schon seit längerer Zeit eine willkommene Beute und begann die Art der Galanterien auszukramen, die ihm für diese Fälle geläufig waren; er liebte es sich in solchen weiblichen Kreisen zu bewegen, wo er seine Worte nicht auf die Goldwage zu legen brauchte.

Indessen wußte er, daß Ida nicht leichtfertig war, ihre hold erröthende Sprödigkeit hatte ihn schon oft mit dem Verlangen erfüllt, dieselbe zu überwinden. „Widerstand bei einer Grisette wirkt reizend wie Champagner Schaum,“ pflegte er zu sagen. Er ergriff die gute Gelegenheit das junge Mädchen allein zu sehen und war so schlau durch die cavaliermäßigste Höflichkeit, wie sie nur einer Dame gegenüber gebräuchlich ist, sie zu verblenden und arglos zu machen.

Ida würde gegen ein dreistes Benehmen auf ihrer Hut gewesen sein und sich gewiß bei der geringsten Freiheit, die sich der Rittmeister erlaubt hätte, gleich zu entfernen gesucht haben, aber sie fühlte sich erst verlegen und dann geschmeichelt als er sie in eine wohlgesetzte Unterhaltung verslocht. Im Laufe derselben

sagte er ihr alsdann Dinge ganz ungestraft, die sie mit andern Worten im höchsten Grade beleidigt haben würden. Er sprach von ihrer köstlichen Gesichtsfarbe, von ihrer Aehnlichkeit mit einer berühmten Schönheit des Theaters, der sie nur an seinem Anstande und vornehmer Miene überlegen sei; er fragte ob sie nicht das neue Stück sehen und von ihm ein Billet annehmen möchte. Er deutete sogar seine Lust an ihr ein Geschenk zu machen, ein Kleid von der Farbe der Kornblume müsse zu ihrem Teint gar zu reizend aussehen.

Das junge Mädchen lehnte zwar Alles ab, aber es wallte doch unruhig und sinnverwirrend in ihrem Herzen auf; sie athmete erst frei als der Besucher durch die Ankunft anderer Gäste verschreckt wurde. Er verließ sie mit dem Wunsche sie baldigst wiederzusehen und gab dem Bedienten Befehl, Niemanden mehr in das Zimmer zu führen.

Ida arbeitete nun ungestört weiter, aber ihre Gedanken waren nicht dabei; sie horchte auf das Gläserklingen und das laute Lachen im Speisesaal. Das Verlangen nach Lebensgenuß wurde durch diese fröhlichen Töne in ihr mehr als jemals rege. Sie überlegte ob es wohl anginge das Anerbieten für's Theater anzunehmen, und die verlockende Aussicht sich mit einem dunkelblauen Kleide beschenken zu lassen, schwebte ihr auch immer wieder vor. Ein weißes Basthütchen mit Kornblumen konnte sie sich leicht selbst dazu verfertigen und einen reizendern Frühjahrsanzug besaß gewiß keine Dame der Stadt!

Aber allein in das Theater zu gehen wäre doch gar zu unpassend gewesen und ein Geschenk von einem Herrn anzunehmen wäre für ein junges Mädchen fast ein Verbrechen. Sie schämte sich nur einen Augenblick an die Möglichkeit gedacht zu haben und verspürte große Neigung sich durch rasches Nachhausegehen der Versuchung zu entziehen. Aber noch ehe sie den heilsamen Entschluß ausführen konnte, kam die Kammerjungfer der Präsidentin und brachte ihr einige gute Bissen, die von der herrschaftlichen Tafel übrig geblieben waren, auch sogar einige Gläser Wein. Sie erzählte, daß der Herr Rittmeister sie damit beauftragt hätte und die Frau Präsidentin sei beim Diner so guter Laune geworden, daß sie ihr die Erlaubniß gegeben mit der Putzmacherin ins Theater zu gehen.

Ida wollte noch einige Bedenklichkeiten dagegen erheben, aber die Kammerjungfer war noch viel begieriger auf das Vergnügen als sie selbst und so ließ sie

sich dazu überreden, obwohl ihr ein wenig bekommen zu Muth war.

Kurz ehe sie fortgingen kam der Rittmeister noch einmal in das Zimmer, um sich seinen Mantel zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Paris und London.) Ein englisches Blatt bemerkt: Einiges in London ist das gerade Gegentheil von dem in Paris. So tragen unsere Soldaten rothe Röcke und blaue Hosen, die französischen dagegen blaue Röcke und rothe Hosen. Die Pariser bezahlen beim Einsteigen in einen Omnibus, die Londoner bei dem Aussteigen. In London sind alle Kloaken unter der Straße, in Paris kann sich jeder (durch seine Nase) überzeugen, daß es dort nicht der Fall ist. In London stehen die Wäscherinnen neben dem Waschfasse und haben die Wäsche in diesem; in Paris stehen die Wäscherinnen in dem Fasse und waschen die Wäsche in dem Flusse. In England weichen die Wagen einander links aus, in Frankreich rechts. In England tragen die Offiziere ihre Uniform so selten als möglich, in Frankreich so gut wie immer. In den englischen Büchern befindet sich das Inhaltsverzeichnis am Anfange, in den französischen am Ende. In den englischen Gerichtshöfen ist das Verbrechen eines Angeklagten zu beweisen, ehe er für schuldig erklärt werden kann; in den französischen wird seine Schuld vorausgesetzt und er hat seine Nichtschuld zu beweisen. In englischen Gasthöfen giebt es Stubenmädchen zum Reinigen der Zimmer und zum Bettmachen; in den französischen besorgen dies Männer. In England tragen die Träger die Lasten auf dem Kopfe, in Frankreich auf dem Rücken. In London ist alles Betteln auf den Straßen verboten, in Paris giebt es etwa 200 privilegierte Bettler, deren jeder ein dies anzeigendes Schild an sich trägt. In London giebt es eine Menge Leute, welche für die Fußgänger die schmutzigen Straßen lehren, in Paris sind solche nützliche Personen unbekannt.

(Schlaf und Traum.) Ein Londoner Arzt hielt kürzlich eine Vorlesung über diese interessanten, aber noch fast ganz unerklärten Vorgänge im menschlichen Körper und er gab vielfache Erläuterungen. Ein chinesischer Mörder, der den Tod durch Entziehung des Schlafes erleiden sollte, starb am neunten Tage. Das Schlafbedürfnis ist bei verschiedenen Personen verschieden, es beträgt aber im Durchschnitt acht Stunden täglich. Die den Schlaf besonders begünstigenden Umstände sind Stille, Wärme, Sättigung und vor allen Gemüths- und Gewissensruhe. Den Schlaf erklärte der Vorleser als zeitweiliges Aufheben des Bewußtseins und den Traum als theilweises Aufleben des Bewußtseins. Erstarrung durch Kälte oder in Krankheit ist nicht Schlaf. Der Schlaf habe, fuhr der Vorleser fort, Aehnlichkeit mit einem chemischen Prozesse, in welchem das Gehirn aus dem Blute das wieder erhalte, was es während

des Wachens durch die Geistesthätigkeit verloren. Um den Zustand des Gehirns im Schlafe zu beobachten, chloroformirte er einen Hund, nahm ihm in der Betäubung ein Stück von der Hirnschale hinweg und ersetzte dasselbe durch ein Glas. Dabei fand er, daß während des Schlafes des Hundes die Blutgefäße vergleichsweise leer waren, die Arterien ihre hellrothe Farbe verloren und die blaue der Venen annahmen, das Gehirn etwas zusammenfiel, so daß ein leerer Raum entstand, der sich mit Gehirnsflüssigkeit füllte. Als der Hund erwachte, nahmen die Aderu ihre frühere Thätigkeit wieder auf und das Gehirn füllte den ganzen Schädelraum aus.

(Ein neuer Roman.) East Lynne *) heißt der neue dreibändige Roman, den die Times vor einiger Zeit als den besten der Saison bezeichnet hat. Es ist kaum denkbar, daß nach allen den Tausenden von guten und schlechten Romanen die menschliche Erfindungsgabe noch nicht erschöpft, daß dem großen Buche des Lebens noch immer neue Seiten abzugewinnen sein sollten; daß dem dennoch so ist, das hat die geniale Verfasserin des vorliegenden Werkes glänzend bewiesen. In der Regel schließen alle Romane mit der Heirath ab; der gegenwärtige fängt damit an und entwidelt uns eine Reihe Gemälde aus dem ehelichen Leben, die uns aufs Höchste interessieren und auf eine seltene Weise zu fesseln vermögen. Was man auch vom ästhetischen Standpunkte an dem Buche anzusehen haben mag, wie viel Unwahrscheinliches es uns auch zumuthet zu glauben, so söhnt uns doch die vollendete Charakterzeichnung mit der Verfasserin vollkommen aus, welche es versteht bis zur letzten Seite uns gespannt zu halten. Einem vollkommeneren und dabei durchaus nicht unnatürlichen oder hochgeschraubten oder romanhaften Charakter als der männlichen Hauptfigur der Erzählung, Archibald Carlyle, erinnern wir uns nicht irgend wo in Romanen begegnet zu sein. Auch die Zeichnung der Nebenfiguren ist durchaus musterhaft. Von der eigentlichen Heldin des Buches, der unglücklichen Lady Isabella kann man nur sagen, daß weit mehr gegen sie gesündigt worden als sie gesündigt. Am verfehltesten schien es uns von der Verfasserin zu sein, daß sie die schwache und aufs Aeußerste gereizte und doch so schnell reuige Sünderin so tief fallen läßt, daß die Rückkehr unmöglich wird; aber freilich hätte ihre Erzählung eine ganz andere Wendung nehmen und die abenteuerliche factische Rückkehr, die den Haupttheil des Buches bildet und so erschütternd auf den Leser wirkt, unterbleiben müssen oder hätte vielmehr einen andern Verlauf genommen. Indessen rechten wir mit der Verfasserin so viel wie wir wollen, so wird doch Niemand, der das Buch in die Hand nimmt, es ungelesen lassen können und wir werden ihr die größten Vorzüge der treuen Darstellung wirkungsvoller Situationen nicht absprechen können. Ehefrauen zumal werden der Verfasserin sicher die Palme zuerkennen.

D. A.

(Streichhölzchen.) Zu den mancherlei Erfindungen, die

*) East Lynne by Mrs. Henry Wood. In three Volumes. Leipzig, B. Tauchnitz. (Deutsch von Heinrich v. Zimmer. Leipzig, Boigt u. Günther.)

erst in den letzten Decennien gemacht, so allgemein und so verbreitet in den Gebrauch des täglichen Lebens übergegangen sind, daß man jetzt ihren Mangel stündlich fühlen würde, ja kaum ohne sie fertig zu werden vermöchte, gehören auch die Streichhölzchen. Dieselben haben alle andern Weisen Feuer anzumachen so gänzlich aus dem Felde geschlagen, daß sie höchstens noch als eine Art von Rarität angestaunt und im Falle der Noth benutzt werden — in den fernem Westen Amerika's, in das Innere Asiens und Afrika's, überallhin sind die Streichhölzchen zugleich mit den Pionieren der Civilisation vorgebrungen und gehören, wie die Erzählungen der Reisenden uns lehren, zu den Gegenständen, welche die Wilden und Eingebornen mit Staunen, zugleich aber mit dem Wunsche erfüllen, dieselben zu besitzen.

Der Verbrauch von Streichhölzchen hat in den letzten Jahren einen wahrhaft kolossalen Aufschwung genommen, wie schon daraus hervorgeht, daß man in Frankreich daran denken konnte, durch eine geringe Besteuerung derselben, wenn auch nicht den Finanzen aufzuhelfen, so doch eine neue ergiebige Einnahmequelle zu öffnen. In demselben Maße hat denn auch die Fabrication zugenommen und wie über so manches Andere, verspricht auch hierüber der raisonnirende Katalog der bevorstehenden Londoner Weltausstellung Aufschluß und einen Anhaltspunkt für interessante Vergleiche zu geben. Obgleich aus naheliegenden Gründen fertige Streichhölzchen 1851 in dem Ausstellungsgebäude nicht zugelassen wurden, machte doch der Katalog das Publicum in weitem Kreise mit der ungeahnten Ausdehnung ihrer Fabrication in Deutschland bekannt und die beigefügten Preise, welche einem Engländer lächerlich billig erscheinen mußten, dienten dazu, den bisher nur ihrer zierlichen Form wegen beliebten „German matches“ allgemeinen Eingang zu verschaffen. Nach den damals gegebenen Daten hat sich die Fabrication von Streichhölzchen, die 1834 in Darmstadt begann, rasch über alle Theile Deutschlands verbreitet, und lieferten acht große Fabriken in Hessen-Darmstadt bereits im Jahre 1850 wöchentlich eine halbe Million solcher Schachteln, von denen eine jede 1000 bis 5000 Stück enthielt. Oesterreich und Bayern brachten ihr Fabricat bei Hunderten von Centnern in den Handel und die Preise waren so gering, daß sie jeder Concurrrenz Trost boten. Eine Zeitschrift für Chemie enthielt kürzlich die Angabe, daß Pollak in Wien und Fürth in Schützenhofen so viele Arbeiter beschäftigen, daß sie wöchentlich fast tausend Millionen Streichhölzchen liefern. Auch in England hat die Fabrication in diesem Zeitraume sowohl an Ausdehnung gewonnen, wie auch bedeutende Fortschritte gemacht. So giebt es in Lancashire eine Fabrik, die vierhundert Arbeiter beschäftigt, die einen Holzvorrath im Werthe von 10,000 £ stets auf dem Lager hat, die wöchentlich eine Tonne Schwefel und eine Tonne Leim verbraucht und wöchentlich mehr als 40 Millionen Streichhölzchen liefert. Das dazu nöthige Material wird theils in bereits zerschnittenen Blöcken importirt

wie allein Schweden deren 30,000 jährlich liefert, theils wird es im Lande selbst zugerichtet und zerschnitten. Man verwendet zu diesem Zwecke nur das allerbeste Tannenholz, aus dem einfachen Grunde, weil schlechteres Holz mit Astlöchern und Unregelmäßigkeiten die Maschinen beschädigen würde. Die drei Zoll dicken Bohlen werden von kreisförmigen Sägen in etwa vier Zoll lange Blöcke zerschnitten; diese kommen dann in eine Maschine von besonderer Construction. Fünfzig bis sechzig sehr scharfe Messer stehen mit der Spitze in einer Reihe und zwar in einer Entfernung, welche der Dicke eines Schwefelhölzchens entspricht. In Folge einer kleinen Bewegung des Gestells, in dem sie sich befinden, machen sie gleichzeitig einen Einschnitt in die Oberfläche des Blocks, während ein langes scharfes Messer in der entgegengesetzten Richtung eine ganze Scheibe abschneidet: beide Bewegungen werden durch eine besondere Vorrichtung an dem Gestell unmittelbar nach einander ausgeführt. Fünf Blöcke liegen auf einer flachen eisernen Unterlage in einer Reihe, so daß die Fibern im Holze horizontal sind. Die Schnelligkeit, mit der sie zerschnitten werden, ist überraschend: die Messer machen hundert und zwanzig Bewegungen hin und her in der Minute; durch jede Bewegung werden zweihundert und fünfzig Splitter abgeschnitten und da jeder derselben die Länge von zwei Streichhölzchen hat, so werden sechzigtausend Streichhölzchen in der Minute gemacht. Die vierzölligen Stücke fallen sofort in einen Trog, aus dem sie in eine Trockenstube gebracht werden; sobald sie trocken sind, werden sie in Bündel verpackt und an die eigentlichen Fabricanten verkauft, die jeden einzelnen Splitter noch einmal halbiren. Auf den Umfang einer solchen Fabrik kann man daraus schließen, daß täglich sechzig bis siebzig große Bohlen zerschnitten werden.

Die in Bündel zusammengebundenen Hölzchen werden dann mit beiden Enden in ein Gefäß eingetunkt, in dem sich geschmolzener Schwefel befindet; dann erst sind sie so weit fertig daß sie mit einer chemischen Mischung bestrichen werden können. Diese enthält nun in den verschiedenen Fabriken mannichfach verschiedene Bestandtheile; die Art und Weise indessen sie aufzutragen ist dieselbe. Die mit Schwefel versehenen Hölzchen werden zu dem Ende von Kindern in eine Reihe eingekerbter Bretter so gelegt, daß sie fest liegen und ohne sich zu berühren mit beiden Enden hervorragen. Rasch werden tausend so in eine Reihe gelegt und nun wird das Gefäß, in dem sie enthalten sind, auf einen erwärmten Stein hinabgesetzt, auf dem die betreffende Masse in flüssigem Zustande ausgegossen ist. Jedes Hölzchen kommt so damit in Berührung und wird dann getrocknet. Hierauf füllen kleine Mädchen die Streichhölzchen in die Schachteln ein; mit einer Handbewegung werden dieselben aus einem Gefäß, das in der Regel fünfzig Vertiefungen enthält, herausgestrichen und ordentlich in die Blöcke gepackt, von denen ein kleines Mädchen täglich drei bis vier Tausend zu füllen vermag.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfiche 6 Thlr.,
mit Stabfichen 8 Thlr.

Nietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

Einige weinrothe Herrengesichter lugten durch die Thür als der Rittmeister mit dem jungen Mädchen ein Paar freundliche Worte sprach und mit einer beinahe väterlichen Miene unter das Kinn desselben griff.

Ida entzog sich dieser Liebkosung so rasch und geschickt, daß ein lautes Bravo der zusehenden Herren erschallte und der Rittmeister ein wenig verlegen sich zurückzog. Als die Herren fort waren, machte die Kammerzofe der Putzmacherin Vorwürfe, daß sie nicht artiger gegen den Bruder ihrer Herrschaft gewesen wäre. Sie war alt und häßlich, für ihre eigene Rechnung hatte sie nie ein galantes Verhältniß anspinnen gekonnt; es für fremde zu thun, schien ihr einigermaßen eine Entschädigung zu sein; sie liebte es sehr dabei ihre Mitwirkung geltend zu machen und betrachtete den Theaterbesuch als einleitendes Vorspiel zu einem kleinen Roman zwischen dem Rittmeister, den sie seiner Freigebigkeit wegen sehr hochschätzte und der Putzmacherin, der sie nicht wohlwollte, weil sie jung und hübsch war; eine Strafe dafür konnte ihr nicht

leichter zugezogen werden als durch den Umgang mit einem Don Juan. Die Vertraute und Vermittlerin eines solchen Verhältnisses zu sein hat für manche Naturen denselben Reiz, den ein Zuschauer bei gewagtem Spiele empfindet. Sie suchte das junge Mädchen möglichst zu zerstreuen, damit nicht hinderliche Bedenklichkeiten bei ihr aufstiegen. Sie holte ihre besten Bänder und Tücher herbei, um sie noch mehr herauszuputzen zum Theater, aber Ida bestand darauf vorher nach Hause zu gehen, um von ihren eigenen Sachen noch nothwendige Verbesserungen an ihrer Toilette zu machen.

Sie gab diesen Grund als dringend genug an, eigentlich zog sie aber heimlich noch ein anderer nach Hause. Es war ihr eingefallen, daß sie um Garlieb's Begleitung für den Abend gebeten hatte. Sie mußte ihn doch wissen lassen, daß sie ihren Plan änderte und hoffte er würde sich dazu verstehen sie aus dem Theater abzuholen. Unwillig folgte ihr die Kammerzofe zu ihrer Wohnung und schalt laut über die Verzögerung, welche dadurch entstehen mußte.

Ida's Mutter war sehr verdrießlich über den Einfall ins Theater zu gehen, anstatt zu arbeiten. Die geschwätzige Kammerzofe that ihr Möglichstes in Schmeicheleien und Vorspiegelungen, um die strenge Frau zu beschwichtigen. Es versang nichts bei ihr, denn sie war taub für Einflüsterungen der Eitelkeit und trug sich schon lange mit bösen Ahnungen, daß Vater und Tochter durch die thörichten Bestrebungen vornehmer zu werden und sich feinere Genüsse zu verschaffen, ins Ver-

berben stürzen würden. Sie murmelte vorwurfsvoll gegen Ida gewendet:

„Ich muß alle Sorgen allein tragen, Du bist den ganzen Tag außer dem Hause; Du bekümmerst Dich nicht einmal um den Vater, er hat heute wieder seinen bösen Tag gehabt.“

„Wo ist er? Ich will ihn bereben mich ins Theater zu begleiten,“ rief Ida.

„O gib Dir keine Mühe, der ist seinem Vergnügen schon längst nachgegangen und hat das Bischen verdiente Geld mitgenommen.“

„Hat er denn die Arbeit an dem Schranke des Geheimraths auch gewiß gut gemacht?“

„Er ist wenigstens mehrmals deshalb hin- und hergelaufen und war sehr übellaulig dabei.“

„Und wo ist denn Garlieb? Könnte er mich nicht aus dem Theater abholen, liebes Mütterchen?“ bat Ida schmeichelnd und der Gewährung ihrer Bitte gewiß, denn sie hatte recht gut gemerkt, daß der neue Geselle das besondere Wohlwollen der Meisterin gewonnen. Wider Erwarten antwortete diese unfreundlich und heftig:

„Auf den kannst Du lange warten, der ist schon vor dem Beginn des Feierabends hinübergegangen zu der Aepfelsfrau. Er bat mich um Erlaubniß. Die Arbeit war fertig, der Vater nicht zu Hause, ich konnte nichts dawider sagen. Es ist heute drüben das Nähkränzchen, die frommen Generalstöchter gingen schon um fünf Uhr hin. Ich hätte nicht gedacht, daß Garlieb auch danach trachtet mit vornehmen Leuten zu verkehren, aber er machte sich ganz fein, als gälte es einer Staatsvisite.“

„Generalstöchter gehen zu einer Aepfelsfrau?“ fragte die Kammerzose verwundert.

„Ja das soll Demuth und Frömmigkeit nach der neuen Mode sein, sie lesen der alten tauben Frau aus der Bibel vor und nähen mit der Tochter zusammen Kinderzeug für arme Wöchnerinnen. Zuletzt singen sie gemeinschaftlich fromme Lieder, daß kein Mensch in der Nachbarschaft einschlafen kann. Bei Tage läuft das Bettelvolk scharenweise in das Haus, um sich die genähten Sachen zu holen. Es ist eine unangenehme Nachbarschaft.“

„Für arme Wöchnerinnen zu nähen, ist ja auch ganz unanständig,“ eiferte die Kammerzose, hoch erfreut, daß sie endlich einen Gegenstand gefunden, der die Sprachorgane der Meisterin in Bewegung setzte und ihr einige Gelegenheit zur Aburtheilung ihrer Nebenmenschen gab, ein Vergnügen, das sie sich so oft wie irgend möglich bereitete. Die Leute zu verspotten

und zu verleunden, die einer religiösen Richtung angehören, sah sie als eine besondere Beweisführung für den hohen Grad ihres Verstandes und ihrer Aufklärung an, wie dies auch viele Menschen thun, die es sehr übel nehmen würden, wenn man sie auf dieselbe Stufe mit dieser untergeordneten Person stellen wollte.

Ida eilte unterdessen in die obere Etage, wo sie vom Flurfenster in das gegenüberliegende Haus sehen konnte. Es bot sich ihr ein recht gemüthlicher Anblick dar. Um die helle Lampe saßen eifrig nähernd die beiden Generalstöchter und die verkrüppelte Sängerin; vor ihnen lag wieder der kleine Troussseau von Kinderfächelchen zierlich geordnet und wenn ein Stück fertig wurde, legte man es mit sichtlich Befriedigung dazu.

Garlieb saß mitten im Kreise, er trug ganz herrenmäßige Kleidung und sah fast wie ein Gelehrter oder Geistlicher aus. Er las aus einem großen Buche vor und schien von froher Andacht dabei besetzt zu sein. Die alte taube Obsthändlerin saß mit gefalteten Händen ihm gegenüber, unbeweglich wie ein Bild. Die arme kleine Näherin, ihre Tochter, müßigte die fleißige Hand von Zeit zu Zeit ab, um sich verstohlen eine Thräne der Rührung aus den Augen zu wischen. Wohl noch nie waren Thränen über ein so glückstrahlendes Gesicht geflossen. Das Nähkränzchen war ein Wonnetag in diesem bescheidenen Leben.

Es war entstanden aus dem Bestreben der „pietistischen“ Kreise der Provinzialstadt, den Sinn für Religion und Wohlthätigkeit auch in den untern Ständen zu wecken. Ein Jungfrauenverein hatte sich zu diesem Zwecke gebildet, es wurden einige Mitglieder beauftragt in die Häuser zu gehen, wo sie empfängliche Seelen vermutheten, kleine Zweigvereine zu bilden, die sich mit frommer Lectüre und mit Näharbeit für ein neugegründetes Kinderkrankenhaus und eine Anstalt zur Unterstützung armer Wöchnerinnen beschäftigen sollten.

Ida hatte oft darüber mit Nachbarn und Bekannten gelacht, wenn die vornehmen Damen in die Wohnung der Obsthändlerin kamen und diese trotz ihrer Armuth noch Almosen hergab und ihre Tochter unentgeltlich nähen ließ; aber es wurde ihr ganz seltsam zu Muth als sie jetzt hinüberjah, sie fühlte eine Art Beschämung und Neid, daß sie ausgeschlossen war aus dem Kreise der Erwählten, daß man sie offenbar für zu oberflächlich und weltlustig gehalten, um ihr anzubieten daran Theil zu nehmen. Sie mußte sich freilich sagen, der Vorwurf sei gerecht, denn sie stand ja eben im Begriff sich für das Theater zu putzen!

Die Mahnung zur Eile, von ihrer ungebildigen Begleiterin ausgehend, machte ihren Reflexionen ein Ende; sie nahm einen ungewöhnlich zärtlichen Abschied von der Mutter, die schnell versöhnt ihre Liebkosungen erwiderte und ihr neckend zuflüsterte, daß sie dem Gesellen bestellen wolle, wie sehr sie gewünscht, er möge sie aus dem Theater abholen. Ida protestirte zwar eifrig dagegen, aber es wäre ihr doch nicht unlieb gewesen, ihn durch die Macht ihrer Reize trotz seiner Frömmigkeit zu einer solchen Inconsequenz verlocken zu können.

Im Theater war es schon sehr voll, man mußte sich durchdrängen, um auf die Sperrsitze zu gelangen, denn so vornehme Plätze wurden durch die geschenkten Billets erschlossen. Ida war wie geblendet von dem Gedränge der vielen geputzten Menschen, sie kam sich ganz unscheinbar und geschmacklos gekleidet unter ihnen vor; daß sie von allen Seiten mit aufmerksamen Blicken verfolgt wurde, schob sie nur auf diesen Umstand, bis ihre Begleiterin ihr zuflüsterte: „Sie machen förmlich Aufsehen durch Ihr hübsches Gesicht, aus der Offiziersloge richten sich alle Augengläser hierher.“

Im ersten Augenblick fühlte das junge Mädchen sich verletzt und verlegen durch diese Aeußerung, aber die geschmeichelte Eitelkeit wirkte doch bald bei ihr und vergnügt blickte sie nach einiger Zeit um sich.

Ida war selten im Theater gewesen, der ungewohnte Glanz erschien ihr ganz feenhaft. Die rothen Sammetbrüstungen der Logenreihen bildeten einen wohlkleidenden Rahmen um die schönen Frauen; die bunten und blizenden Uniformen im ersten Range, deren Inhaber mit heitern und stolzen Sultansmienen dasaßen als hinge es nur von ihnen ab, welche Dame den Schönheitspreis erhalten sollte, gaben den Hintergrund ab. Das Gaslicht, das sich in dem Kristall der Kronleuchter vielfältig spiegelte und den mystischen Zauber künstlerischer Tageshelle, verbunden mit dem tiefen plastischen Schatten, der ihm eigen ist, über die Versammlung ausgoß, that auch das Seinige um die Phantasie zu erregen und die Stimmung zu erhöhen. Sogar die verpönten Störungen, wie das Klappen der Logenthüren und Sperrsitze, das prüfende Streichen auf den Instrumenten, das brausende Summen der vielen Menschenstimmen durcheinander, vermehrten das Vergnügen und die Spannung der Erwartung bei dem jungen Mädchen. Als nun endlich eine rauschende heitere Musik das Haus durchfluthete und der Vorhang aufrollte, da dachte sie noch nie so glücklich gewesen zu sein und hielt alle Anwesenden auch dafür; natürlich

täuschte sie sich hierin gar sehr. Wenn man bei dem lustigen Lärm und den fröhlichen Gesichtern es auch nicht für möglich halten sollte, jedes Herz hatte doch gewiß seinen innerlichen Klagelaut und seine trübe Sorgenmiene! Um auf einige Augenblicke diese zu verschrecken und jenen zu übertönen, sucht der Mensch ja überhaupt nur die Zerstreuungen, sie sind nur Palliativmittel, die keine wirkliche Heilung gewähren. Wehe dem Menschen, der im Vergnügen sein Leid vergessen will, er wird sich überall bitter getäuscht fühlen.

Auch Ida's Heiterkeit war nicht von langer Dauer; das Stück, welches gegeben wurde, erinnerte sie zu lebhaft an ihre eigene Lage und versetzte sie dadurch in eine peinliche Aufregung. Es war ein sogenanntes Volksstück aus dem Französischen, deshalb enthielt es viel von der falschen Sentimentalität und der noch falscheren Moral dieser Gattung. Ida's Begleiterin zerfloß in Thränen, denn die Halbgebildeten sind stets am empfänglichsten für dergleichen Phrasen und Situationen, aber Ida fühlte sich ergriffen von mancher lebenswahren Schilderung, die wie eine Warnung in ihre Seele drang. Es handelte sich um ein junges Mädchen, das von schlaun Versuchern aus den höhern Ständen zu allerlei Mißgriffen verleitet wird, bis ihr Verlobter, eine ehrliche Seele aus dem Volke, sie rettet und wieder auf den rechten Weg bringt.

Es lag sehr nahe, daß Ida sich mit der Heldin verwechseln konnte. Unablässig war der Operngucker des Rittmeisters auf sie gerichtet, sie wagte die Augen gar nicht aufzuschlagen, hatte aber doch bemerkt, daß das Instrument von Ebenholz sich sehr vorthellhaft von seiner hübschen weißen Hand abhob, die er gern ohne Handschuhe dem Theaterpublicum zeigte. In der gegenüberliegenden Logenreihe, sah Ida auch den Sohn des Geheimraths, der sich ebenfalls mit blizenden Augen zu ihr niederbeugte und auf der Höhe der Gallerie glaubte sie Garliebs ernstes gutes Gesicht zu entdecken. Sie wollte freundlich zu ihm aufblicken, ihm zeigen, daß sie ihn allen Uebrigen vorzöge, aber er war verschwunden oder nie dort gewesen und sie hatte sich nur durch ihren Gedankengang täuschen lassen.

Beim Schluß der Vorstellung hoffte sie ihn doch zu finden; ohne diese Voraussetzung hätte sie sich vor dem weiten Heimwege gefürchtet, besonders da ihre Begleiterin ihr erklärte nicht mitgehen zu können, weil es so spät zu werden drohte. Sie fügte hinzu, daß es dem jungen Mädchen auch wohl nicht an Schutz

und Begleitung fehlen würde. Ida nickte dazu und dachte an Garlieb und merkte gar nicht, daß ein unheimliches Lächeln um den Mund der alten Kammerjungfer sich lagerte und daß sie mit den Augen ein seltsames Zwinkern nach der Logenreihe richtete.

Als der Vorhang fiel entstand ein furchtbares Gedränge; Ida hielt sich ängstlich am Arm ihrer Begleiterin fest und sah sich nach allen Seiten um, in der Hoffnung den Schutz zu finden, den sie sich wünschte. Aber zu ihrem Schrecken erblickte sie rechts nur Robert, der sich bemühte, zu ihr durchzudringen und links stand wie ein Keil eine Offiziersgruppe, deren Aufmerksamkeit offenbar ihr zugewendet war. Gradaeus konnte sie auch nicht ihren Weg nehmen, denn es drängten sich Wagen und stampfende Pferde in das Menschengewirr. Ida's Begleiterin machte sich von ihren fesselnden Händen hastig los und schob sie dicht an der Offiziersgruppe vorbei in eine dunkle enge Seitenstraße unter dem Vorwande, daß es der nächste Weg sei. Ängstlich über die unbekante Gasse, wollte das junge Mädchen den Arm der Kammerzofe ergreifen, aber diese war spurlos verschwunden, kein Ruf und kein Vorwurf ward beantwortet. Ida stand entsetzt still, dann wendete sie sich um, um sie wieder einzuholen, sie sah auch trotz der Finsterniß im Lichtschimmer des Theaterausganges eine dunkle Gestalt sich bewegen, das mußte sie sein, eilig lief das junge Mädchen darauf zu. Ein paar Arme umfingen sie und eine männliche Stimme rief sie zärtlich beim Namen; sie erkannte den Rittmeister.

Schrecken und Abscheu raubten Ida die Sprache, sie riß sich los und lief blindlings die dunkle Gasse entlang; daß ihre Begleiterin sie absichtlich da hineingeführt und sie dem Rittmeister überliefern wollte, ward ihr im Augenblick klar, wenn sie auch nicht recht begriff, wozu dieser Ueberfall verabredet war.

Auf Hilfe hoffte sie kaum so lange sie zwischen den Breterzäunen war, die sie trotz der Dunkelheit erkannte, denn ihre ausgestreckten Hände berührten dieselben von beiden Seiten. Wenn kein Hinderniß am Fußboden aufstach, so konnte sie im Laufen Rettung finden; aber die Füße wurden ihr bleischwer vor Angst, sie drohten ihr den Dienst zu versagen. Die Sporen ihres Verfolgers klickten dicht hinter ihr und sein keuchender Athem wurde schon fühlbar. Gleichzeitig rannte sie an einen harten Gegenstand, der ihrem Lauf ein Ziel setzte. Es war eine Art Barriere, die das Gäßchen vor Pferden und Wagen schützen sollte. Nur für

Fußgänger war ein schmaler Raum zum Durchpassiren gelassen.

Ida konnte die Stelle dazu nicht finden und wollte grade den Ausweg ergreifen, sich zur Erde niederzuwerfen, um unter dem Balken durchzukriechen, aber wie mit eisernen Klammern wurde sie in demselben Augenblicke von den Armen ihres Verfolgers umschlungen.

Ein durchdringender Schrei, ein Hilferuf entrang sich den Lippen des geängstigten Mädchens, er verhallte schaurig in der nächtlichen Stille, doch war es als naheten sich bald darauf Schritte.

„Seien Sie still, ich thue Ihnen ja nichts zu Leide, bedenken Sie welch ein Stadtgespräch entstehen würde, wenn man Sie hier im Dunkeln mit mir allein fände,“ raunte ihr der Rittmeister zu und suchte ihr den Mund mit Klüssen zu verschließen. Ida's Gegenwehr war so lebhaft, daß sein schöner Schnurrbart sich gänzlich auflöste und er in die heftigste Wuth gerieth. Sie schrie noch eymal laut um Hilfe; eine Stimme ließ sich als Antwort vernehmen: „wo sind Sie? Ich komme.“ Ida glaubte Garliebs Nähe zu erkennen und rief noch einmal.

Aber der Rittmeister schob sie mit gewaltiger Kraftanstrengung nach einer andern Richtung durch die enge Barriere, die auf der einen Seite in eine Straße und auf der andern in den unbefuchtesten Theil der Stadtpromenade führte. Ungepflastertes Erdreich, vom Regen aufgeweicht, machte hier das Gehen fast unmöglich. Der Rittmeister zog das junge Mädchen gewaltsam mit sich fort; sie horchte und spähte, aber vergebens, keine Tritte und keine Stimmen waren vernehmbar. Es war völlig menschenleer und öde ringsumher, nur der Wind heulte in den dürrn Bäumen und eine trübe Straßen-Laterne flackerte im Verlöschen noch zuweilen in unheimlichem röthlichen Lichte auf. Ida begann jetzt durch Bitten und Flehen ihre Freilassung zu erwirken; aber es wurde ihr stets mit widerwärtiger Zärtlichkeit geantwortet, wobei ihre Hände so festgehalten wurden, daß sie sich kaum bewegen, geschweige denn entfliehen konnte.

Plötzlich trieb ein Windstoß den Mantelkragen des Offiziers in die Höhe und wie einen schweren Schleier über Kopf und Gesicht. Um sich wieder herauszuwickeln mußte er die Hände gebrauchen und Ida loslassen, sie benutzte den Augenblick rasch, um einen erneuten Fluchtversuch zu machen, aber sie sank bis an die Knöchel in den lehmigen Boden und fühlte mit Verzweiflung, daß ihre Kräfte sie verließen und ein ohnmächtiger Schwindel sie erfaßte.

Durch das Brausen ihres angstgepeitschten Blutes hindurch vernahm ihr Ohr, daß ihres Verfolgers Flüche sich gegen einen andern Gegenstand als gegen den Sturmwind richteten; sie schaute mit umflorten Augen sich nach ihm um und sah wie ein anderer Mann mit ihm rang, indem er immer wieder den Mantelkragen über den Kopf des Rittmeisters zu schlagen suchte. Er wollte auf diese Art denselben zu Boden zu werfen, aber es gelang ihm nicht, der Rittmeister zog den Säbel und drang wüthend auf seinen Gegner ein.

Iba ermannte sich bei diesem Anblick, sie hatte keinen Zweifel mehr, daß es Garlieb war, der ihr zu Hilfe gekommen. Mit Schrecken fiel ihr ein, daß ein Offizier das Recht und die Pflicht hat, jeden Menschen niederzustecken, der ihn körperlich bedroht oder berührt.

Beim flackernden Schein der Straßenlaterne bligte das Metall des Säbels in wilden Schwingungen durch die dunkle Luft; Iba glaubte jeden Augenblick den Todeschrei des Getroffenen zu hören, sie sah, daß eine der ringenden Gestalten zur Erde stürzte und eilte, ihre eigene Gefahr vergessend, wieder zurück, um dem Verwundeten beizustehen.

Da kam im raschesten Laufe Garlieb auf sie zu, hob sie mit starkem Arme über die Untiefen des Weges und drängte sie hinter einige Bäume, die dort den Anfang der Promenade bezeichneten. Er flüsterte ihr zu sich still zu verhalten, damit der Verfolger sie nicht finden könne. Derselbe hatte sich bereits vom Boden aufgerafft und nahte unter Schelten und Fluchen dem Versteck. Er hielt den blanken Säbel noch in der Hand und stach damit in der Richtung der Bäume, wo er die Flüchtlinge richtig vermutete. In seinem Zorn war er offenbar zum Aeußersten entschlossen und Iba konnte vor Angst sich kaum noch aufrecht erhalten. Wenn er sie fand und entdeckte, daß Garlieb ihr Beschützer war, daß ein Handwerker sich ihm widersezt hatte, so mußte er Blut vergießen, schon seine Standesehre zwang ihn dazu.

Er rief wiederholt das junge Mädchen beim Namen, verhiess ihr fürstliche Belohnungen, wenn sie zum Vorschein käme und seinen Gegner ihm zeigte oder wenigstens näher bezeichnete, damit er denselben am andern Tage verfolgen und bestrafen könne. Iba wäre vor Schrecken und Angst vergangen, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß das blinkende Metall des Säbels immer mehr sich entfernte und nur bei den Bäumen niederfuhr, die ihnen nicht nah standen. Die

Dunkelheit täuschte das sonst so scharfe Auge des Rittmeisters; er vermochte keine Spur von den Flüchtlingen zu entdecken und ging endlich des Suchens müde dem Laternenschimmer nach, der in die Stadt zurückführen mußte.

Athemlos horchten die beiden jungen Leute auf das immer ferner klingende Klirren seiner Sporen. Als nichts mehr vernehmlich war, zog Garlieb das bebende Mädchen aus dem Versteck und fragte wohin er sie geleiten solle.

„O nach Hause, hier links von der Promenade muß ein Durchgang sein, der uns auf den nächsten Weg bringt. Wie soll ich Ihnen nur danken, Sie sind ja mein Retter mit Gefahr Ihres Lebens geworden!“ sagte Iba und schmiegte sich mit zärtlicher Hingebung an ihn, ihr Herz floß über vor Freude, daß die Gefahr beseitigt und daß Garlieb ihr durch dieselbe so viel näher getreten war.

Aber wie seltsam wurde ihr zu Muthe als dieser ihren Händedruck nicht erwiderte und frostig sagte, daß er nur Menschenpflicht geübt als er ihrem Hilfsrufe Folge geleistet.

„Was ist Ihnen, Herr Garlieb? Haben Sie etwas gegen mich?“ fragte Iba kleinlaut und beschämt über ihr unerwidertes Entgegenkommen.

„Es wird wohl nicht Ihr Ernst sein, Fräulein, mich nach meiner Meinung zu fragen; ich habe ja kein Recht Sie zu tadeln,“ war die frostige Antwort.

„Doch, doch, es ist mir an Ihrem Urtheil am meisten gelegen.“

„Ich dachte der Beifall von Offizieren und Geheimrathsföhnen wäre Ihnen wichtiger.“

„Nein, nein, ich ziehe Sie allen Männern vor, die ich bisher gesehen und die mir gehuldigt haben,“ sagte Iba in freudiger Aufregung, denn sie mußte glauben, daß die Eifersucht aus ihm rede; sie fühlte sich so glücklich und geschmeichelt durch diese Wahrnehmung, daß sie glaubte ihrer Empfindung freien Lauf lassen zu dürfen. „Wirklich, ich möchte Ihnen mein ganzes Herz zeigen, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen; erzählen Sie mir nur, wie es kam, daß Sie mein Retter wurden, daß Sie mich in der Dunkelheit fanden,“ setzte sie nach einer Pause ihre Rede fort, als der junge Mann durch sein fortwährendes Schweigen ihre Verlegenheit erweckte.

„Ich erfuhr von Ihrer Mutter, daß Sie im Theater waren und es wünschten, von mir abgeholt zu werden. Ich gehe zwar sehr ungern an solche Vergnü-

gungsorte, aber ich überwand mich. Ich harrete Ihrer am Ausgange, aber Sie kamen nicht; ganz zuletzt sagte mir der Logenschließer, den ich nach Ihnen fragte, Sie seien durch die Promenadengasse fortgegangen, er bezeichnete mir die Straße, durch welche ich bei raschem Gehen Sie vielleicht einholen könnte. Noch ehe ich die Straße entlang gegangen war, hörte ich Ihr Rufen und beeilte mich Ihnen zu Hilfe zu kommen," sagte Garlieb im trockenen Tone eines Berichterstatters.

"Mein Dank scheint Ihnen so gleichgiltig zu sein?" und als wieder keine Antwort erfolgte, sagte Ida mit leidenschaftlicher Erregung: „ich kann Ihr Schweigen und Ihr seltsames Benehmen nicht mehr ertragen, ich will wissen was Sie über mich denken, was Sie für mich empfinden?“

„Berachtung," flüsterte der junge Mann nicht minder leidenschaftlich erregt, aber sich zur äußersten Ruhe zwingend.

Wie vom Blitz getroffen blieb Ida stehen und entzog sich seinem führenden Arme; sie waren fast vor ihrer Wohnung angelangt und standen an der einzigen hellen Stelle der dunklen Schmiedegasse; der Schein von dem Lampenlicht der kleinen Näherin fiel dort auf die nassen Steine und bildete einen friedlichen Pharus für den stürmischen Abend. Aber dem jungen Paare leuchtete er zu Kampf und Feindschaft.

Es wäre für einen Beobachter ein anziehendes Schauspiel gewesen, bei dem friedlichen Lichte die beiden schönen Gesichter so zum Kampfe entbrennen zu sehen. Besonders Ida's Züge zuckten wie vom Wetterleuchten, weil die zwei mächtigsten Empfindungen der menschlichen Seele sich im jähen Wechsel folgten. Wo eben noch die weichen Regungen der Liebe sich ausgeprägt hatten, da veränderte jetzt plötzlich bitterer Haß den ganzen Ausdruck des Gesichts. Verschmäht und verachtet zu werden von dem Manne, dem es sein bestes heiligstes Gefühl dargeboten hat, ist unerträglich für ein weibliches Herz und kann jeden Blutstropfen mit Galle erfüllen.

„Sie haben durch Vergnügungssucht und Koketterie das Benehmen des frechen Mannes veranlaßt; ich habe Sie im Theater beobachtet und weiß von dem Bedienten der Präsidentin, daß Sie sich ein Billet schenken ließen und sich lange aufs Freundlichste mit ihm unterhielten. Haben Sie auch jetzt im ersten Schrecken seine übrigen Anerbietungen abgewiesen und sind vor ihm geflüchtet, es wird nicht lange dauern,

daß er Ihr weltlustiges Herz bethört und Sie zu einem gottlosen eiteln Lebenswandel verleitet," sagte Garlieb rasch und heftig.

„Engherziger Pietist, Sie haben gar kein Urtheil über mich, Sie möchten wohl von mir verlangen, daß ich mich einmauere und wie Ihre neue Freundin, die Tochter der Aepfelrau lebe; freilich sie hat ihre Mißgestalt zu verbergen.“

„Der Zorn macht Sie unweiblich, Sie triumphieren über das Gebrechen einer armen Mitschwester. Wüßten Sie, wie schön sie mir trotz desselben erschienen ist, Sie würden sie nicht verspotten.“ Er warf einen Blick andächtigen Wohlgefallens nach dem hellen Fenster hinaus; Ida fühlte denselben wie einen Dolchstich. Also war ihre vielgepriesene Gestalt in den Augen dieses jungen Mannes gar nicht vorhanden, er zog einen Krüppel ihr vor! Und wie gering dachte er von ihr, wie scharf hatte er ihre kleinen Eitelkeitschwächen beobachtet, wie wenig glaubte er an ihre Zurückhaltung, die sie doch ihrer Ansicht nach sowohl gegen den Geheimrathssohn wie gegen den Rittmeister vielfach bewiesen hatte.

Sie nahm sich vor Zorn gar nicht die Zeit sich zu vertheidigen, hastig zog sie die Klingel an ihrem Wohnhause und stürmte an der Mutter vorbei, die mit vergnügter Miene die Thür öffnete und Ida's schnelles Verschwinden in ganz entgegengesetzter Art auslegte. Garliebs Bewegung und Blässe entgingen ihrem Auge nicht, aber sie bildete sich ein, die Ursache dazu müsse ein beginnendes Liebesverständnis zwischen den jungen Leuten sein, welches ganz ihrem Wunsche gemäß war. Sie ersuchte eine bürgerlich bescheidene Verbindung für ihre Tochter, das sprach sie bei jeder Gelegenheit aus, wie dem Leser schon angedeutet worden ist. Nachdem sie dem Gefellen zuvorkommend höflich geseuchet und gute Nacht gewünscht hatte, eilte sie zu ihrer Tochter, die noch unten im Wohnzimmer war.

Aber wie erstaunte die Mutter, als sie das junge Mädchen laut schluchzen und im Zimmer umherlaufen hörte. Das paßte doch nicht recht zu den Erwartungen der Mutter; dennoch sagte sie prüfend:

„Nun, Idchen, erzähle mir doch was zwischen Euch vorgefallen ist, nicht wahr er hat Dir anvertraut, daß er Dich liebt, ich habe es längst gemerkt und habe nichts dagegen. Noch sind wir nicht so ruinirt, um Dir nicht eine gute Aussteuer geben zu können und Garliebs Vermögen wird hinreichen das Haus schuldenfrei zu machen. Sein Fleiß wird das Geschäft

bald wieder in Aufschwung bringen, aber ich glaube nicht, daß er es leiden mag Dich als Putzmakerin weiter arbeiten zu sehen, er sprach noch heute Abend darüber als er aus dem frommen Kränzchen kam.

„Was sagte er?“ rief Ida aufhorchend, die bis dahin ihr Gesicht mit dem Taschentuche verhüllt und bei der Rede ihrer Mutter immer heftiger geweint hatte, denn es wurde ihr klar, daß die Wünsche der Mutter mehr als sonst mit den ihrigen übereinstimmend und daß sie jetzt unerfüllt bleiben mußten.

„Er war so zutraulich und gesprächig wie noch nie,“ berichtete die Mutter ebenfalls redseliger wie sonst. Er erzählte mir von der alten Aepfelsfrau, unserer Nachbarin, die ich jetzt gewiß besser honoriren werde. Denke nur, die arme Frau, die wirklich nur bei Pfennigen mühsam ihr Brot verdient, giebt mehr Unterstützungen und Beiträge zu frommen Vereinen als manche reiche Leute in der Stadt. Und die Tochter näht am späten Abend, wenn längst Feierabend für alle Arbeiter ist, für kranke Kinder die niedlichsten Anzüge. Die Generalstöchter helfen ihr dabei und unterhalten sich während der Arbeit mit Singen und Beten. Garlieb hat ihnen vorgelesen und wird es öfter thun, wenn es seine Zeit erlaubt.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Aus Victor Hugos Roman „die Armen und Elenden.“) Der von uns bereits erwähnte lange erwartete Roman von V. Hugo ist in den ersten zwei Bänden (Leipzig, Steinacker) erschienen und erregt bereits die größte Aufmerksamkeit. Hier mögen ein Paar Stellen daraus mitgetheilt sein:

Blind und geliebt zu sein, ist auf Erden, wo es nichts Vollkommeneres giebt, eine der wunderbarst ausgesuchten Formen des Glückes. Wenige Glückseligkeiten kommen der gleich: ein reizendes Wesen, eine Frau, eine Tochter, eine Schwester neben sich zu haben, die da ist, weil wir ihrer bedürfen und weil sie uns nicht missen kann; zu wissen, daß wir der unentbehrlich sind, die uns nöthig ist; ihre Zuneigung stets an der Häufigkeit ihrer Anwesenheit zu messen und zu sagen: sie widmet mir ihre ganze Zeit, weil ich ihr ganzes Herz besitze; ihre Gedanken statt ihres Gesichts zu sehen; die Treue eines Wesens in der Verdunkelung der Welt zu erfahren; das Rauschen ihres Kleides wie Flügelrauschen zu vernehmen; sie hin- und her-, hinaus- und hereingehen, sprechen und singen zu hören und zu denken, daß wir der Mittelpunkt ihres Sehens, Sprechens und Singens sind; jeden Augenblick seine Anziehungsfähigkeit zu äußern und sich um so mächtiger

zu fühlen, je gebrechlicher man ist, kurz in der Finsterniß und wegen der Finsterniß das Gestirn zu sein, um das ein solcher Engel sich bewegt. Das höchste Glück des Lebens ist die Ueberzeugung geliebt zu sein, geliebt um seiner selbst willen, ja trotz seiner selbst, und diese Ueberzeugung hat der Blinde. In der Noth der Blindheit bedient zu werden, heißt geliebt zu werden. Mangelt ihm etwas? Nein. Wer die Liebe besitzt, hat das Licht nicht verloren. Und welche Liebe! Eine ganz aus Tugend bestehende Liebe. Wo Gewißheit ist, giebt es keine Blindheit. Die Seele sucht tastend die Seele und findet sie. Und diese gesunde erprobte Seele ist ein Weib. Eine Hand leitet den Blinden, — die ihrige; ein Mund berührt seine Stirn, — der ihrige; er hört dicht neben sich athmen, — sie ist es. Alles von ihr zu haben, von ihrer Verehrung bis zu ihrem Mitleiden, nie verlassen zu werden, sich auf dieses unerschütterliche Rohr zu stützen, mit seinen Händen die Vorsehung zu berühren und sie in seine Arme schließen zu können, die sichtbare Gottheit, — Welch Entzücken! Das Herz, diese unbekannte Himmelsblume, entfaltet sich zur ungeahnten Blüthe. Für alles Licht würde man diesen Schatten nicht hingeben; die Engel-Seele ist da; sie entfernt sich nur, um wiederzukehren; sie verschwindet wie ein Traum und erscheint wieder als Wirklichkeit. Man fühlt Wärme nahen; sie ist es! Und die tausend kleinen Sorgen und Aufmerksamkeiten und Kleinigkeiten, die aber unermesslich in dieser Leere sind! Die unbeschreiblichsten unnenntbarsten Töne der weiblichen Stimme wiegen den Blinden und ersetzen ihm die ganze ihm verschwundene Welt. Er empfängt Liebesungen von der Seele. Er sieht nichts, aber er fühlt sich geliebt. Das ist ein Paradies in Finsterniß. —

... Im Ausspüren dessen was die Leute thun ist Niemand eifriger als die, welchen es nichts angeht. „Warum kommt der Herr immer erst in der Dämmerung? Warum hängt Jener seinen Schlüssel niemals Donnerstags an den Haken? Warum geht er immer durch die Gäßchen? Warum steigt die Dame stets aus dem Fialer ehe sie an das Haus kommt? Warum kauft sie ein Buch Briefpapier, da sie doch genug Papier hat &c.“ Es giebt Leute, die, um solche Räthsel zu lösen, die für sie ganz gleichgiltig sind, mehr Geld, Zeit und Mühe aufwenden als sie zu zehn guten Werken brauchen würden und zwar für nichts, bloß ihres Vergnügens und ihrer Neugierde wegen. Sie gehen dem oder dem Tage lang nach, stehen ganze Stunden an Straßenecken oder unter Thorwegen, in der Nacht, bei Kälte und Regen und besetzen Dienstmänner, Fialerkutscher, Bediente, Kammermädchen und Portiers. Warum? Um nichts. Bloß um etwas zu sehen, zu erfahren, zu ermitteln, bloß weil sie die Zunge juckt etwas ausplaudern zu können. Und wie oft führt das Bekanntwerden solcher Geheimnisse, das Aufhellen solcher Dunkelheiten, das Auflösen solcher Räthsel bedauernswerthe Unfälle, Zweikämpfe, Bankerotte, den Ruin ganzer Familien, die Vernichtung einer Existenz herbei — zur Freude derer, welche „Alles entdeckt haben“ — aus reinem Instinct! Es ist traurig. Manche Menschen sind schlecht und

böswillig bloß weil sie reden wollen und reden müssen. Ihre Gespräche, ihre Unterhaltung im Salon, ihr Gerede im Vorzimmer gleicht den Ofen oder Kaminen, welche viel Brennmaterial brauchen. Ihr Brennmaterial ist der Rächse.

... In allen kleinen Städten giebt es eine gewisse Klasse junger Männer, welche fünfzehnhundert Francs in derselben Manier und Wichtigkeitherei brauchen wie ihres Gleichen in Paris und andern Hauptstädten zweimalhunderttausend; Menschen von der zahlreichen Art der Halbschürigen, die nichts recht, nichts ganz sind, etwas Grundbesitz, etwas Dummheit und etwas Geist haben, die in einem Salon Räpel sein würden, in dem Wirthshause sich aber für „feine Leute“ halten, die alle fünf Minuten sagen: „meine Wiesen, meine Wälder, meine Leute“, die Schauspielerinnen im Theater auspfeifen, um zu zeigen, daß sie Bildung und Geschmac haben, Handel mit den Offizieren der Garnison suchen, um ihren Muth zu beweisen, auf die Jagd gehen, trinken, gähnen, rauchen, nach Tabak riechen, Billard spielen, die Reisenden aus den Postwagen aussteigen sehen, im Kaffeehaus heimisch sind, im „Hôtel“ essen, einen Hund haben, dem sie die Knochen unter den Tisch vorwerfen, um Pfennige feilschen, die Moden übertreiben, Trauerspiele den Lustspielen vorziehen, die Frauen verachten, je älter um so stumpfer werden, nicht arbeiten, zu nichts nutz sind und auch nicht viel schaden. Wenn sie reicher wären, würde man sie Stutzer nennen; wären sie ärmer, bezeichnete man sie mit dem Worte: Tageiebe. So sind sie bloß Müßiggänger. Unter diesen Müßiggängern giebt es aber Langweilige, Selangweilte, Träumer und einige komische Kauze. In der damaligen Zeit (im Anfange der zwanziger Jahre) bestand ein Stutzer aus mächtigen „Vatermördern“, einer großen Cravatte, einer Uhr mit allerlei Gehänge daran, aus drei verschiedenfarbigen Westen übereinander, einem olivengrünen Frack mit kurzer Taille, Schwalbenschwanz und einer doppelten Reihe dicht aneinander aufgenähter bis auf die Achseln reichender silberner Knöpfe und aus hellen olivengrünen Beinkleidern mit Streifen oder Rippen an der Seite, die sich bis zu elf belaufen, aber über diese Zahl nicht hinausgehen durften. Dazu kamen Halbschieseln mit kleinen Hufeisen auf den Absätzen, ein hoher Hut mit sehr schmalen Krämpfen, das Haar in einem Büschel vorn, ein dicker Rohrstock und in dem Gespräche fortwährend Commis-Voyageur-Witze und Anekdoten. Sporen und ein Schnurrbart durften nicht fehlen. Damals bezeichnete der Schnurrbart den Civilisten und die Sporen den Fußgänger. Der Stutzer in der Provinz trug Sporen und Schnurrbart sehr lang. Es war die Zeit des Kampfes der südamerikanischen Republiken gegen den König von Spanien, Bolivars gegen Morillo. Die schmalkrämpigen Hüte waren die royalistischen und hießen Morillos; die Liberalen trugen breitkrämpige Hüte, die man Bolivars nannte.

... Das Wandern glücklicher Paare im Freien ist ein Aufruf an das Leben und an die Natur und lockt überall Lieb-

losungen und Lust hervor. Es war einmal eine Fee, welche die Wiesen und die Bäume ganz besonders für die Liebenden schuf. Daher kommt das ewige Schwärmen und Schlendern der Liebenden im Freien, das unaufhörlich von Neuem beginnt und so lange dauern wird als es Grün, Wiesen, Bäume und Liebende giebt. Daher auch die Vorliebe der Denkenden für den Frühling. Der Patrizier und der kleine Handwerker, der Herzog und der Bettler, die Leute vom Hofe und die aus der Stadt, wie man sonst sagte, alle sind Unterthanen jener Fee. Man lacht, man versteckt, man sucht sich; in der Luft liegt eine verklärende Helle. O welche Himmelfahrt ist die Liebe! Selbst Advocatenschreiber und Calculatoren werden Götter. Dieses Verfolgen im Graze, dieses Umschweifen im Fluge, die es Sprachtändeln, das wie süße Melodien klingt, diese Liebeserklärungen in der Art wie eine Silbe ausgesprochen wird, dieser Kirschentraub von Mund zu Mund, alles dies entzündet, berauscht, blendet wie ein Widerschein vom Himmel. Die schönen Mädchen lachen und schwätzen unter und von einander, als sollte es nie aufhören. Die Philosophen, die Dichter, die Maler sehen solches Entzücken und wissen nichts daraus zu machen, so ganz werden sie davon geblendet. . .

(Der kaiserliche Prinz von Frankreich) hat bekanntlich vor Kurzem sein sechstes Lebensjahr zurückgelegt. Als muthmaßlicher Thronerbe empfängt er die vielseitige Bildung, die sich mit den Rücksichten auf seine glückliche physische Entwicklung verträgt.

Ein Capitalpunkt seiner Erziehung ist unzweifelhaft das Benehmen, die Haltung, welche er vor der Oeffentlichkeit zu zeigen hat. Seine Umgebungen werden nicht müde, ihm alles das anzuempfehlen, was ihm die Liebe seiner zukünftigen Unterthanen zu erwerben geeignet ist. Der Prinz hat es denn auch in der Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit schon ziemlich weit gebracht und erfreut sich einer Popularität, die er neben den vorgenannten Eigenschaften zum Theil auch der frühzeitigen Bestimmtheit und Offenheit seines ganzen Wesens verdankt. Dabei hat der kleine Prinz schon ausgesprochene Neigungen und Sympathien. Diese sind freilich mitunter von der Art, daß es gefährlich sein würde, ihnen den Zügel schießen zu lassen und daraus entstehen denn zuweilen allerliebste Eigensinnszenen. Vor einigen Tagen wünschte der Prinz für seine gewöhnliche Spazierfahrt nach dem Bois de Boulogne so und so angezogen oder von dem und dem begleitet zu werden, kurz er verlangte etwas gerade Unpassendes. Man weigerte sich daher ihm zu willfahren, er aber wollte auf seinem Köpfchen bestehen und als ihm noch immer beharrlich opponirt wurde, rief er mit einer trotzigem Geberde aus:

„Ihr wollt also nicht? — Nun, dann werde ich dem Volke, anstatt es zu grüßen und ihm zuzulächeln, die Zunge zeigen!“

Man fürchtete, daß er die Drohung wahr machen könnte und — gab nach!

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Pietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

„Garlieb schien zu hoffen, daß wir Beide auch zuweilen daran Theil nähmen. Es wäre gewiß gut für den Vater — ach er ist heute wieder wie besessen gewesen; die Schlosserarbeit beim Geheimrath mußte wohl sehr gut bezahlt sein, er ging viel früher wie sonst ins Wirthshaus und kam schlimmer als jemals zurück. Ich höre Lärm oben, er schläft gewiß noch nicht, da wird der arme Garlieb einen harten Stand mit ihm haben. Wenn er erst mein Schwiegersohn ist, wollen wir ihn dafür entschädigen, nicht wahr Töchen?“

„Aber Mutter, Du irrst gänzlich, ich hasse ihn — und er verachtet mich! Er muß aus dem Hause, ich will ihn nicht wiedersehen. Er hat mir so eben noch ins Gesicht gesagt, daß ich nichts sei neben der Näherin, er liebt sie, er wird sie gewiß heirathen.“

„Unmöglich, das ist nur Interesse für ihre fromme Gemeinschaft, wie kannst Du nur glauben, daß er sie Dir vorzöge! Er hat von Dir so begeistert gesprochen, ehe er Dich aus dem Theater abholte, daß ich

fest glaubte, er würde Dir auf dem Heimwege eine Erklärung machen.“

„Nein, gerade das Gegentheil!“ sagte Ida und erzählte der Mutter die Vorfälle des Abends so genau und wahrheitsgetreu, wie es einer guten Tochter geziemt.

Betrübt war die Mutter auch nach Anhörung der Thatfachen, sie begriff es vollkommen, daß der junge Mann bis ins Innerste verletzt sein mußte von dem Benehmen des Rittmeisters, das so wenig Achtung vor ihrer Tochter bewies und wohl zu dem Verdacht veranlassen konnte, sie habe durch ihre leichtsinnige Roletterie es hervorgerufen.

Indessen verstand es die Mutter doch Ida's gekränktes Gefühl einigermaßen zu beruhigen und sie veröhnlicher gegen Garlieb zu stimmen, indem sie ihr die Ueberzeugung aufdrang, daß er wirklich nur aus Eifersucht, also aus einem Uebermaß von Liebe, sich zu dem ausfallenden Urtheil habe hinreißen lassen. „Du wirst die Genugthuung haben, daß er schon morgen Dir die demüthigste zärtlichste Abbitte leistet.“

Getröstet ging Ida auf ihr Zimmer; sie hatte eben die langen Haarflechten aufgelöst, um sie für die Nacht zu ordnen, als sie vorsichtige leise Schritte nahen hörte. „Sollte die Neue schon jetzt bei Garlieb wirken und ihn zu meinen Füßen treiben?“ dachte sie mit süßen Schauern. Ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß sie ganz besonders reizend ausah mit dem losen welligen Haar; ihr besseres Gefühl erwachte aber sogleich und kämpfte gegen die Eitelkeitsregung, sie ver-

barg so gut es in der Eile gehen wollte das Haar unter einem weißen Tuche und blickte nicht noch einmal in den Spiegel, wodurch ihr entging, daß sie fast noch hübscher ausfah als vorher. Ihr Herz klopfte überlaut vor banger und freudiger Erwartung, was der junge Mann sagen, wie er sich benehmen würde. Jedenfalls war es ein großer Entschluß von seiner Seite so gänzlich gegen seine grundsätzliche Zurückhaltung zu handeln und so spät noch an das Zimmer eines jungen Mädchens zu klopfen. Ein schelmisches Lächeln umschwebte Ida's Mund als sie sich lebhaft vorstellte, wie blöde und verlegen er dabei aussehen mußte.

Es dauerte indessen doch länger als ihre Ungeduld ertragen konnte, bis er ihrer Thür wirklich nahte; sie hörte ihn deutlich draußen räuspern und bescheiden mit den Füßen scharren, wie Jemand, der sich gar nicht entschließen kann eine Thür zu öffnen.

Rasch und muthwillig rief Ida: „den muß ich dreister machen!“ damit lief sie zur Thür und riß sie auf.

Aber wie erschraf sie! Todtenbleich und mit dem Ausdruck tiefter Trauer stand Garlieb vor ihr; nicht wie ein reuiger Liebhaber, der um süße Verzeihung werben möchte, sondern wie der Verkündiger irgend eines großen Unglücks sah er aus.

„Um des Himmels willen, was ist geschehen, was wollen Sie mir sagen?“ rief das junge Mädchen im ersten Schrecken alle Gedanken an Liebe und Haß ver-gessend.

„Ich halte es für meine Pflicht, so schwer es mir wird, Ihnen eine Mittheilung zu machen. Ihr Vater —“

„Ist er krank? O Gott, er stirbt! Sie tragen das Unheil zu deutlich auf Ihrem Gesichte angedeutet.“

„Nein, nein, beruhigen Sie sich, so schlimm ist es nicht, sein Leibliches Wohl ist augenblicklich nicht bedroht —“

„Ah, Sie sorgen um sein Seelenheil. Ja wenn man so fromm ist wie Sie, muß die Sündhaftigkeit der Andern recht lästig sein!“ sagte Ida, während Stimme und Gesichtsausdruck die Bitterkeit ihrer Empfindungen wahrnehmen ließen. Der Gedanke statt eines Verehrers einen Bußprediger vor sich zu haben war ihr gar zu demüthigend. „Meine Mutter haben Sie ja beinah schon bekehrt, sie schwärmt für Ihre Nähvereine und will sich nächstens als Mitglied aufnehmen lassen. Da ist freilich in der Ordnung, daß

Sie auch an meinen Vater denken, besonders da es Ihnen mit mir so wenig gelingen will.“

„Sie mißverstehen mich,“ sagte Garlieb, „die Pfeile Ihrer Worte treffen mich nicht,“ — ein Zucken um seinen so kindlich hübschen Mund bewies im Gegentheil, daß sie ihn getroffen und verwundet hatten — „ich wollte Ihnen nur andeuten, daß Ihr Vater nicht körperlich krank sei. Er schläft sogar sehr fest in diesem Augenblicke, aber er redete im Schlafe und verrieth dadurch ein entsetzliches Geheimniß, welches ich Ihnen nicht verschweigen darf. Sind Sie gefaßt es anzuhören?“

„Reden Sie,“ sagte das junge Mädchen tonlos und erbleichend. Der Ernst des Augenblickes erschütterte sie bis ins Innere und vertrieb alle eiteln Regungen.

„Wohlan, Ihr Vater scheint heute bei der Arbeit am Geldschrank des Geheimraths in schwere Versuchungen gerathen zu sein —“

„Unmöglich, o es kann nicht sein. Halten Sie inne!“ rief Ida, ihre Augen mit den Händen bedeckend, als fürchte sie etwas Grauenhaftes zu sehen.

„Ich muß vermuthen, daß er nicht widerstanden hat, daß er eine bedeutende Summe entwendet. Das gestohlene Gut scheint er unter seinem Kopfkissen versteckt zu haben. Er greift immer im Schlafe danach. Wollen Sie nicht selbst nachsehen?“

„Nein, nein, es ist unmöglich, so tief konnte mein Vater nicht sinken; ich danke Ihnen, Herr Garlieb, für die Mittheilung; wenn Sie Verdacht gegen meinen unglücklichen Vater haben, so verzeihe ich es Ihnen, denn er hat sich leider wohl durch seine unselige Neigung zum Trunke um Ihre Achtung gebracht. Wenn ein Diebstahl übrigens wirklich vorgefallen wäre, so würde der Geheimrath gewiß schon längst Anzeige davon gemacht und Verdacht gegen den Schlosser ausgesprochen haben, der die Arbeit am Geldschrank gemacht. Es kann also nicht sein, Sie müssen sich geirrt haben; wahrscheinlich redet der furchtbare Branntwein und die Schlassucht, die ihm folgt, aus dem Unglücklichen.“

„Der Geheimrath ist am Nachmittage verreist und wird erst in einigen Tagen wiederkommen.“

„Nun, so muß alsdann die Unschuld meines Vaters an den Tag kommen, wenn Sie Ihren Verdacht nicht eher beseitigen können. Gute Nacht, ich danke Ihnen, aber es betrübt mich, daß Sie so schlimme Dinge so leicht glauben konnten.“ Garlieb wollte antworten sich rechtfertigen, vielleicht auch sie zu trösten und zu

befänftigen suchen, aber sie schloß in großer Aufregung die Thür zu, auf deren Schwelle er ehrerbietig stehen geblieben war.

Die erkünstelte Fassung verschwand als Ida sich allein sah; sie sank auf ihr Bett und stöhnte wie im tiefsten Schmerz.

Fieberangst ergriff sie, wenn sie daran dachte, daß Garliebs Verdacht gegründet sein könnte. Ein gemeines Verbrechen, ein Diebstahl! Welche Schande mußte das auf ihr Haus häufen; Hausfuchung, Verhaftung, Gefängniß, Zuchthaus — alle die Schreckbilder tauchten vor ihr auf. Ihre Hände wurden eiskalt, ihre Zähne schlugen klappernd zusammen, ihr Blut stockte. Sie wollte die Mutter rufen, mit ihr überlegen was zu thun sei. Aber sie wagte es nicht, die heftige Frau mit der schrecklichen Möglichkeit bekannt zu machen, sie mußte den Lärm fürchten und mochte die Vorwürfe nicht hören, womit der unselige Uebelthäter überschüttet werden würde. Mitten in ihrer Verzweiflung dämmerte die Hoffnung auf, daß es ein Irrthum sein könne; sie mußte sich selbst zuerst von der Sachlage zu überzeugen suchen. Sie wollte an des Vaters Bett schleichen und nachsehen ob er wirklich unter seinem Kopfkissen etwas verborgen hätte. Angstvoll wartete sie so lange bis aller Wahrscheinlichkeit nach Garlieb, der Zimmergenosse des Meisters, eingeschlafen sein konnte.

Langsam schlich die Zeit hin; von allen Thürmen tönten in regelmäßiger Stetigkeit die Glockenschläge; sie schienen immer langsamer zu werden und die Harrende fühlte bei jeder davonschleichenden Viertelstunde den Schwindel der äußersten Müdigkeit und Erschöpfung, aber wenn sie eben den Kopf senkte, um der gebieterischen Forderung des Schlafes willenlos nachzugeben, fuhr sie wieder empor, von der Sorge geweckt, die Zeit zu versäumen.

Endlich war eine endlose Stunde vorüber und der Augenblick gekommen, wo Ida die Entscheidung sich verschaffen konnte; sie schlich leise über den dunkeln Flur und öffnete die Thür mit größter Vorsicht, dennoch knarrte sie wie alle Thüren, wenn sie es gerade am wenigsten thun sollen.

Angstlich horchend blieb das junge Mädchen zwischen Thür und Angel stehen, das Licht mit der bebenden Hand vor Zugluft schützend; tiefe ruhige Athemzüge drangen an ihr Ohr und bezeugten, daß Schlaf die beiden Stubengenossen fest in seinen Armen hielt. Sie wagte es nun näher zu gehen und warf zuerst einen prüfenden Blick nach der Lagerstätte

des Gesellen; ob er beim Erwachen sie gleich ins Auge fassen würde, war wichtig zu ermitteln.

Als sie den schlafenden Jüngling vorsichtig mit ihrem halbverhüllten Lichte betrachtete, fiel ihr ein Bild ein, das sie am Schaufenster einer Kunsthandlung kürzlich erst gesehen hatte, es war Amor und Psyche. Der tiefsinnige Mythos der antiken Welt war der Putzmacherin natürlich nicht bekannt, aber die menschliche Gefühlsweise ist dieselbe seit Jahrtausenden und die Aehnlichkeit der Situation konnte deshalb auch von einem natürlichen Instinkt herausgeföhlt werden.

Die jugendlich kräftigen Züge, die schlafrothen Wangen und die reine Stirne konnten wohl an das Urbild eines Malers erinnern. Ida fühlte mit bitterm Weh, daß sie diesem Jüngling so gern ihr Herz geweiht hätte und daß er es eigentlich fortgeworfen! Auf dem Tisch vor seinem Bette stand alles Geräth in zierlicher Ordnung; jede Spur seines rüßigen Handwerks war vertilgt, die weißeste Wäsche hatte er angelegt. Er pflegte sich zum Schlafengehen so sorgfältig anzukleiden wie andere Menschen zum Ausgehen. Ein Gebetbuch lag offen neben ihm, die Stelle war bezeichnet, als wollte er in der Morgenfrühe weiterlesen. Ida dachte mit Beschämung an den Roman oder das Modejournal, welche ihre Abendlectüre ausmachten und begriff warum er sich von ihr abgewendet hatte. Gefesselt von dem Anblick vergaß das junge Mädchen einige Secunden weshalb sie eigentlich gekommen war. Ein dumpfes Stöhnen ihres Vaters erinnerte sie daran.

Auf den ersten Blick erkannte sie, daß sie richtig vermuthet hatte, daß er einem starken Rausch unterlegen war. Der Abscheu davor kämpfte mit der kindlichen Liebe. Sie mochte kaum hinsehen; geröthet waren Stirn und Nase, der Mund war offen und graue Haarbüschel hingen unordentlich und zusammengeballt wie Schlangen um das verzerrte Gesicht. Furcht und Grauen bemächtigten sich des unglücklichen Mädchens; wenn er erwachte und entdeckte, daß sie ihn mit Späherblicken betrachtete, so hätte sie ihr Leben unter seinen Mißhandlungen verlieren können! Wenn er in diesem Grade betrunken war, vergaß es gänzlich wie lieb er die Tochter hatte. Sie wußte das genau, denn sie war früher wohl so kühn gewesen ihm Vorstellungen zu machen bei ähnlichen Zuständen und hatte stets seine harte Hand fühlen gelernt.

Behutsam näherte sie sich seinem Bette und ließ ihre Hand unter sein Kopfkissen gleiten. Sie erfaßte

zuerst einen neuen blanken Schlüssel — was konnte das bedeuten? Sollte es ein Nachschlüssel sein? Mit bebender Seele fragte sie sich dies und ahnte, daß er auch höchst wahrscheinlich schon gebraucht sei.

Noch einmal schob sie die suchende Hand unter das Kopfkissen, es raschelte etwas wie Papier; sie zog es hervor und schwindelte vor Entsetzen, denn fünf rothe Siegel glänzten wie Blutsflecken auf dem weißen Bettzeug. Kein Zweifel konnte sie länger täuschen, es war ein Geldbrief!

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust und säufelte über des Vaters Stirn hin; einen Moment schien es als würde er davon erwachen. Die schweren Augenlider hoben sich und Ida mußte fürchten von ihm gesehen zu werden. Angsterfüllt stand sie regungslos zu Häupten seines Bettes; er tappte mit beiden Händen nach dem Kopfkissen, war aber doch zu schlaftrunken, um wirklich etwas erfassen zu können.

Als er wieder fester schlief, floh Ida mit bebenden Gliedern aus dem Zimmer, sie hoffte jetzt auf irgend eine Weise die Unthat ihres Vaters wieder gut zu machen und zu verheimlichen. Beides war jedoch nicht möglich, wenn er erwachte und seinen Raub zurückverlangte. Durch das Knarren der Thür fuhr das schwere Haupt noch einmal empor; rasch entschlossen ergriff das junge Mädchen den Stubenschlüssel und schloß den Verbrecher ein. Dann lauschte sie, ob er es gemerkt; es blieb jedoch Alles still so weit sie es zu hören vermochte vor dem lauten Klopfen ihres Herzens. Es drohte ihr zu zerspringen vor Angst und Wehgefühl.

In ihrem Zimmer angelangt, besah sie den Geldbrief genauer; er trug die Adresse des Geheimraths. Als sie entdeckte, daß die Siegel unverletzt waren, daß also noch kein Geld daraus entnommen war, sank sie jubelnd auf die Knie und betete vor Freude. Es mußte ihr ja nun gelingen, den Brief wieder an Ort und Stelle zu legen, ohne daß Jemand es merkte. Mit dem neuen Schlüssel ließ sich gewiß der Schrank öffnen und der Geheimrath war verreist! Welch ein glückliches Zusammentreffen! Könnte sie nur gleich hingehen, wäre es nur Morgen! Ungeduldig lief sie auf und ab; sie konnte sich nicht entschließen ruhig zu Bett zu gehen, aus Furcht die Zeit zu verschlafen. Angekleidet setzte sie sich aufs Sopha und überlegte immer wieder wie sie Alles einrichten mußte, damit Niemand etwas merke, weder im Hause des Bestohlenen noch in ihrem eigenen. Daß Garlieb von seinem Verdachte schweigen würde, schien ihr zweifellos, beson-

ders wenn sie ihn herzlich darum bitten würde. Die drohende Schmach hatte sie demüthig gemacht, sie nahm sich vor ihm jede Kränkung zu vergeben und auf seine religiösen Ideen einzugehen. Sich von ihm belehren und bessern zu lassen, erschien ihrem umgewandelten, einst so stolzen Sinne auf einmal süß und erhebend.

Unter solchen Gedanken wich nach und nach ihre beklemmende Angst, es kam die beruhigende Ueberzeugung in ihre Seele, daß noch Alles gut werden könnte. Die Verirrung des Vaters mußte ihn zur Reue und Besserung seines bisherigen Lebenswandels führen. Er mußte es ja der Tochter zeitlebens danken, daß sie sein Vergehen gesühnt und sein graues Haar vor Schande bewahrt hatte. Und die Mutter sollte es nie erfahren, damit das eheliche Verhältniß nicht noch schlimmer würde, sie konnte vielleicht noch recht glücklich werden, wenn der Vater sich änderte und wenn ihre Wünsche, die so gerecht und billig waren, die Tochter mit einem braven Handwerker zu verheirathen, in Erfüllung gingen. Das junge Mädchen erröthete in ihrem einsamen dunklen Zimmer bei dieser Vorstellung; sie wollte sie verbannen, aber es gelang ihr nicht. Die Ermüdung war von Minute zu Minute gewachsen und hatte sie bereits in einen halbawachen Zustand versetzt; ihre Gedanken gehorchten ihr nicht mehr, sie wurden zu süßen Träumen und hüllten sie bald gegen ihren Willen in einen festen Schlaf. Den Schlüssel und den verhängnißvollen Brief hatte sie krampfhaft mit beiden Händen an sich gepreßt.

Als der späte graue Novembermorgen anbrach erwachte Ida in kaltem Angstschweiß gebadet; sie mußte sich erst mühsam besinnen was so bleiern auf ihren Gliedern lag. Die Erinnerung an die Erlebnisse des letzten Abends kam langsam und peinlich über sie; wie einer Sterbenden ward ihr dann zu Muth. Sie raffte ihre Kräfte zusammen, ordnete ihren Anzug, steckte Schlüssel und Brief zu sich und wollte fortreisen. Doch fiel ihr noch ein, daß sie die Schlafstube ihres Vaters zugeschlossen habe und daß der Geselle nicht zur Arbeit gehen konnte.

Leise öffnete sie die Thür, ein Blick auf das Lager ihres Vaters gab ihr die Beruhigung, daß er noch ruhig schlief; Garlieb bemerkte es zwar, daß sie sich genähert hatte. Er war völlig angekleidet und zur Arbeit gerüstet, da er die Thür verschlossen fand, war er ans Fenster getreten, um geduldig zu warten, wie es seine bescheidene Art war. Ida glaubte aber, daß er mit der Nachbarin sich beschäftigte und fühlte ihre Eifersucht wieder erwachen.

Sie konnte jedoch dem Gedanken nicht nachhängen, es trieb sie gewaltsam aus dem Hause, um ihren Vorsatz auszuführen das gestohlene Gut unbemerkt wieder auf seinen Platz zu legen. Die Straßen waren noch völlig menschenleer und sie bemerkte bald, daß es noch zu früh und das Haus des Geheimraths noch nicht offen sein würde. Dennoch eilte sie mit raschen Schritten dahin, die innere Unruhe trieb sie vorwärts.

Es kam ihr vor als sähen die wenigen Leute, die ihr begegneten, sie forschend an, als wären aus den Fenstern aller Häuser neugierige Blicke auf sie gerichtet. Ein Polizeidiener kam des Weges, erschrocken wich sie ihm aus; sie bildete sich ein, er wisse schon um den Diebstahl und ginge in ihr elterliches Haus. Bange sah sie ihm nach, bis der rothe Kragen nach einer andern Richtung im Nebel entschwand.

Das Haus des Geheimraths war wirklich noch nicht offen, Ida wagte nicht zu klingeln, weil sie alles Aufsehen fürchtete; sie blieb an der Thür stehen bis das Milchmädchen kam und dreist Einlaß begehrte. Ida schlüpfte mit hinein; bei dem Dienstpersonal schien ihr frühes Kommen keine Verwunderung zu erregen, weil sie unter dem Vorwande etwas vergessen zu haben in das Stübchen zu gehen verlangte, in welchem sie gewöhnlich ihre Putzarbeit fertigte. Sie konnte ungehindert darin walten; ehe sie jedoch hineinging, fragte sie noch ob der Hausherr noch verreist sei, wobei sie sich so weit vergaß ein verrätherisches „Gott Lob“ auszustößen als die Antwort bejahend ausfiel. Verwundert sah das Dienstmädchen sie an; Ida erröthete und beeilte sich ihr aus den Augen zu kommen, in denen ihr etwas ungewöhnlich Forschendes zu liegen schien.

So wie sie allein war, untersuchte sie ob das Arbeitszimmer des Geheimraths verschlossen war; das Schloß gab nach und sie stand vor dem Geldschrank. Nur noch eine Secunde und das Werk war vollendet. Mit zitternden Händen holte sie den Schlüssel aus ihrer Tasche; er fiel auf die Erde weil ihre Hände förmlich hin- und herslogen vor Aufregung und Angst. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben, aber er war unter den Schrank gerollt und es schien ihr eine Ewigkeit zu dauern bis sie ihn wieder fand. Ein so geringfügiger Umstand dies auch war, die Spannung ihrer Nerven wurde dadurch bedeutend gesteigert, denn sie mußte sich sagen, daß jede Minute Zeitverlust die Gefahr einer Entdeckung vergrößerte.

Ehe sie es wagte den Schlüssel in das Loch zu

stecken, horchte sie noch einmal ängstlich umher ob auch gewiß Niemand sich nähere. Die Damen des Hauses schliefen noch, hatte das Dienstmädchen versichert und dieses selbst bewies, daß es anderweitig beschäftigt war, durch ein tüchtiges Klopfen auf das Suppenfleisch, ein Geräusch, das Ida oft genug in diesem Hause gehört hatte, um zu wissen, daß es ziemlich lange dauern würde. Indessen wußte sie auch, daß es gewöhnlich bald das Aufstehen der Hausfrau veranlaßte, deshalb war keine Verzögerung ihres Unternehmens rathsam. Rasch drehte Ida deshalb den Schlüssel um und öffnete den Schrank.

Er enthielt mehrere Fächer, worin der peinlich ordentliche Besitzer sorgfältig seine Habseligkeiten aufgestellt hatte. Auch ein Brief mit den verhängnißvollen fünf Siegeln lag darin; Ida nahm ihn vorsichtig in die Hand und besah die Aufschrift, es war eine viel geringere Summe darauf angegeben als auf dem, welchen ihr Vater entwendete. Er hatte also wahrscheinlich erst geprüft, ausgesucht und genau gewußt, was er that. Ein Schauer überlief die Tochter bei dieser Wahrnehmung.

Jetzt war es ihr plötzlich als hörte sie rasche Schritte von der Treppe, welche ins obere Stockwerk führte, dort wohnte Robert, er versuchte durch die Thür des Flurs einzutreten. Glücklicherweise war sie von innen verschlossen; Ida gewahrte mit Entsetzen, daß er von der andern Seite den Weg in seines Vaters Zimmer nahm.

Ohne sich lange zu besinnen schob sie die beiden Geldbriefe neben einander in das Fach und hoffte so die richtige Stelle gefunden zu haben, dann schloß sie mit fliegender Hast den Schrank wieder zu und wollte rasch an ihr gewöhnliches Arbeitsplätzchen eilen. Aber o weh, ihr weiter, moderner Ärmel hatte sich im Schrank festgeklemmt und hielt sie höhnend an der gefährlichen Stelle fest. Um wieder aufzuschließen war keine Zeit, sie riß sich gewaltsam los, ein Stückchen des dünnen Zeuges blieb zurück. Sie achtete nicht darauf, denn in demselben Moment trat Robert ins Zimmer.

Als er ihrer ansichtig wurde überlief ein jäher Schreck seine Züge, er übersah das Zittern und Erbleichen des Mädchens, denn er war selbst noch viel verwirrter als sie. Indessen faßte er sich rasch und suchte seine Verlegenheit unter seiner Liebhaberrolle zu verbergen. Er überfiel das junge Mädchen mit einer Umhalsung, die mehr noch ungeschickt und ungestüm als zärtlich war.

Ida bog sich zurück und wich dem Ueberfall aus, aber der Schlüssel wurde ihr dadurch aus der Hand gestossen. Beide suchten ihn aufzuheben; Robert blieb nach kurzem Ringen Sieger. Aufmerksam betrachtete er den Schlüssel und fragte was sie damit in seines Vaters Zimmer beabsichtigt habe.

Ida sah aus wie eine Schuldbewußte, auf einen Vorwand konnte sie sich durchaus nicht besinnen; in der Angst sagte sie wenigstens die halbe Wahrheit, daß der Schlüssel zum Schranke verloren sei und ihr Vater auf Bestellung das Schloß geändert hätte.

„Es ist geändert?“ fragte Robert erstaunt und hielt prüfend einen andern Schlüssel daran.

„Ach das ist wohl gar der verlorene? Der ist nun freilich nicht mehr zu gebrauchen, aber wo fanden Sie ihn und warum gaben Sie ihn nicht gleich Ihrem Herrn Vater? Es war ja eine große Noth um den Schlüssel.“

„Ich habe ihn erst heute auf der Treppe gefunden,“ sagte Robert sehr roth werdend; „aber geben Sie mir den geänderten Schlüssel, ich werde ihn meinem Vater überliefern, er wird heute Abend vielleicht schon zurückkehren.“

„Wäre es nicht besser, wir schickten den Schlüssel, ich sollte ihn selbst in die Hände Ihres Herrn Vaters abgeben,“ stammelte Ida von einem seltsamen Verdacht gegen Robert erfaßt.

Er schien es zu bemerken und suchte ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, indem er scheinbar nachlässig mit den beiden Schlüsseln spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Der Tanz und seine Geschichte.) Im „Morgenblatte“ bespricht ein Recensent (der geistvolle Redacteur Hauff?) die „Geschichte der Tanzkunst v. Czervinski“ (Leipzig, Weber) und sagt u. A.: In verschiedenen Perioden sprachen die Tänze verschiedene Stimmungen aus, Stimmungen der Gesellschaft, die dann auch in der Musik wiederklängen. So tönt uns im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die gemessene Würde, die schäferliche Spielerei und der barocke Humor der Ballsäle aus den Sarabanten, Gavotten, Missetten und Menuetten entgegen. Im Anfange unsers Jahrhunderts war man zu einer kindlichen, oft kindischen, Heiterkeit, zu schallhaft naiver Sentimentalität herabgestiegen. Die Tanzweisen waren klein geworden, blaß, charakterlos. Weber schlug statt dessen den feurigen, vornehmen, chevaleresken Ton an. Sein Tanz schwebt einher zwi-

sehen energischem Aufbrausen, süßem Träumen und schwachendem Wiegen, zwischen glänzender Koletterie und wallender Leidenschaft, zwischen sentimentalem Tändeln und Seufzen und das Alles wird zusammengestimmt in einen feurigen, vornehmen, glänzenden Gesammtton. Es ist unstreitig das Pathos der Liebe, welches der Componist andeuten wollte. Man hatte früher die Etikette, den Glanz, die Würde in Ballsälen versinnbildlicht; dann die Heiterkeit, den Scherz, das simple Vergnügen; warum nicht auch einmal die Liebe? Eine solche affectvolle, träumerische und doch feste und chevalereske Tanzmusik mußte in den Herzen der Jugend zünden wie nie vorher; die Musiker geigten Tänzer und Tänzerinnen in die nächste und natürlichste Leidenschaft hinein und dieser verliebten Tanzmusik gegenüber mußten natürlich alle alten Tänze wie Perücke und Reifrock erscheinen.

Der Walzer und seine Musik drücken das allgemeinste, das unerschöpflichste und mannichfaltigste aller Gefühle aus. Alle möglichen Stimmungen lassen sich hierzu verwenden, wenn sie sich nur auf dieses Gefühl beziehen. „Die schwärzeste Moll-Melancholie,“ sagt Kiehl, „erscheint uns tanzbar, wenn sie nur energisch in Rhythmus und Modulation gehalten ist; dagegen taugt eine rein lustige Weise nur noch für die Bauernfirmeß, denn die Liebe kann wohl melancholisch sein, aber niemals rein lustig.“ In diesem Sinne ist der moderne Tanz subjectiv und lyrisch zu nennen; er geht Hand in Hand mit unserer Poesie, mit ihrem in Folge der Zerrissenheit des Welt Schmerzes nur um so brennendern sinnlichen Feuer. So mußte es kommen; es war der natürliche und nothwendige Gang, daß der Tanz wieder bei dem natürlichen Ausdruck der subjectiven Lebens- und Liebeskunst ankam, erfüllt von den widersprechendsten Gefühlen und Stimmungen einer überseinernten und bläfirten Kultur. Je sublimirter die Liebe auf der einen Seite wurde, desto materialistischer wurde sie auf der andern Seite. Die jungen Lebemänner unserer Zeit sind so alt, sie haben so bald Alles erfahren und erschöpft, daß sie es viel zu langweilig und mühselig finden, ihren Liebesgefühlen im Tanz Ausdruck zu geben oder auch ihn zum Vermittler und Gelegenheitsmacher derselben zu benutzen. Die Pariser Herren mietten sich „die Damen“, daher müssen sich die „andern“ Damen die Tänzer für Geld kommen lassen. Wenn es bei uns noch nicht so weit ist, so hat doch auch unstreitig in Deutschland die Tanzlust um vieles nachgelassen; auf den Walzer- taumel ist eine Abspannung gefolgt, welcher man durch allerlei Restaurations- und Reizmittel wieder aufzuhelfen sucht. Der Tanz strebt also zu gemessenern, künstlichern Formen zurück, er will wieder Figuren, Contre, vis-à-vis gewinnen. Der Rundtanz, bei welchem der Tänzer sich um sich selbst dreht, auf Niemand außer und neben sich achtet — denn die Tänzerin ist mit ihm gleichsam Eins; er nähert sich ihr nicht und zieht sich wieder zurück; er faßt sie nicht an den Fingerspitzen, sondern hält sie umschlungen; sie ruhen aneinander in Hingebung — dieser so ganz individuelle Tanz macht, wenn er auch noch keineswegs verdrängt ist, mehr und mehr dem Contre- und

Tourentanz Platz. Man sucht freilich durch kleinliche Mittel und Erfindungen nachzuhelfen und bringt deshalb auch nur ein künstliches Rococo, statt wirkliches Leben heraus. Dahin gehört die in Paris von Laborde erfundene Quadrille des Lanciers, welche in Berlin von den Mitgliedern des königlichen Ballets als Quadrille à la cour eingeführt worden ist. Es soll ihr ein Tanz zu Grunde liegen, der bei den Siegesfesten der kriegerischen Urvölker Britanniens zu Ehren ihrer Heerführer getanzt wurde und bei welchem die Tänzer, mit Lanzen bewaffnet, verschiedene Schwenkungen gegen die vier Himmelsgegenden ausführten. Mehr halten wir auf den Cotillon. Wohl mögen seine Touren oft etwas Lappisches, Pfänderpielartiges gehabt haben; es lassen sich doch die mannichfaltigsten Touren mit dem lyrischen Rundtanz verbinden... Auch vom Tanze aber läßt sich nicht voraussagen, von welcher Seite ihm die rettende That kommen wird; das bleibt immer Sache des Genies. Recht hat jedenfalls der Verfasser wenn er sagt: „es soll der Tanz wieder zur Grazie und Harmonie zurückgeführt werden, die mit der Menuett aus unserer gesellschaftlichen Tanzkunst verschwunden war.“

Das Buch ist übrigens reich an Curiositäten aus alter und neuer Zeit. Sollten die Beurtheiler der ernstesten und frömmsten Leute nicht schwinden, wenn sie lesen, wie man am Hofe Karls IX. von Frankreich die damals üblichen „niedrigen Tänze“ (dances basses genannt, weil man die Beine dabei fast nicht vom Boden brachte) nach der Melodie der Psalmen tanzte? Des Königs Lieblingstanz ging nach der Melodie des 129. Psalms: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht.“ Selbst auf dem Tridentinischen Concil wurde Philipp II. von Spanien zu Ehren ein Ball gegeben, welchen der Cardinal Hercules von Mantua, einer der berühmtesten Tänzer seiner Zeit, eröffnete und wo die ganze hohe und höchste Geistlichkeit, die versammelt war, mit Würde und Hoheit tanzte.

(Die Nelken.) Die Nelke, die seit Jahrhunderten bekannt und beliebt ist, kannten gleichwohl die Alten nicht. Der alte Joinville ist der Erste, der in bestimmter Weise von ihr spricht. Nach ihm entdeckte Ludwig der Heilige in der Gegend von Tunis eine Pflanze, deren Blume einen angenehmen Geruch aushauchte, ähnlich dem der Gewürznelke. Er glaubte deshalb sie besitze heilende Eigenschaften und ließ sie ärztlich verwenden. Bei der Rückkehr nach Frankreich brachten die Kreuzfahrer „die Blume des heiligen Ludwig“ mit und nannten sie, zum Andenken an die ursprüngliche Heimath derselben, Tunica. Zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde sie erfolgreich in Italien und Frankreich angepflanzt. Sie wurde da ernsthaft die Nebenbuhlerin der Rose. Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts breitete sich die Nelkencultur in Holland und weiter aus. Wie fast alle Dinge in der Welt hat auch diese Blume eine Zeit gehabt, in der sie in hohem Ansehen stand und eine andere, in der man sie zu mißachten begann. In der Blumensprache hat man sie immer als Sinnbild „aufrichtiger Liebe“ angesehen.

(Der Fechtmeister von Jena.) Zur Zeit, als August der Starke Kurfürst von Sachsen und König von Polen war, lebte in Jena ein Hauptmann Wilhelm Kreuzler, der Führer der Jenaischen Bürgerwehr und zugleich Fechtmeister der akademischen Jugend. Das letztere Amt besand sich aber schon seit mehreren Generationen in der Familie der Kreuzler und alle Genossen des Rufes, treffliche Fechtmeister zu sein. So auch der eben genannte Wilhelm Kreuzler, obgleich man es ihm von außen gerade nicht ansah, daß er die Klinge auf Hieb und Stoß so meisterlich führen könne, denn er war ein Mann von kaum mittlerer Größe und fast schwächlichem Wuchse; aber sein Arm war wie aus Eisen gegossen und nie hatte sein Auge gezuckt, wenn er zur Übung oder im Ernst auf der Mensur stand. Stoßdegen oder Schläger schienen sicher und fest in seiner Hand zu ruhen und noch Niemand hatte seine Stöße und Hiebe zu pariren vermocht. Auf allen deutschen Universitäten war sein Ruhm verbreitet und mancher junge Mann zog nur deshalb nach Jena, um sich von ihm einpaufen zu lassen. Auch zu den Ohren des Kurfürsten von Sachsen, August des Starken, war der Ruf seiner Fertigkeit gedrungen und da der Kurfürst selbst für den ausgezeichnetsten Fechter seiner Zeit galt, so war es nicht zu verwundern, daß allgemach das Verlangen in ihm entstand, sich mit dem Fechtmeister zu messen. So zog der König, natürlich incognito, in Jena ein, begab sich alsbald auf den Fechtboden, erfuhr aber hier zu seinem größten Mißvergnügen, daß der Fechtmeister verreist sei und wohl vor Ablauf einiger Wochen nicht wiederkehren werde. Ohne sich zu erkennen zu geben, verließ Kurfürst August den Fechtboden, beschloß aber noch einige Zeit in Jena zu verweilen, in der Hoffnung, es könnten ihm einige Abenteuer begegnen.

Damals wie noch jetzt war die vor den Thoren liegende „Rasennühle“ ein beliebter Vergnügungsort für die Jenenser Bürger und Burschen; denn beide Theile liebten das treffliche Bier, das der Wirth verschenkte. Auch König August fand den Weg dorthin. Um so mehr mußte es ihm aber auffallen, als er eines der Zimmer betrat, das noch obenein leer war, daß der Wirth ihm hier mit höflichen Verneigungen entgegentrat und ihn bat, er möge sich lieber ein anderes Zimmer seines Hauses wählen, da dieses hier der gewöhnliche Versammlungsort der Studenten sei und diese ihr Näherrecht oft auf ziemlich unsanfte Art geltend zu machen gewohnt seien. Er, der Wirth, halte es für seine Pflicht, seine Gäste vor Gewaltthätigkeiten oder Mißhandlungen zu wahren. Heute sei nun gerade einer der freitsüchtigsten Burschen bei ihnen, er bat daher den Herrn sich bei Zeiten zurückzuziehen. Der König empfand aber gar keine Neigung, den wohlgemeinten Rath des Wirths zu beachten. Er meinte, er wolle es versuchen und bestellte sich eine Flasche guten Weins. Vergeblich wiederholte der Wirth seine Vorstellungen, der König versprach nur, die Mißbilligkeiten nicht selbst hervorrufen zu wollen und wiederholte seine Bitte um eine Flasche Wein. Seufzend gehorchte der Wirth. Während seiner Abwesenheit trat aber ein Student ins Zimmer, dem der Händelsucher aus dem wild um das

Gesicht stuhenden Haar und der etwas unsaubern Kleidung herausfab. Die Anwesenheit eines Fremden in dem für die Studenten reservirten Zimmer mißfiel ihm offenbar. Anfangs versuchte er es, mit seinem ernst auf ihn gerichteten Auge den Philister in die Flucht zu schlagen. Als ihm das nicht gelang, warf er mit seinem Ziegenhainer die vom Wirth gebrachte und auf den Tisch gestellte Weinflasche zur Erde. Der König wollte zwar aufbrausen, bezwang sich aber und bestellte eine neue Flasche. Als diese gebracht war, hatte sie dasselbe Schicksal wie die vorige. Auch dies Betragen ertrug der König ohne Gegenrede; als aber einer dritten Flasche dasselbe Loos widerfuhr, sprang er erzürnt auf und rief: „Was soll das? Ich finde das sehr sonderbar.“ — „Sonderbar? — Sonderbar?“ rief der Renommist, der sich gleichfalls erhob; „ha, Er hat mich touchirt! Er wird mit mir losgehen. Verstehst Er etwas vom Fechten?“ — „Ein wenig!“ erwiderte der König. „Gut, dann will ich Ihn ein Alphabet ins Gesicht schreiben, daß Er auch ohne Grammatik das Griechische erlernen kann. Morgen früh geht Er mit mir los. Ich lasse Ihn Zeit, damit Er sich nach einem Secundanten umsehen kann. Daß Er mir aber nicht durchgeht! Sonst erkläre ich Ihn für insam!“ — „Hier ist meine Hand,“ sagte der König, indem er dem jungen Manne seine Rechte darbot, „ich werde mich finden lassen.“ Arglos erfaßte der Bursch die Hand, sank aber sofort mit einem Schmerzenslaut in die Knie. Besührt eilte der Wirth und einige Kellner, die ins Zimmer getreten waren, herbei. Der König ließ die Hand los, — sie war zerquetscht und das Blut tropfte auf den Boden. „Du wolltest mir ein Alphabet ins Gesicht schreiben,“ sagte er ernst und ruhig zu dem Renommisten, „ich habe Dir eine Warnung in die Hand geschrieben, daß Du nie wieder den Schläger gegen einen Fuchs, den Ziegenhainer gegen einen Bürger erhebst. Ich denke, Du wirst sie so leicht nicht vergessen, und damit Du weißt, wem Du sie verdankst: man nennt mich August den Starken. Da Du aber mit Deiner Rechten nicht mehr viel wirst verdienen können, so gebe ich Dir hier etwas, wovon Du leben kannst.“ Mit diesen Worten warf er einen Beutel mit Geldstücken gefüllt auf den Tisch und entfernte sich rasch.

Der Vorfall, der sich schnell in Jena verbreitete, machte großes Aufsehen unter den Studenten, die nicht wenig unzufrieden waren, daß ihr bester Schläger kampfunfähig geworden und durch einen Mann, an dem man das Wiedervergeltungsrecht nicht süglich üben konnte. Auch der Fechtmeister, der die Sache auf seiner Rückreise erfuhr, war sehr unzufrieden, daß er den König nicht in Jena getroffen; sagte aber auch sofort den Beschluß, den König in Dresden aufzusuchen und zu versuchen, ob er nicht Genugthuung für seine Studenten nehmen könne. Natürlich hüllte auch Kreuzler sich in ein Incognito und wählte das eines Dorfschulmeisters, wozu seine Persönlichkeit sich am besten eignete. Er trat in dem besten Gasthause ab und mischte sich, als der Abend einbrach, in der Gaststube mit

den übrigen Gästen, die meistens aus Offizieren bestanden. Das Dorfschulmeisterlein fiel auf und manche Offiziere glaubten ihren Spaß mit ihm haben zu können, machten aber bald die Erfahrung, daß der schlichte Mann auch seinen Wit und oft recht derb reizen konnte. Dem setzte endlich ein Hauptmann ein Ziel, der sich dem Fremden als Pagenhof- und Fechtmeister vorstellte und ihn einlud, ihn am andern Morgen im Pagenhause aufzusuchen, wenn er einmal einer Fechtsunde beiwohnen wollte. Der Schulmeister nahm das Anerbieten mit großem Danke an und stellte sich am andern Morgen pünktlich ein.

Es hatten sich eine Menge Offiziere eingefunden, denn sie meinten, der unscheinbare Gast werde vom Hauptmann tüchtig gehänfelt werden. Es kam aber etwas anders. Nachdem der Fechtmeister einige Gänge mit seinen Scholaren gemacht, fragte er den Jeneuser ob er Alles gesehen und bemerkt hätte und Lust habe mit ihm einen Gang zu wagen. Er willigte mit Freuden ein. Kaum hatte er aber das Floret ergriffen, als er auch ein ganz anderer Mann geworden schien. Dem Hauptmann wurde es unmöglich, ihm einen einzigen Stoß beizubringen, sie wurden alle mit Leichtigkeit parirt. Um dem Pagenhofmeister einige Lust zu gönnen, trat ein Lieutenant für ihn ein und forderte Kreuzler auf, mit ihm einige Gänge mit dem Schläger zu versuchen. Aber dieser Versuch mißlang noch schlimmer. Der angebliche Dorfschulmeister setzte dem Lieutenant, der für den besten Schläger der Armee galt, so arg zu, daß dieser sich bald bis in eine Ecke des Fechtsaales drängen ließ.

Noch an demselben Tage wurde dem König hinterbracht, daß ein fremder Dorfschulmeister die besten Fechter seiner Armee besiegt habe. August wollte es Anfangs nicht glauben und als er die Thatsache nicht länger bezweifeln konnte, entstand in ihm der Wunsch, den Fremden kennen zu lernen und zu versuchen, ob er auch seinem Degen Stand halten werde. Am folgenden Morgen begab er sich, nur von einem Adjutanten begleitet, auf den Fechtboden, wo der Pseudo-Schulmeister bereits zugegen war. Aber Kreuzler lehnte auch die Ehre, mit dem Kurfürsten von Sachsen die Mensur zu betreten, nicht ab; nun begleitete ihn auch hier das Glück, indem er drei Mal seinem fürstlichen Gegner den Degen aus der Hand schlug. Da rief der König: „Er ist entweder der Teufel oder Kreuzler aus Jena.“ Der Kurfürst reichte ihm seine Hand, indem er sagte: „Von Euch besiegt zu sein bringt keine Schande. Reicht mir die Hand.“ Kreuzler aber zögerte und meinte nach einer Weile lächelnd: „Doch keinen Händedruck wie den auf der Nasenmühle, Majestät?“ Der König lachte laut auf und rief: „Schlagt ein und fürchtet nichts! Vor Eurer Hand hab' ich Respect.“ Er suchte den Jeneuser in Dresden zurückzubehalten, doch Kreuzler sehnte sich wieder nach Jena. Wir erzählten Fr. Friedrich „Zehn Minuten Aufenthalt“ (Leipzig, Keyser) nach.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.,
mit Stablischen 8 Thlr.

Wietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

„Wo waren Sie denn am Schlusse des Theaters hingerathen, schöne Ida? Ich harrete Ihrer am Ausgange aber vergebens, auch noch Jemand suchte Sie — wissen Sie, ich werde mit Ihrem Vater reden, er muß den Gefellen fortjagen, ein solcher Nebenbuhler ist meinem Stolze zuwider. Daß der Rittmeister Ihnen den Hof macht, finde ich viel schmeichelhafter, aber ich hoffe Sie ziehen mich dem alten runzelvollen Knaben doch vor! Beweisen Sie es mir, gestatten Sie mir endlich einen Kuß.“ Damit wollte er das junge Mädchen an sich reißen; sie wehrte sich ungestüm, es entstand ein kleiner Tumult.

Dadurch herbeigelockt, kam die Geheimrätthin und schaute mit einem wahren Medusenhaupt in Nachthaube und Schlafrock auf die jungen Leute. Robert ergriff schleunig die Flucht und überließ die arme Ida feige dem Strafgericht der bösen Frau. Mit niedergeschlagenen Augen erwartete sie es; der demüthige sanfte Ausdruck in dem sonst so stolzen Gesichte der hübschen Putzmacherin entwaffnete den aufsteigenden

Zorn der Geheimrätthin, sie sagte nur eine Warnung hinsichtlich Roberts, die nur beleidigend für diesen war und von Ida mit einem Handkuß dankbar aufgenommen wurde, weil ihr der Boden unter den Füßen brannte und sie das größte Verlangen empfand nach Hause zu kommen.

Endlich konnte sie sich verabschieden; um keinen Verdacht zu erregen, hatte sie geduldig noch eine lange Besprechung über die Pläne der Geheimrätthin zur Aenderung einiger alten Hüte und Hauben ausgehalten und in dem Schiebladen ihres gewöhnlichen Nähstisches nach allerlei angeblich vergessenen Sachen gesucht.

Als sie die Straße wieder betrat, athmete sie auf; welche Last war von ihrer Seele gewälzt! Es war ihr gelungen das Verbrechen gleichsam ungeschehen zu machen; Niemand konnte etwas davon ahnen, selbst Robert nicht, wenn er auch später durch seinen Vater erfuhr, daß bereits ein Schlüssel zu dem geänderten Schlosse abgeliefert worden war und daß der zweite in Ida's Händen dadurch sehr seltsam erschien. Die räthselhafte Thatsache ließ sich immer leicht durch ein Mißverständniß erklären und konnte jedenfalls keinen Schatten auf sie werfen, da kein Geld fehlte und der Brief nicht erbrochen war.

Leichten Herzens langte sie zu Hause an; sie fühlte sich so glücklich, daß sie der Mutter ihre Hilfe bei den Hausarbeiten anbot und sogar mit einem freundlichen Morgengruß in die Werkstatt trat. Garlieb war allein darin. Ida erzählte ihm, daß sie durch

seine Mittheilung geängstigt gleich in der Frühe in das Haus des Geheimraths gegangen sei und sich überzeugt habe, daß dort nichts vermißt würde. Er sagte einfach: „Gott Lob, so habe ich mich geirrt; haben Sie den Meister heute schon gesehen? Er schien mir leidend zu sein.“

Mit erneutem Angstgefühl eilte Ida auf die Mahnung zum Vater hinauf; was stand ihr bei ihm bevor! Welche Auseinandersetzung mußte zwischen ihnen stattfinden! Die Ausbrüche seines Zornes mußten fürchterlich werden, wenn nicht ein Wunder ihn umgestimmt. Einen Augenblick dachte sie daran den frommen Garlieb in das Geheimniß zu ziehen, seiner Einwirkung würde es vielleicht gelingen ihn zu besänftigen. Doch konnte sie ihren Stolz nicht genug überwinden, um diesen demüthigenden Schritt zu thun. Rathlos und von Grauen vor dem drohenden Auftritt erfüllt, sank sie auf die Knie vor der Kammerthür des Vaters; es war ihr als müsse irgend eine unerwartete Hilfe ihr zu Theil werden.

Da nahte sich Jemand und Garliebs Stimme fragte mit freudigem Erstaunen: „Sie beten, Ida! Gott Lob, daß ich das sehe, es zerschneidet mir das Herz Sie für irreligiös halten zu müssen.“ Er kniete neben ihr nieder und suchte sie mit sanften Worten zu trösten als sie in heiße Thränen ausbrach. Endlich war sie erweicht und faßte das rechte Vertrauen zu ihm; ohne Rückhalt erzählte sie ihm was sie eben vollbracht und bat um seinen Rath wie sie den Vater jetzt behandeln müsse.

Garlieb sagte mild: „Sie dürfen ihn nicht richten, weil Sie sein Kind sind, aber Sie müssen nicht eher ruhen bis Sie ihn zur Erkenntniß seiner Schuld gebracht haben. Es hilft ihnen nichts, wenn Sie auch alle äußerlichen Folgen des Vergehens beseitigt haben, es muß auch innerlich gesühnt werden.“

„O, ich weiß erst jetzt wie sehr ich meinen Vater liebe, ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen, ihn so tief zu beschämen, ihm meine Mitwissenschaft seiner Schuld zu gestehen.“

„Es wird dies allerdings die härteste Strafe für ihn sein, aber wenn Sie es mit der rechten Liebe sagen, so muß er im Erkennen derselben auch wieder Trost finden. Es ist eine heilsame Fügung für ihn, daß gerade seine vergötterte Tochter die Schmach von ihm abgewendet öffentlich als Dieb bestraft zu werden, daß sie sich für ihn aufopferte und alle Aengste eines Menschenherzens für ihn ertragen hat. Er wird gewiß dadurch zu einer heilsameren Aenderung geführt werden; schrecken

Sie also nicht zurück, gehen Sie muthig den ersten Ausbrüchen seines Zornes entgegen, ich werde in der Nähe bleiben und Sie schützen, wenn er in seiner Verblendung zu weit gehen sollte.“

Ermutigt ging Ida in das Zimmer; der Anblick ihres Vaters war aber so ganz anders wie sie erwartet hatte.

Sie fürchtete sich vor einem zornmüthigen sinnberaubten Manne und fand einen gebrochenen matten Greis; die grauen Haare hingen entstellend um die schlaffen erdfahlen Züge. Die gerötheten Augen rollten furchtsam und suchend durch das Zimmer.

Als er Ida's ansichtig wurde, faltete er die Hände und sagte mit leiser heiserer Stimme:

„Bist Du es, mein Kind? Du kommst doch gewiß allein? Schließe die Thür zu, damit Niemand herein kann! Kannst Du mich trösten, sei Du mein Schutzengel!“

„Was fehlt Dir, mein Vater? Du bist doch nicht krank?“ rief Ida und sank ihrer Empfindung kaum mächtig an seinem Bette nieder, ihn zärtlich umarmend.

„Ich weiß nicht ob ich krank bin, der Kopf ist mir so wüßig; ich habe so schwere Träume gehabt. Denke nur, ganz lebhaft sah ich Alles vor mir; ich sollte ins Gefängniß gebracht werden. Die Polizei war hier und durchsuchte meine Kammer, aber es wurde nichts gefunden, ich kann auch nichts finden.“ Damit begann er mit ängstlicher fieberhafter Hast seine Kissen durcheinander zu wühlen.

„Suche nicht, lieber Vater, ich habe Alles gefunden —“

„Du sahst es? Lag es wirklich hier? Also ist es wahr und kein Traum! Ich bin verloren, sie holen mich ins Zuchthaus ab. Rettung, Hilfe, o laß mich entfliehen, noch ist es Zeit, nur nicht ins Zuchthaus!“ rief er und wollte aus dem Bett springen. Aber seine hageren Glieder zitterten so convulsivisch, daß er kraftlos zurücksank und röchelnd vor Angst sich an seine Tochter anklammerte.

„Sei ruhig, lieber Vater, Du bist ganz sicher hier; es ist mir gelungen den Brief wieder an seine Stelle zu legen. Niemand weiß etwas davon, außer der gute Garlieb, der schon gestern mir zuerst die Sache mittheilte, denn Du hattest im Schlafe gesprochen und Dich verrathen.“

„Du weißt es also, mein Kind — Du mußt Deinen alten Vater verachten,“ rief der Greis und

weinte, indem er sich heftig an die keuchende Brust schlug.

„Daß uns beten, Vater, ein reuiger Sünder soll ja willkommen sein,“ sagte Ida tief erschüttert und suchte durch Liebkosungen die verzweifelnden Geberden des Zammernden zu beruhigen.

„Daß man bereut ist wohl nicht genug, man soll sich auch bessern und das kann ich nicht! Der Branntwein hat schon zu viel Macht über mich gewonnen, glaub' es mir. Auch gestern hat er mich ins Verderben getrieben. Als ich zuerst an den Schrank trat und ihn öffnete, da war ich noch ziemlich nüchtern; ich sah das Geld ohne alle Versuchung vor mir liegen. Der Geheimrath legte den einen Geldbrief vor meinen Augen hinein, ich sah, daß er eine schöne runde Summe enthielt und es fiel mir wohl ein, daß man damit sich alle Schuldenlasten vom Halse schaffen könnte, aber ich dachte nicht daran ihn mitzunehmen. Aber nachher als ich das Schloß änderte, zerbrach mir die Flasche in der Hand, ich mußte sie rasch austrinken und sah dann Alles doppelt. Ehe ich mich dessen versah, hatte ich zwei Schlüssel statt des einen gemacht; ich wollte ihn wieder einschmelzen, steckte ihn aber in der Zerstreuung in die Tasche, als ich hinging das Schloß wieder festzumachen. Es mußte sehr eilig gehen, denn der Geheimrath wollte abreisen. Frau und Tochter begleiteten ihn auf die Eisenbahn. Ich sah sie fortgehen; da flüsterte mir der Branntwein zu, den zweiten Schlüssel einmal zu probiren. Ich war schon ganz taumelig, fand aber sehr rasch den Weg in die Wohnung des Geheimraths zurück. Die Magd hatte die Gitterthür an der Treppe offen gelassen und spülte Zeug unten im Hofe. Alle Zimmer waren leer, ich ging langsam hindurch, die schöne Einrichtung gefiel mir, ich wünschte mir Geld, um auch einige stattliche Möbel anzuschaffen. Die Scheltworte der Mutter fielen mir ein, daß ich nie etwas für das Haus anschaffte und meine Schulden nicht bezahlen konnte. Es zog mich nach dem Geldschrank. Nur einmal möchte ich es sehen und in die Hand nehmen, sprach die Versuchung. Ehe ich recht wußte wie es gekommen, steckte der Schlüssel im Schloß, es sprang auf und ich sah die zwei großen Geldbriefe vor mir. Ich nahm den einen und wollte nur genau zusehen, ob es derselbe war, den der Geheimrath hineinlegte als ich dabei stand. Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen, ich fühlte, wie mir der Branntwein zu Kopf gestiegen war. Auch überkam mich plötzlich die tiefste Beschämung, daß ich fremdes Eigenthum in Händen hatte.

Ich wollte den Brief wieder an seine Stelle legen und erfaßte den Schlüssel, um gleich wieder zuzuschließen zu können. Da hörte ich die Magd auf der Treppe sich rasch nähern; ich riß den Schlüssel rasch heraus und behielt in der Ueberraschung den Brief in der Hand. Die Magd kam in die eine Thür und ich entfloß durch die andere, so daß sie mich gar nicht gesehen hat. Ich rannte wie gepeitscht um die Straßenecke in den nächsten Schnapsladen. Als ich mich dort ein wenig ausgeruht, erwachte das Bewußtsein meiner Unthat in mir, ich wollte gleich wieder hingehen und den Brief zurückbringen, aber als ich dem Hause mich näherte, sah ich die Damen vom Bahnhofe zurückkommen. Nun fehlte mir der Muth, auch schwindelte mir sehr. Ich ging wieder zurück und trank abermals; es war schon ziemlich spät als ich zu Hause kam. Mein Kopf brannte sehr. Beim Ausziehen fielen mir Brief und Schlüssel wieder in die Hand, die ich beim Trinken ganz vergessen hatte. Eine große Angst erfaßte mich, ich legte sie unter mein Kopfkissen und dachte es würde vielleicht am Besten sein damit nach Amerika zu entfliehen, ehe es entdeckt würde. Recht klar war mir nicht was ich damit machen sollte; ich schließ endlich ein, aber meine Gewissensunruhe wachte und gab mir die ängstlichen Träume ein. Sie wären jetzt Wahrheit, wenn Du nicht mein rettender Engel gewesen wärst! Aber kannst Du denn die Schande Dein Vaters ertragen? Verabscheust Du mich nicht?“

„Die Liebe eines Kindes soll nicht richten,“ sagte eben Garlieb. „Auch handeltest Du ja nicht mit klarem Bewußtsein; der böse Branntwein hatte Deine Sinne umgarnt, Du sagtest es selbst und mußt Dich anstrengen diesen Feind aus dem Hause zu schaffen.“

„Das verspreche ich Dir. Kein Tropfen soll mehr über meine Lippen kommen.“ Beide besiegelten das Versprechen mit einem Kuß und lächelten durch Thränen.

„Nun, was ist denn hier los? Warum geht der Vater nicht an die Arbeit? Ist er krank?“ fragte die Mutter in scheltendem Tone, den Kopf zur Thür hineinsteckend.

„Er war krank, er wird aber nun ganz gesund werden, wenn wir ihn richtig behandeln, liebes Mütterchen,“ sagte Ida und beeilte sich hinauszugehen, um dem Vater Ruhe zu schaffen. Sie fiel in ihrer Erregung der Mutter um den Hals und weinte sich aus.

„Du bist ja so seltsam bewegt, Mädchen, was

ist Dir? Hat Dir Garlieb endlich eine Erklärung gemacht? Ich fand ihn hier auf dem Flur als wartete er auf den Verlauf Deines Gesprächs mit dem Vater. Also mir sagst Du so etwas nicht und er lief auch fort als wenn ihm der Kopf brennte bei meiner Annäherung."

"Du irrst, liebe Mutter, so etwas ist ja gar nicht vorgefallen, Garlieb denkt wirklich nicht an mich; ich weiß, daß ich ihm nicht gut genug bin und er hat auch wohl sehr Recht; seit ich ihn kenne, habe ich erst eingesehen wie eitel und thöricht ich oft gewesen bin. Ich würde mich ganz glücklich schätzen, wenn er mir beistehen wollte eine bessere Richtung einzuschlagen."

"Ist das Ihr Ernst, Ida?" rief der junge Mann und kam die Treppe herauf, wo er die Unterhaltung zwischen Mutter und Tochter, ohne es zu wollen, mit angehört hatte. Sein Gesicht war vom Glück ganz verklärt. „Frau Meisterin, darf ich denn wirklich meine Wünsche Ihrer Tochter aussprechen? Wollen Sie bei ihr meine Werbung befürworten?"

„Gern will ich das; Ida, sage doch Dein Ja, es kommt Dir ja aus dem Herzen."

„Nun, ich sage freudig Ja, aber kommen Sie erst mit zum Vater hinein, ich weiß, er wird auch nicht Nein sagen." Es gab eine ergreifende Scene am Bette des kranken Meisters; die Mutter wunderte sich, daß er sanft und gerührt war und so rasch seine Einwilligung erteilte. Der ganze Tag verging in feierlicher und glücklicher Stimmung; die Familie saß meistens am Bette des Vaters, der sich sichtlich erholte und mit seiner Tochter mehrmals heimliche Reden wechselte.

Am andern Morgen kam der Inhalt derselben zum Vorschein; Ida hatte im Wohnzimmer einen Tisch gedeckt und mit Blumen geschmückt, ein Kuchen prangte in der Mitte und goldberänderte Tassen standen rund herum. Es sollte förmliche Verlobungsfeier stattfinden. Als die Familie versammelt war, führte Ida ihren Bräutigam ins Zimmer zwischen zwei leere Plätze. Verwundert sahen Alle sie an; nach einigen Augenblicken öffnete sich die Thür und in feierlichstem Putz, eine Mütze mit rosa Band auf dem grauen Haar und eine verblichene Seidenmantille über dem Kattunkleide, trat die Aepfelsfrau mit ihrer Tochter ein. Ida hatte sie eingeladen, um die Verwandtschaft Garliebs zu ersetzen und gewissermaßen ihre Dankbarkeit zu bezeugen, daß er durch die Vermittlung der Aepfelhändlerin in ihres Vaters Haus gekommen wie Garlieb bei seiner Verlobung erzählt hatte. Geehrt und geschmeichelt saß die gute Frau höchst gravitatisch am obern

Ende des Tisches. Der Meister behandelte sie äußerst respectvoll und die kleine verwachsene Tochter weinte fortwährend vor Rührung und Freude über die Ehre, die ihnen widerfahren und das Glück ihres neuen Freundes, des braven Garlieb, den die Generalstöchter einen Johanniskopf genannt und ihr dadurch förmlich verehrungswürdig gemacht hatten.

Es herrschte die schönste Harmonie bei dem Frühstück, nur die Magd weigerte sich „solche geringe Leute" wie die Aepfelsfrau zu bedienen. Ida nahm ihr das Geschäft ab und war strahlend hübsch in ihrer Wirklichkeit. Der Vater streichelte ihr mehrmals die erglühenden Wangen, wobei sie jedoch einen Angstblick auf ihn warf. Seine Hände zitterten in bedenklicher Weise und sein Gesicht sah leichenhaft eingesunken aus. Er hatte sein Versprechen gehalten und „keinen Tropfen Branntwein" getrunken, aber es wahr ihm sehr schwer geworden, denn sein alter Körper konnte die Entziehung einer langjährigen Gewohnheit nicht ohne üble Folgen ertragen.

Plötzlich wurde er dunkelroth und sah forschend nach dem Fenster, Ida folgte seinen Blicken, ein Polizeidiener ging vorbei und gleichzeitig schrillte ein heftiger Klingelzug durch das Haus.

„Da kommt ja ein Polizeidiener zu uns," rief erstaunt und neugierig die Magd; „was kann der bei uns wollen, ich habe doch die Straße gehörig gekehrt —"

„Muth, mein Vater! Es kann uns Niemand etwas anhaben," sagte Ida und trocknete mit ihrem feinen Spizentuche den perlenden Angstschweiß von der Stirn des alten Mannes.

„Ist Fräulein Ida Langschwarz zu Hause?" fragte kurz angebunden der Polizeidiener und trat ohne Umstände in die festliche Stube.

„Ja gewiß, hier ist sie, wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Müller?" sagte die Mutter und stand auf, um eine Tasse für ihn zu holen.

„Nein, ich danke, es thut mir leid, wenn ich störe," sagte er, und die Höflichkeit milderte die strenge Polizeimiene.

„Was führt Sie denn eigentlich her?" fragte die Meisterin etwas spitz.

„Ja es ist eine seltsame Sache; können Sie mir nicht sagen ob ihre Tochter ein Kleid besitzt, welches zu dieser Zeugprobe paßt?"

„Freilich das ist ja ein Stückchen von Deinem grauen Barockkleide, Ida — aber was ist Dir denn,

Mädchen?" rief die Mutter und sprang erschrocken der Ohnmächtigen bei.

„Es thut mir leid, ich muß das Fräulein verhaften," sagte der Polizeidiener und stellte sich an die Ausgangsthür als fürchtete er eine Flucht. Dies Stückchen Zeug fand sich in einem Geldschrank vor, aus dem eine bedeutende Summe in Kassenscheinen entwendet worden ist."

„Unmöglich! Entsetzlich!" riefen Alle zugleich.

„Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß Fräulein Langschwarz am gestrigen Morgen in dem betreffenden Hause und Zimmer anwesend war. Der Verdacht richtet sich also gegen sie allein und ich muß sie deshalb verhaften."

„Sie ist unschuldig, ich will die Sache aufklären und den Thäter nennen, ja ich will Alles sagen," — stammelte Ida's Vater und stand mühsam von seinem Sitze auf. Seine Glieder wurden von Fieberfrost geschüttelt und sein Mund schäumte in dem vergeblichen Bestreben zu sprechen.

Aller Augen richteten sich mit angstvoller Neugier auf ihn; der Polizeidiener rief: „Nun, so reden Sie doch!"

„Alles, alles will ich sagen," lallte der alte Mann, brachte aber kein Wort weiter hervor, so mühsam er auch die Zunge bewegte.

„Um's Himmels willen, schweige Vater!" rief Ida mit gellendem Ton und erhob sich von der heftigsten Seelenangst getrieben aus ihrer Ohnmacht.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht eines Pfennigs Werth genommen habe," sagte sie zu dem Polizeidiener.

„Aber Sie waren doch in dem Zimmer und auch an dem Geldschrank; wie kann sonst das Stückchen Zeug hineingekommen sein? Holen Sie schnell das betreffende Kleid des Fräuleins," befahl er der Magd.

„Sagen Sie mir um's Himmels willen, fehlt denn wirklich Geld? Haben Sie auch genau nachgesehen? Es kann ja nicht sein!" sagte Ida.

„Es fehlt ein Geldbrief mit fünfhundert Thalern, der Geheimrath ist gestern Abend von einer kleinen Reise zurückgekehrt und hat gleich die Anzeige auf dem Polizeibureau gemacht."

„Also doch der Geldbrief, ach ich wußte es wohl, daß er uns ins Unglück bringen würde," flüsterte Ida's Vater wie im Traume und sah seine Tochter mit ängstlich rollenden Augen an. Sie beugte sich zu ihm und verschloß ihm den Mund mit einer Liebeslösung.

„Was sagte der Meister Langschwarz eben?" forschte der wachsame Polizeidiener, seine Aufmerksamkeit wurde aber gleich darauf durch die Magd in Anspruch genommen, die mit Ida's Kleide eintrat, indem sie den Ärmel zeigte, dem das Stück Zeug fehlte. Der Verdacht im Hause des Geheimraths war dadurch auf die unglückliche Putzmakerin gelenkt worden und der Polizeidiener bemächtigte sich deshalb des Kleides sogleich als eines Beweismittels.

Als der Meister Langschwarz dies sah, erhob er sich zitternd in seinem Sessel und wollte reden, „meine Tochter ist unschuldig, ich schwöre es," rief er und sank leblos nieder. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.

Laut weinend umgaben ihn Mutter und Tochter; Garlieb nahm ihn auf die Arme und trug ihn zum Sopha.

„Gott hat ihm den Mund geschlossen, damit sein Vergehen verhüllt bleibe," sagte der junge Mann leise zu seiner Braut, „aber er wird nicht sterben, wir wollen beten, daß er lebe und Zeit zur Reue habe."

Ida wollte zum Arzt eilen, aber der Polizeidiener hielt sie zurück und sagte:

„Sie dürfen das Haus nicht verlassen; ich bin kein Unmensch und will Ihre Verhaftung in diesem schrecklichen Augenblicke nicht vornehmen, aber ich muß Sie beaufsichtigen und darf Sie nicht aus den Augen lassen bis die Sache mit dem Geldbriefe aufgeklärt ist."

„Ich werde den Arzt holen und dann will ich zu dem Polizeidirector gehen und ihm dafür bürgen, daß Sie unschuldig sind," sagte Garlieb.

„Das wird Ihnen nichts helfen, wenn Sie nichts zur Entdeckung des wirklichen Thäters beitragen können," versicherte der Polizeidiener, „wissen Sie gar nichts zu sagen, Fräulein?"

„Ja, ein Verdacht ist allerdings in mir aufgestiegen, aber ich mag ihn nicht aussprechen, eine ehrenwerthe Familie würde dadurch beschimpft und ich erfahre jetzt an mir wie furchtbar eine solche Anklage zu wirken vermag."

„Wohlan, so sagen Sie es mir allein, theure Ida, ich will versuchen den Thäter durch moralische Beweggründe zum Geständniß zu bringen, denn ich ahne, wer es ist."

Ida erzählte ihm leise in wenig Worten, daß es nur Robert sein könne, denn er habe ihr den Schlüssel zu dem Schranke gewaltsam abgenommen und sein ganzes Benehmen dabei sei verdächtig genug gewesen. Daß er in Schulden und Geldverlegenheiten sich häufig

befinde, wußte sie aus den Familiengesprächen, die sie gelegentlich im Hause des Geheimraths gehört hatte.

„Könnte ich nur mit ihm reden, ich würde die Wahrheit bald ermitteln, aber daß Sie zu ihm gehen wollen, lieber Garlieb, ängstigt mich gar zu sehr.“

„Ich bin nicht händelsüchtig, ich werde ihn nicht beleidigen —.“

„Aber schon der Verdacht, daß er ohne Wissen seines Vaters das Geld genommen haben könnte, wird ihm als die schlimmste Beleidigung erscheinen — er wird sich an Ihnen vergreifen.“

„Seien Sie unbesorgt, das Schuldbewußtsein wird ihn vorsichtig machen,“ endigte Garlieb das leise Zwiegespräch und eilte seinen Gang anzutreten. Dem Polizeidiener deutete er an, daß er in kurzer Zeit den Beweis der Unschuld seiner Braut zur Stelle schaffen werde und bat ihn das Haus zu verlassen.

Dazu wollte sich jedoch derselbe nicht verstehen, ohne seine Dienstpflicht zu verletzen, dürfe er die verdächtig gewordene Person der Putzmacherin nicht aus den Augen lassen. Er faßte in militärischer Haltung vor der Stubenthür wie eine Schildwache Posto und hieß alle Nichtbetheiligten das Haus verlassen.

Einige Minuten hatten hingereicht, den heitern Schauplatz des festlich geschmückten Wohnzimmers in ein Bild des bittersten Schmerzes zu verwandeln.

Auf dem Sopha stöhnte der Meister als läge er auf der Folterbank; seine Frau breitete weiche Kissen unter ihm aus und redete ihm in so liebevollem sanftem Tone zu, wie in ihrer an Zank und Streit gewöhnten Stimme sonst nie zu hören war. Die Angst und die Sorge hatten ihr rasch das Herz erweicht und zartfühlende Regungen darin hervorgerufen, die sie sonst nicht oft hegte. Mit keiner Frage, keiner Aeußerung von Zweifel wagte sie der Tochter lästig zu fallen, obwohl sie den Hergang gern gewußt hätte und nicht begreifen konnte wie Ida in den schmachvollen Verdacht eines Diebstahls gerathen sein konnte. Mit fragenden forschenden Blicken betrachtete sie die Tochter, die ihrerseits auf nichts achtete als auf die schweren Athemzüge des Kranken. Sie war zu Häupten seines Lagers niedergekniet und hielt seine harten, jetzt kraftlosen Hände in ihren zarten kleinen so inbrünstig fest als könnte sie das fliehende Leben damit fesseln. Es war ein rührendes Bild, das den Umstehenden Ehrfurcht einflößte; die Magd schlich sich leise fort, die Mutter kniete ebenfalls und versuchte ihre dumpfe Angst durch ein Gebet zu beschwichtigen. Es

wurde so still im Zimmer, daß nur die alte Hausuhr und ein Paar summende Fliegen ihr eintöniges leises Geräusch vernehmen ließen. Der Kranke sank in tiefen Schlaf, wodurch der Arzt für den Augenblick entbehrlich wurde, sein Ausbleiben war natürlich, denn Garlieb hatte ihn gerufen, als die gewöhnliche Umfahrt zu seinen Patienten schon angetreten war und eine noch so eilige dringende Botschaft ihn nicht zu erreichen vermochte, wie das bei den starkbeschäftigten Aerzten häufig vorkommt.

Ida hatte angstvoll auf jedes Geräusch gehorcht, sie hoffte aus ihrer quälenden Lage befreit zu werden durch die Ankunft des Arztes und durch Garliebs Rückkehr von seinem wichtigen Gange zu Robert. Das lange vergebliche Warten spannte alle ihre Lebensgeister ab, wie in einem dumpfen Traume befangen starrte sie vor sich hin. Alles was sie eben erlebt hatte, schien ihr ganz unglaublich, wie konnte sich Alles so erschreckend verändert haben seit der kurzen Spanne Zeit, die zwischen dem Heute und Gestern lag! Von lebenslustigen hochfliegenden Wünschen berauscht war sie noch ohne Nachdenken durch das tägliche Leben gegangen; ihre Eitelkeit hatte sich wie ein Schmetterling auf allen Schmeicheleien geschaukelt, die ihr so reichlich dargeboten waren. Garliebs ernste und wohlmeinende Liebe hatte sie dann plötzlich mit sanfter Gewalt über die Nichtigkeiten ihrer bisherigen Wünsche erhoben, sie glaubte sich sicher vor allen Versuchungen, die ihr gedroht hatten, das wahrhafte Glück schien ihr aufzugehen, eine geachtete, wenn auch bescheidene Existenz. Da brach ganz plötzlich die bitterste Schande über sie herein, ohne ihr Verschulden gerieth sie in die Lage einer Verbrecherin! Ihr armer Kopf hielt den Gedanken nicht aus, sie richtete sich wild auf als wollte sie ihn in einem Anfall von Wahnsinn an der Wand zerschellen.

Aber schnell sänftigte sich ihre Bewegung als ihr Blick auf die Eltern fiel; die Mutter war in ihrer knienden Stellung eingeschlummert und der Vater lag bewußtlos im Arme des Kranken-Schlafes, der dem Tode so ähnlich sieht. Das junge Mädchen erschauerte in dem Gefühle, daß die Pforten des Jenseits aufgethan werden sollten und alles Irdische vor ihnen versinken müßte, Freude sowohl als Schmerz und Furcht vor Schande.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Theater-Anekdoten.) Vor kurzem hat Southerland Edwards in London eine „History of the Opera“ herausgegeben, die zwar als Geschichte sehr oberflächlich behandelt ist, aber einen seltenen Reichthum an unterhaltenden Anekdoten enthält. Wir entlehnen einige derselben.

Es giebt viele literarische Diebstähle, aber so groß und unverschämt wurde wohl keiner ausgeübt und selbst von der Kritik gutgeheißen als der folgende. Ein gewisser Ambrosius Philippus bearbeitete Racine's „Andromache“ und gab sie unter dem Titel: „Die bekümmerte Mutter“ (the distressed mother) für sein Werk aus. Als Steele diese neue (alte) Tragödie gelesen, erklärte er im Spectator, der Styl dieses Stückes sei so beschaffen, wie er sich für Menschen der besten Erziehung ziemt und beglückwünscht das Zeitalter, daß es endlich die Wahrheit und das menschliche Leben in Ereignissen dargestellt sehe, welche Helden und Heldinnen betreffen. Und dennoch war gerade damals Racine bei den englischen Schriftstellern bekannt und sehr beliebt, da sie ihn dem Shakespeare vorgezogen, von dem sie sagten, er mache Geschäfte im falschen Erhabenen! Es war ja erst uns Deutschen vorbehalten, die Engländer wieder zu ihrem größten Dichter zurückzuführen.

Jeliotte war einer der bevorzugtesten Lieblinge der Pariser Gesellschaft, wenigstens unter den Frauen, aber Chasse einer der bewundertesten Männer in Frankreich. Zu seinen glänzendsten Triumpfen rechnete er, daß seinetwegen eine polnische und eine französische Dame ein Duell ausfochten. Das Rencontre geschah mit Pistolen im Boulogner Wäldchen. Die Französin unterlag, denn sie wurde ziemlich schwer verwundet und nach ihrer Heilung in ein Kloster gesteckt, während die Polin Frankreich verlassen mußte. Während dieses kleinen Spectakels, das die seine Welt in Paris in Athem erhielt, lehnte Chasse zu Hause auf dem Sopha und nahm, wie eine zarte empfindsame Frau, die Besuche aller Derer an, die ihn wegen seines Glückes zu becomplimentiren kamen. Der König Ludwig XV. schickte aber den Herzog von Richelieu zu ihm und ließ ihm sagen, er möge dieser Affectation nun ein Ende machen. „Sagen Sie Sr. Majestät“, sagte Chasse, „es sei nicht meine Schuld, daß ich der populärste Mann im Königreich sei.“ — „Sie Gek!“ erwiderte ihm der Herzog; „lassen Sie mich ihm sagen, daß Sie erst der Dritte sind. Nach dem Könige komme erst ich.“ Und so war es auch; denn aus Liebe zum Herzog von Richelieu hatten sich Frau von Polignac und Frau von Nesle duellirt, wobei die letztere in der Schulter verwundet wurde.

Zu den beliebtesten Sängern Frankreichs gehörte wohl Sophie Arnould, die mit 13 Jahren (1757) ihr erstes Debut machte. Stand ihr Name auf dem Theaterzettel, so waren die Zugänge zur Oper belagert. Dabei galt Sophie Arnould für ebenso witzig als schön und ihre Worte wurden von Dichtern und Philosophen jener Zeit wiederholt; ihre Soupees erhielten einen förmlichen Ruf und der berühmte Schauspieler Garric

erklärte, sie wäre die einzige Künstlerin der französischen Bühne gewesen, die sein Herz gerührt hätte. Als sie einst, statt zu singen, im Zuschauerraum erschien, um, wie sie sagte, bei ihrer Rivalin, Mademoiselle Beaumesnil, eine Lection zu nehmen, machte ihr der Minister de la Baillière, welcher die widerspenstige Schönheit in Port l' Evêque einsperren sollte, zarte Vorwürfe, und bei ihrem nächsten Auftreten wurde sie erst recht gefeiert. Am 1. April 1778, dem Krönungstage Voltaire's in der Comédie française, beglückwünschten denselben sämtliche berühmte Künstlerinnen in Paris. Er erwiderte deren Besuche sofort und seine Unterhaltung mit Sophie Arnould in der Oper wird als ein Sprechduett von wunderbarer Eleganz und Leichtigkeit geschildert. Als Sophie endlich alt wurde und dennoch fortfuhr zu singen, bemerkte einst der Abbé Galiani über ihre Stimme, sie wäre „das schönste Asthma, das er je gehört hätte.“ Sophie hatte natürlich viele Liebhaber; der berühmteste derselben und wohl auch der angenehmste war der Graf Laurengais. Ihre Neigung zu ihm dauerte volle vier Jahre. Als sie endlich den Beschluß faßte, mit ihm zu brechen, suchte sie selbst diesem Acte eine gewisse Originalität zu bewahren. Eines Tages wurde auf ihren Befehl ein Wagen nach dem Hotel des Grafen geschickt, in welchem sich Spitzen, Schmucksachen, Juwelen und zwei Kinder — kurz Alles befand, was sie vom Grafen besaß. Die Gemahlin zeigte sich aber noch großzügiger als Sophie Arnould, denn sie behielt die Kinder, schickte aber Spitzen, Juwelen und Wagen zurück.

Zur Zeit der französischen Kriege gastirte zu Hamburg die berühmte Sängerin Fodor, eine Russin von Geburt. Bekanntlich wurde die Stadt von den Allirten belagert und war daher manchen Drangsalen ausgesetzt. Einst flog während der Aufführung eine Kanonenkugel durch das Dach des Theaters; doch daraus machte sich die Fodor nichts, dagegen ward ihr eine andere ihr aufgezwungene Entbehrung sehr lästig. Sie hatte sich nämlich so sehr an den Genuß der Milch gewöhnt, die sie meistens in den Zwischenacten in dem Theater selbst trank, daß das Singen ihr außerordentlich beschwerlich fiel, wenn sie keine Milch erhalten konnte. Als nun die Belagerung sich in die Länge zog und die Kühe nach und nach sämmtlich geschlachtet waren, trat ein absoluter Milchmangel ein und die Fodor kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Als aber die französische Besatzung davon hörte, beschloß sie galant, diesem Mangel abzuhelfen. In der nächsten Nacht ward ein Ausfall unternommen und eine Kuh im Triumph zurückgebracht, die man über der Bühne im Malerzimmer unterbrachte und so oft melkte als Madame Fodor durstig war.

— r.

(Bei den Jesuiten.) Ein protestantischer Geistlicher, der bei den Jesuiten in Freiburg und Rom erzogen wurde, dann aber zur protestantischen Kirche übertrat, hat bei Brockhaus in Leipzig „Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenjünglings“ herausgegeben, die einen merkwürdigen Einblick namentlich in das Erziehungswesen des berühmten Ordens gewähren. Auch Nachfolgendes finden wir in diesem interessanten Buche:

Pater Rillo, ein Pöse von Geburt, war von den letzten aus Rußland vertriebenen Jesuiten als Jüngling mit nach Italien genommen und später selbst Jesuit geworden. Sein Eifer für die Interessen des Ordens und der römischen Kirche, seine Rednergabe und seine Sprachkenntnisse bestimmten die Obern ihn zum Missionär für den Orient auszubilden. In Malta, am Libanon, in Bulgarien u. s. w. war sein Hauptwirkungskreis, in welchem er Außerordentliches leistete. Neben einem sehr abgehärteten Körper besaß er einen festen Charakter. Oft reifete er wichtiger Berathungen wegen von seinen Missionsstellen nach Rom zurück, denn er besaß die Gunst Gregors XVI. in hohem Grade. Einst kam er in der Tracht eines Emirs an. Sein voller langer Bart hing tief auf die Brust herab; er hatte lebhafte Augen, seine von der orientalischen Sonne gebräunte Gesichtszüge und einen schönen Kopf. Der kostbare Säbel, den er trug, war das Geschenk eines Emirs, dessen Tochter er von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte. In diesem Anzuge nun erschien er vor dem Jesuitengeneral Koothaan. Aller Einreden ungeachtet befahl ihm dieser sofort den Bart abzuschneiden und sich in gewöhnliche Jesuitentracht zu kleiden, da er ihn zum Director der Propaganda in Rom bestimmt habe. Der Pater mußte gehorchen, meinte aber, eine unpassendere Persönlichkeit habe der General für diese Stelle nicht ersehen können. Also umgewandelt begab er sich mit vielem Leidwesen auf seinen neuen Posten. Die Gewohnheiten seines unregelmäßigen Lebens konnte er nicht aufgeben; rauchen, auf den Dielen schlafen, spät zu Bette gehen u. dergl. Verletzungen der Hausordnung erlaubte er sich nach wie vor und viele seiner wilden Böglinge wurden noch wilder. Der Pater-General aber blieb fest.

Einst war die ganze Professorschafft, auch der General und der Rector versammelt als Gregor XVI. ihnen unerwartet einen Besuch abstattete. Der Papst vergnügte sich an Rillos Erzählungen, als dieser ihn plötzlich bat, ihm für eine Viertelstunde seine päpstliche Gewalt über den anwesenden Jesuitengeneral abzutreten. Gregor willigte in den Scherz. Mit ernster Miene citirte nun Rillo den Jesuitengeneral vor sich, ließ ihn niederknien und hielt ihn in starken Ausdrücken das unkluge Verfahren vor, einen Mann wie ihn zum Rector bestellt zu haben; er sei zum Missionär unter wilden Völkern geschaffen, zum Amte eines Rectors aber in Folge seines Temperaments ganz untauglich; er könne predigen, Strapazen aushalten, rauchen, reiten, schwimmen; der Ausübung alles dessen, so wie seines mit Sorgfalt gepflegten und unter den Mohamebanern nöthigen Bartes habe ihn der General beraubt; dieser möge sein Unrecht wieder gut machen und Rillo wieder nach dem Libanon zurückschicken. Von dem was einer nicht verstehe, müsse er fern bleiben. Um den General bessere Maximen praktisch beizubringen, ließ Rillo ein Maulthier vorführen und befahl dem General, dasselbe zu besteigen und thätig herumzutummeln. Wohl oder übel mußte der General gehorchen. Alles lachte

als er aufstieg. Als die bürre schlotterige Gestalt dann auf dem Maulthiere saß und Rillo dieses mit derben Schlägen zum Laufen antrieb, so daß der arme Reiter sich vorn und hinten anklammerte und zaghaft um Einhalt rief, bedeutete Gregor den unbarmherzigen Rillo: sein Regiment sei zu Ende. Der abgestiegene General ernannte Rillo gutmüthig zum Missionär; dieser ließ sich den Bart wachsen, ging in orientalischer Tracht wieder an seinen frühern Bestimmungsort und hat, wie bekannt, nicht wenig zur Ausbreitung des römischen Christenthums dajelbst beigetragen, so wie er auch, durch französischen Einfluß unterstützt, die jetzige Bewegung in Bulgarien vorberreiten half.

(Die Reuberin.) Bisher war über das Jahr und den Ort der Geburt dieser merkwürdigen Frau, mit welcher eine neue Periode bessern Geschmacks in der Geschichte des deutschen Theaters beginnt, keine Gewißheit vorhanden. Der Eine nannte Reichenbach im Voigtlande, der Andere Zwickau als ihren Geburtsort, und als ihr Geburtsjahr wurde bald 1692 (z. B. im Brodhans'schen Conversationslexikon), bald 1700 (wie im Pieser'schen Universallexikon) bezeichnet. Neuere Untersuchungen, über welche der bekannte sächs. Geschichtsforscher Dr. Herzog in Zwickau berichtet, haben ergeben, daß Karoline Reuber am 9. März 1697 in Reichenbach im Voigtlande geboren ist, wo ihr aus Zwickau gebürtiger Vater Daniel Weißenborn von 1692 bis 1702 Gerichtsdirector und Advocat war. Karoline scheint ihre Erziehung großen Theils in Zwickau im Hause ihres Großvaters, der ein wohlhabender Kürschner und Gastwirth war, genossen zu haben, und auch ihr Vater mag sich wohl zeitweilig dort aufgehalten haben. Hier machte sie die Bekanntschaft des auf dem Lyceum zu Zwickau studirenden Primaners Johann Reuber. Ihr Vater billigte das Verhältniß, welches sich zwischen den beiden jungen Leuten entsponnen hatte, durchaus nicht und setzte der Tochter oft hart zu; eines Tages, als der podagrische Alte sie eben deshalb mißhandelte, entsprang sie aus dem großväterlichen, jetzt Schickedanz'schen Hause in der Schneeberger Straße durchs Fenster, ging mit ihrem Geliebten, welchen sie bald darauf heirathete, auf und davon und ließ sich bei der Spiegelberg'schen Schauspielergesellschaft in Weißenfels anwerben. Dies geschah im Jahre 1718; im Jahre 1727 übernahm sie bereits selbst die Direction der Truppe, um nunmehr abwechselnd in Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Kiel, Frankfurt, Straßburg, Dresden, hauptsächlich aber in Leipzig Vorstellungen zu geben. Sie erwarb sich das große Verdienst, daß sie die extempoirten Dramen, die Haupt- und Staatsactionen, von ihrer Bühne verbannte und nur „regelmäßige“ Stücke aufzuführen sich bestrebte. Deswegen vereinigte sie sich mit Gottsched, der ebenfalls diese Reform des Theaters erstrebte, und deshalb verbannte sie 1737 feierlich den Hanswurst, den sie zu ihren Stücken nicht mehr brauchen konnte. Das vertraute Verhältniß, in welchem Lessing zu der schönen und geistreichen Frau stand, ist bekannt.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.,
mit Stablischen 8 Thlr.

Mietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

Das ganze Seele erhob sich zu einem Gebet um einen sanften Tod, sie zitterte vor einer Störung, vor einer Mahnung an sein Vergehen und die schrecklichen Folgen, die es für seine einzige Tochter herbeigeführt hatte. Nur in der Bewußtlosigkeit konnte er ruhig sterben, jeder klare Gedanke mußte ihn zur Verzweiflung bringen; wenn auch die unheilvolle Angelegenheit durch ein offenes Geständniß des wirklichen Thäters Ida's Mafellosigkeit bewiesen würde, so blieb doch immer noch ihre unlängbare Anwesenheit im Zimmer des Bestohlenen ein Räthsel, das bei einer gerichtlichen Untersuchung gelöst werden und des Vaters Verbrechen zu Tage bringen mußte.

Es leuchtete dem jungen Mädchen immer mehr ein, daß auf Roberts Benehmen jetzt alles ankam; bekannte er sich dem Geheimrath gegenüber zu der That, so konnte dieser unmöglich den eigenen Sohn den Gerichten überliefern, sondern mußte danach trachten die ganze Sache ihnen zu entziehen und möglichst geheim zu halten, dann blieb auch Ida vor weiterer

Nachforschung gesichert und das ganze Ereigniß der Vergessenheit übergeben. Wenn nur Jemand so recht klar und ruhig Robert zu dieser Ueberzeugung hätte bringen können! Ida zweifelte immer mehr, daß der verblendete hochmüthige Jüngling auf Garlieb's Vorstellungen hören würde; ein bittendes Wort aus ihrem Munde hätte ihn gewiß erweicht, weil es ihn nicht so demüthigen konnte, als wenn der ihm ohnehin verhaßte Schlossergeselle ihm noch so eifrig zuredete. Von dieser Ueberzeugung getrieben, schlich Ida zur Thür, um noch einmal einen Versuch zu machen den Polizeibeamten die Erlaubniß abzuschmeicheln, daß sie selbst nach dem Hause des Geheimraths eilen dürfe und dann gewiß sei, Alles aufzuklären und jeden Verdacht zu beseitigen.

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor und der Arzt stieg aus; es war dem jungen Mädchen denn doch eine Beruhigung seinen Ausspruch erst zu hören und seine Mittel anwenden zu helfen, obgleich ihr der Aufschub des wichtigen Ganges zu Robert eine namenlose Angst verursachte und sie das Gefühl davon hatte, als würde ihre Rettung durch diese Versäumniß unmöglich gemacht.

Der Arzt verordnete die gebräuchlichen Mittel bei Schlaganfällen, ohne den Kranken einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen. Die Gewohnheit solche Leidenszustände täglich mehrere Male auf seinen Mundfahrten zu sehen, hatte ihn natürlich dagegen abgehärtet. Es dauerte eine geraume Zeit bis alle seine Verordnungen ins Werk gesetzt waren, ein Aderlaß,

Senfpflaster auf die Füße und Eisumschläge auf den Kopf. Der Erfolg war der gewöhnliche, daß der Kranke durch die vielen körperlichen Qualen, welche diese Mittel verursachen, zu etwas klarerem Bewußtsein erwachte, gerade nur hinreichend um seine Leiden mehr zu fühlen.

Als der Arzt fort war, versuchte der Kranke mit großer aber vergeblicher Anstrengung zu sprechen und heftete in augenscheinlicher Furcht die sieberglänzenden Augen auf seine Tochter. Sie beugte sich lieblosend zu ihm und erzählte ihm leise, daß Garlieb Alles zum Guten wenden würde, er sei schon lange fort und müsse gleich zurückkehren. Der Kranke freute sich zwar über diese Mittheilung, aber sie beruhigte ihn durchaus nicht, er sah unaufhörlich nach der Thür und schien Garliebs Rückkehr mit der größten Ungeduld zu erwarten. Ida empfand dieselbe ebenfalls; sie konnte ihre Angst kaum länger beherrschen und war beinahe fest überzeugt, daß Garliebs Unternehmen gescheitert sei.

Es dunkelte bereits, als Ida das peinliche Warten auf Garliebs Rückkehr nicht mehr zu ertragen vermochte, sie flüsterte dem Vater zu, daß sie selbst nachsehen wolle, was die Ursache seines Ausbleibens sein könne. Dann empfahl sie der Mutter die sorgfältigste Bewachung des Kranken und ging, entschlossen das Aeußerste zu wagen, aus der Thür.

Unbeschreiblich war ihr Erstaunen, als sie den gefürchteten Polizeidiener gar nicht mehr vor derselben Wache haltend, fand. Es war in der Werkstatt todtensstill, nur die Heimchen zirpten ihr eintägiges Lied an der leeren Feuerstelle. Der alte bekannte Ton lockte Ida's Thränen hervor, es ward ihr tieftraurig zu Muth als könnte sie nie wieder glücklich sein. Sie blieb einen Augenblick stehen und heftete die Augen wehmüthig auf die Stelle, wo ihr Vater sonst immer gearbeitet hatte; daß sie ihn nicht wieder dort sehen würde, war nur zu wahrscheinlich!

Als sie rasch die Treppe hinaufsteigen wollte, um aus ihrem Zimmer sich Hut und Mantel zum Ausgehen zu holen, erschral sie heftig, denn eine dunkle Gestalt erhob sich plötzlich von der untersten Stufe.

„Wer hat hier im Dunkeln sich versteckt?“ fragte sie zitternd einen Schritt zurücktretend.

„Erschrecken Sie nur nicht, Fräulein Ida, ich bin es ja, ich wagte nicht in das Wohnzimmer zu treten, um den Meister Langschwarz nicht zu stören,“ sagte eine sanfte Stimme und Ida erkannte die kleine Näherin, die wahrscheinlich schon lange in ihrer be-

scheidenen Weise bei den Heimchen am Feuerherd gesessen hatte.

„Aber was wollen Sie eigentlich hier?“ fragte Ida etwas unfreundlich, denn sie argwöhnte, daß nur die Neugier die kleine Nachbarin herbeigelockt hätte oder noch Schlimmeres in den Augen einer eifersüchtigen Braut, eine heimliche Neigung für den frommen Gesellen, vielleicht gar die Hoffnung sein Herz noch zu gewinnen, da seine Erwählte wahrscheinlich als Diebin verurtheilt, nicht die Gattin eines unbescholtenen Mannes werden konnte. Dieser Gedanke war schon mehrmals flüchtig wie ein Sturmvogel mit dunklen Fittichen durch die Seele des jungen Mädchens geschossen, jetzt krallte er sich darin fest und erfüllte sie mit einer neuen namenlosen Angst, so daß die bescheidene Antwort der kleinen Näherin fast ungehört verhallte.

„Ich kam vor einem Weilschen herüber, um mich nach dem Befinden Ihres Vaters zu erkundigen, der Polizeidiener stand aber vor der Thür und verweigerte mir den Einlaß, ich bat ihn vergebens, da wurde er plötzlich abgerufen, ein anderer Polizeidiener kam gelaufen und beide gingen eilig fort.“

„So gehen Sie doch auch, was geht Sie dies Unglückshaus an, ich habe keine Zeit mit Ihnen zu reden, ich muß den Augenblick benutzen, wo die Polizei fern bleibt, um einen wichtigen Gang zu unternehmen —“

„Die Polizeidiener brauchen Sie nicht zu fürchten, die kommen heute nicht wieder hierher, ich hörte wie der Eine dem Andern mittheilte, daß hier jede Maßregel überflüssig sei, weil der Verdacht sich als völlig grundlos bewiesen habe.“

„Und das sagen Sie mir nicht gleich? Sie waren wohl recht schadensfroh, daß ich in dieses Unglück gerathen war und haben es gewiß bereits allen Nachbarn wiedererzählt,“ unterbrach Ida die kleine Näherin, die über so viel Bitterkeit erschral und beinahe weinend fortfuhr:

„Halten Sie mich doch nicht für so schlecht, ich habe das tiefste Stillschweigen über den traurigen Vorfall beobachtet und zweifelte auch keinen Augenblick, daß Sie unschuldig wären. Ich wagte nur nicht in das Krankenzimmer zu treten, weil ich fürchtete die Nachricht des Polizeidieners, die ich mit angehört, werde Sie Alle erschrecken.“

„Wie so denn erschrecken, sie war ja nur erfreulich —“

„Ach nein, hören Sie mich erst ruhig an, ich kann

nicht so rasch reden, weil ich so heftiges Herzklopfen bekommen habe, als der eine Polizeidiener sagte, der arme Herr Garlieb sei als Dieb festgenommen.“

„Wie ist das möglich? Um Gotteswillen, ich muß augenblicklich zu Robert eilen, ich ahne den Zusammenhang — kommen Sie mit mir, allein wage ich mich kaum zu dem Unglückshause.“ Sie zog das kleine schwache Wesen mit sich fort und vergaß ganz, daß sie ohne Hut und Mantel auf die Straße eilte. Es drohte mit starkem Schnee, einzelne Flocken lösten sich bereits aus dem grauen Wolkenbehang des Himmels ab und ließen die Gaslaternen wie trübe Irrlichter erscheinen. Die Kälte fühlte Ida nicht bei ihrer Aufregung, aber der Muth sank ihr als sie die winterliche, einsame und halbdunkle Straße betreten hatte; es wurde ihr unheimlich und die Zuversicht etwas zur Aufklärung der dunkeln Angelegenheit thun zu können, schwand gänzlich. Dennoch setzte sie den begonnenen Weg fort von innerer Unruhe und dem Gefühl getrieben, daß doch irgend etwas unternommen werden müsse.

Athemlos hing die kleine Näherin in ihrem Arme, die dem raschen Lauf nicht folgen konnte und doch ihre Theilnahme so gern beweisen wollte durch treues Aushalten an der Seite des geängstigten jungen Mädchens; sie kämpfte tapfer gegen den Schneewind an und wehrte sich noch tapferer, wenn muthwillige Neckereien durch das, wenn auch nicht sehr zahlreiche Straßenpublikum ausgeübt wurden. Zwei eilig und unsicher auftretende Frauenzimmer sind dergleichen immer ausgesetzt, trotz der gerühmten Civilisation unseres Jahrhunderts. Wie gescheuchtes Wild kamen die beiden Mädchen im Hause des Geheimraths an.

Zaghaft zog Ida die Klingel, sie begriff jetzt erst, daß es sehr schwer sein würde den Sohn des Hauses allein zu sprechen; in ihrer Verzweiflung war sie beinahe entschlossen, ihn in Gegenwart seiner ganzen Familie zur Verantwortung zu ziehen und ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er es geduldet hatte unschuldige Personen in' schmählichen Verdacht gerathen zu lassen. Sie war überzeugt, daß sie auf diese Weise ihn unfehlbar zum Geständniß seines Verbrechens bringen würde und zog noch einmal mit rascher Entschlossenheit die Klingel.

Entmuthigend wirkte es indessen schon auf sie, daß nicht die Magd, sondern Anna mit ganz verwirrten Augen am Gitter erschien und es so lautlos wie möglich öffnete. Kaum wurde sie Ida's ansichtig, als

die offenbar kaum getrockneten Thränen von Neuem zu strömen begannen.

„O Ida, ich weiß was Sie herführt, Sie wollen meinen Bruder sprechen, er ist fort! Er wird noch diese Nacht entfliehen, es sind schreckliche Scenen bei uns vorgefallen, er hat den Eltern gestanden, daß er Sie liebt und heirathen will — still, um Gotteswillen, sagen Sie kein Wort, man darf Sie hier nicht reden hören, ich flehe Sie an, entfernen Sie sich sogleich, er wird heute Abend gewiß noch zu Ihnen kommen, ich bin Ihnen nicht böse, ich will zufrieden sein, wenn Sie glücklich miteinander sind...“

„Aber hören Sie mich doch nur an, ich muß ihn oder Ihren Vater durchaus sprechen, hier waltet ein Irrthum, ich denke nicht daran mit Ihrem Bruder glücklich zu werden, ich liebe ihn ja gar nicht... hat er Ihnen denn alles gestanden, auch sein Verbrechen, auch seine Feigheit gegen Unschuldige?“ rief Ida und konnte im Eifer ihre Stimme nicht im Flüster-tone erhalten.

„Jetzt scheinen Sie in einem Irrthum — ich merke wohl, Sie zürnen meinem Bruder, er wird sich rechtfertigen, gehen Sie nur schnell nach Hause, er ist vielleicht schon vergebens dort gewesen, eilen Sie und schweigen Sie,“ damit schlug Anna die Gitterthür zu und wollte fortgehen.

„Nur noch ein einziges Wort! Sagen Sie mir wenigstens, wo der unglückliche Garlieb hingekommen ist?“

„Wer ist das? Den Namen kenne ich gar nicht...“

„Der Gefelle meines Vaters, er ist zu Robert gegangen, um ihn zur Einsicht seines Unrechts zu bringen und ist nicht wieder gekommen, wo ist er?“

„Davon weiß ich keine Sylbe, wir waren ja aufs Land gefahren als der Vater von seiner Reise zurück kam und sind erst vor einigen Stunden wieder hier angelangt; still, ich höre Jemanden nach mir rufen, ich muß fort! Eilen Sie nach Hause, der arme Robert erwartet Sie sicherlich schon!“

Ida ging mechanisch hinab, sie war wie vernichtet, sie hatte also nichts ausgerichtet für Garlieb, nicht einmal erfahren, wo er war! Daß er wirklich verhaftet und im Gefangenhause sein konnte, mochte sie nicht glauben. Sie eilte mit wankenden Knien nach Hause wie Anna ihr geheißsen; wenn es wahr war, daß Robert dorthin kommen wollte, so konnte sie von ihm doch wenigstens endlich Auskunft über Garlieb erhalten. Ihr Weg führte sie an einer Straße

vorüber, wo in der Ferne die hohen Mauern des Gefangenhauses gegen den dunkeln Himmel wie eine noch dunklere Masse sich abzeichneten; Ida warf einen scheuen Blick nach dieser Gegend. Sie mußte sich sagen, daß, wenn wirklich der Gegenstand aller ihrer Empfindungen dort schmachtete, sie doch nicht das Geringste für ihn zu wirken vermöchte!

Ihre Begleiterin mußte etwas Aehnliches gedacht haben, sie blieb plötzlich an der Straßenecke stehen und seufzte tief, dann sagte sie: „Ich will Sie hier verlassen, Sie werden die kurze Strecke bis nach Hause ungefährdet allein gehen können — ich muß sehen, wo der arme Herr Garlieb geblieben ist und ob ich ihm helfen kann.“

„Lassen Sie mich mitgehen — ich habe wohl noch mehr Recht und Verpflichtung als Sie, für ihn thätig zu sein —.“

„Aber Sie können es nicht, ich weiß ja auch selbst noch kaum was ich thun soll; gehen Sie nach Hause, Sie müssen es ja schon um dieses Roberts willen, der jedenfalls etwas von ihm wissen wird.“

Die beiden Mädchen trennten sich, Ida ließ tief traurig und mit innerm Widerstreben eine Andere für ihren Verlobten sorgen, aber freilich rief sie die Kindespflicht an das Krankenlager des Vaters und die Möglichkeit von Robert endlich Aufschluß zu erhalten durfte sie auch nicht unbenuzt vorüber gehen lassen. Sie beflügelte deshalb ihre Schritte und verlor die kleine Näherin bald aus den Augen.

Diese schlüpfte mit der Zuversicht des Mäuschens, das den Löwen befreite, in das dunkle Gefangenhau. Im untern Stockwerke befand sich das Bureau des Polizeidirectors; er war verheirathet mit einer der Generalstöchter, die im frommen Nähkränzchen arbeiteten. Auf diese harmlose Connexion gründete die kleine Näherin die Hoffnung, daß ihr Befreiungswerk gelingen würde. Sie wußte sehr wohl, daß ein bloßes Losbetteln des Gefangenen nicht anging in unsern streng gesetzlichen Zeiten; ihm zur Flucht zu helfen, würde gar keine Besserung seiner traurigen Lage sein, weil der ungerechte Verdacht gegen ihn dadurch nur glaubhafter erschiene. Nein, Beweise seiner völligen Unschuld mußte sie beibringen und dazu sich vor allen Dingen Gehör verschaffen bei dem Polizeidirector. Das hoffte sie durch ihre Connexion mit seiner Familie zu erreichen. Hilfreich zu sein, ist die Leidenschaft edler Seelen, selbst wenn die kleine Näherin den ungerecht Verhafteten gar nicht gekannt hätte, würde sie mit dem größten Eifer thätig für seine Befreiung ge-

wirkt haben, wie viel mehr lag ihr dieselbe aber am Herzen, da er ihr so viel Interesse eingeflößt und eigentlich der erste junge Mann war, der ihr Wohlwollen bewiesen hatte. Aus Dankbarkeit und Theilnahme entsteht in einem weiblichen Gemüthe sehr rasch ein Gefühl, das der Liebe gleicht. Die kleine Näherin hatte keine Romane gelesen, aber sie war zu jeder romantischen Aufopferung bereit.

Bevor wir jedoch den Erfolg ihrer Bemühungen erzählen können, müssen wir über den Gegenstand derselben, den verschwundenen Garlieb Bericht erstatten.

Die Leser werden sich erinnern, daß er gehofft hatte den Sohn des Geheimraths seiner That zu überführen und ihn zu bewegen alle Polizeimaßregeln gegen Ida durch seinen Vater zurücknehmen zu lassen.

Daß Robert dem jungen Mädchen den doppelten Pultschlüssel geraubt hatte, war fast allein schon ein Beweis für seine Schuld an der Entwendung des Geldbriefes. Garlieb überlegte auf dem Wege wie er es vermeiden könne Verdacht auf den Meister zu lenken, der durch die Verfertigung dieses Schlüssels allerdings sehr gravirt war. Es mußte deshalb durchaus eine gütliche Vereinbarung mit Robert stattfinden, damit er diesen Umstand verbergen helfen konnte. Der ehrliche Garlieb zweifelte keinen Augenblick daran, daß Robert zu jeder Nachgiebigkeit bereit sei und die tiefste Reue über sein Vergehen empfinden würde, besonders wenn er erfuhr, daß die schuldlose Ida dadurch in so schmählischen Verdacht gerathen war.

Nicht ohne einiges Herzklopfen betrat Garlieb das Haus des Geheimraths und ging leisen Schrittes die zwei Treppen hinauf, die zu Roberts Zimmer führten, wie die Putzmacherin ihm angedeutet hatte. Ein mürrisches „Herein“ beantwortete sein bescheidenes Anklopfen.

Robert lag auf dem Sopha und richtete sich nur halb auf, als der junge Handwerker eintrat, den er unhöflich ansuhr:

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“

„Ich bin der Gefelle des Meisters Langschwarz und komme im Namen seiner Tochter, Sie um den Schlüssel zu bitten, den Sie ihr abgenommen haben,“ sagte Garlieb in äußerster Verlegenheit, denn er fühlte, daß er keine Worte finden konnte, um zu einem vornehmen jungen Manne mit schuldiger Höflichkeit zu sagen: „Sie sind ein Dieb.“

Daß er es dachte, mußte indessen doch augenscheinlich sein, denn Robert sprang wie vom Blitz ge-

trossen auf und wurde leichenblau. Einen Moment sah er forschend in Garliebs Gesicht, wie um zu prüfen was er von ihm zu fürchten hatte, dann sagte er mit erzwungener Fassung:

„Den Schlüssel habe ich meinem Vater abgeliefert, er wird die Schlosserarbeit bezahlen, verlassen Sie also das Zimmer.“

„O sagen Sie die Wahrheit, junger Herr, Sie haben den Schlüssel noch bei sich, es fehlt ein Geldbrief in dem Pulte Ihres Vaters, gestehen Sie ihm, daß er in Ihren Händen ist, er wird Sie nicht bei Gericht angeben, die Sache kann noch vertuscht werden, außer Ida und mir weiß Niemand etwas davon.“

„Ich glaube Sie sind verrückt, wenn wirklich Geld aus dem Pulte genommen wurde, so habe ich es nicht gethan, wie können Sie sich unterstehen, so etwas anzudeuten? Wahrlich, der Verdacht gegen die hübsche Putzmakerin wäre gerechtfertigter — was wollte sie denn in meines Vaters Zimmer mit einem Nachschlüssel zu seinem Pulte?“

„Ist's möglich? So haben Sie das unglückliche Mädchen angegeben? Die Polizei in ihr Haus geschickt?“

„Davon weiß ich nichts; aber ich sehe nicht ein, warum ich Rücksichten auf ein Mädchen nehmen soll, das offenbar mit Ihnen in einem Liebesverhältnis steht und sich höchst verdächtig benommen hat. Ich könnte den Schlüssel ja nur bei der Polizei abliefern, wer weiß ob Sie nicht gar der Verfälscher sind...“

„Sie gestehen also ein den Schlüssel noch zu besitzen?“ fragte Garlieb und heftete einen eigenthümlich lauernden Blick auf Robert. Dieser faßte instinktmäßig in seine Brusttasche, aber noch ehe er sich dessen versah, hatte Garlieb die verrätherische Handbewegung bemerkt und stürzte mit ganzer Kraft auf ihn los, um den Schlüssel aus der Tasche zu ziehen. Die beiden jungen Männer rangen einen Augenblick im wilden Kampfe.

Garlieb gelang es endlich so tief in Roberts Tasche zu greifen, daß er sich überzeugte, der Schlüssel sei nicht darin, aber er fühlte ein Papier mit mehreren zerbrochenen Siegeln unter seinen Fingern knistern. Rasch zog er die Hand damit wieder heraus, ein Rest des Inhalts schien noch darin zu sein.

„Welches Beweises braucht es noch, um Sie der That zu überführen?“ rief er und steckte schnell seinen wichtigen Fund ein um ihn zu sichern. Wollen Sie nun, daß ich zum Polizeidirector mich begeben und Sie

denuncire oder willigen Sie ein Ihrem Vater die Wahrheit zu gestehen und jeden Verdacht gegen die unglückliche Ida zu entkräften?“

Robert sah ihn mit zornfunkelnden Augen an und holte Athem wie ein wildes Thier, das zum Zerreißen seiner Beute ansetzen will, dann suchte er auf dem Tische unter den unordentlich dort aufgehäuften Gegenständen etwas.

Es war ein Taschenpistol, er zielte zähneknirschend und sagte wüthend: „Nerst, lege den Brief dort sogleich auf den Tisch und entferne Dich oder ich schieße Dich nieder.“

Garlieb blieb ruhig stehen, hielt mit beiden Händen seine Brusttasche fest, um seinen wichtigen Fund vor einem Ueberfall von Robert zu schützen und sagte mit ruhiger, fast sanfter Stimme:

„So wollten Sie also ein zweites Verbrechen begehen, anstatt das erste zu sühnen? Wissen Sie denn nicht, daß ein allwaltender Gott über Ihnen ist und für Ihre Thaten Sie zur Rechenschaft ziehen kann?“

„Verdammt Pietist, was gehen Dich meine Thaten an, warte, ich will Dich schon mürrbe machen,“ schäumte Robert und eilte plötzlich zur Thür hinaus, dieselbe von außen zuschließend.

Verwundert blickte Garlieb ihm nach, er begriff nicht wozu dies geschah und wartete eine Weile in dem verschlossenen Zimmer. Dann versuchte er durch Klopfen die Aufmerksamkeit des Hauses zu wecken, aber es schien Niemand in der obern Etage zu wohnen, wenigstens nahte sich ihm keine befreiende Hand. Er hatte die Besorgniß, daß Robert ihn den ganzen Tag über einsperren würde, um sich an seiner Ungeduld zu weiden, vielleicht aber auch, um irgend einen empfindlichen Streich ihm zu spielen. Um jeden Preis wollte er sich aus dieser unangenehmen Lage befreien; nachdem ein abermaliges lautes Klopfen und Klütteln an der Thür erfolglos geblieben, öffnete er das Fenster, aber er hatte nur die Aussicht auf einige Dächer und Schornsteine.

Kein lebendes Wesen war dort zu erblicken als Sperlinge und eine Katze, die Jagd auf sie machte; die Katze mußte jedoch durch irgend eine Luke auf das Dach gelangt sein und der junge Schlossergeselle dachte daran seine Gewandtheit im Klettern zu üben, die er sich in seiner Vaterstadt als Turner angeeignet hatte. Er erstieg mit Leichtigkeit das hohe Fenster und hielt sich vorsichtig an dem Kreuze desselben fest, um das Terrain zu untersuchen. Halsbrechend genug sah es

zwar aus, aber er sah doch als Ziel eine offene Bodenthür in nicht allzugroßer Entfernung und konnte hoffen durch dieselbe in ein Nachbarhaus und auf die Straße zu gelangen. Plötzlich fiel ihm jedoch ein, daß in dem Briefconvert, welches er in Roberts Tasche erfaßt hatte, noch Geld vorhanden zu sein schien. Damit konnte er doch nicht entfliehen, es war ja fremdes Eigenthum.

Er zog das Papier behutsam hervor und zählte die noch vorhandenen Thalerscheine; es waren noch ungefähr zwanzig. „Wie ging das nur zu, gestern noch fünfhundert Thaler, nach Idas Angabe und jetzt zwanzig,“ sagte der junge Mann ganz erstaunt und erschrocken.

Ihm schien das ein großes Capital zu sein, was der Leichtsinns eines modernen Taugenichtses in einigen Stunden verschleudert und als Kleinigkeit betrachtet hatte.

Freilich wußte Garlieb nicht, daß Robert dringende Schulden damit abgezahlt hatte, daß er fast alle seine Abende bei Bier, Wein und Kartenspiel verbrachte, wie es die meisten jungen Männer heutzutage thun; selbst wenn sie bis Mitternacht in guter Gesellschaft gewesen sind oder vielmehr nach ihrem eigenen Ausdrucke „ausgehalten“ haben, muß noch ein ausgelassenes Erholungsfest in irgend einem Bierlokale gefeiert werden. Diese üble Gewohnheit von der wilden Studentenzeit her hätte auch Robert beibehalten und nicht nur seine Zeit und sein Geld, sondern auch seine Arbeitslust dadurch verloren.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Metamorphosen). Es kommt wohl noch jetzt zuweilen vor, daß nicht die Menschen allein, auch ihre Bücher oder überhaupt ihre literarischen Erzeugnisse ihre Schicksale haben. Am häufigsten scheint dies, nach den darüber gesammelten Erfahrungen mit den theatralischen Productionen der Fall zu sein. Besonders merkwürdig ist uns immer der Lebenslauf der bekannten Berliner Posse: „Berlin, wie es weint und lacht“, erschienen, wie es von anscheinend genau unterrichteten Biographen erzählt wird. Danach machte zu Anfang des vorigen Jahres der Possendichter A. Flamm in Wien bekannt, daß er bereit sei, zu jedem beliebigen ihm gegebenen Titel binnen drei Tagen eine Original-Posse zu improvisiren. Das Publikum staunte und brachte — Titel. Einer davon wurde in Gegenwart eines großen Publikums im Theater durchs Loos gezogen und lautete: „Wien, wie es weint und lacht“. In drei Tagen war die Posse

fix und fertig und acht Tage später ein Kassenstück der betreffenden Wiener Bühne. Später wurde sie pflichtschuldigst durch Herrn Pohl ins Berlinische übersezt und Hr. Flamm's Ruhm erhielt eine neue und verbesserte Auflage. Doch in Berlin fiel auch zugleich die Kritik über das bewunderte und viel belachte Kunstwerk her und siehe da! man entdeckte, daß Herr Flamm's „improvisirte“ Drei Tage-Posse — die Uebersetzung eines alten Dumas'schen Werkes (le marbrier) ist. Es liegt hier wohl die Vermuthung nahe, daß dieser übersezte Marmor-schneider schon vor Beginn des Kunststückes fertig zugeschnitten war, und der herausgelockte Titel noch vor dem Verlesen durch ein sehr einfaches Changement einer kleinen Metamorphose unterworfen wurde, die ihn den Wünschen des schnellfingerigen Autors anpaßte. So zeigt sich denn von Neuem, daß die Originalität der Deutschen auf dem dramatischen Gebiete auf theilweise sehr schwachen Füßen ruht, wenn wir auch natürlich nicht damit den Stab über die gesammte Productivität unserer dramatischen Dichter brechen können und wollen.

(Glückliche Kühnheit eines Opernjüngers). Wir entlehnen folgende Anekdote der bereits erwähnten „History of the Opera“ von Mr. Edwards. Der bekannte Bassist Tamburini war 1822 in Palermo engagirt. Damals hatte das dortige Publikum noch die Gewohnheit, am letzten Carnevalstage die Oper mit Trommeln, Trompeten, Bratpfannen, Schaufeln und anderen lärmenden, musikalischen und unmusikalischen Instrumenten zu besuchen. An diesem tumultuarischen Abend hatte nun Tamburini, bei den Palermitanern bereits ein großer Liebling, in Marcadante's „Elisa e Claudio“ zu singen. Das Publikum empfing ihn mit einer Salve seiner Carnevals-Musik und als Tamburini sah, daß er sich bei solcher Begleitung unmöglich werde Gehör verschaffen können, kam er auf den Gedanken, seine Partie mit der Fißel durchzuführen, und begann zum großen Amusement des Publikums seinen Vortrag mit der Stimme eines Castraten-Soprano. Erstaunt über diese neuen und unerwarteten Töne seines basso cantante legt das Publikum die Instrumente bei Seite. Tamburini's Falset war aber auch von einer wunderbaren Reinheit und bei seinem Gebrauch zeigte der Sänger dieselbe Gewandtheit wie bei seiner natürlichen männlichen Stimme. Die Palermitaner interessirten sich daher außerordentlich für Tamburini's Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit, auf ihr anscheinend unbeantwortbares Charivari einzugehen. Dagegen konnte sich die arme Primadonna in den Spaß nicht finden; sie bildete sich im Gegentheil ein, man beabsichtige sie mit den lärmenden Demonstrationen, mit denen sie bei jedesmaligem Erscheinen empfangen wurde, zu beleidigen, und sie weigerte sich daher endlich entschieden weiter zu singen. Der Director kam dadurch in die peinlichste Verlegenheit, denn er wußte wohl, das Publikum werde an diesem Abend keine Umstände machen und, falls die Vorstellung durch etwas anderes als durch seinen eigenen Spectakel unterbrochen würde, wahrscheinlich Alles im Theater kurz und klein schlagen.

Da weiß Tamburini noch Rath. Er eilt nach dem Zimmer der Primadonna. Signora Lipanini hatte sich wirklich be-

reits entfernt, aber das Costüm der „Elisa“ zurückgelassen. Der erfindungsreiche Bariton wirft seinen Rock ab, zieht, hier behnend, dort aus einander trennend, Elisa's seidenes Kleid an, stülpt ihren Hut auf seine Ferrücke und erscheint so auf der Bühne, bereit, die Partie der flüchtigen, unglücklichen Pipanini weiter zu singen. Das Publikum empfing diese sonderbarste aller Elisen mit dem stürmischsten Beifall, der sich auch nicht minderte, als man wahrnahm, daß das Kleid nur bis zum Knie reichte, die Ärmel wenig über die Ellbogen hinabgingen und Füße und Hände von einer Größe waren, die bis jetzt noch nie eine Primadonna besessen.

Das Orchester hatte das Ritornell zur Elisa's Cavatine wohl ein Duzend Mal gespielt und die Ungebuldigsten im Publikum waren schon im Begriff, ins Orchester zu steigen und von da auf die Bühne zu klettern, als Tamburini in dem oben beschriebenen Costüm hervorstrzte. Nachdem er einen Knix gemacht, die eine Hand aufs Herz gedrückt und mit der andern die Augen gedrückt hatte, als trodene er eine Thräne der Dankbarkeit für den Empfang, trug er die Cavatine mit einem bewundernswürdigen Ausdruck vor. So lange blos Arien zu singen waren, machte sich die Sache leicht genug. Als sich aber ein Duett zwischen Elisa und dem Grafen näherte, steigerte sich die Neugierde des Publikums, wie Tamburini sich bei Lösung dieser Aufgabe benehmen würde. Der Sänger fand darin im Anfang keine Schwierigkeiten, indem er die Rolle der Elisa mit Sopran, die des Grafen mit dem Bass sang, auch, um die verschiedenen Rollen noch deutlicher zu trennen, jedesmal den Ort wechselte, so oft er Elisa's Rolle vortrug. Dadurch gewann er den Beifall des Publikums in noch höherem Grade, das die Oper mit steigendem Entzücken anhörete und erst beim Herabfallen des Vorhangs als Zeichen der Bewunderung sein Charivari wieder aufnahm, auch Tamburini zu wiederholten Malen hervorrief. Aber sein Triumph sollte noch größer werden. Man bat ihn, auch im Ballet aufzutreten. Er gab sich dazu her und erntete in einem pas de quatre mit den Taglionis und Ninaldini neue Lorbeeren.

(Eine Muster-Leistung der Maschinen-Industrie). Im Dröb. J. lesen wir Nachstehendes aus der Feder M. M. v. Webers: Das Maß, bis zu welchem in neuester Zeit die Leistungsfähigkeit der Maschinenfabriken durch die Hilfsmittel der aufs Sinnreichste und Praktischste erfundenen Werkzeuge, der Vertheilung und Organisation der Arbeit und genaue Kenntniß der Eigenschaften der zu verarbeiteten Stoffe, gestiegen ist, würde über die Grenze des Glaublichen hinausgehen, wenn wir die Wunder nicht täglich unter unsern Augen geschehen sähen.

Es gehört aber zu den Sonderbarkeiten des Sinnes des großen Publikums, die Thaten, die der eigentliche Geist der Zeiten thut, ohne Erstaunen, ja fast ohne Aufmerksamkeit geschehen zu sehen, als verstände sich das Alles von selbst, wie Graswachsen und Sonnenschein, bis dann und wann ein treffendes Wort, oder eine ungewohnte Erscheinung den Sinn erweckt und zeigt, daß es Wunder sind, wie im Grunde genommen Graswachsen und Sonnenschein auch.

Die Bewunderung für den künstlichen Mechanismus, die sanbere Ausführung, Kraft, Größe und das Gewicht der Locomotivmaschinen auf Eisenbahnen hat sich abgestumpft, die wandernden Häuser der Güter- und Personenwagen, mit ihrem complicirten Zubehör von Zug-, Stoß- und Bremsapparat, Ketten, Federn, Vorrichtungen zum Einölen der Achsen u. s. w. vermögen kaum noch den Blick auf sich zu lenken, aber der Eindruck der vielen Theile, die zur Herstellung einer Locomotive, eines Wagens gehören, der Masse mühsam zu bearbeitenden Materials, die geformt werden muß, um diese Theile zu bilden, die Vorstellung der unzähligen dazu nöthigen Handbewegungen, Anstrengungen, der Mühen und des Nachdenkens, die angewandt werden mußten, ehe die nützliche Vorrichtung zu Stande kam, schlummert gleichsam nur in der Seele, so daß es z. B. blos, der Bemerkung bedarf, daß es Fabriken gebe, die im Stande seien, in vier Tagen eine ganze Locomotive zu erzeugen, um daß, mit dem klaren Bilde des kunstvollen, mächtigen und gewichtigen Apparats, auch das ganze, gewaltige Maß der entsprechenden Leistung vor die Phantasie geführt und der Geist zur lebhaften Bewunderung fortgerissen werde.

Es ist dies angeführte Beispiel des Maßes der Leistung einer Fabrik nicht aus der Luft gegriffen, und die Zeitverhältnisse treiben zu solchen Großthaten der Industrie. Der Bedarf an Locomotivmaschinen und Wagen ist ungemein groß. Auf deutschen Eisenbahnen rollen zur Zeit fast 4000 Locomotiven und ungefähr 60,000 Wagen aller Art. Der jährlich, durch Abnutzung der Apparate, Neubau von Bahnen, Vermehrung des Verkehrs u. c. herbeigeführte Bedarf an Locomotivmitteln hat in den letzten Jahren 330 Stück Locomotiven und circa 5000 bis 6000 Wagen umfaßt, so daß es für die vereinten Arbeitskräfte der ungefähr 30 Fabriken, die sich in Deutschland mit Locomotiv- und Wagenbau ernstlich befassen, gilt, an jedem Arbeitstage des Jahres mehr als eine ganze Locomotive und fast 20 Wagen zu produciren, wenn sie das Bedürfniß decken sollen.

In diesem Augenblicke ist die Vorsig'sche Fabrik in Berlin, welche überhaupt die größte, besteingerichtete und vortrefflichste Locomotivfabrik der Welt ist, der selbst keine englische oder amerikanische gleichkommt, die ihr eigenes Hammer- und Walzwerk, ihre Gießerei und alle zur completesten Maschinenfabrik erforderlichen Elemente besitzt, allein im Stande, wöchentlich zwei complete, vollkommen gut und sorgsam ausgeführte Locomotiven zu liefern, die mit ihren Tendern, einen Beschaffungswert von 40,000 Thalern repräsentiren, so daß diese Fabrik, die außerdem noch eiserne Brücken, Drehscheiben, Leuchtthürme, Räder und Achsen u. c. producirt, allein in ihrem Locomotivbaudepartement jährlich fast 2 Millionen Thaler vereinnahmt.

Große Wagenfabriken, wie die von Pflugl in Berlin und Kramer & Klett in Nürnberg u. c., sind im Stande, täglich 4—5 Güterwagen vollständig herzustellen, wobei freilich das Eisenmaterial ihnen schon in gehöriger Qualität und in Gestalt von Roheisengüssen wenn es Gußeisen, von Barren,

Flacheisen, Rundeisen, Winkelseisen u. wenn es Schmiedeeisen ist, zugeht, so daß sie es nur durch Gießerei und Schmiede in die nöthige Form zu bringen haben. Eine dieser großen Fabriken hat sich anheischig gemacht, nach getroffener, gehöriger Einrichtung, in Kriegszeiten täglich die complete Ausrüstung einer Batterie, ausschließlich der Geschützrohre, zu liefern.

Die Leistungen der Wagenfabriken werden aber, was gegenseitige Unterstützung der Fabricationszweige, Production aus dem Rohmaterial, Schnelligkeit der Arbeit und Selbstständigkeit der Manufactur betrifft, durch Das in den Schatten gestellt, was in einer englischen Eisenbahnwagenfabrik täglich geschieht, die zu den am vollständigsten eingerichteten Fabriken der Welt gehört, indem sie, im Gegensatz zu den meisten der oben genannten und andern Maschinen- und Wagenbauwerkstätten, ihr Material nicht vorbereitet erwirbt, sondern, mit allen dazu nöthigen Etablissements versehen, dasselbe aus den Rohstoffen selbst producirt.

Es ist dies indeß nur bei Anlagen größter Art wirklich rentabel.

In dieser Fabrik, die, Herrn Ashbury gehörig, zu Drenshaw bei Manchester gelegen ist, wurde vor Kurzem, um deren ungeheure Leistungsfähigkeit darzutun, vor Commissarien der Regierung, die zur Ueberwachung der Thatfachen bestellt waren, zum Zweck der Vorführung auf der Industrieausstellung, ein ganzer, completer, bedeckter Eisenbahngüterwagen, dessen Kasten 16 Fuß lang und 8 Fuß breit, mit 2 Rollthüren an den Seiten versehen ist und der auf 4 Rädern, die ganz von Schmiedeeisen hergestellt sind, ruht, aus Roheisen und Holzblöcken in 11 Stunden 20 Minuten, bis zum Fortfahren auf den Schienen fertig, erbaut.

Es ist nicht uninteressant, den Gang dieser Arbeit im Allgemeinen zu verfolgen.

Das Ganze des Holzwerkes des Wagens, 305 Stücke zählend, wurde, mit von Dampf getriebenen Kreis- und Gattersägen, aus fünf Stämmen von ostindischer Moulmeia-Kiefer in 1 Stunde 26 Minuten geschnitten. Das Hobeln, Nuthen, Falzen, Verzapfen des Holzwerkes geschah in 2 Stunden 46 Minuten. Das ganze Holzwerk war zusammengepaßt, geschraubt, genagelt, der Wagen gedeckt, angestrichen, lackirt und numerirt in 10 1/2 Stunden. Beschäftigt waren dabei, außer dem Park von Werkzeugmaschinen, 38 Stellmacher, Tischler und Anstreicher.

Die Eisenraffinerie wurde um 7 Uhr 15 Minuten früh mit 95 Centner Roheisen beschickt, das um 8 Uhr 40 Minuten ausgezogen und um 8 Uhr 53 Minuten in den Puddelofen gebracht wurde, aus dem die erste Luppe um 9 Uhr 40 Minuten unter die Dampfhammer kam. Das erste Paket zu Radbandagen war um 12 Uhr 10 Minuten zwischen den Walzen, um 12 Uhr 30 Minuten waren alle 4 Radbandagen gewalzt, gebogen, um 1 Uhr 10 Minuten geschweißt und eine halbe Stunde später künstlich abgekühlt auf der Drehbank. Die erste Achse wurde

um 11 Uhr 15 Minuten geschmiedet, das erste Speicheneisen 10 Uhr 40 Minuten gewalzt. Das gesammte Schmiedeeisenmaterial, 70 Centner an Gewicht, wurde in 5 Stunden 40 Minuten aus dem Roheisen producirt. Die erste Stange gewalztes Eisen gelangte um 9 Uhr 17 Minuten in die Schmiede, um 12 Uhr 50 Minuten waren alle 4 Räder complet fertig. 342 Schrauben, Bolzen und Muttern wurden binnen 2 1/2 Stunden geschmiedet. Das gesammte Schmiedewerk für den ganzen Wagen, inclusive Achsenhalter, Zug- und Stoßapparat, Winkel, Consolen, Bremszeug, Kuppel- und Sicherheitsketten, Haken u., in 171 schweren Stücken, wurde aus dem, vom Walzwerk und von den Hämmern gekommenen Material, in 6 1/2 Stunden hergestellt.

Die Dreherei empfing die erste Achse um 11 Uhr 20 Minuten aus der Schmiede und um 6 Uhr 40 Minuten Abends waren die Achsen abgedreht, die Naben der Räder und die Tyres (Radreifen) ausgebohrt, die Räder auf die Achsen, die Tyres auf die Räder gezogen und letztere abgedreht, so daß die Herstellung der Räder in der Dreherei 7 Stunden 20 Minuten gedauert hatte. 63 Männer und Knaben waren dabei beschäftigt gewesen.

Die Arbeit der Gießerei, welche 32 Stücke: Achsenbüchsen, Consolen, Bufferbüchsen u. herzustellen hatte, wurde in 10 1/2 Stunden, vom Beginne des Modellirens an gerechnet, geliefert.

Die Achsen wurden eingepaßt, das Eisen an das Holzwerk gebracht, dabei 522 Löcher in Guß- und Schmiedeeisen gebohrt und die Zusammensetzung des ganzen Wagens vollendet bis 5 Uhr 50 Minuten Nachmittags. Einige Nachhilfen erforderten dann noch 50 Minuten Zeit, so daß bis zum Augenblicke, wo der 120 Centner schwere Wagen, fertig zum Dienste, aus der Werkstätte geschoben wurde, dessen gesammte Herstellung aus dem rohen Stamme und dem aus dem Hochofen gekommenen Ganzeisen gerade 11 Stunden 20 Minuten in Anspruch genommen hatte. Kein neues Werkzeug war zu dieser Monsterleistung beschafft und nur Leute der eigenen Fabrik zu der Arbeit verwendet worden. Die Ausführung des Wagens ließ nach dem Urtheile der, als Zeugen zugezogenen Commissare, nichts zu wünschen übrig.

Der Wagen ging denselben Abend 7 Uhr nach London ab, langte dort nach einer Reise von 42 deutschen Meilen am andern Morgen um 6 Uhr an und war um 12 Uhr, also circa 30 Stunden nach dem ersten Sägeschnitte und dem Einbringen des Roheisens in die Ofen zum Zwecke seiner Herstellung an dem ihm bestimmten Plage im Ausstellungsgebäude sicher und glücklich untergebracht.

Welche Masse von Nährkraft und, wenn man sie richtig zu benutzen versteht, auch Wehrkraft liegt in einer Industrie aufgespeichert, die solcher Leistungen fähig ist!

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlsche 6 Thlr.,
mit Stahlsche 8 Thlr.

Nietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

Die Examina zur Beamtenlaufbahn werden ohnehin immer schwieriger, mit einem schweren Kopf und überladenen Magen, wie sie sich nach durchwachten Nächten und reichlichen Libationen einzustellen pflegen, wird die geistige Arbeit unendlich viel schwerer als die körperliche. Der Morgen vergeht dann gewöhnlich in erschlaffendem Halbschlummer auf dem Sopha und der Abend zieht unwiderstehlich zu den gewohnten Genüssen. Ohne von Natur verdorben zu sein, hatte Robert nun schon fast zwei Jahre sich durch ein solches Leben immer mehr um alle moralische Kraft und ernste Gesinnung gebracht. Sein Vater war tief betrübt darüber und suchte ihm durch die Drohung, keine Schulden mehr für ihn bezahlen zu wollen, das Wirthshausleben unmöglich zu machen, auch hielt er es für Pflicht das kleine Vermögen von Roberts verstorbener Mutter möglichst zusammenzuhalten, da die Beamtenlaufbahn bei der Trägheit des Sohnes noch längere Zeit und noch größere Kosten beanspruchen konnte als ohnehin schon darauf verwendet werden muß in jetziger Zeit.

Durch die Aufhäufung mehrerer quälender Rechnungen bei seinen wucherischen Creditoren und durch eine Spielschuld, die der thörichte Weltgebrauch bekanntlich zu einer Ehrensache stempelt, war Robert in eine verzweifelte Lage gerathen. Als er in der Verwirrung des Ballfestes seines Vaters Pultschlüssel fand, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich durch Selbsthilfe aus der dringendsten Verlegenheit zu retten. Es mißlang ihm zwar im ersten Augenblicke, aber durch sein Zusammentreffen mit der Putzmacherin, die das Vergehen ihres Vaters ungeschehen machen wollte, kam er in den Besitz des doppelten Schlüssels zu dem geänderten Schloß und bemächtigte sich auf diese Weise einer so ansehnlichen Summe wie er gerade brauchte. Es war also sehr natürlich, daß dieselbe rasch zusammengeschmolzen war. Garliebs Verwunderung darüber verwandelte sich auch sehr bald in die Sorge wie er das Geld am besten und sichersten in die rechtmäßige Hand brächte. Es überkam ihn ein unbeschreiblich ängstliches Gefühl beim Anblick des fremden Gutes, wie leicht konnte er dadurch in Verdacht gerathen.

Mit Schrecken gedachte er der unheimlichen Miene Roberts; beim Fortteilen hatte er einen Blick voll Schadenfreude und Bosheit auf Garlieb geworfen, der demselben jetzt erst verständlich zu werden begann. Noch ungeschlüssig, was er thun sollte, hörte Garlieb Männertritte rasch die Treppe heraufkommen. Er wollte seine seltsame Stellung verlassen, denn er stand noch immer im Fenster, halb auf dem Dache zur Flucht bereit, aber ehe er seine kräftige Figur wieder

durch die schmale Oeffnung des Fensterkreuzes zurückschieben konnte, trat schon Robert ins Zimmer, gefolgt von zwei handfesten Polizeidienern.

„Ei sehen Sie, meine Herren, wie sie zur rechten Zeit kommen, da wollte mein Gefangener gerade durchs Fenster entweichen,“ rief er lachend, „ich bitte Sie ihn zu verhaften als des Diebstahls sehr verdächtig und mich so rasch wie möglich von seiner fatalen Gegenwart zu befreien.“

„Was soll das? Ich kann doch nicht ungehört verhaftet werden; hier spricht der schwärzeste Lügengeist, ich bin ein ehrlicher Mann, dort steht der Dieb,“ rief Garlieb und sprang zitternd vor Schreck und Zorn über so viel Nichtswürdigkeit vom Fenster ins Zimmer zurück.

„Die Beweise der That hält der ehrliche Mann noch in Händen,“ sagte Robert höhnisch auf das Briefcouvert zeigend.

„Welche Lüge, Elender, Du weißt sehr gut wie dies zugegangen ist, da nimm Dein gestohlenen Gut hin,“ sagte Garlieb und warf den Geldbrief, der ihm eben noch so wichtig schien als siegendes Beweismittel von Roberts Schuld, diesem vor die Füße. Er wollte sich danach bücken, aber einer der Polizeidiener ergriff das Papier schneller und sagte mit amtlicher Wichtigkeit es zu sich steckend:

„Beim Delinquenten vorgefunden im Augenblicke der Verhaftung. Wollen Sie ohne Widerstreben mitgehen? Sonst müssen wir Gewaltmaßregeln brauchen.“

„Wohin soll ich gehen?“ fragte Garlieb.

„Zum Polizeidirector ins Verhör.“

„Ja, das will ich, der wird ein gerechter Mann sein und meine wahrheitsgetreuen Aussagen glauben,“ sagte Garlieb, im Gefühl seiner Unschuld jede Furcht vergebend.

„Nun auf Nimmerwiedersehen, Herr Schlossergeselle, ich werde die Zeit benutzen, während Sie festsetzen und die hübsche Putzmacherin von ihrer thörichten Liebe zu heilen wissen,“ zischelte Robert dem Abgehenden zu, der ihn keines Blickes würdigte, aber das Wort fuhr doch wie ein giftiger Pfeil in sein ehrliches Herz, weil darin eine Nichtachtung seiner Braut lag, zu der sie möglicherweise dem Verehrer Veranlassung gegeben haben konnte.

Raum war Garlieb mit seinen polizeilichen Begleitern aus dem Hause, als Robert mit scheuer Geberde in die Zimmer schlich, das Pult öffnete, den zweiten Geldbrief herausnahm und dann eilig wieder in seine Stube lief, eine kleine Reisetasche zu packen.

„Der Verdacht ist nun durch einen glücklichen Zufall auf den Schlossergesellen gelenkt, ob die Summe größer oder kleiner ist, darauf kommt es nicht an, ich muß die Zeit benutzen,“ murmelte der Sohn des Geheimraths und verließ das väterliche Haus. Die Magd sah ihn nicht, denn sie erzählte im Hofe an der Pumpe die merkwürdige Geschichte der Verhaftung des jungen Schlossergesellen, die sie voll Theilnahme aus ihrem Küchenfenster beobachtet hatte.

Kurze Zeit darauf kehrte der Geheimrath mit seiner Familie heim; die abermalige Entwendung einer ansehnlichen Geldsumme aus seinem Pult wurde sofort von ihm bemerkt und brachte ihn zu Ausbrüchen der größten Verzweiflung. Die Magd versicherte, daß sie Niemanden eingelassen hätte, berichtete aber auch, daß der Schlossergeselle oben beim jungen Herrn gewesen und dort verhaftet worden sei.

„Gott Lob, so haben wir den Dieb, ich muß schleunigst zum Polizeidirector, die saubere Putzmacherin, deren Aermel in meinem Geldschrank so festgeklemmt war, wird sich an dem Schlossergesellen einen brauchbaren Helfershelfer gewonnen haben.“ Damit eilte der Geheimrath in das Gefangenhäus.

Mittlerweile war Garlieb dort bereits angelangt und stand unter dem Gesindel, das in großen Städten gewöhnlich mit der Polizei in nahe Verührung kommt. Sein sauberer Anzug und sein offenes ehrliches Gesicht erregten Aufsehen, weil sie nicht in diese Gesellschaft des Schmutzes und der Gemeinheit paßten. Er wurde von allen Anwesenden angestaunt und eine wirkliche Theilnahme für ihn wurde bald bemerkbar, als er seine Betrübnis und die Thränen nicht unterdrücken konnte über das Unheil, welches so plötzlich ihn befallen.

Es hatte immer seinen größten Stolz ausgemacht, daß er noch nie in irgend einen Conflict mit der Polizei gerathen war, sein ordentlicher Wandel wie seine ordentlichen Papiere hatten ihn immer davor bewahrt und jetzt stand er mit dem schmachvollsten Verdacht beladen vor dem Richtersthule dieser gefürchteten Polizei; sein Unglück schien ihm ganz unerträglich und immer wieder füllten sich seine Augen mit bittern Thränen.

Mitleidig flüsterte ihm einer seiner zerlumpten Nachbarn zu:

„Nur immer läugnen, alles abläugnen, das hilft am besten —.“

„Seien Sie doch nicht so traurig, ein bißchen Gefängnisstrafe schadet ja nichts, ein hübscher Zunge

bleibt darum doch was er ist," sagte ihm von der andern Seite mit zärtlichem Tone eine Dirne ins Ohr, vor deren frechen Blicken und geschminkten Wangen sich Garlieb wahrhaft entsetzte.

Diese wohlgemeinten üblen Rathschläge erhöhten übrigens seine Betrübniß, denn er konnte daraus entnehmen, daß seine Unschuld keineswegs vor allen Zweifeln sicher war, wie er selbst doch noch vor wenigen Augenblicken geglaubt hatte. Die schrecklichsten Geschichten fielen ihm ein, die er früher über unschuldig Verurtheilte gehört hatte. Mit wachsender Angst dachte er daran, daß viele Umstände gegen ihn zeugten und daß es nicht so leicht sein würde als er gedacht, seine völlige Unschuld darzuthun.

Die Zahl der Verhafteten, die vor ihm eingebracht und deshalb den Vortritt vor ihm hatten, verminderte sich rasch. Einige kamen mit freudig aufgeregten Gesichtern aus dem Verhörzimmer zurück und wurden gleich in die Freiheit entlassen. So oft sich die schmutzige abgegriffene Thür öffnete, die auf die Straße führte, erschallte ein Jubelruf unter den Anwesenden, die sämmtlich Partei nahmen für ihren Schicksalsgenossen. Die größere Anzahl kehrte jedoch nicht zurück aus dem Verhör, sondern wurden gleich von dort „ins Loch" befördert, wie der technische Ausdruck des Polizeidieners lautete, der die besondere Bewachung Garliebs übernommen hatte.

Endlich kam auch die Reihe an Diesen; er war froh darüber, denn das Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit hatte ihn doch noch nicht ganz verlassen. Seine Aussagen mußten ja überzeugend auf den Polizeidirector wirken, weil sie durchaus wahrhaftig sein sollten. Er überdachte nochmals rasch, wie er seine Worte mit Ruhe und Anstand, aber mit Eindringlichkeit vorbringen wollte, während er durch die verhängnißvolle Thür ins Verhörzimmer geschoben wurde.

Hinter einem grünen Tische saßen einige Schreiber, die ihn gar nicht ansahen, sie waren völlig theilnahmslos für die täglichen Erscheinungen in diesem Raume, ihre Federn rieselten ununterbrochen über das Papier. Nur eine ruhte, die des Protokollführers, sie schwebte über dem Tintensatz in der magern Hand des Schreibers, der den Blick auf den Polizeidirector heftete, um das Signal zu empfangen, welches ihn wie eine Schreibmaschine in Bewegung setzen sollte. Der Polizeidirector lehnte sich in seinen Stuhl zurück, er sah ebenso ermüdet als verdrießlich aus, wie das in seinem anstrengenden Amte sehr natürlich war und richtete die gebräuchlichen Fragen an Garlieb. Ob-

wohl er vor Herzklopfen kaum deutlich reden konnte, antwortete er doch so freimüthig und bescheiden, daß die düstern Mienen des Polizeidirectors sich bald erheiterten, er horchte mit Aufmerksamkeit und wachsender Ueberzeugung auf Garliebs Aussagen.

„Was Sie angeben hat allerdings einige Wahrscheinlichkeit, ich weiß, daß der Sohn des Geheimraths ein leichtsinniger Mensch ist, die Polizeiberichte erwähnen seiner oft, er ist bei nächtlichem Straßenlärm und auch bei verbotenen Hazardspielen betroffen worden, aber wie konnte er das Pult seines Vaters ohne Aufsehen öffnen, hatte er denn einen Nachschlüssel?"

„Ja den besaß er und — Garlieb stockte plötzlich, denn wie sollte er bei Erwähnung des Schlüssels es vermeiden Ida's Vater zu nennen? Das Gefährliche seiner Lage leuchtete ihm plötzlich ein, er konnte nicht umhin die Wahrheit zu sagen, denn Lügen und Erfinden gehörte nicht zu seinen Fertigkeiten, auch sagte ihm ein richtiger Instinkt, daß fast alle Unwahrheiten schwer aufrecht zu erhalten sind und meistens zur Enthüllung des wirklichen Sachverhalts beitragen. Bald blaß, bald roth werdend vor Angst ein unvorsichtiges Wort zu sagen, schwieg er noch immer betreten, als die Thür rasch aufgerissen wurde und einer der Polizeidiener eintrat, der ihn verhaftet hatte.

Er flüsterte dem Polizeidirector zu, daß der Geheimrath ihn eilig zu sprechen wünsche, weil sich ein neuer Diebstahl in seinem Hause ereignet habe.

Garlieb entging keine Sylbe, sein Ohr war von der Angst geschärft, sein Auge nicht minder und er erkannte gleich, daß der Polizeidirector durch sein verlegenes Schweigen eine ungünstige Meinung über ihn gefaßt hatte und ihn mit wachsendem Mißtrauen betrachtete. Einen Augenblick fuhr der Gedanke durch seine Seele, „rette Deine eigene Ehre und gib Ida's Vater preis, aber das anklagende Wort wollte nicht über seine Lippen, er verharrte im Schweigen.

Der Polizeidirector ging in ein Nebenzimmer, um mit dem Geheimrath zu reden; Letzterer sprach in seiner Aufregung so laut, daß man fast jedes Wort verstehen konnte. Garlieb hörte mit Entsetzen, daß er auch des neuen Diebstahls beschuldigt wurde, die bitterste Verzweiflung malte sich in seinen Zügen, er wäre gern in die Knie gesunken und hätte laut zu Gott gebetet, aber die Furcht unmännlich zu erscheinen, hielt ihn zurück, innerlich stammelte er freilich heiße Angstgebete.

Als die beiden Herren wieder in das Verhörzim-

mer traten, sah ihn der Polizeidirector mit einem strengen Forscherblicke an und sagte:

„Ein offenes Geständniß kann allein Ihre Lage erleichtern, reden Sie, ist in Ihrer Werkstatt ein doppelter Schlüssel zu dem Pulte des Herrn Geheimraths gemacht worden?“

„So wahr wie Gott lebt, ich bin unschuldig,“ rief Garlieb, nachdem er einige Secunden mit sich gerungen und eingesehen hatte, daß er auf diese Frage keine wahre Antwort geben konnte ohne das Vergehen seines Meisters zu enthüllen.

„Sollte der junge Mensch wirklich nichts davon wissen? Er sieht nicht aus wie ein Verbrecher,“ sagte der Geheimrath, dessen gutes Herz von Garlieds Verzweiflung erschüttert wurde. „Vielleicht ist der Meister selbst im Spiel..“

„Das Schloß ist in der Werkstatt geändert, in der Sie arbeiten, sind Sie zur Zeit des Diebstahls in dem betreffenden Hause gewesen, was können Sie zur Entkräftung dieser Indizien vorbringen?“ inquirirte der Polizeidirector.

„Ich muß bei meiner ersten Aussage bleiben, ich habe den Thäter bereits genannt,“ stammelte Garlieb, der nicht das Herz hatte in Gegenwart des Vaters, Roberts Namen noch einmal auszusprechen.

„Einen Andern beschuldigen ist die schlechteste Selbstvertheidigung, ich rathe Ihnen nicht vor diesem Herrn Ihre Worte zu wiederholen..“

„Aber man könnte doch wenigstens Nachsuchungen halten bei dem alten Schlossermeister, es wird mir immer klarer, daß es wahrscheinlicher ist, das Geld bei ihm als bei seinem Gesellen zu finden,“ sagte der Geheimrath, dessen Mitleid für Garlieb zu wachsen begann.

„O nur das nicht, nur keine polizeiliche Nachsuchung bei dem kranken Meister, er würde dadurch zur Verzweiflung gebracht, nein, ich will mich lieber zu der That bekennen,“ rief Garlieb und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Er wußte kein anderes Mittel, um Iba's Vater zu retten und hoffte fest, daß Gottes Gerechtigkeit die Verbrechen Roberts doch an den Tag bringen und ihn rechtfertigen würde.

Der Polizeidirector betrachtete den aufgeregten Garlieb einige Augenblicke, dann murmelte er vor sich hin:

„Da steckt etwas dahinter, jedenfalls ist der Mensch nicht allein der Schuldige; es muß genau untersucht werden. Führen Sie den jungen Mann in

das provisorische Gefängniß, milde Behandlung,“ sagte er dann laut zu dem Polizeidiener.

„Nun also doch ins Loch,“ flüsterte dieser höhniisch und schloß eine eisenbeschlagene Thür auf. Garlieb ging gesenkten Hauptes, unter strömenden Thränen den dunkeln Gang entlang. Er mußte sich sagen, daß ihm durch seine schreckliche Selbstanklage doch nicht gelungen war Iba's Vater zu retten, der Verdacht war einmal gegen ihn erregt und die Wahrheit konnte nur zu leicht an den Tag kommen. Die Strafwürdigkeit des Schlossermeisters blieb bestehen, auch wenn Roberts Verbrechen sich herausstellte, die Anfertigung des Nachschlüssels wurde dadurch gerade bestätigt. Vom besten Willen befeelt, hatte Garlieb doch eigentlich den Stand der Sache eher verschlimmert als gebessert und sein Vertrauen auf den unmittelbaren Beistand Gottes mußte wankend werden, wenn er bedachte, daß er dessen sich eigentlich unwürdig gemacht, denn er hatte ja falsches Zeugniß geredet! Seine Selbstanklage, die ihm einen Augenblick als das edelste Opfer erschienen war, konnte er nicht lange beschönigen, sie blieb eine Lüge, die er dennoch aus Menschenfurcht gethan, gesagt und die wie alle Lügen nichts Gutes wirken konnte.

Die tiefste Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des jungen Mannes, als die frühe Dunkelheit des winterlichen Tages einbrach und ihm noch immer keine tröstliche Botschaft zu Theil wurde. Er hatte doch eigentlich gehofft noch vor Abend befreit zu werden, es schien ihm jetzt ganz unmöglich, daß seine Schuldlosigkeit nicht erkannt werden sollte. Er begann an Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln, er hatte nie in eine Sünde gewilligt und mußte nun doch so Schweres leiden! Das frömmste Gemüth verdüstert sich zuweilen durch solche Wahrnehmungen.

Die ganze Welt ging ihren Lauf, nur er war vergessen und verlassen; er hörte unter seinen vergitterten Fenstern die Wagen rollen, die lustig zur Eisenbahn oder zu Festlichkeiten fuhren. Vielleicht saß gar Robert darin und floh mit seinem Raube nach Amerika — aber dann mußte doch wenigstens sein Verbrechen und Garlieds Unschuld bekannt werden. Und wo war Iba? Aengstigte sie sich um ihn oder horchte sie vielleicht auf Roberts Einflüsterungen? Ein heißes Angstgefühl überkam ihn bei dem Gedanken an die Drohungen desselben, die Zeit seiner Gefangenschaft bei Iba benutzen zu wollen. War sie nicht doch noch vielleicht zu empfänglich für die Schmeichelei eines vornehmen jungen Mannes? Die Zweifel an der

Geliebten nagten an Garliebs Herzen noch mehr als seine Gefangenschaft. Er lief in dem engen dunklen Zimmer in qualvoller Unruhe auf und nieder oder lehnte auf Augenblicke die heiße Stirn an die feuchten Fensterscheiben, dem Geräusch auf der Straße lauschend.

Die Gaslaternen brannten draußen hell und freundlich, wie beneidenswerth erschienen ihm die Leute, die frei über die Straßen gehen konnten! Die Kinder spielten vor den Thüren, lachend und schreiend, wie er es in seiner Heimath auch oft gethan. Die Erinnerung daran preßte ihm Thränen aus; was würde seine gute Mutter sagen, die so streng auf Wahrheit und Redlichkeit hielt, wenn sie wüßte, daß er sich zu einem schmachvollen Diebstahl bekannt hatte! Konnte er denn jemals wieder ganz gerechtfertigt werden? Blieb denn nicht immer ein Flecken auf seiner Ehre haften, wenn er auch nur wenige Stunden für einen Dieb gehalten und tagelang im Gefängniß gefesselt hatte? Solche peinliche Gedanken rüttelten an seinem Gehirn und machten ihn immer trostloser.

Da blickte von der Straße, hell von einer nahen Gaslaterne beleuchtet, ein sanftes blasses Menschenantlitz zu seinem Fenster empor; mit einem freudigen Schreck erkannte er die kleine Näherin. Sie winkte ihm freundlich zu und verschwand dann wie ein flinkes Eidechsen in dem dunkeln Gemäuer des Gefangenhauses.

„Sie wird Dich befreien,“ jubelte Garlieb, aber im nächsten Augenblicke mußte er sich sagen, daß ihr das unmöglich sein mußte. Indessen glaubte er doch, daß ihm nur Gutes von der treuen Seele kommen konnte; vielleicht suchte sie in seine Einsamkeit zu dringen, um ihm Trostworte zu sagen oder eine Erquickung zu bringen, denn er begann sich schwach zu fühlen vor Hunger und Kummer.

Aber es mußte ihr wohl nicht gelungen sein, ihre guten Absichten auszuführen, denn es verging eine geraume Zeit, ohne daß Garlieb das geringste Geräusch in den stillen Gängen des Gefangenhauses entdecken konnte.

Schon gab er jedes Hoffen auf und versank wieder in seine trostlose Träumerei am Fenster, da ertönten plötzlich Schritte auf dem Corridor, die Schlüssel des Gefangenwärters klrzten und helles Licht strömte in das dunkle Zimmer. Aber vergebens sah sich Garlieb nach der behenden Gestalt seiner kleinen Freundin um, es nahen sich nur Männer. Der Polizeidirector war darunter, der Schließer und zwei Poli-

zeidiener blieben in der Thür stehen, während jener etwas feierlich vortrat.

Garlieb schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, seine Spannung benahm ihm den Athem, aber bald bemächtigte sich seiner die freudigste Nührung, denn der Polizeidirector sagte:

„Ich komme, um Ihnen zu verkünden, daß Sie frei sind und kein Schatten von Verdacht auf Ihnen ruht; der Geheimrath sowohl wie ich selbst, sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß Sie ein rechtlicher und edler Mensch sind; Ihre Aussagen haben sich als wahr bewiesen, der Sohn des Geheimraths ist entflohen und seine Schuld ist unzweifelhaft. So eben war der unglückliche Vater bei mir, er läßt Ihnen eine Schadloshaltung anbieten und Sie um Ihre Verschwiegenheit bitten. Er hat die Sachlage von einem vortrefflichen Frauenzimmer erfahren, das auch bei mir war und Ihre Schuldlosigkeit mit rührender Beredsamkeit bewies. Ich kenne die Person seit lange durch meine Schwägerinnen und weiß, daß sie glaubwürdig ist. Ein Polizeibeamter muß aber thatsächliche Beweise haben, ehe er glauben darf und diese fanden sich unter den Papieren des Thäters, die der Geheimrath sogleich unterfuchte. Der Sohn ist wahrscheinlich nach England oder nach Amerika entflohen, ich werde ihn nicht verfolgen lassen, weil kein Ankläger gegen ihn auftritt, denn der eigene Vater kann dies doch nicht sein! Leben Sie wohl, auf Nimmerwiederssehen in diesen Räumen, so gute Physiognomien wie die Ihrige gehören nicht hier her.“

Damit war Garlieb entlassen; er stürzte so schnell wie möglich aus der dunkeln Pforte. Im Hofe blieb er mit gefalteten Händen einen Augenblick stehen und sah mit stummem Dankgebet zu den Sternen empor. Da berührte ihn eine kleine kalte Hand und eine sanfte Stimme sagte: „Gelobt sei Gott!“

Er erkannte die fromme Näherin und konnte nun gleich selbst nachfragen, wie es ihr gelungen war für seine Befreiung zu wirken.

Sie erzählte ihm, daß sie mit Ida gemeinschaftlich in dem Hause des Geheimraths gewesen sei, um ihn zu suchen, Anna's seltsame Aeußerungen verschwiegen sie, um ihn nicht zu ängstigen. Daß Robert den Geldschrank seines Vaters beraubt hatte, wäre ihr aus den Reden der jungen Putzmacherin klar geworden, seine Schwester Anna schiene jedoch keine Ahnung davon gehabt zu haben. Getrieben von dem Verlangen die Wahrheit an den Tag zu bringen, eilte ich zu dem Polizeidirector und erzählte ihm den Zusammenhang

der Sache, aber er versicherte, so glaubwürdig meine Aussage auch sei, er könne darauf hin nicht handeln, den Sohn des Geheimraths nicht verhaften und Sie nicht freilassen, denn Sie seien wenigstens scheinbar auf der Flucht mit fremdem Gelde ergriffen worden. Ich erfuhr erst aus dem Munde des Polizeidirectors, daß und wie sie verhaftet wurden. Vergebens behauptete ich ihm, nur ein Zusammentreffen der seltsamsten Umstände hätte Sie in diese verdächtige Lage bringen können, er blieb dabei, daß der Augenschein und die Thatsachen zu sehr gegen Sie sprächen. Ich ging ziemlich hoffnungslos aus seinem Sprechzimmer, doch wagte ich noch den Versuch dem Geheimrath alles zu erzählen. Er wurde nach jedem Worte bleicher und erkannte sehr schnell die schreckliche Wahrheit; ich mußte ihn auf das Zimmer seines Sohnes begleiten, wo er Rechnungen und Mahnbrieve fand, die ihm die Geldverlegenheit desselben deutlich zeigten. Mir war es bestimmt den Hauptbeweis seines Verbrechen zu finden; ein zerknittertes Papier lag vor dem Ofen, wahrscheinlich hatte er in der Eile einige Blätter verbrennen wollen und dies Stückchen war zu Boden gefallen, ohne daß er es bemerkte. Ich entfaltete es, offenbar war es aus einem Taschenbuche gerissen, es enthielt die Worte: „heute meinem Alten einen Brief mit 500 Thalern escamotirt, der Verdacht wird auf die Schlofferfamilie fallen, denn Schön-Idchen war allein im Zimmer gewesen, ich werde sie durch meine Liebe zu entschädigen wissen...“

„Der Nichtswürdige, wo mag er sich verborgen halten?“ unterbrach Garlieb die eifrige Sprecherin.

„Das war auch die erste Frage des unglücklichen Vaters, ich konnte ihm zufälligerweise Auskunft darüber geben, denn ich war zugegen wie seine Schwester Anna, die er gewiß über seine Unthat zu täuschen gewußt hat, versicherte, daß er noch heute Abend sich bei Ida rechtfertigen würde. Das Haus wird deshalb von Polizeidienern bewacht werden, damit er nicht entfliehen kann...“

„Aber wie wird sich Ida darüber erschrecken und ängstigen, ich muß eilen zu ihr zu kommen, theure Freundin, gehen Sie langsamer, Sie sind schon ganz außer Athem, ich will sie später noch besuchen,“ sagte Garlieb und lief davon, ganz vergessend seiner Befreierin für ihre rastlosen Bemühungen zu danken. Seine Sorge um Ida ließ ihn nicht ruhen, die Liebe ist nun einmal die selbstsüchtigste Empfindung auch in dem besten Männerherzen. Garlieb merkte gar nicht, daß die kleine Näherin trotz ihrer schwachen Brust seine

schnellen Schritte einzuholen strebte und mit ihm fast gleichzeitig in das dunkle Haus der Schusterstraße schlüpfte.

Sein Herz klopfte zwischen Freude und Schmerz als er die Thür zum Wohnzimmer öffnete.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Der Ring des Propheten.) Leon Gozlan, einer derjenigen französischen Romanschriftsteller, welche durch die Menge ihrer Dichtungen deren geistigen Gehalt zu ersetzen suchen, hat jüngst eine Anekdote aus dem Leben Balzac's herausgegeben, die wenigstens gut erfunden ist, wenn sie auch vielleicht weniger Ansprüche an thatsächlicher Wahrheit haben mag. Bald nach seiner Reise durch Deutschland wurde Balzac von einer der sonderbarsten Ideen erfaßt. In einer Winternacht verließ er um Mitternacht seinen Landsitz, die sogenannten Jardins bei Ville d'Arcy, und begab sich, Gott weiß warum nach der Rue Navarin zu seinem Freunde Laurent Jan, der nicht wenig erschraf, als sein Freund an seinem Bette erschien und ihn aus seinem friedlichen Schlummer weckte. Staunend setzte er sich im Bette auf, rieb sich die Augen und starrte die unerwartete Erscheinung an. „Bist Du's wirklich, Prosper?“ fragte er stammelnd. — „Freilich bin ich's!“ erwiderte Balzac; „steh auf, wir müssen sogleich abreisen!“ — „Abreisen?“ — „Freilich und zwar sogleich... aber siehe nur auf und ich erzähle Dir das Weitere.“ — „Nein, ehe ich einen Fuß aus dem Bette thue, muß ich erst wissen was Du vor hast.“ — „Nun, meinnetwegen! Höre also, wir werden sogleich zum Großmogul abreisen.“ — Laurent Jan sah seinen Freund bedenklich an und fragte ihn, ob er sich nicht unwohl fühle; aber Balzac fuhr fort: „Wir werden reich werden, sabelhaft reich, sage ich Dir, reich wie der Großmogul selber.“ — „Aber, Bester, ehe ich meine sieben Sachen zusammen packe, möchte ich doch etwas umständlicher erfahren, was wir in der Mongolei thun sollen.“ — „Beeile Dich!“ rief Balzac ungeduldig; „während Du zögerst, können Millionen verloren gehen. Die Zeit vergeht und wir müssen noch Gozlan abrufen.“ — „Ach, Gozlan geht also auch mit zum Großmogul.“ — Balzac nickte und versicherte ihm, Leon Gozlan solle auch seinen Theil an den unermeßlichen Schätzen haben, die sie erwarteten.

Da stieg Laurent Jan langsam aus dem Bette und begann sich, vor Kälte klappernd, anzukleiden. Plötzlich hielt er aber in seiner Beschäftigung inne, stellte sich vor Balzac und fragte ihn sehr ernst: „Aber sage mir, Prosper, was sollen wir eigentlich beim Großmogul?“ — „Was wir dort sollen?“ fragte Balzac zögernd. — „Nun ja; ich denke die Frage ist doch erlaubt?“ — Da sah Balzac Laurent am Arme und führte ihn geheimnißvoll zur Nachtlampe, und sagte: „Betrachte einmal diesen Ring!“ — „Gut, ich sehe ihn. Er ist

vielleicht vier Sous werth.“ — „Schweige, sieh Du ihn genauer an!“ — „Nun meinestwegen, sechs Sous.“ — „Wisse!“ fuhr Balzac mit erhobener Stimme fort: „Diesen Ring schenkte mir auf meiner letzten Reise in Deutschland der große Historiker Herr von Hammer in Wien.“ — „Nun, was weiter?“ — „Herr von Hammer sagte mir damals lächelnd: „Eines Tages werden Sie den Werth des kleinen Geschenkes, das ich Ihnen hier mache, kennen lernen.“ Seitdem trug ich den Ring, ohne weiter an diese Worte zu denken. Ich hielt ihn eben für einen grünen Stein, wie es deren viele giebt.“ — „Nun weiter!“ — „Nun, betrachte den grünen Stein noch einmal! Du siehst Charaktere in den Stein gravirt, die... doch ich will der ungeheuern Ueberraschung nicht vorgreifen, die ich gestern hatte und die ich Dir sogleich mittheilen will. Gestern also befand ich mich bei dem neapolitanischen Gesandten zur Soirée. Da fiel es mir ein, dem türkischen Gesandten meinen Ring zu zeigen und ihn um Auskunft über offenbar arabische Charaktere zu bitten. Kaum hat aber der Gesandte einen Blick auf den grünen Stein geworfen, als er einen lauten Schrei der Ueberraschung ausstößt, der die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zieht. „Sie haben da einen Ring,“ sagte er, indem er sich bis zur Erde neigte, „der direct vom Propheten stammt. Vor hundert Jahren entwendeten ihn die Engländer dem Großmogul und verkauften ihn an einen deutschen Fürsten. Begeben Sie sich sofort nach dem Reiche des Großmoguls, der Tonnen Goldes und Diamanten Demjenigen versprochen hat, der ihm den Ring des Propheten wiederbringen wird...“ Ich machte einen Freuden sprung und bin jetzt gekommen, Dich abzuholen, lieber Jan, damit wir zusammen mit Sozlan zum Großmogul gehen, der vor Freude sicher im dritten Himmel sein wird, wenn wir ihn den Ring des Propheten zurückbringen. Komm, die Tonnen Goldes warten auf uns!“ — „Und deshalb hast Du mich mitten in der Nacht aus dem Schlafe geweckt?“ rief Jan mit trostloser Stimme. — „Findest Du die Summe nicht groß genug?“ fragte Balzac, der die Gleichgiltigkeit seines Freundes der feenhaft lockenden Perspective gegenüber nicht begreifen konnte, welche der magische Ring ihnen eröffnete.

„Ich wiederhole Dir das erste Angebot,“ sagte Jan gähnend, indem er sich wieder auskleidete. „Willst Du vier Sous für Deinen Prophetenring?“ Es wäre unmöglich, alle die grausamen Worte zu wiederholen, die Balzac gegen seinen zweifelsüchtigen Freund schleuderte. Mit einer sanguinisch-gallischen Heftigkeit, die ihm das Ansehen eines Wüthenden gab, donnerte er gegen Laurent Jan. Endlich aber erschöpfte sich seine Wuth, er streckte sich auf das Sopha seines Freundes, schlief bis zum Morgen, von den Schätzen des Großmoguls träumend. Am andern Tag war keine Rede mehr von der Reise, ja selbst der Ring des Propheten wurde nur noch selten an Balzacs Fingert bemerkt.

(Aus Beethovens Leben.) In der Spänglergasse der innern Stadt Wien stand noch vor wenigen Jahren an jener

Stelle, wo sich jetzt der neue Zubau des Sparcassengebäudes erhebt, ein hohes schmales Haus, in dessen untern Localitäten sich das Gasthaus zum „Fischteufel“ befand. Es war dies eine gewöhnliche Gastmahrung, an welcher eine Menge Menschen achtlos vorbeizogen, die aber Gourmands von Profession sehr hoch zu halten und wiederholt zu besuchen pflegten, denn im „Fischteufel“ gab es gute Speisen, gute Getränke und gute Bedienung. Namentlich standen Freitags Fische auf dem Speisezetteln, die besonders schmackhaft hier bereitet wurden. Beethoven liebte nun ein gutes Fischgericht ganz besonders und deshalb pilgerte der große Meister oft und gern nach dem Fischteufel; auch besaß dieses Wirthshaus noch eine andere gute Eigenschaft: es hatte ein Hinterthürchen, durch das man sich unbemerkt entfernen konnte. Sein gewöhnlicher Nachbar, im „Fischteufel“ war der k. k. Registrant Förster, damals noch ein junger lebenslustiger Mann, mit dem sich der große Componist gern unterhielt, obgleich Förster gar keine musikalische Bildung besaß. Einst, als der Frühling wieder einmal gekommen war, wandte sich Beethoven, kurz zuvor, ehe er das „Fischteufel“ verließ, an Förster mit der Anfrage, ob er mit ihm Sonntags nach Luxemburg fahren wolle. Förster nahm dies schmeichlerische Anerbieten mit Freuden an, es wurde Stunde und Ort der Zusammenkunft verabredet und am Sonntage schritten Beide festen Tritts zur Favoritenlinie hinaus, wo Beethoven einen „Heiselwagen“ mietete. Beethoven war an diesem Tage besonders heiter und redselig. Er erzählte von seiner Jugend, von seinen Erlebnissen in Wien, während seines ersten Aufenthalts daselbst. So waren sie unter anziehenden Gesprächen in die Luxemburger Allee gekommen, als Beethoven plötzlich verstummte und starr vor sich hinstarrte. Förster mochte nicht zudringlich erscheinen und wagte das abgebrochene Gespräch nicht wieder zu beginnen; der leichte Wagen rollte immer weiter, während die Kasse in sanftem Trabe vorwärts strebte. Auf einmal sprang Beethoven mit einem kühnen Sage aus dem Wagen und lief, eine Melodie brummend, selbsteinwärts, wo er bald hinter den Bäumen verschwand. Sein verdutzter Reisegefährte sah ihm erstaunt nach, ließ dann den Koffelenter halten, ließ ihm nach, kehrte aber bald wieder zurück, denn von Beethoven sah er nirgends eine Spur, und es blieb ihm nichts anderes übrig als allein nach Wien zurückzukehren. Was weiter geschehen, wird in der Quelle, aus der wir schöpfen, nicht gesagt. Wir vermuthen nur, es war einer jener Schwermuthsanfälle, denen der große Componist in seinen späteren Lebensjahren so häufig unterworfen war.

— r.

(Die Malibran.) In den sehr pikanten „Theaterplaudereien“ (Berlin, Schlingmann) lesen wir von der Unvergessenen: Wer von Euch hat sie noch gekannt? Dieses schöne Weib mit den dunkeln Augen und der süßen Stimme. Dieses arme Mädchen, welches von seinem Vater geprügelt wurde, wenn es eine falsche Note sang — die in Meyerbeers *Crociato* eine kleine Choristenpartie gab und die dann in New-York und Mexiko in ersten Partien glänzte.

— r.

Es war damals eine ganze Familienoper in New-York. Manuel Garcia, der Vater, sang den Othello oder Almaviva, Garcia, der Sohn, den Jago oder Figaro — Mutter Garcia die Emilia oder Bertha, Maria die Desdemona oder Rosina.

Manuel war noch immer schön — es war noch immer etwas von dem schönen schwarzen Spanier in ihm, der in Cadix, Malaga und Madrid so viele Anbeterinnen hatte, der so herrlich die Mandoline zu spielen wußte und für den Rossini seinen leichtsinnigen Almaviva schrieb. — Die kleine Pauline (jetzt Biardot-Garcia) war damals erst drei Jahre alt.

Als diese Familiengruppe durch Mexico reiste, wurde sie von Räubern angefallen und geplündert. Man mußte jetzt hungern und darben; aber Maria opferte sich und heirathete einen französischen Kaufmann Malibran, (dessen Name in die Kunstgeschichte kam, wie der des Pontius Pilatus ins Kreb) den man für reich hielt, der aber bald darauf Bankrott machte. Maria mußte nun wieder zum Theater ihre Zuflucht nehmen. In Paris feierte sie ihren ersten Triumph als Semiramide.

Das „Tremas!“ der Semiramis, das „Un biglietto“ der Rosina, das „Di tanti“ des Tancred, das „Era un re“ der Cenerentola, das „Batti batti“ der Zerline, das rührende Gebet in der gazza ladra, die farrirten Arietten im matrimonio segreto — waren eben so viele Triumphe für Maria.

Dann lernte sie Bellini kennen. — Der arme Bellini! Maria war seine einzige und erste Liebe; Norma, la Sonnambula, I Capuletti waren die mustigewordenen Liebesseufzer, die er seiner Geliebten zu Füßen legte.

Als Romeo war die Malibran erhaben. In der letzten Zeit ersetzte sie den dritten Act des Bellinischen Romeo durch den von Baccaj. Wir wollen sagen weshalb:

Bellini schrieb den Romeo (wie gesagt) für Maria und hauchte all' seine Liebe, all' seine Schwärmerei in diese göttlichen Töne. Als Maria Herrn Veriot heirathete, da brach sein Herz; er konnte sie nicht in den Armen eines Andern sehen. Er starb, indem er ihren Namen murmelte. Lablache, der in seiner Todesstunde bei ihm war, erzählte weinend, der arme Bellini sei gestorben, indem er nach Maria rief. — Als nun Maria das nächste Mal den Romeo sang, und in der Gruftscene am Sarge Giulettas klagte, als die brausenden, schluchzenden Töne von Bellinis Musik sich aus ihrer Brust rangen, da glaubte sie plötzlich den armen bleichen Liebhaber vor sich zu sehen, der vorwurfsvoll auf das Grab deutete. Da stürzte sie mit einem Schrei zusammen und wurde ohnmächtig. Seitdem konnte sie es nicht mehr über sich gewinnen, den dritten Act der Bellinischen Montecchi zu singen und ersetzte ihn mit Baccajs Musik.

Maria war mit Veriot glücklich und ihr Leben war eine fortwährende Aufregung. Sie kutschirte, schwamm wie eine Nymphe, zeichnete selbst ihre Costüme, schnitt sie zu, nähte sie, dichtete und componirte.

In London ritt sie eines Morgens mit Lord Stanley spazieren. Ihr Pferd geht mit ihr durch, sie will sich durch einen Sprung retten, bleibt im Zügel hängen und wird eine große Strecke fortgeschleift. — Zu Hause angekommen, bat sie alle ihre Freunde, man möchte um Gotteswillen Veriot nichts von dem Unfalle sagen, er würde zu sehr erschrecken. — Dann fuhr sie zu Julius Benedict, der beim Anblicke ihres geschundenen Gesichtes ausschrie wie vor einer Leiche — und meldete ihm, daß sie am Abend singen werde. Alles Abreden war vergebens. —

Sie setzte sich dann an den Spiegel und schminkte sich das Gesicht, damit Veriot ihre Verletzungen nicht gewahr werde. — Abends sang sie wie ein Engel — aber jeder ihrer Töne war ein Tropfen ihres Lebens und jede ihrer Noten tönte mit der klingenden Resonanz des Schmerzes.

Dann reist sie nach Manchester und singt am Morgen ihrer Ankunft in der Kirche, Abends im Tito Andronico. Sie hält das hohe h aus, verbindet es mit dem eis, und endet mit dem reinsten und längsten Triller, den man je von einer Sängerin gehört hat. — Sie mußte in Krämpfen nach Hause getragen werden und acht Tage darauf war sie todt. —

(Ein Yankee-Streich.) Eine New-Yorker Zeitung enthielt kürzlich folgende Anzeige:

„Wer mir einen Dollar einsendet, erhält von mir mit umgehender Post franco die vorzüglich gestochenen Portraits von George Washington, dem Vater des Vaterlandes, und von dem berühmten Benjamin Franklin, der

„Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis. Adressen sub H. C. poste restante New-York.“

Eines der zahlreichen Opfer dieser verlockenden Annonce macht bekannt, daß er für seinen Dollar zwei Briefmarken zu 1 und 3 Cents erhalten habe, welche in der That die beiden berühmten Männer in seinem Stahlstich darstellen!

(Nur vorsichtig.) Auf dem Boulevard Sebastopol in Paris steht gegenwärtig eine Schaubude, in der nach Angabe des Schildes ein „sechs Fuß hoher Waldmensch oder Chimpanse“ zu sehen ist. Nachdem man zwei Sous Entreegeld bezahlt hat, tritt man ein und sieht vor sich einen gewaltigen Käfig mit dicken Eisenstäben, der leer zu sein scheint, in dem man aber endlich ein ganz kleines Aeffchen entdeckt, welches sich nur dadurch von andern seines Geschlechts unterscheidet, daß es an eine kolossale eiserne Kette gelegt ist. Man äußert seine Entrüstung über diese Fopperei und verlangt sein Geld zurück, wird aber bald durch die Explication des Schaustellers beschwichtigt, welche also lautet:

„Ja, meine Herren, dies ist der große Chimpanse. In fünf Jahren wird er sechs Fuß messen, da er aber dann sehr gefährlich ist, haben wir ihn zur Vorsicht in einen so starken Käfig gesperrt und an eine so schwere Kette gelegt.“

Man lacht und geht entwaffnet von dannen.

Allgemeine Moden-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Tblr.,
mit Stahlfichen 8 Tblr.

Pietist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Schluß.)

Das Krankenlager des Meisters stand noch darin; er saß aufrecht von Kissen unterstützt und seine Frau reichte ihm gerade mit der liebevollsten Sorgfalt einen Laberkunf. Es war ein friedlicher Anblick und der Zankteufel schien zwischen diesem Ehepaar nie geherrscht zu haben. Garlieb wäre gern zu den beiden alten Leuten getreten und hätte sie als Sohn begrüßt, aber sein Auge suchte erst die Braut und als er sie nicht fand, zog er geräuschlos die Thür wieder zu und flog die Treppe hinauf zu Ida's Stübchen.

Seine Schritte wurden gehemmt durch den Ton einer männlichen Stimme, die lebhaft und laut sich darin vernehmen ließ.

Athemlos horchte Garlieb, er erkannte Roberts Stimme, Mißtrauen und Eifersucht bemächtigten sich seiner Seele, er konnte sich kaum aufrecht halten und lehnte sich an das Treppengeländer. Er fühlte, daß sein ganzes Glück von Ida's Worten abhängen mußte; es fiel ihm nicht ein Roberts Schmeicheltreden zu unterbrechen, sie erschienen ihm als eine notwendige

Prüfung seiner Braut. Wenn sie dieselbe nicht bestand, so mußte er sich über ihren Verlust trösten, sie war dann seiner Liebe nicht würdig, so sagte ihm wenigstens sein Verstand, aber sein armes Herz krampfte sich ängstlich zusammen bei diesem Gedanken.

Roberts Worte waren nicht geeignet ihn zu beruhigen, denn er mußte zugestehen, daß sie sogar unerwartete Wahrheiten enthielten, als sie in beredter Weise schilderten, wie die zarte verwöhnte Putzmacherin sich nicht zur Hausfrau eines Handwerkers eigne.

Der arme Schlossergeselle seufzte tief und laut bei dieser Stelle von Roberts Rede; in demselben Augenblicke fühlte er wieder eine kleine kalte Hand sich auf seine zitternden gefalteten Hände legen und hörte ein leises Schluchzen. Es war die gute kleine Näherin, die ihm gefolgt und seine Schmerzen mitempfand als wären es ihre eigenen.

„Lassen Sie mich zu Ihrer Braut hineingehen, Sie dürfen sich jetzt nicht sehen lassen, der schlechte Mensch könnte Waffen bei sich führen und sich an Ihnen vergreifen, wenn er aber mich sieht, wird er die Flucht ergreifen,“ flüsterte sie.

„Nein, ich fürchte ihn nicht, aber stören wir diese Unterredung nicht, ich muß erfahren wie Ida über ihn denkt, ob sie seinen Schmeicheleien noch zugänglich ist, nachdem sie sich mir verlobte. Ach sie hat so lange dem Abgott der Eitelkeit gehorcht, daß sie auch jetzt vielleicht ihm Gehör giebt —.“

„Ida, süßes Mädchen, sträube Dich nicht länger, komm, geh' mit mir nach England, der Wagen steht

bereit, der uns auf die nächste Eisenbahnstation führt, wo wir keinen Verdacht erregen durch unsere Abreise. Du sollst ein herrliches Leben führen, ich kleide Dich in Sammet und Seide, Deine Schönheit muß zur Geltung kommen, Du wirst in der vornehmen Welt Aufsehen erregen. Du bist nicht geschaffen für die kleinbürgerlichen Verhältnisse; Deine zarten Händchen können nicht waschen, scheuern und kochen für den plumpen Gesellen Deines Vaters."

"Er hat Recht, ich verlange ein Opfer aller ihrer Gewohnheiten von ihr..." stammelte Garlieb, "ich will ihr entsagen, aber ich kann sie doch nicht diesem Schurken überlassen — sie scheint ihn zu lieben, sie schweigt, sie erhebt ihn und denkt nicht einmal an mich; ich will hinein und sie wenigstens von ihm befreien..."

"Still, still, sie spricht ja, hören Sie nur," beschwichtigte ihn die treue Freundin und hielt ihn mit sanfter Gewalt fest.

"Robert, ich will Ihnen alle Beleidigungen vergeben, sagen Sie mir nur wo Garlieb ist, er ging zu Ihnen und ist seitdem verschwunden, haben Sie ihm etwas zu Leide gethan? O sagen Sie, wo ist er?" sprach Ida im flehendsten Tone.

"Ich that ihm nichts bis jetzt, wenn ich ihn aber noch einmal zu sehen bekomme, so soll es sein Ende sein, schauen Sie her, dieses niedliche Taschenpistol ist für ihn geladen. Sie können ihn retten, wenn Sie mit mir gehen wollen, denn dann ist es mir einerlei was aus ihm wird."

"Er hat ein geladenes Pistol bei sich, eilen Sie fort von hier!..." flüsterte die kleine Näherin und wollte Garlieb nach der Treppe ziehen, er wehrte sich jedoch gegen diese Zumuthung und lehnte das Ohr nur noch dichter an die Thür. Ida ahnte nicht, daß er so nah und durch Roberts Pistol wirklich bedroht war; sie hätte die Gefahr sonst gewiß abzuwenden gesucht, statt dessen steigerte sie dieselbe, indem sie Roberts Wuth arglos noch vermehrte durch Beweise ihrer Liebe für Garlieb.

"O verschonen Sie sein Leben, er hat Ihnen ja nie etwas gethan," bat sie laut weinend vor Angst als sie die todtbringende Waffe sah.

"Er hätte mir nichts gethan? Er hat mir Ihr Herz geraubt, Ida."

"Das haben Sie nie befaßt, ich schwöre Ihnen, daß ich nie einen andern Mann lieben könnte als meinen jetzigen Verlobten..."

"Er wird Sie unglücklich machen, er ist ein beschränkter Pietist, er ist Ihrer nicht werth..."

"Seine Frömmigkeit wird mich lehren wahrhaft glücklich zu sein und es zu vergessen, daß ich seiner eigentlich noch nicht würdig bin..."

"Wie gut und demüthig sie ist," sagte draußen leise Garliebs Freundin und trocknete sich gerührt die Augen.

"Ida, wenn Du mich nur halb so lieben wolltest, so würde ich auch ein Tugendspiegel, ich lasse Dich nicht, Du siehst zu reizend aus," rief Robert und wollte das erglühende Mädchen an sich ziehen.

"Quälen Sie mich nicht länger, sagen Sie mir wo Garlieb ist. Sie wissen ja, daß ich nur um dies endlich zu erfahren, Ihnen eine Unterredung in meinem Zimmer gestattete. Wollen Sie mir nicht die Wahrheit gestehen, so entfernen Sie sich augenblicklich, ich halte es unter meiner Würde mit Ihnen noch länger zu verhandeln..."

"Oho, schöner Trostkopf, so haben wir nicht gewettet, Du sollst mir dafür wenigstens büßen, daß Du einen Andern liebst. Wenn Du wissen willst, wo er ist, so mußt Du Dir doch einige Mühe geben; erst verlange ich ein Duzend Küsse auf Abschlag und dann mußt Du mich begleiten, damit ich Dir zeigen kann, wo Dein Schatz eingesperrt ist. Ob es Dir dann gelingt ihn zu befreien, ist eine andere Frage," sagte Robert und lachte höhnißch, indem er seine Drohung sie zu küssen schleunigst wahr zu machen suchte.

Ida zog sich hinter einen Stuhl zurück und wollte den Tisch vorschieben; durch dieses Geräusch überhörte sie, daß die Thür aufgemacht wurde.

Garlieb hatte sich nicht länger halten können, er trat ein und hoffte durch einen geschickten Handgriff von hinten seinen Gegner wehrlos zu machen. Aber derselbe drehte sich plötzlich um und ergriff rasch sein Pistol, es siegesgewiß auf Garliebs Brust richtend, ehe dieser die Hand zu seiner Vertheidigung erheben konnte. Mit einem lauten Angstschrei bemerkte Ida die Gefahr des Geliebten, sie stürzte mit bewundernswerther Schnelligkeit auf ihn zu und suchte, ihn umarmend, seine Brust mit ihrem schlanken Körper zu decken.

"Ah, so könnte ich das saubere Liebespärrchen ja gleichzeitig erschießen, das wäre in der That höchst romantisch," rief Robert zähneknirschend, zielte aber nach Garliebs Kopf, der eine Spanne höher wie Idas zierliche Gestalt war. Beide merkten nicht die Gefahr, denn sie waren in die Wonne des Wiedersehens versunken und hielten sich Aug' in Aug' umschlungen, zwar nur einen

kurzen Moment, aber doch hinreichend lange, um Roberts Rachegefühle noch mehr zu entflammen und die Mordlust zu reizen, die bei weniger günstiger Gelegenheit vielleicht nur eine vorübergehende Wolke des verirrten Geistes geblieben sein würde.

Schon ließ sich das todbringende Geräusch, das verhängnißvolle Knattern des Hahns, vernehmen, Garlieb achtete darauf nicht, denn er war nicht gewohnt mit Feuerwaffen umzugehen und kannte ihre Construction nicht. Auch hielt er es wohl nicht für möglich, daß Robert mehr als eine leere Drohung ausgesprochen; seinem redlichen Herzen war die Macht der Leidenschaft fremd, die alle Begriffe von Moral und Religion verwirrt und einen Mord wie ein muthiges Spiel begehren lehrt.

Plötzlich krachte der Schuß durch das stille Haus, Ida fiel mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden, Garlieb sank neben ihr auf die Knie und suchte sie wieder aufzurichten.

Robert warf das Pistol weg und bedeckte sein Gesicht verzweiflungsvoll mit beiden Händen, er hatte noch nicht losdrücken wollen, ein böser Zufall mußte auf ihn eingewirkt haben, ihm fehlte der Muth sich nach den Folgen des unseligen Schusses umzusehen.

Ida begann zuerst sich zu erholen von dem all gemeinen Schrecken, sie rief mit angstvollen Tönen:

„Ist er verwundet? Ist mein Garlieb todt?“

„Nein, o nein, es ist mir gelungen dem Uebelthäter das Pistol aus der Hand zu schlagen, es hat sich im Fallen entladen ohne Jemanden zu verletzen,“ sagte eine sanfte Stimme von oben herab.

Alle sahen verwundert empor; da stand auf dem Stuhle, den Ida vorhin gegen Robert vorgeschoben hatte, die kleine Näherin. Der Pulverdampf umgab sie noch wie ein Gewölk und verklärte sie zum Rettungengel.

Garlieb und Ida umarmten sie und trugen sie auf ihren Händen aus dem Zimmer; Robert wollte tief beschämt und voll Reue sich entfernen, aber es kamen eine Menge Leute die Treppe herauf, die durch den Schuß herbeigelockt waren. Er erkannte einige Polizeidiener und seinen Vater, der von seiner Schwester Anna unterstützt werden mußte, so erschüttert war er durch die traurigen Erfahrungen an seinem Sohne. Den Schuß hatte er für einen Selbstmordversuch gehalten und es war rührend zu sehen, welch' ein Strahl von Freude über das kummervolle Gesicht glitt als er seinen Irrthum gewahr wurde. So groß ist die El-

ternliebe, daß sie nicht durch Verbrechen und Schande zu verlieren ist.

Robert stand in jäher Verzweiflung da, seine Augen rollten in wilder Unschlüssigkeit von einem Punkt zum andern. Er wußte nicht ob er sich aus dem Fenster stürzen oder durch die Leute auf der Treppe drängen sollte, um seiner Verhaftung und der Schmach zu entgehen. Er sah wie Ida und Garlieb sich mit seinem Vater unterredeten und ihm wahrscheinlich noch seine letzte That mittheilten. Er fühlte sein Gehirn schwindeln, ein Ausbruch von Wahnsinn schien ihm fast eine Wohlthat zu sein, um ihn das Bewußtsein seiner schrecklichen Lage zu nehmen.

Er sah wie sein Vater rasch einige Worte mit den Polizeidienern wechselte, sie verließen eiligst das Haus und zwangen die eingedrungenen Neugierigen dasselbe zu thun, dann nahte sich ihm sein Vater und sagte mit bebender Stimme:

„Der fromme junge Mann hat mich eben an die Parabel vom verlorenen Sohn erinnert und an den Ausspruch des Christenthums, daß mehr Freude im Himmel ist über einen gebesserten Sünder als über viele Gerechte. Willst Du Reue und Besserung geloben, mein Sohn?“

Robert senkte bejahend das Haupt; er fühlte mit tiefer Beschämung, daß der „Pietist“ ihm Böses mit Gutem vergalt.

Vor der weltlichen Strafe bist Du sicher, für dies Mal, denn die Gerichte nehmen an, daß dies kein eigentlicher Diebstahl sei, schon weil kein Kläger auftritt, der Vater kann natürlich nicht als solcher erscheinen. Deine Carriere mußt Du freilich aufgeben und nach England magst Du reisen bis die Gerüchte über Deine traurigen Verirrungen schweigen und Du Dir eine andere Laufbahn gewonnen hast.“

Anna hing sich weinend an den Arm des düsterblickenden Bruders, der mit einer Ehrfurcht, wie er sie noch nie gezeigt, den Vater aus dem Hause führte.

Ida und Garlieb waren an das Krankenbett des Meisters geeilt; er hatte nichts von der Unruhe in dem obern Stockwerk gehört in seiner Bewußtlosigkeit. Die Mutter verabredete mit dem jungen Paar eine baldige Hochzeitsfeier, damit Garlieb als Schwiegersohn in rechtmäßiger Weise die zerrütteten Geschäfte des Handwerks wieder aufnehmen könne. So blühte bald eine frohe Hochzeit wie eine Rose aus Trümmern und Schrednissen empor; die kleine Näherin wurde fortan zur Familie gerechnet und Ida nahm eifrigen Antheil an ihrem frommen Nähkränzchen; sie gab

die Putzarbeit auf und wurde eine fleißige Hausfrau.

F. v. S.

D o r l y.

Novelle

von

Ernst Frihe.

1.

Es war schauriges Wetter. Der Regen rieselte einformig und unaufhörlich herab. Eine dichte graue Wolkenmasse lagerte auf der Erde, nur bisweilen von einem Stofwinde gehoben, um nachher wieder desto tiefer zu sinken. An solchen Tagen fühlt der Mensch die Obhut eines schützenden Daches mit größerm Behagen und wenn sich Luxus in der Ausstattung mit dem echten Comfort vereint, um die Behaglichkeit da selbst zu erhöhen, so ist es nicht zu verwundern, daß an diesem wetterschweren Herbsttage zwei Damen verschiedenen Alters, in glückseliger Zufriedenheit an einem Fenster gruppirt, eifrig, fröhlich und aufgeweckt, sich ihrer Unterhaltung überließen ohne des strömenden Regens zu achten.

Das Haus, worin diese Damen sich befanden, war das Schönste in dem Städtchen und das Zimmer zeigte sich so nobel und geschmackvoll ausgestattet, daß man auf glückliche Lebensverhältnisse schließen konnte. Spiegel und Gemälde zeigten von feinem Geschmack, Teppiche, Marmortische und reich bekleidete Divans von mehr als bürgerlichen Gewohnheiten, obwohl die alte Dame, die mit liebenswürdigem Lächeln den Plaudereien des jungen Mädchens lauschte, ganz einfach Madame Hallström genannt wurde und in ihrer soliden, aber feinen Kleidung die ehrbare Wittve eines Kaufmanns, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, vollständig richtig repräsentirte.

Etwas phantastischer erschien der Anzug des jungen lebhaften Mädchens, welches mit geistprühendem Wesen, mit lebhaftem Geberdenspiele und in rasch fortrollender Weise von der Heimath, von den Geschwistern und von ihrer einsamen, aber dennoch schönen Häuslichkeit erzählte; während ein einfaches Häubchen den grauen Scheitel und das weiße Gesicht der alten Dame einschloß, umflatterten Böckchen mit bunten Bandschleifen die jugendlich heitere Stirn und das klassisch geformte, blühend schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Ein schwarzer Spencer von Sammet, reich mit Schnüren verziert, umschloß die prächtige Gestalt so eng, daß die vollendeten Formen derselben vortheilhaft bei jeder Bewegung herausstraten. Das nicht gar zu lange und nicht gar zu weite Kleid, nach damaliger Mode mit Stickereien am Knie geziert, hob die Grazie ihrer Beweglichkeit, statt sie, wie die jetzigen Crinolinen, zu verhüllen oder was noch schlimmer ist, unbeholfen zu machen.

Das reinste Wohlgefallen leuchtete aus den Blicken der alten Dame, indem sie der jungen Erzählerin aufmerksam zuhörte und wer da wußte, daß Madame Hallström schon seit Jahren sehnlichst nach einer Schwiegertochter verlangte, dem drängte sich der Gedanke auf, daß dies Mädchen wohl geeignet sein möchte allein ihren Ansprüchen zu genügen.

Der Galopp eines Pferdes störte endlich die Unterhaltung. Rasch bog das Mädchen ihren Kopf so nahe zum Fenster wie möglich und fragte:

„Ist Günther zu Pferde nach dem Schlosse hinauf? In diesem Wetter, Tantchen?“

„Nein, Dorly,“ entgegnete Madame Hallström. „Mein Sohn hat anspannen lassen. Da der Wagen noch nicht zurück ist, so fürchte ich, daß der Zustand des alten Comthur gefährlich ist und Günther die Nacht dort bleiben wird.“

Unterdessen war der Reiter, welcher Dorlys Aufmerksamkeit erregt hatte, näher gekommen und man sah einen Jäger im vollen Carriere die Straße hinaufsprennen, die vom Markte des Städtchens geradeaus auf den Schloßberg führte, der ungefähr eine halbe Stunde davon entfernt lag.

„Nun,“ sprach die alte Dame erstaunt, „was ist denn das? Besuch auf's Schloß, wo ein Sterbender liegt? Das war ein Vorreiter, Dorly, aber ein Vorreiter, wie ihn nur vornehme, gräfliche oder fürstliche Familien gewöhnlich haben. Da wollen wir aufpassen, wer in diesem abscheulichen Wetter Lust hat dem Comthur eine Visite zu machen.“

„Der Besuch kann ja seinem Neffen gelten, Tantchen,“ meinte Dorly rasch. „Sagtest Du mir nicht, daß der Oberst von Wettstein, der Schwesterjohn des Comthur oben wohnt, seitdem den alten Herrn der Schlag gerührt?“

„Ja — mit Familie!“ bekräftigte Madame mit spöttischem Pathos. „Wo es etwas zu erben giebt, da fehlt Wettstein nie! Hat er doch seit mehr als zwanzig Jahren auf den Tod seines alten Onkels gewartet und die Lebensart, „wenn Onkel Birchotsch

„tobt ist, wollen wir flott leben,“ ist stehend in seiner Familie, die gnußsüchtig und habßüchtig wie selten eine Familie ist.“

„Solche Reden sind abscheulich!“ rief Dorly empört.

„Warum denn, Kind? Laß die Leute reden, was sie wollen. Reden bringen keinen Menschen um. Wenigstens dem guten Comthur erwuchs daraus kein Leid. Er lebte fort und fort, wurde alle Tage älter, sah jedoch seit mehr als zwanzig Jahren immer egal aus. Wie alt er eigentlich ist, weiß kein Mensch genau. So lange mein Günther lebt, ist der Comthur ein alter Herr und Günther zählt achtunddreißig Jahre.“

„Aber, Tantchen,“ lachte das junge Mädchen, „dann müßte er ja so alt wie Methusalem sein.“

„Mag auch wohl, lieb' Dorly“ erwiderte Madame Hallström. „Der Comthur war der Älteste des Stammes. Seine Schwester war im zweiten schlesischen Kriege schon an den Kammerherrn von Wettstein verheirathet und der Sohn dieser Schwester, die lange tobt ist, zählt schon zu den alten Männern.“

„Gehört der Comthur einem Orden an, daß er nicht verheirathet gewesen ist?“ fragte Dorly, die sich zu interessiren begann.

„Bewahre, lieb' Kind! Das Volk nennt ihn nur Comthur, weil er seinen Marie-Theresienorden wie eine Reliquie nie von sich läßt, sogar des Nachts über dem Nachtzeuge tragen soll. Man sagt, die große Kaiserin habe ihm, nach der Schlacht von Prag, eigenhändig den Orden umgehangen und er habe den Schwur gethan ihn nie von sich zu lassen. Es ist in dem alten Herrn etwas Altritterliches, das läßt sich nicht ablängnen und wenn man behauptet, er habe einst eine leidenschaftliche Neigung für die schöne Kaiserin Marie Theresie gehegt und deshalb niemals zur Heirath sich entschließen können, so ist jedes romantische Gemüth geneigt, dies zu glauben, obwohl sich diese Geschichte in das Reich der Tradition verläuft, da Niemand sie bestätigen kann.“

„Aber, Tantchen, ist denn kein Herr von Birchotß mehr da, daß Oberst Wettstein als Erbe genannt wird?“

„Nicht doch, lieb' Kind, die Familie Wettstein erbt nur das Allodialvermögen des Comthur, welches aber ungeheuer unter seiner einfachen sparsamen Lebensweise angewachsen ist. Die Güter sind Lehn des Kaisers und fallen an einen Nebenzweig des alten Hauses Birchotß. Der Comthur hatte zwar einen Bruder, der sich, aus Familienrückichten noch in

späten Jahren verheirathete, auch glücklicherweise noch ein Kind bekam, obwohl er sechszig Jahr war, aber leider ein Mädchen. Dies Mädchen kam keinem Menschen ungelegener als dem Herrn von Wettstein. Aber horch — jetzt kommt die Herrschaft, die der Jäger „anzumelden“ vorgeritten ist.“

Wirklich rasselte ein Fuhrwerk von fern herbei und fesselte die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens. Dicht an die Scheiben gedrückt, wartete sie so lange, bis es sich hinlänglich genähert hatte und öffnete dann neugierig ihr Fenster, um besser sehen zu können.

Ein verschlossener Wagen, gelenkt von einem Kutscher, der auf dem hohen thronartigen Boock saß und das Biergespann mit der Würde eines Herrschers zügelte, fuhr rasch heran. In dem Augenblicke, wo das Gespann das hübsche Haus erreichte, lehnte sich eine schöne Frau aus dem Wagen, der an ihrer Seite offen war und streifte mit ihren Blicken, warm und freundlich, die Fenster desselben. Ihr Auge traf auf Dorly, die mit unbefangener Neugier zu ihr hinabsah. Dorlys Blick veränderte sich plötzlich und die Dame im Wagen zog blitzschnell ihr blaßes, edles, schönes Gesicht zurück, sichtlich überrascht von einem Anblicke, den sie nicht erwartet hatte. Fort rollte der Wagen und Dorly schaute ihm träumerisch eine Secunde nach, ehe sie sich zu ihrer Tante wendete, um hastig zu fragen:

„Wer war die Dame?“

Madame Hallström war leider zu spät ans Fenster getreten, hatte das Gesicht also nicht gesehen. Aber sie lehnte sich aus dem Fenster, studirte nachträglich das kaum noch sichtbare Wappen und antwortete bestürzt:

„Eine Dame? Sollte es die Gräfin Rhodau gewesen sein? Hast Du sie gesehen, Dorly? War sie schön, weiß wie eine Elfe, hatte sie eine etwas gebogene Nase?“ — Als Dorly, aufgeregt, alle Fragen bejahte, faltete die Alte tiefbetrübt ihre schmalen blutlosen Hände und sagte weinerlich: „Ach, meine Träume — meine Träume — nun sehe ich klar — nun weiß ich weshalb Günther so viel Umstände mit seinem Anzuge machte, weshalb er heute nicht ritt, sondern fuhr! Alles vorbei, lieb' Dorly! Diese Gräfin ist der gefährlichste Feind meiner Pläne — ach, ich arme Frau und ich war dies Mal so sicher!“

Das junge Mädchen hörte mit lächelndem Erstaunen auf dies Klagegedicht. Ihr eigenes Interesse an dieser Dame war aber zu groß, um sich dabei aufzuhalten, deshalb wiederholte sie eifrig:

„Wer ist denn diese Gräfin Rhodau, die sich in Deine Träume drängt? Sag' mir's, dann will ich Dir auch sagen, warum ich es wissen möchte.“

Die Gräfin Rhodau ist ja eben die Brudertochter des Comthur, die dem Wettstein ein Dorn im Auge war. Kind, Kind, diese Frida von Birchotsch ist Günthers erste, heilige, einzige Liebe. Sie war sein Ideal und bleibt es ewig. Darum ist er gleichgiltig gegen alle Frauen, darum gefällt ihm kein Mädchen, darum heirathet er nicht. Best war er auf so gutem Wege. Ich sah es ja, daß Du ihm mit jedem Tage mehr gefielst. Jahre lang hat er Frida nicht gesehen. Er ging still und unverdrossen seinem Berufe nach. Du weißt ja, daß er es sich gelobt hatte die Pockenimpfung hier in der Provinz einzuführen, um dadurch der fürchterlichen Seuche, die so viele schöne Menschen entstellt hatte, Einhalt zu thun. Aber Du weißt noch nicht, daß auch zu diesem Entschlusse nur Frida die Veranlassung gegeben hat. Sie wurde von den Pocken befallen. Günther hat durch unsägliche Mühe ihr Leben und ihre Schönheit gerettet. Sie lebte damals bei ihrem Onkel, dem Comthur. Günther kam fast nicht herunter vom Schlosse und als sie wieder gesund war, da reiste mein Sohn unverzüglich nach England zum Doctor Jenner, der das Impfen gar zu sehr angepriesen hatte. Seitdem impft Günther unverdrossen und die Leute hier fangen an einzusehen, welche Wohlthat diese neue Erfindung ist. Günther nennt Frida seinen guten Engel, aber ich möchte sie eher seinen Dämon nennen, der sein Glück stets im Reime erstickt.“

Die gute Dame hatte mit ihrer thörichten Schwärze mehr Unheil angerichtet als sie dachte. Dorlys Farbenwechsel hatte es schon genugsam verrathen, was sie bei dieser Mittheilung fühlte und als sie jetzt, mehr für sich, um ihrem gequälten Herzen Luft zu machen, dumpf hervorstieß: „Diese Dame liebt er — diese Dame!“ da gewahrte Madame Hallström erst, wie unvorsichtig sie gehandelt hatte.

„O Kind, lieb' Kind,“ bat sie weichmüthig, „er hat die Gräfin seit ihrer Verheirathung gar nicht wieder gesehen.“

„Das weiß ich besser!“ flüsterte Dorly kaum hörbar, aber etwas trozig.

„Wahrhaftig nicht!“ betheuerte Madame Hallström. „Und glaube mir, Du bist ihm schon seit mehr als vier Jahren gar nicht gleichgiltig.“

Das junge Mädchen lachte gereizt hell auf.

„Wahrhaftig, lieb' Kind! Sieh, als er nach dem

Schlaganfalle des Comthur so unruhig, so merkwürdig verstimmt, so nachdenklich und düster war, da sagte ich eines Tages zu ihm, ob es nicht für ihn sowohl als für mich zerstreuen wäre, wenn ich Dich böte den Winter bei uns zuzubringen. Du hättest nur sehen sollen, Dorly, wie freudig er aufschaute, wie hastig er mir antwortete: Das ist ein vortrefflicher Gedanke von Dir, Mama!“

O wie glücklich würde eine Stunde früher diese Versicherung das Mädchen gemacht haben, jetzt preßte sie nur fest ihre rothen Lippen zusammen, um die bittere Entgegnung, die darauf schwebte, zu unterdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Seuilleton.

(Die Leipziger Damen mit der Schnupftabaksdose.) Man thut der heutigen Damenwelt ganz unglaublich Unrecht, wenn man das Leben derselben, ihre sittliche und gesellschaftliche Bildungsstufe im Gegensatz zu der angeblichen Einfachheit und Unschuld früherer Zeiten in den Schatten stellen zu müssen glaubt. Die Kleiderordnungen und Luxusverbote früherer Jahrhunderte, welche den ehrsamem Herrn eines wohlhabenden und hochweisen Rathes so viel Mühe und Sorge verursachten und die absolute Unmöglichkeit, jetzt noch ähnliche vollzeitliche Erlasse zu motiviren, zeugen dafür, wie glückliche Fortschritte die neuere Zeit auf diesem Gebiete gemacht hat und wie allgemein ein feiner Geschmack bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen ist. Aber auch in anderer Beziehung war es mit „dem Frauenzimmer“ weiland nicht besser bestellt. Was würde man heute dazu sagen, wenn reizende junge Damen am häuslichen Herd oder gar in Gesellschaft nicht ohne eine goldene Schnupftabaksdose erscheinen und unaufhörlich Tabak schnupfen wollten? Vor nicht viel länger als 100 Jahren hätte man aber ein solches Schauspiel überall gratis haben können. Es liegt uns eine alte akademische Dissertation aus dem Jahre 1727 vor: „De tabaco sternutatorio, vulgo von Schnupf-Tabak,“ über welche der Verfasser derselben, Herr M. Ant. Wiltz, Platz und Herr Joh. Christ. Marci an 27. Dec. gedachten Jahres mit einander disputirt haben. Diese Abhandlung hat sich zum Zweck gesetzt, die vielfachen Nachtheile des unlängst erst eingebürgerten Tabakskrautes, namentlich aber des Schnupftabaks mit gebührender Salbung und unendlicher Langweile im gezierteren Latein auseinanderzusetzen. Für uns hat sie nur als culturgeschichtliches Curiosum einigen Werth, da sie einen Einblick in die Sitten und Gebräuche jener Tage gestattet; und was wir da finden, ist wahrhaftig nicht geeignet, uns die „gute alte Zeit“ zurückzuwünschen. Der Verfasser schildert uns nämlich, wie nicht blos das Mannsvolk damals sich mit wahrer Wuth dem Tabakgenusse hingab, sondern auch das

Frauenzimmer einer Leidenschaft fröhnte, welche ihm allerdings besser fremd geliebt wäre. „Nachdem es,“ schildert er, „heutzutage so weit gekommen ist, daß das sonst auf Keuschheit bis zum Exceß haltende schöne Geschlecht einen Schmuck des Lebens darin sucht, in Gesellschaft der Männer die Pfeife zu handhaben und am Dualm des Tabaks sich zu ergötzen, so wird es noch weniger Wunder nehmen, wenn man Frauen und Jungfrauen sieht, wie sie eine kostbare Tabaksdose führen und den Inhalt derselben mitunter der Nase zuführen, wodurch sie ihrem schönen Antlitze, mit welchem sie sich und Andern zu gefallen pflegen oder wünschen, ein häßliches Ansehen geben und, indem sie sich dasselbe verunreinigen, sich den Mannesbart, den ihnen die Natur versagt hat, künstlich nachbilden. Seitdem diese Unsitte eingerissen ist, gehört es zur Mode Tabaksbüschchen als Schmucksachen zu behandeln, welche den Zimmern Glanz verleihen sollen, und sie auf den Tresores (französisch Toilettes genannt) prangen zu lassen. Wie aber so leichtfertiges Thun überhaupt deutschem Ernste gänzlich fremd ist, so ist dasselbe auch nicht bei uns zuerst angekommen, sondern erst aus Frankreich und England zu uns verschleppt und hier mit solcher Zuverlässigkeit aufgenommen worden, daß man jetzt junge Frauen selbst beim Spiel Tabak schnupfen sieht, an den sie so gewöhnt sind, daß sie ohne Unterlassung ihre Fingerchen in der Dose haben. Und da die Töchter sich nach der Mutter Beispiel bilden, so kann es nicht auffallen, daß schon zarte Kindlein, kaum zwei Jahre alt, so früh gegen ihre Gesundheit handeln, ihr Gehirn schwächen und selbst wider ihren Willen sich ein Laster angewöhnen, welches später nur schwer wieder ausgerottet werden kann. Mögen die Aerzte noch so ernsthaft dagegen auftreten und davon abmahnen, sie predigen tauben Ohren und müssen oft auch noch die Antwort hinnehmen: man habe dasselbe Recht zum Tabakschnupfen wie die Herren Doctoren selbst, welche nämlich zum großen Theile demselben Laster ergeben sind.“ Die Damen unserer Tage lassen sich dergleichen Vorwürfe glücklicher Weise nicht mehr machen.

(Rubini mit einem gebrochenen Kehlknoten.) Als Rubini in den vierziger Jahren zu Mailand gastirte, hatte er in Padua „Talismano“ ein Recitativ zu singen, welchem das Publikum immer enthusiastisch applaudirte. Besonders galt dieser Applaus einer Stelle, welche der Sänger mit dem hohen Fis begann und dadurch, daß er diesen Ton eine beträchtliche Zeit anhält, die höchste Bewunderung erregte. Rubinis erstaunliches Fis bildete das Tagesgespräch; man wallfahrte in Scharen zu seinem Fis und nie zog es vorüber ohne das unvermeidliche *ou alra volta*. Der große Sänger hatte sein Fis schon vierzehn Mal unter seine Zuhörerschaften vertheilt und die Mailänder drängten sich noch immer zur achten Aufführung, um das Fis auch zum 15. und 16. Male zu hören. Das Orchester spielte das kurze Präludium, das das Erscheinen des Sängers ankündigt. Rubini tritt auf, erhebt seine Augen zu den Soffiten, streckt die Arme aus, pflanzt sich fest auf seine Beine, öffnet den Mund, um das ersehnte

hohe Fis mit den gewöhnlichen Mitteln zu intoniren. Es läßt sich kein Fis hören. Das Publikum thut sein Bestes, um den trostlosen Sänger zu ermutigen, das zauberische Fis noch einmal zu attackiren. Es geschieht und Rubini singt. Entschlossen, die flüchtige Note wieder einzufangen, strengt er die ganze Muskelkraft seiner Brust an, setzt mit dem Fis ein und wirft es mit einer Gewalt ins Publikum, daß dasselbe vor Entzücken außer sich geräth.

Der Tenorist fühlte sich aber weit weniger befriedigt, denn er bemerkte, daß er sich durch die übermäßige Anstrengung verletzt hatte. Es hatte etwas in seinem Organismus nachgegeben, er fühlte eine Art Bruch, als er das widerspenstige Fis besetzte. Demungeachtet hielt Rubini aus; er war verwundet, aber er triumphirte, und als er die Bühne verließ, schickte er nach einem Arzte, welcher fand, daß ein Knorpel des Kehlkopfes gebrochen sei. „Es kommt mir vor,“ sagte der verwundete Tenor, „als ob man mit einem gebrochenen Knorpel singen könne.“ — „Gewiß, Sie haben es so eben bewiesen.“ — „Und wie lange würde die Heilung dauern?“ — „Zwei Monat, wenn Sie sich ruhig verhalten.“ — „Zwei Monat! Und ich habe erst sieben Mal gesungen! Da müßte ich ja mein Engagement aufgeben?“ — „Kann ein Mensch comfortabel mit einem gebrochenen Knorpel leben?“ — „O gewiß. Wenn Sie sich hüten, schweres Gewicht zu heben, werden Sie keinen unangenehmen Effect empfinden.“ — „Nun, da ist mein Stichwort; ich werde weiter singen!“ Rubini sang weiter, und Niemand konnte ahnen, daß er mit einem verstimmlen Organe sang; in Paris jedoch besuchten den Sänger Hunderte von Aerzten, um sich von diesem Vorkommniß zu überzeugen. — r.

(Die Pariserin.) Der viel erwähnte Lothar Bucher, durch seine in mehr als einer Hinsicht interessanten Londoner Correspondenzen für die Berliner Nationalzeitung in weitem Kreise bekannt, hat zum Theil durch Zusammenstellung dieser Correspondenzen, zum Theil durch ihre Ergänzung ein sehr interessantes Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Bilder aus der Fremde.“ Der Verfasser hat einen scharfen Blick für fremde Eigenthümlichkeiten und versteht es wie selten Einer, seine Beobachtungen treu und ungetrübt darzustellen. Da er nur während seines langen Aufenthalts im Auslande vielfache Gelegenheit hatte, die Sitten und Gewohnheiten dieses Auslandes kennen zu lernen, so darf man auch von seinen „Bildern“ eine mehr als gewöhnliche Fülle des Interessantesten erwarten, ja man wird sogar finden, daß der Correspondent der Nationalzeitung selbst dem Bekannteren ein neues Interesse abzugewinnen weiß. Zur Begründung unseres Urtheils theilen wir einige Darstellungen mit. Es ist zunächst eine vergleichende Charakterisirung der Pariser und orientalischen Frauen, natürlich im unmittelbaren Bezug auf die Londoner Frauenwelt, da ja der Verfasser in London sich aufhielt. Wer die Londoner Briefe der „Nationalzeitung“ häufiger gelesen hat, der wird sich erinnern, daß der Verfasser derselben mit den englischen Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen keineswegs sehr harmonirt, im Gegentheil es zu seiner Aufgabe gemacht

zu haben scheint, die Ansichten der Deutschen über Engländer und englisches Wesen gründlich zu reformiren.

Es giebt nun aber, nach der Ansicht des Verfassers, in London namentlich eine Classe von Frauen, welche unter dem allgemeinen Namen der „Pariserinnen“ begriffen werden und nicht eben im besten Rufe stehen. „Die Pariserinnen,“ heißt es nun in dem angeführten Buche, „die sich mit Strickzeug und Häfelwerk oder mit einem Buche entweder als einzelne Eremiten oder in plaudernden Gruppen unter den Bäumen ansiedeln, sind weder Salondamen, denn die haben ihre eigenen Parks, — noch Grisetten, denn die sitzen in ihren Ateliers, noch Loretten, denn die schlafen noch; es sind Frauen der Mittelstände, von denen man wenig liest und hört. Ich will es nicht geltend machen, daß das ein gutes Zeichen ist. Ich dürfte das bekannte deutsche Sprichwort nur dann für sie anwenden, wenn der Fremde gute Gelegenheit hätte sie zu beobachten; die hat er aber eben nicht. Der Ball Mobile, der Weingarten des Chateau des Fleurs, die Grande Chaumière, die Closerie des Lilas, die Jolie Asnières, das seltener beschriebene Chateau Rouge, wo man Damen mit eigener Equipage und einem geliebten Kinde zum Diner vorfahren sieht, stehen den Fremden offen und sind mehr für ihn als für den Einheimischen. Wer sich zu literarischen Zwecken in Paris aufhält, findet mit Leichtigkeit Zugang zu derartigen Circeln. Etwas schwieriger, aber nicht viel ist es, den Salon einer modernen Aspasia zu sehen, die hunderttausend Francs jährlich ausgiebt, also doch wahrscheinlich auch einnimmt. Das Familienleben der Mittelstände ist viel weniger zugänglich, auch wenn ein vorübergehender Aufenthalt und Vergnügen, Studien oder Geschichte die Zeit dazu liehen.

Welches Recht hat man nun gerade in Paris, nach zwei Classen Alle zu beurtheilen? In der Weise wie man die Pariserin, mehr noch in der so ganz verschiedenen Weise, wie man die Londonerin ansieht oder sich vorstellt, steckt viel alte Tradition, die früher einmal wahr gewesen sein mag, aber heute, wenn nicht falsch, doch gedankenlos ist, steckt, unbewußt allerdings, die englische Respectabilität, deren Grenze gegen die Heuchelei schwer zu bestimmen ist. Jeder Mensch in Europa, der einmal in einer Leihbibliothek abonniert gewesen ist, kennt die Pariser Tanzlocale in- und auswendig. Weshalb hört man nichts von den Londonern? Etwas weil es keine giebt? Allerdings kann Jemand dreißig Jahre lang „Times,“ „Chronicle,“ „Daily News,“ „Pest,“ „Gerald“ mit „Prest“ und „Athenäum“ dazu eifrig studiren und alle Romane, die ins Ausland kommen, obenein, ohne jemals etwas von solchen zu hören, ausgenommen vielleicht eine Anzeige, die er nicht versteht. Aber wodurch unterscheiden sich Cremorne Gardens, Piccadilly Salons, Regent Rooms, Casino de Venise und Eagle von den Pariser Localen? Ich habe nur zwei Unterschiede gefunden: die Herren tanzen steifer und die Damen sind hübscher und brutaler. Die demi monde ist aufs Gründlichste beschrieben; aber wer weiß von gewissen niedlichen Straßen in der Nähe von Westminster,

wo die Gesetzgeber ihre verschiedenen Damen under protection untergebracht haben — ein sehr ehrenwerther Baronet, der in den Ferien den Arbeitern Vorlesungen „über Moral“ hält, deren gerade sieben, wie man sagt? Wer wird je die Geschichte von Curzenstreet, Mayfair schreiben oder das gemüthliche Rendez-vous von Diplomaten schildern, etwas verwaist seit 18 Monaten, aber unweil Belvedere? Ein Engländer gewiß nicht, denn es besteht in England das stillschweigende Uebereinkommen, von alle diesen Dingen nicht zu sprechen, ein Fremder aber, der unvorsichtig genug wäre, der fruit sisterhood, deren unterste Classen die Straßen bedecken und deren Gesamtzahl auf 80,000 angeschlagen wird, zu erwähnen, dürfte erleben, daß man ihn mit dem ernstesten Gesichte von der Welt sagt, diese Damen seien Französinen, Deutsche und Irländerinnen. Die Engländerin „umgürtet sich mit dem ganzen Stolz ihres Albion“ und thue so etwas nicht. Die „Times“ schlägt alle Vierteljahre einmal mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Wir sind das moralische Volk der Erde“ und entzündet übersetzen es Anglomanen in alle Sprachen Europas. „Nirgends ist das eheliche Verhältniß so rein!“ ruft die „Times“. — „Nirgends, nirgends!“ antwortet mit Hochgefühl das liberale Echo. Dabei enthalten aber die kleingedruckten und darum im Auslande nur wenig gelesenen Gerichtsverhandlungen ein über das andere Mal die schönsten Romane à la Crébillon. Der Fremde wird schnell von diesem Wesen so weit angesteckt, daß er nicht über Cremorne Gardens schreibt.

Man braucht nur einen Tag mit offenen Augen durch die Straßen zu gehen, um zu sehen, daß denn doch nicht jede Pariserin ihre Zeit damit hindringt, vor dem Spiegel zu stehen oder Liebesbriefe zu schreiben. Um 9 Uhr des Morgens sitzt Madame, sauber angezogen, im Comptoir, und um 8 Uhr Abends macht sie Cassé. Daß sie zum Essen zum Restaurant geht, ist Oekonomie; und daß sie nach dem Schlusse des Geschäfts gern ins Theater geht und falls ihr Gemahl eine Partie Domino vorzieht oder gar zu langweilig ist, mit einem Andern, kann man ihr nicht verdenken. Wenn man den Tag über abwechselnd in die Läden und in die Kaffeehäuser sieht, so möchte man einen großen Theil der Männer für Drohnen halten. Die Pariserin der Mittelclassen ist sehr thätig, unendlich thätiger als die entsprechende Engländerin, die den Ehestand als den Zustand des Nichtsthuns betrachtet und zwischen Frühstück und Mittag mit Handschuhen und einem Romane vor dem Kamine sitzt. Die Pariserin macht weniger Ansprüche als die Kleinstädterin in manchem Lande, namentlich, wie man mich versichert, in Frankreich. Sie spielt nicht Karten und trinkt nicht brandy and water. Einige Stunden Plauderns am Abend, das sie vortrefflich zu treiben versteht und am liebsten mit Männern treibt, ist ihr eine genügende Zerstreuung. Oder sie geht Morgens mit ihrem Strickzeug in den Luxemburg. — Ich habe in fünf Jahren nie eine Engländerin stricken sehen und vollends in einem Square oder Park stricken — shocking!

— r.

Allgemeine I den-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfische 6 Thlr.,
mit Stabfischen 8 Thlr.

D o r l y.

Novelle

von

Ernst Friese.

(Fortsetzung.)

Dorly fragte schnell:

„Und an wen ist diese Frida von Birchotsch verheirathet? Vielleicht an einen alten Mann, der so thöricht ist zu glauben, daß dies schöne Fräulein ihn um etwas Anderes, wie seines Ranges wegen geheirathet hat?“

Madame Hallström blickte strafend auf. „Wie kommst Du mir denn vor, Dorly? Die Eifersucht verleitet Dich zu sonderbaren Ausfällen!“

„Die Eifersucht?“ wiederholte Dorly fest aufschauend, während zwei große Thränen über die bleich gewordenen Wangen liefen. „Ich scheine von Dir mißverstanden worden zu sein, Tantchen,“ fügte sie mit stolz zurückgeworfenem Kopfe hinzu. „Günther ist mein Vetter, wenn auch nur vom Großvater her und als solchen habe ich ihn betrachtet, so lange ich denken kann. Aber Du bist mir noch die Antwort schuldig geblieben, Tantchen. Findest Du meine Frage wirklich so befremdend? Gut, so beantworte mir eine andere Frage. Wie kommt es, daß Frida, das hochgeborene Fräulein von Birchotsch so lange nicht hier

gewesen ist? Hat sie es angenehm gefunden Günther anderwärts zu sprechen?“

„Dorly, Dorly, Du bist ein heftiges leidenschaftliches Mädchen!“ rief die alte Dame bekümmert. „Hüte Dich, daß Du nicht ein engelreines Wesen und einen ehrenwerthen Mann verdächtigst!“

„Beunruhige Dich nicht, Tantchen! Diese Dame habe ich unter Umständen kennen gelernt, die mehr als zweideutig sind. Wo lebt sie?“

„In Berlin!“ meinte Madame etwas kleinlaut.

„Hat sie ihre Kinder bei sich?“ fragte Dorly mit ironischem Tone, wurde aber plötzlich von einer tiefen Trauer vermaßen übermannt, daß sie in Thränen ausbrach.

Madame Hallström schüttelte bedenklich ihr ehrwürdiges Haupt, antwortete jedoch sogleich:

„Das weiß ich wirklich nicht, lieb' Kind. Was ist denn aber darüber zu weinen?“

Dorly hatte nicht länger die Kraft ihre tobenden Gefühle zu verbergen. Ihr heftiges Temperament warf die Fesseln der Verstellung ab und sie rief:

„Warum habe ich meine stille Heimath verlassen! O laß mich fort, liebes Tantchen, laß mich fort, sonst muß ich ersticken! — Wer hätte gedacht, daß sich dies Geheimniß so unselig in mein eigenes Geschick verflechten könnte.“

„Welch Geheimniß, Dorly?“ fragte die alte Dame sehr neugierig ihr näher tretend.

„Frage Deinen Sohn danach,“ antwortete diese

sich mit Gewalt ermannend. „Ich bin zwar nicht verantwortlich für die Geheimhaltung gemacht, allein es widersteht mir hinter seinem Rücken das zu offenbaren, was er Dir verheimlicht hat. Uns in Birkwald ist er sogar mit seiner Verstellung entgegengetreten, indem er seine Besuche bei uns dem verwandtschaftlichen Interesse untergeschob, während sie genau mit dem Zeitpunkte zusammentrafen, wo jene Dame im Tempel am Teiche verborgen lebte.“

„Dorly — Du träumst wohl?“ fiel Madame Hallström mitleidig lächelnd ein. „Sei vernünftig und erzähle mir zusammenhängend was Du meinst.“

Das junge Mädchen schüttelte energisch ihr schönes Haupt. „Frage Deinen Sohn, liebe Tante,“ sprach sie bei weiten ceremoniöser als vorhin. „Es geziemt mir nicht die Geheimnisse zweier Menschen ans Tageslicht zu bringen, wenn sie es für nöthig gefunden haben den Schleier der Dunkelheit darüber zu ziehen. Ich werde sehr bald ruhiger über diese Erfahrung denken, die mich allerdings aus einem Zustande kindischer Arglosigkeit aufgeschreckt hat, aber, liebe Tante, ich muß fort von hier — schon morgen früh muß ich fort — am liebsten sogleich, wenn es ginge. Der Gedanke mit Günther nach dieser Aufklärung zusammen kommen zu sollen, ist fürchterlich —“ Sie schauderte wirklich krampfhaft wie vor einem unsichtbaren Gespenste zurück und wurde todtensbleich. Madame Hallström stand rathlos vor ihr.

„Das ist ein trauriges Ende meiner Träume,“ murmelte sie wehmüthig. „Und wir wissen noch nicht einmal, ob es die Gräfin Rhodau gewesen ist, die zum Schlosse —“ Dorly unterbrach sie hastig.

„Das bleibt sich gleich, Tanten. Ich danke Gott, daß ich durch diesen Zufall hinter Günthers Eigenthümlichkeit gekommen bin. Ich habe niemals sein Wesen begreifen können und es dem edelsten Streben, dem idealen Geistesfluge zugeschrieben, wenn ich bemerkte, wie abhold er, der Bürgersohn, dem gewöhnlichen Leben war, wie er sich nicht wohl zu fühlen schien in der Sphäre, der er doch eigentlich angehört. Ich war thöricht genug etwas Geistesverwandtes zwischen ihm und mir zu finden. Meine Jugendjahre inmitten eines glänzenden geistreichen Kreises, hatten mich über meine Verhältnisse hinausgehoben. Wir waren arm und bürgerlich, aber meines Vaters Geist schwebte über uns, obwohl er längst von Gott abgerufen war und seine Genialität, die ihn heimisch in allen Kreisen gemacht hatte, blieb wie ein Geisteswesen um uns selbst in der niedrigen Stellung, die

meine arme Mutter nothgedrungen annehmen mußte, um nicht in Breslau mit uns zu verhungern. O, wie glücklich lebten wir in dieser Einsamkeit! Wir dünkten uns Königinnen in dem alten unbewohnten Schlosse von Birkwald, worin nur die Ueberbleibsel von Pracht an frühere Zeiten erinnerten.“

„Die Franzosen sollen arg darin gewirthschaftet haben,“ schaltete Madame Hallström freundlich ein. Sie hatte über die lebendige Darstellung Dorlys die kurze leidenschaftliche Unterbrechung ihrer früheren Unterhaltung schon wieder vergessen. Nicht so Dorly. Sie hatte geistlich diesen Gang des Gespräches geleitet, um nach und nach das von ihrer Verwandten zu erlauschen, was jetzt für sie von schmerzlichem Interesse war.

„Das Gut gehört ebenfalls dem Comthur,“ fuhr Madame Hallström fort.

„Dadurch wurde es also dem Vetter Günther natürlich sehr leicht, uns dort ein Unterkommen zu verschaffen, als meine Mutter in ihrer höchsten Noth sich an Dich wendete,“ sprach Dorly gleichgiltig.

„Günther galt viel beim alten Herrn seit seiner Aufopferung in Fridas Pockenkrankheit und es mußte dem Comthur ja angenehm sein, das Schloß unter so guter Aufsicht zu wissen, lieb' Kind.“

„Günther selbst kam aber die Bekanntschaft mit der Schloßkastellanin auch zu Statten,“ meinte das junge Mädchen gewaltsam ruhig. „Der Besuch bei uns war ein hinreichender Grund, wenn Vorwände gebraucht werden mußten.“

„Er reiste wirklich gern zu Euch,“ betheuerte Madame Hallström treuherzig. „Ich erinnere mich noch lebhaft seiner Unruhe, ehe er weg konnte.“

„Daran zweifle ich nicht!“ sprach Dorly mit stoßendem Athem.

„Würde er sonst wohl vierzehn Tage von seinen Patienten weggeblieben sein? Selbst im Winter vor drei Jahren hatte er nicht eher Ruhe, bis er reisen konnte. Siehst Du, Dorly, darin lag ja eben die Idee, welche mich plötzlich ergriff, Dich hierher kommen zu lassen, da er wegen der Krankheit des Comthurs durchaus nicht zu Euch konnte.“

„Nun ja,“ flüsterte das junge Mädchen mit ihrer Bewegung kämpfend, „ich bin eiligst gekommen und sie auch.“

Madame Hallström zuckte, unangenehm von der Erinnerung an die eben erlebte Scene berührt, zusammen und sagte schnell:

„Je mehr ich darüber nachdenke, desto unwahr-

scheinlicher ist mirs, daß Gräfin Frida hierher eilen sollte, wo sie weder vom Comthur, noch vom Oberst Wettstein mit Freuden erwartet wird. Es war ein thörichter Einfall von mir.“

„Bemühe Dich nicht, liebes Tautchen, nachdem ich sehend geworden bin, gelingt es Dir nicht mich wieder blind zu machen. Es ist die Gräfin Frida gewesen, weiter Niemand. Der Zusammenhang zeigt und beweist es mir. Von unserm Unterkommen in Birkwald an bis zu Better Günthers letztem Besuche fügt sich Ring an Ring und das Erschrecken der Dame, ihr plötzliches Zurückziehen läßt mich glauben, daß sie auch mich erkannt hat, obgleich wir uns nur wenig und dann höchst flüchtig erblickt haben.“

„Aber, Dorly —“ wendete Madame beschwichtigend ein. „Es kann wirklich die Gräfin kaum gewesen sein — sie ist ja mit ihrer Familie zerfallen — sie darf dem alten Herrn nicht unter die Augen kommen.“

Dorly sah betroffen, aber mit einiger Schadenfreude auf. „Weshalb?“ fragte sie.

„Weil sie nicht nach dem Sinne des Comthur geheirathet hat. Sieh, lieb' Kind, das ist eine alte Geschichte, die darin spukt, aber vielleicht interessirt sie Dich. Der Comthur ist ein alter echter Oesterreicher, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der für sein Kaiserhaus gestorben wäre und die Wasser- und Feuerprobe für sein Vaterland durchgemacht hatte. Wir haben es aber erleben müssen, daß der Preußenkönig, der alte Fritz, unser schönes Schlesien ohne Weiteres sich zueignete und, so zu sagen, mitten in österreichisches Gebiet hineinkroch. Seitdem haßte der Comthur Alles, was Preuße hieß und vor allen Dingen haßte er die Edelleute, seine frühern Cumpare, gründlich und leidenschaftlich, die sich dem neuen Herrscher freundlich zeigten und sich ihm zur Disposition stellten. Da war ein Herr von Rhodau, ein kluger, aber nicht gerade reicher Edelmann, der folgte dem Rufe des alten Fritz und nahm eine bedeutende Anstellung in Preußen an. Unser Comthur, sein intimster Freund, schäumte vor Wuth und schwor ihm ewige Feindschaft, wenn er dem „Räuber“, wie er den König von Preußen zu nennen liebte, diene. Herr Adrian von Rhodau ließ ihn aber wüthet und blieb in Berlin. Späterhin mag die alte Jugendsfreundschaft wohl wieder in ihm erwacht sein. Genug, er schickte im Jahre 1810 seinen Enkel, den Grafen Adrian von Rhodau, um einen Versuch zur Versöhnung zu machen, hierher aufs Schloß. Na, der kam schön an. Aber Fräulein Frida blieb

nicht gleichgiltig gegen den jungen Boten. Wie sie sich gefunden haben weiß ich nicht. Eines Tages kam mein Günther nach Hause, zitternd, todtenblaß und schrecklich aufgeregt. Er erzählte mir, daß Frida mit Wettsteins Hilfe die Frau des Grafen Adrian von Rhodau geworden und vom Schlosse entflohen wäre.“

„Das sieht ihr ähnlich —“ murmelte Dorly tief seufzend vor sich hin.

„Günther war ganz außer sich, bis endlich ein Brief von Frida an ihn kam. Ich weiß es noch wie heute, lieb' Kind, was er damals gesagt hat.“

„Bitte — wiederhole es mir!“ flehte Dorly.

„Günther fühlte nämlich Mißtrauen, weil der Oberst von Wettstein eine Rolle als Vertrauter übernommen und auch den Kaplan überredet hatte, die Trauung zu vollziehen. Er sagte deshalb: „Wenn der Graf Fridas werth ist, so will ich ja gern Alles verzeihen was geschehen ist, aber daß sie mir so gestifftlich ihre Liebe verborgen hat, daß sie den verhaßten Wettstein zum Vertrauten wählen konnte, das ist mir ein Beweis seiner Unwürdigkeit!“

„Gräfin Frida hat ihr Vergehen gegen Günther später wieder gut gemacht,“ unterbrach Dorly sie mit schmerzlich ironischem Tone.

„Ja, ja!“ bekräftigte die alte Dame arglos. „Gleich nach dem ersten Briefe war er wieder wie umgewandelt. Danach schrieben sie sich fleißig, aber der Comthur, dem sie auch versöhnliche Briefe schrieb, blieb unerbittlich. Man sagt, er habe sie gänzlich verstoßen!“

„Vielleicht hofft die Gräfin ihn jetzt, Angesichts des Todes, milder zu finden,“ schloß Dorly das Gespräch, denn sie wußte nun genug, um eine Lebenstragödie der verwerflichsten Art in ihrer ganzen abschreckenden Gestalt zu erkennen. „Betrug von allen Seiten!“ dachte sie schwermüthig, indem sie sich erhob, um das Zimmer zu verlassen. An der Schwelle kehrte sie wieder um, flog leidenschaftlich aufgeregt ihrer alten Verwandten — nach ihrer Ansicht, die einzige treuherzige Seele — an die Brust, küßte sie und sagte:

„Nicht wahr, Du zürnst mir nicht, wenn ich Dich jetzt verlasse, um meine Sachen zu packen? Hier bleiben kann ich nicht. Ich muß heim zu meiner Mama — wirf mir nicht ein, daß ich mich Irthümern hingäbe — ich weiß leider, leider — leider mehr als Du und ich kann nicht hier bleiben ohne unterzugehen,“ schloß sie klanglos. „Morgen früh mit der Post verlasse ich Dich. Günther darf mich nicht wiedersehen —

ich will ihn nicht wieder sehen, hörst Du, Tanten! Ich will nicht dem Blicke eines Mannes preisgegeben sein, der durch Heuchelei von Gefühlen ein strafbares Verhältniß zu verbergen trachtete. Mein Tanten — ich bin recht glücklich gewesen — vielleicht werde ich bald wieder ruhig —!“ Sie faltete krampfhaft ihre Hände und wankte aus dem Zimmer hinaus.

Die alte Dame blickte ihr tief bekümmert nach. „Wenn doch mein Sohn käme!“ seufzte sie. „Was ihr nur in den Kopf gefahren ist! Ach, mein schöner Traum — sie paßte so gut für ihn — freilich nun die Gräfin da ist, wird er schwerlich noch Augen für das hübsche Mähmchen haben! Die Gräfin hat es ihm angethan —. Ich begreife nur nicht, wie es Männer geben kann, die solche blasse feine Mondscheinschönheiten, wie diese Frida, einem lebhaften und blühenden Mädchen wie Dorly vorziehen können. Ganz ohne Gefühl ist Günther jedoch nicht geblieben, ich habe es wohl bemerkt, wie seine Augen bisweilen glühten und glänzten, gestern Abend noch, da war's nicht richtig zwischen beiden. Gott, wie schön war das Kind, als es so stolz und doch so demüthig, so ruhig und doch innerlich so tief glühend vor ihm stand, als er sie nur ansah und nur ihre beiden Hände hielt! Jesus, Maria und Joseph, wäre ich doch meiner Eingebung gefolgt und hätte sie mit meinem Segen in diesem schönen Momente verlobt! Der Mensch ist seines Glückes aber immer zu sicher und verliert es dann am ersten!“

Nach und nach beruhigte sich Madame Hallström an dem Gedanken, daß ihr Sohn vielleicht jetzt einsehe, wie thöricht seine ideale Liebe zu der schönen Frida sei und daß gerade der Vergleich der alternden Gräfin mit der jugendlich reizenden Cousine sein Herz gänzlich zu heilen fähig sein könnte. In ihren Augen war ihr Sohn ein Gott, dem die Menschen seiner Wirksamkeit wegen Anbetung zu zollen verpflichtet waren. Man schien auch geneigt dazu. Schon sein erstes Auftreten als Arzt hatte den Leuten imponirt und sie hatten sehr bald entdeckt, daß unter dem befehlshaberischen Wesen ein vortreffliches Herz und hinter den finstern Augenbrauen nicht allein die Weisheit, sondern auch eine milde Gerechtigkeit verborgen lag. Seine Ausfälle und Seitenhiebe, womit er sehr splendid war und die er mit trockenem Humor austheilte, machten ihn eher beliebt als verhaßt. Es verging kein Jahrzehend, so war er der angesehenste Arzt in der ganzen Umgegend, wurde von seinen Collegen beneidet und bespöttelt, ging aber dessen ungeachtet ruhig seine ein-

geschlagene Bahn, kümmerte sich wenig um die Praxis Anderer, impfte Groß und Klein, Arm und Reich, Vornehm und Gering und nahm, beiläufig gesagt, außer den Zoll der Verehrung, auch Geld genug ein, um seiner Neigung gemäß nobel leben zu können.

War es ein Wunder, daß Madame Hallström diesem Sohne Altäre baute und ihn abgöttisch liebte?

2.

Unterdessen war der gräßliche Wagen mit seinem Biergespann unverweilt fortgerollt und die Dame, die mit einem einzigen Blicke eine so gewaltige Aufregung in Dorlys Busen hervorgezaubert hatte, lehnte ruhig im Fond, als sei nichts geschehen was ihre Laune hätte trüben können.

Nur ein Blick des Einverständnisses glitt bisweilen zu einer ältlichen Frau hinüber, die ihr gegenüber saß und einen Knaben von drei Jahren auf dem Schoße hielt, während vier andere Kindergestalten theils neben ihr, theils neben der Dame im Fond placirt waren.

So lange der Wagen auf dem Steinpflaster der Stadt dahin donnerte, schwieg die Dame, als aber der Kutscher plötzlich in eine Allee einbog, die sanft aufwärts bis zum alterthümlichen Schlosse hinanlief, da sagte sie mit einem ruhigen Lächeln:

„Wie vorsichtig und umsichtig der Doctor ist, liebe Horning! Denken Sie nur, Dorly ist hier!“

„Wie? Das schöne Töchterchen der Professorin vom Schlosse? Wo sahen Frau Gräfin sie?“ fragte die Bonne hastig, aber sehr leise, da sie bemerkte, daß der älteste Junker, ein Knabe von neun Jahren scharf aufhorchte. „Haben sich Gnaden nicht geirrt?“

Die Dame schüttelte sanft das Haupt. „Es leuchtet mir ein, weshalb das geschehen ist. Der Doctor braucht Reserve — der Kampf wird heiß werden — ich bin sehr gefaßt auf abscheuliche Scenen; wenn ich nur meinen Onkel noch am Leben treffe!“

„Sicher, Mama,“ erlaubte sich der älteste Junker zu sagen, „sonst hätte uns der Doctor eine Stafette entgegen gesendet!“

Madame Horning warf der Gräfin einen verstohlenen Blick zu, den diese mit der Frage erwiderte:

„Was weißt Du denn davon, Adrian? Du scheinst sehr aufmerksam zugehört zu haben, wenn ich mit der Horning sprach.“

„Allerdings, Mama!“ erklärte der junge Graf Adrian. „Prinz Karl, der immer in unsere Reitsstunde

kommt, sagte neulich, ein Mann müsse mehr hören als sehen und sprechen und eine Frau mehr sehen und sprechen als hören, dann würde das Regiment richtig vertheilt. Das habe ich mir gemerkt, Mama.“

Die Gräfin lachte und schlug ihren Sohn tätschelnd auf den blonden Lockenkopf.

„Altverstand!“ sprach sie. „Merke Dir nur des Prinzen Wort ordentlich und sprich nicht zur Unzeit von dem, was Du während der Reise gehört hast,“ fügte sie ermahmend hinzu. „Es paßt nicht für alle Ohren, Adrian, und Du bist noch zu jung, um die richtigen herauszufinden, also schweige lieber, bis Du gefragt wirst.“

Der Knabe nickte sehr weise mit dem Kopfe. Daß er in kurzer Zeit Veranlassung finden würde, dieser Anweisung buchstäblich Folge zu leisten, ließ sich Gräfin Frida nicht träumen.

Schweigend legte sie den Weg zurück, der ihnen noch übrig blieb und bald hielt der Wagen im Schloßhofe an der ersten Treppe einer mit Fliesen belegten Terrasse, wo man aussteigen mußte, um zum Portale hinaufzusteigen. Doctor Hallström, ein nicht sehr großer, nicht sehr schöner, aber dennoch imponirender Herr stand schon am Wagenschlag, ehe nur irgend einer der dienstbaren Geister des Schlosses die Beine in Bewegung setzen konnte, um seine Schuldigkeit zu thun. Jedes Kind betrachtete dieser Herr beim Heraussteigen mit einem wunderbaren Freudeglänzen im Auge und küßte es auf Mund und Stirn.

Dann bot er der Madame Horning mit herzlichem Willkommen die Hand zur Hilfe und hob mit Leichtigkeit die feine schlanke Gestalt der Gräfin aus dem Wagen. Er küßte ihr mehrmals die Hand bevor er ein Wort zu ihr sprach und sie lehnte flüchtig, wie im Schwindel, die Stirn an seine breite starke Brust. Das Alles ging aber so schnell vorüber, daß wahrlich sehr scharfe Blicke dazu gehörten, um es in seiner Bedeutung aufzufassen.

Im nächsten Momente lag die Hand der Gräfin in seinem Arme, den er ihr ceremoniös bot und sie stiegen, gefolgt von der Horning und den fünf gräflichen Sprößlingen, langsam die Terrasse hinauf.

„Wie steht es mit dem Onkel?“ fragte die Gräfin kaum hörbar.

„Er lebt und ist bei Besinnung,“ antwortete der Doctor eben so leise.

„Weiß er, daß ich heute komme?“

„Er erwartet Sie mit heißer Sehnsucht und meint nicht eher sterben zu können.“

„Und Wettsteins?“ Der Doctor zuckte verächtlich die Achseln.

„Man benimmt sich unverzeihlich. Der Secretair des Comthur steckt mit ihnen unter einer Decke. Ich habe mich veranlaßt gesehen, einen treuen handfesten Krankenwärter und einen ehrlichen Bedienten heraufzuschaffen, um Räubereien zu verhindern. Der Comthur klagte mir eines Tages, daß man ihm die Archivschlüssel mit Gewalt habe abnehmen wollen. Man kann die Zeit gar nicht erwarten, bis diese alten armen Augen geschlossen sind. Der Comthur hat sich jeden Besuch von der Familie verboten.“

„Wo logiren sie? Ich möchte keinem von ihnen begegnen, ehe ich meinen Onkel gesprochen habe.“

„Wird nichts zu fürchten sein. Die ganze Familie nistet im Anbau. Viel Zeit wird man uns nicht gönnen. Wer weiß, ob wir nicht alle Minen springen lassen müssen, um Sieger zu bleiben.“

„Ich habe Dorly gesehen —“ fiel die Gräfin lebhaft ein.

Doctor Hallström beantwortete diesen Ausruf nicht. Sein Auge richtete sich nach dem Ausgange des Schlosses, wo die stämmige, gedrungene Gestalt eines Lakaien erschien, der dem Doctor bedeutsam winkte.

„Kommen Sie, Gräfin,“ rief Hallström darauf etwas lauter und hastiger, „der Comthur hat wahrscheinlich den Wagen über die Fallbrücke donnern hören, er ist auf Ihre Ankunft vorbereitet und wir müssen jeden freien Moment benutzen. Wettstein wird sehr bald seine Pflicht als Schloßherr zum Vorwand gebrauchen und uns stören.“

Er winkte der Horning und flüsterte ihr beim Näherkommen zu, daß sie dem Bedienten folgen und sich mit den Kindern in die Zimmer zurückziehen solle, die dieser ihr anweisen werde. Daß es dem ältesten Junker Adrian beliebt hatte schon unsichtbar zu werden, bemerkten sie beide leider nicht.

Doctor Hallström beeilte sich mit seiner Begleiterin ein Gemach zu erreichen, wo der Comthur in einem großen englischen Rollstuhl verpackt ihrer Ankunft entgegenharrte. Ein Schlaganfall hatte endlich die eiserne Natur des steinalten Mannes erschüttert ohne sie jedoch gänzlich überwältigen zu können. Drei Tage war er bewusstlos gewesen. Dann war er nach und nach zum träumerischen Leben erwacht und jetzt wieder im Besitz seiner vollen Geisteskraft. Nur der Arm und der Fuß der rechten Seite versagte jeden Dienst und deshalb ließ er sich den Rollstuhl, den

Doctor Hallström einst aus London mitgebracht hatte, gefallen.

Als sich die Gräfin der Thür seines Zimmers näherte und somit dem verhängnißvollen Wiedersehen unaufhaltsam entgegenging, da brach ihre feste Haltung zusammen. Es dunkelte vor ihren Augen, zitternd streckte sie die Hand abwehrend aus und stützte sich, tiefathmend, an die Thür, welche einzig und allein sie nur noch von dem trennte, den sie vor elf Jahren so tief und schmerzlich betrübt hatte.

„Ruhig, Frida, ruhig!“ beschwichtigte der Doctor sie. „Wahrlich, Sie haben nichts zu fürchten. Sie finden einen liebevollen, väterlichen Freund!“

„Dann danke ich es Ihnen, Günther!“ flüsterte die schöne Dame schwärmerisch zu ihm aufblickend. „Und ich werde es Ihnen eben so wenig vergelten können, wie all' die Treue und Liebe, die Sie mir von Jugend auf bewiesen haben. Glauben Sie mir, theurer Freund, es fehlte meinem reichen schönen Glück immer noch etwas, so lange ich mir meines Onkels Augen finster und grollend denken mußte. So viel Liebe mir auch wurde, mein Herz verlangte dennoch nach der Liebe desjenigen, der sie mir entzogen hatte. Jetzt aber, wo ich meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sehen soll, jetzt bangt mir vor meiner irdischen Glückseligkeit, denn sie wird nun vollkommen sein. Bin ich armes Erdenwesen dessen werth, Günther?“

„Ja!“ sprach Günther einfach. „Der einzige Fehler, der Sie drückt, kann durch Liebe und Demuth gesühnt werden. Zögern Sie nicht — manche Flamme flackert und erlischt vom leisesten Wehen. Also Vorsicht, theure Gräfin — keine gewaltsame Aufregung!“

Schnell öffnete die Gräfin die Thür. „Gott — nur noch eine Minute Leben, um den Strahl der Versöhnung von Auge zu Auge senden zu können!“ flüsterte sie vorwärts eilend.

Ihr Blick traf bald den Blick des greisen Verwandten, der mit stolzem Nacken, ungebeugt von der Last der Jahre, aufrecht im Sessel saß.

„Bist Du da, meine liebe Frida?“ rief er mit tönender Stimme und streckte die gesund gebliebene Linke ihr entgegen. „Dein alter Onkel sieht ein, daß es vor Gott ganz gleich sein wird, ob wir als Preußen oder als Oesterreicher sterben. Reich mir Dein Händchen, lieb' Nichtchen und gieb dem alten Griesgram einen Versöhnungskuß! So! Nun könnte ich in Frieden abfahren, aber ich habe noch andere schwere Sünden gut zu machen, Frida.“

Die Gräfin hielt mit Gewalt ihre leidenschaftliche Natur in Zaum und Zügel, um die Stimmung des alten Herrn nicht aufzuregen. Liebkosend strich sie mit ihrer kleinen weichen Hand über den Kopf, über die Stirn und Augen des Comthur und gewährte sich nicht die Erleichterung durch Thränen.

„Mein Onkel, wie freue ich mich!“ sprach sie dabei abgebrochen. „Wie gütig bist Du! Du vergiebst mir also den tiefen Schmerz, den meine Flucht Dir bereitet hat? Du segnest meine Wahl?“

Der Comthur schaute sehr ernst zu ihr auf. „Wenn ich es thue, so dankst Du es dem da!“ antwortete er, indem er mit der Hand auf den Doctor deutete, welcher still beobachtend zur Seite stand, um rechtzeitig jede schädliche Nührung abzuwenden. „Er war es, der den rechten Augenblick traf, wo meine morsch gewordene Kraft unter Gottes züchtigender Hand erlegen war — er wußte besser als mein Kaplan die Regungen der christlichen Liebe aus dem verpallisadirten Gewissen herauszulocken. Hast Du sehr über meine Härte und Kälte geschimpft, Frida?“ fügte er heitern Blickes hinzu.

„Nein, mein guter Onkel, nein!“ betheuerte die Dame lebhaft. „Nur getrauert habe ich und mit Angst der Möglichkeit gedacht, daß Du unverzöhnt aus der Welt scheiden könntest.“

„Na, wenn's nicht geschieht, so ist der da schuld,“ antwortete der Comthur mit rührender Schalkhaftigkeit dem Arzte drohend. „Ich will Alles gut machen, Frida, was ich Dummes gethan habe. Morgen soll mein Justizamtman kommen — ich lasse das alte Testament verbrennen —“

„Nein, mein bester Onkel,“ fiel die Gräfin ein. „Man soll nicht sagen, ich hätte eine Versöhnung des Vortheiles wegen gesucht!“

„Weißt Du denn wohl wie das Testament, das mir der Wettstein gemacht hat, lautet?“ fragte der Comthur mit bedeutsamem Tone.

Die Gräfin lächelte und tauschte mit dem Doctor einen Blick.

„Ja, ich weiß es, Onkel!“ erklärte sie offen und frei.

„Ah, von dem da! Nun, wenn Du Deinetwegen auch eben nicht sorgen wolltest, Deiner Kinder wegen muß das Testament umgeändert werden!“

„Es ist wahrlich nicht nothwendig, lieber Onkel! Darüber gebe ich Dir später die nöthigen Erklärungen. Sei Du ganz unbekümmert! Ob mit, ob ohne Deinen Willen, wir haben dafür gesorgt, daß die niedri-

gen Hänke des Cousin von Wettstein durchkreuzt wurden.

„So, so? Nicht wahr, der da hat wacker geholfen bei diesem Werke?“ scherzte der alte Herr, sehr zufrieden lächelnd.

„Ja, Herr Comthur!“ entgegnete Doctor Hallström vergnügt die Hände reibend. „Ich habe Ihr zweites Gewissen vorgestellt und das zu entkräften gesucht, was von Ihrer Seite ein großes Unrecht gewesen sein würde. Wären Sie in Ihrem Widerwillen gegen die arme Gräfin verblieben, so hätten Sie niemals etwas von einem Widerspiele erfahren, so aber wollen wir Sie morgen davon in Kenntniß setzen. Jetzt aber bitte ich, kraft meines Amtes, um Ruhe!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Paris.) Victor Hugo schildert die Weltstadt in einem der noch nicht ausgegebenen Bände seiner „Armen und Elenden.“ Keine Stadt hat solche Herrschaft gehabt, eine Herrschaft, welche zuweilen sogar derer spottet, die sie unterjochten. Paris giebt mehr als Gesetze, es giebt die Mode, ja es giebt mehr als die Mode, es macht die Routine. Paris kann dumm sein, wenn es ihm gutdünkt und es erlaubt sich bisweilen diesen Luxus. Dann ist die ganze Welt mit ihm dumm. Plötzlich erwacht es, reißt sich die Augen, und sagt: „bin ich dumm!“ und lacht der ganzen Menschheit in das Gesicht. Welches Wunder ist eine solche Stadt! Wie seltsam, daß das Großartige und das Burleske so gut nachbarlich bei einander wohnen, daß all' diese Majestät durch all' die Parodie nicht vernichtet wird, daß ein und derselbe Mund heute die Posaune des jüngsten Gerichts und morgen auf einem grünen Blatte blasen kann! Paris besißt eine souveraine Jovialität. Seine Lustigkeit ist ein Blitz und seine Possenhaftigkeit führt ein Scepter. Sein Sturm kommt bisweilen von einer Grimasse. Seine Explosion, seine großen Tage, seine Meisterwerke, seine Wunderleistungen, seine Epopöen verbreiten sich bis an das Ende der Welt und — seine Dummheiten auch. Sein Lachen ist ein Vulcankrater, welcher die ganze Erde bewirft. Seine Lazzis sind fortfliegende Funken. Die Völker müssen seine Caricaturen annehmen so gut wie sein Ideal; die höchsten Denkmäler der menschlichen Civilisation lassen sich seine Ironie gefallen und geben ihre Ewigkeit für seine ausgelassenen Streiche her. Es ist prächtig, es hat einen wunderbaren 14. Juli, welcher die Welt befreite; es läßt alle Nationen den Ballhauschwur schwören; die Nacht des 4. August zertrümmert in drei Stunden das tausendjährige Feudalwesen; seine Logit wird der Arm des einmüthigen Willens; es vervielfältigt sich unter allen Formen des Erhabenen; es erfüllt mit seinem Glanze

Washington, Kosciusko, Bolivar, Bogaris, Riego, Bem, Manin, Lopez, John Brown und Garibaldi; es ist überall, wo die Zukunft aufsteiget, in Boston 1779, auf der Insel Leon 1820, hier und dort 1848, in Palermo 1860; es flüstert das gewaltige Wort „Freiheit“; es schaffet Canaris, Quiroga, Pissacane; es strahlt das Große über die Erde; weil sie dahin gehen, wohin sein Athem sie treibt, stirbt Byron in Missolonghi, und Mazet in Barcellona; es ist Rednerbühne unter den Füßen Mirabeaus und Krater unter denen Robespierres; seine Bücher, sein Theater, seine Kunst, seine Wissenschaft, seine Literatur, seine Philosophie lehren das menschliche Geschlecht; es hat Pascal, Regnier, Corneille, Descartes, Jean Jacques; es hat Voltaire für alle Minuten, Moliere für alle Jahrhunderte; seine Sprache spricht der allgemeine Mund und sie baut in allen Geistern die Fortschrittsidee.

(Originelle Freundschaftsprobe.) In Paris starb vor Kurzem ein sehr reicher Mann, in dessen Todesanzeige bemerkt war, daß seine Beerdigung des Morgens um 6 Uhr stattfinden werde. Dies ist in Paris eine für Leichenbegängnisse so ungewöhnliche frühe Stunde, daß viele Leute glaubten, es müsse ein Druckfehler zu Grunde liegen; diejenigen aber, welche sich zur bestimmten Zeit im Trauerhause einfanden, überzeugten sich alsbald, daß die Sache ihre Wichtigkeit hatte. Der Grund dieser Abweichung von dem herrschenden Gebrauche war folgender.

Der Verstorbene hatte während der letzten Jahre seines Lebens sein Geld und seinen Credit zu Gunsten einer Masse von Freunden und Bekannten verwendet und er war dafür nur zu häufig mit Undank belohnt worden. Als er nun sein Ende herannahen fühlte, kam er auf den originellen Gedanken, alle diese sogenannten Freunde noch auf eine letzte Probe zu stellen und damit eine Belohnung und Bestrafung zu verbinden. Die hierauf bezügliche Clausel seines Testaments lautete folgendermaßen:

„Meine Beerdigung soll des Morgens um 8 Uhr präcis stattfinden, wenn ich vom 1. October bis 31. März sterbe, aber um 6 Uhr, wenn ich im Sommerhalbjahre abgerufen werde. Jeder sich zur Begleitung Einsfindende hat seinen Namen in ein zu dem Zwecke aufliegendes Buch einzutragen und wird acht Tage darauf durch meinen Notar ein kleines Legat von 5000 Fres., wenn es ein Herr, und von 8000 Fres., wenn es eine Dame ist, ausgezahlt erhalten. Gleichzeitig wird mein lieber Schwager B. so freundlich sein, diesen meinen letzten Willen in einer Zeitung zu veröffentlichen, damit die Bergesslichen, Undankbaren und Trägen ihre Strafe bekommen.“

Von den vierhundert Personen, denen die gedruckte Todesanzeige durch die Post zugesandt worden, fanden sich nicht mehr als neunundzwanzig ein, die nicht wenig verwundert waren, als ihnen ein Buch vorgelegt wurde, mit der Bitte, ihre Namen in dasselbe einzutragen. Noch größer war ihr Erstaunen, als acht Tage darauf der Notar sie um ihren Besuch bitten ließ, ihnen, nachdem sie alle versammelt waren, die sonderbare Testamentsclausel vorlas und dann Jedem ein

bereits liegendes Couvert einhändigte, welches das unverhoffte „Souvenir“ enthielt. Auf Antrag des einen Beteiligten, haben die neunundzwanzig Erben beschlossen, jeder 1000 Fres. zu einem würdigen Grabdenkmal für den verstorbenen Freund beizusteuern und daran eine lateinische Inschrift anbringen zu lassen, welche der Nachwelt den Ursprung des Denkmals verkündet. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß von den fünf Nissen und Nichten, denen das große Vermögen des Erblassers zufällt, zwei beim Begräbniß gefehlt haben.

(Gräfe wieder in Berlin.) Große Freude herrscht in allen Schichten der Gesellschaft über die glückliche Genesung des Professors von Gräfe, der von seinen schweren Leiden vollkommen wieder hergestellt aus Nizza nach Berlin zurückgekehrt ist, um seine augenärztliche Praxis zum Wohle der Menschheit wieder zu übernehmen. Gräfe genießt hier und eben so im Auslande eine seltene Popularität und ein unbedingtes Vertrauen. Seine Klinik in der Karlsstraße ist der Sammelplatz all der Unglücklichen, die an Krankheit des Sehorgans leiden. An ihn wendet sich die zärtliche Mutter, deren Kind zu erblinden droht, der bekümmerte Familienvater, von dessen Sehkraft die Existenz der Seinigen abhängt, der arme Maschinenbauer, dem bei seinem schweren Werke ein glühender Metallsplitter in das Auge gedrungen ist, der reiche russische Fürst, der die Hälfte seiner Schätze für das verlorene Augenlicht hingeben würde; sie Alle suchen und erwarten Hilfe und Heilung von jenem jungen Manne mit dem geistreichen Gesicht und den edlen, von Menschenfreundlichkeit besetzten Zügen. Vor ihm steht ein Tisch, auf welchem sich mehrere Gläser mit medicinischen Flüssigkeiten, einige Pinsel und verschiedene augenärztliche Instrumente befinden. Jetzt winkt er und ein Patient setzt sich vor ihm auf den Stuhl; er sieht ihn mit prüfenden Blicken an, richtet einige kurze, aber bestimmte Fragen an den Leidenden, taucht den Pinsel ein, oder greift nach den vor ihm liegenden Instrumenten, um mit Blitzschnelligkeit einen fremden Körper zu entfernen, oder einen heilkräftigen Stoff in das kranke Auge zu träufeln. Im nächsten Augenblicke sitzt schon ein anderer Patient auf dem Stuhle und dasselbe Schauspiel wiederholt sich im Laufe der wenigen Stunden mehr als hundert Mal, wobei er natürlich von seinen Assistenten, meist seine Freunde und Schüler, unterstützt wird, da die Kraft eines Menschen den Anforderungen erliegen müßte. Endlich sind die leichteren Fälle abgethan, die Untersuchungen beendet; Gräfe erhebt sich, um noch die in seiner stabilen Klinik befindlichen, schweren Patienten zu besuchen, deren Zahl sich durchschnittlich auf 70 bis 80, oft auch mehr beläuft. Hier werden auch von ihm alle größeren Operationen unternommen. Mit sicherer Hand stößt er sein Messer in den Augapfel eines Unglücklichen; ein kurzer Schrei ertönt von den Lippen des Blinden, einige Blutstropfen rieseln über seine Wimpern und schon im nächsten Moment sieht er froh schauernd das goldene Licht des Tages, seinem Retter dankend. Jetzt nähert sich dem Opera-

teur ein reizendes Kind, dessen anmuthiges Gesicht durch häßliches „Schielen“ entstellt wird. Ein einziger kühner Schnitt löst die Sperrung der Muskeln und hebt die Verunstaltung des lieblichen Wesens. Ein dritter merkwürdiger Patient nimmt den Stuhl ein; sein Sehvermögen ist gestört und unheilbare Blindheit würde sein Loos sein, wenn nicht Gräfe mit Hilfe des sogenannten Augenspiegels die verborgene Ursache seines Leidens entdeckt hätte. In der Tiefe des Organs befindet sich ein weißer, frei herumschwimmender Körper in Gestalt einer Blase. Deutlich kann man einen Kopf erkennen, der sich hin und her bewegt. Ein lebendes Thier, ein schwarzoelder Wurm hat sich in dem Auge eingenistet und droht die Sehkraft zu vernichten. Durch eine kleine Oeffnung wird das Thier entfernt und das Sehvermögen gerettet.

Von der Klinik eilt Gräfe in die Privatpraxis; kaum bleibt ihm so viel Zeit sein Mittagbrot einzunehmen, das ihm oft in den Wagen gereicht wird. Um sechs Uhr Abends beginnen seine Privatconsultationen, welche meist noch bis spät in die Nacht dauern. Täglich arbeitet er bis ein Uhr Morgens, indem er sich für seine Vorlesungen vorbereitet und seine Erfahrungen in wissenschaftlichen Werken niederlegt. Durch ihn hat die Augenheilkunde einen neuen, kaum geahnten Aufschwung erhalten; seine Entdeckungen sind von der größten Wichtigkeit und zugleich von der größten praktischen Bedeutung für die leidende Menschheit. Patienten, welche früher rettungslos und zwar meist auf beiden Augen an dem sogenannten „grünen Staar“, einer oft vorkommenden Erkrankung des Glaskörpers, erblindeten, verdanken seinen Forschungen über dieses räthselhafte Leiden und einer darauf begründeten, höchst einfachen Operation ihr Augenlicht. Mit seinem tiefen Wissen und dieser aufopfernden Thätigkeit verbindet Gräfe eine seltene Bescheidenheit, Menschenfreundlichkeit und angeborene Liebenswürdigkeit. Im Verkehr mit seinen Kranken entwickelt er die wohlwollendste Theilnahme; er stößt durch wenige Worte schon das größte Vertrauen ein. Arme und Reiche behandelt er mit der gleichen liebevollen Aufmerksamkeit. Seine Klinik steht dem Dürftigen unentgeltlich offen und seine Wohlthätigkeit beschränkt sich nicht bloß auf Ertheilung eines guten Rathes. Einen großen Theil seiner bedeutenden Einkünfte verwendet er lediglich zum Wohle seiner Mitmenschen und zur Verbesserung ihrer Lage. Er hat schon Vielen nicht nur das Augenlicht, sondern auch das tägliche Brot gegeben. Dadurch aber, daß er sich ganz dem Dienste der Menschheit widmet, Alles seinem Berufe opfert, fast gänzlich auf die gewöhnlichen Zerstreuungen verzichtet, die Selbstverläugnung bis zur strengsten Askese treibt, hat er in jungen Jahren sich bereits einen unvergänglichen Ruf erworben. Seine Krankheit erfüllte Berlin mit Trauer, seine Genesung mit inniger Freude, die ihren öffentlichen Ausdruck in einem großen Festmahle und einem Fadelzuge finden soll, welche seine Schüler und zahllosen Verehrer zu veranstalten gedenken. So berichtet die W. Z.

Allgemeine Wochen-Beilage



N^o 22.

1862.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.,
mit Stahlfichen 8 Thlr.

D o r l y.

Novelle
von
Ernst Frihe.

(Fortsetzung.)

„Doctor,“ antwortete der Comthur schon etwas matter und schläferiger als früher, „kann ich mich darauf verlassen, daß Ihre Comödienstreiche, denn weiter wird nichts herauskommen, meine Rechte in ihren Rechten beschützen? Ja? Hand darauf, Doctor! Morgen mehr! Gott segne Dich, mein lieb' Kind, meine Frida!“

Von seiner lebhaften Neugier verlockt, hatte Adrian, der kleine Graf von Rhodau sogleich unter dem ersten Tumulte des Bewillkommens sich seitwärts von den Terrassen in einen schmalen gewölbten Gang geschlichen und war dann zu seiner unaussprechlichen Verwunderung in einen zweiten kleinen Schloßhof gekommen, der durch einen neu angebauten Flügel gebildet worden war. Er sah sich neugierig nach allen Seiten um und wollte eben im Triumphe seiner neuen Entdeckung zurücklaufen, um seinen Geschwistern die unerhörte Neuigkeit zu verkünden, als ein großer, sehr hagerer, aber elegant und vornehm aussehender junger Mann, der die Spuren der Residenzfreuden sehr deutlich auf dem bleichen schönen Gesichte trug, rasch aus

einem Balkonfenster trat und mit wenigen Sähen die Stufen bis zur Erde zurück legte, um den kleinen Herrn, der sich beim Geräusche wieder umgewendet hatte, festzuhalten.

Es bedurfte nur weniger Fragen und Herr Emil von Wettstein, welcher hier in vollster Bequemlichkeit, mit seinen Eltern und mit seiner Schwester, auf den Tod des Comthur wartete, wußte, daß seine erste Ahnung ihn keineswegs betrogen, als er in diesem Knaben einen Better Rhodau vermuthet hatte. Der Augenblick war günstig. Emil, durch und durch schlau und diplomatisch, wie er es als Attaché der Gesandtschaft sein mußte, benutzte den Zufall, um sich über einige Familienverhältnisse der gefürchteten Familie Rhodau informiren zu können. Er zog den Junker, der sich ganz als artiger Cavalier zeigte, in das große prächtig ausgestattete Gemach, das durch die Balkonfenster in unmittelbarer Verbindung mit dem Hofe stand und begann ein schlaues, vollständiges und gründliches Examen über Alles was er zu wissen wünschte und was er aus dem Munde eines neunjährigen Knaben zu erfahren hoffen konnte. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen wußte aber dieser kleine altkluge Mensch viel mehr als sonst Kinder wissen und verstehen. Da er ganz der Weisung seiner Mutter folgte „erst dann zu sprechen, wenn er gefragt würde,“ so glaubte er in seinem Rechte zu sein, indem er dem jungen Herrn, der ihn fragte, Alles mittheilte was sich auf der wochenlangen Reise aus den gelegentlichen Gesprächen der Gräfin mit ihrer Vertrauten in seinem kleinen Kopfe

aufgehäuft hatte. Natürlich fehlte dieser Mittheilung das Warum und Wozu, allein es gehörte keine außerwöhnliche menschliche Schlaubeit dazu, bei der geringsten Bekanntschaft mit den Verhältnissen das Vorhaben der Gräfin mit allen Nebenumständen zu erkennen. Sie wollte ihren Oheim, den Comthur von Birchotisch versöhnen! So viel stand fest. Sie wollte ihm aber auch ein Geheimniß mittheilen! Wenigstens behauptete Junker Adrian dies. Leider kannte der Knabe dies Geheimniß nicht. Aber er erzählte mit besonderer Wichtigkeit, daß „Dorly“ in der Stadt unten sei und daß während der Reise sehr häufig Doctor Hallström als Mitwisser genannt wäre. Herr Emil von Wettstein stuzte und sann nach. O, er erinnerte sich wohl, daß er auf seinen Spazierritten durch die kleine Stadt seit vierzehn Tagen ein bildschönes Mädchen am Fenster des Doctorhauses bemerkt hatte, welches die prächtigen strahlenden Augen stets schnell niedergeschlagen hatte und lieblich erröthet war, wenn er mit leidenschaftlicher Bewunderung zu ihr hinaufzustarren für gut fand.

„Das käme mir erwünscht in allen Fällen,“ dachte er mit vielem Selbstgeföhle sein Bärtchen streichend. „Ich habe geschmachtet und nach einer Gelegenheit getrachtet, dies himmlische Bürgerkind in der Nähe bewundern zu können. Jetzt kann ich das Mädchen à deux mains gebrauchen! Also ein ordentliches Complot zwischen dem fatalen Doctor und der Gräfin Cousine —. Würste ich nur die Grundidee dieser Conspiration hinter unserm Rücken —. Wala! Greifen wir auf der Stelle an, versuchen wir durch Mamsell Dorly dem Feinde eine Bresche zu schlagen, die unser Vordringen erleichtert, während die Verschwörer noch in voller Sicherheit schwelgen. Ist Mamsell nur halb so geschwätzig wie Graf Adrian, so wird meine diplomatische Klugheit unnöthig sein.“

Indem er sich diesen Gedanken überließ, strich er zerstreut immerfort über den Lockenkopf des kleinen Adrian, welcher die Liebkosung für eine Aufforderung hielt noch zu verweilen, obwohl sein Herz bänglich zu klopfen begann, da er an strengen Gehorsam gewöhnt war. Aufmerksam blickte er deshalb in das Gesicht seines neuen Freundes und während dieser Musterung fühlte er eine so plötzliche Aufwallung von Mißbehagen, daß er sich trotzig losriß und die Balkontreppe hinabsprang, bevor Herr Emil von Wettstein sich besinnen konnte.

„Verdammt,“ murrte der junge Diplomat. „Ich hätte den Burschen festhalten sollen. Jetzt wird er

seiner chère mama das Abenteuer hier mit derselben Sprechlust erzählen, wie er mir seine Geheimnisse mitgetheilt hat und dann überrumpeln uns die Complotteur! Handeln!“ sprach er energisch, seine dünne Gestalt imposant emporrichtend. Seine Hand griff mechanisch nach dem Klingelzuge. Ein Diener in überladener Livrée erschien.

„Jean, in zwei Minuten das Brenneisen, in zehn Minuten den Galawagen!“ befahl er so hoheitsvoll, daß Jean die Wichtigkeit der Eile zu begreifen schien.

Im Begriffe nach diesem erteilten Befehle das Zimmer zu verlassen, wendete sich Herr Emil rechts, wurde jedoch in demselben Momente von einer weiblichen Stimme angerufen, die aus dem links liegenden Cabinette kam.

Emil durchmaß mit seinen langen Schritten eiligst den Salon, um dem Rufe seiner Mutter, der würdigen hochwohlgeborenen Frau von Wettstein Folge zu leisten. Die Dame war die Schwester eines mächtigen Ministers im kaiserlich österreichischen Lande, dem bei aller seiner Macht nichts weiter fehlte als die Fähigkeit so viel Geld anzuschaffen, wie seine verschwenderische Schwester zu verbrauchen für nöthig hielt. In Erwartung der fürstlichen Erbschaft vom ewig lebenden Comthur, spielte diese Dame schon seit langer Zeit die Fürstin, hatte auf diese Weise das glänzende Vermögen ihres Gatten, so wie ein Erbtheil von ihrem Hause durchgebracht und es war vorauszusehen, daß sie auch noch vor ihrem Lebensende mit dem zu erwartenden Nachlasse des Comthurs fertig werden würde, wenn das Geschick günstig gestimmt ihr denselben in die Hände spielte.

Ein ungemessener Stolz und ein grenzenloser Dünkel waren die Grundzüge ihres Charakters. Sie war eine Qual ihrer Umgebungen ohne eigentlich bössartig zu sein. Genug, sie glich ungefähr jenen Caricaturen der Aristokratie, die Gott Lob auszusterben beginnen.

Schon ihre Gestalt und ihre Haltung weckten dies Urtheil beim ersten Erblicken. Sie war von überraschender Größe und von übermäßiger Stärke. Ihre Büste zeigte sich in einem Zustande unübertrefflicher Vollständigkeit und ihr Sinn ruhte in drei weißen Fettsalten, die bis zum halbentblößten Busen hinabwallten. Sie pflegte in majestätischer Ruhe den Kopf hochauf zu tragen und behielt diese Gewohnheit selbst in ihrem Familienkreise bei, wahrscheinlich um nicht aus der Façon und Übung zu kommen.

Ganz unbemerkt war die Dame Zeugin der klei-

nen Scene zwischen ihrem Sohne Emil und dem kleinen, einfach reisemäßig gekleideten Grafen Adrian gewesen, jedoch ohne verstanden zu haben was zwischen ihnen geredet worden war. Sie hatte aber durch die Spalte der halb offenen Cabinetsthür bemerkt, daß Herr Emil vertraulich des fremden Knaben Hände hielt, daß er, um ihn zum Sprechen aufzumuntern, seine Wangen streichelte und daß seine Hand auf dem Kopfe desselben ruhen blieb.

Eine gewisse Neugier aber wurde erst in ihr rege, als sie den Befehl Emils hörte und daraus schloß, daß etwas Besonderes im Werke sein müsse. Sie rief ihn und er kam eilig herbei, um mit üblichem Handkuffe nach ihren Befehlen zu fragen. Rasch griff er nach der blendend weißen fetten Hand seiner Mama. Sie verweigerte sie ihm mit allen Zeichen großen Ekels und griff nach einem Flacon, das in silberner Stellage neben ihr stand.

„Purificire Dich erst, mein Sohn,“ sagte sie hochmüthig die Nase rümpfend.

Gehorsam hielt Emil seine langen mageren Hände hin, empfing eine tüchtige Portion Eau de milles fleurs, rieb seine Hände bis es verslogen war, und sog dann tief athmend den Duft ein, wobei er listig lächelnd in das Vollmondsgezicht seiner Mutter blickte.

„Warum gnädige Mama mir diese Wohlthat erweist, begreife ich nicht,“ sprach er mit einer tiefen Reverenz und mit einem Spottlächeln eigener Art.

„Ich will nicht von den Händen berührt werden, die sich mit dem Schweiß der Bürgerbengel besudelt haben,“ entgegnete die Dame noch immer Ekel in allen Mienen. „Was nützt mir die vortreffliche Erziehung, die ich Euch Allen gegeben habe, wenn ich vor meinen Augen solche Verstöße gegen die *façons de vivre* erleben muß!“

„Gnädige Mama irret dies Mal,“ spottete Emil auflachend. „Die Schweißtropfen dieses Knaben sondern sich aus eben so gutem Blute ab wie das unsere ist. Es war Graf Adrian von Rhodau, der mit seiner Mama, der Gräfin Frida, gebornen von Birchotsch eingetroffen ist, um eine Versöhnung mit ihrem Dunkel, dem Comthur, zu bewirken.“

Wie von einer unsichtbaren Macht gehoben, fuhr die große und mächtig dicke Dame blitzgeschwind vom Sopha auf, worauf sie gethront hatte.

„Jesus Maria, sie will das Testament vernichten!“ schrie sie in einem Tone, der ihrer stolzen Haltung gar nicht entsprach. Herr Emil wehrte mit der Hand ab.

„Das glaube ich weniger als daß diese kluge und stolze Frau ein Mittel gefunden hat unsers Vaters schlaue Maßregeln zu durchkreuzen,“ sprach er. „Noch verstehe ich die Sache nicht, aber des Knaben Schwachheit hat mir kund gethan, daß sein Vater den Befehl gegeben habe, weder durch Geschenke, noch durch Umänderung des Testaments die Versöhnung besiegeln zu lassen, die Cousine Frida leidenschaftlich gewünscht hat. Aber diese Mittheilungen ließen auch etwas von einem Complotte gegen das Testament durchblicken ungefähr so, als würde uns nicht gelingen die Kinder von der Theilnahme an des Comthurs Nachlaß auszuschließen. Unter Mitwirkung des Doctors und eines jungen Mädchens Namens Dorly wird Gräfin Cousine einen Angriff wagen. Apropos, wissen gnädige Mama auch wohl ganz gewiß, daß der Zufall wirklich Frida von Birchotsch in Warmbrunn, also im Preußenlande, das Licht der Welt hat erblicken lassen?“

„Ganz gewiß, mein Sohn Emil!“ erwiderte die Dame feierlich. „Ich war damals schon Deines Vaters Gattin und bin selbst nach Warmbrunn gefahren, um der Frau Tante die Gratulationsvisite zu machen. O, das Herz war mir gar nicht leicht dabei! Wir hofften auf einen Sohn, der uns in unsern Hoffnungen auf das Allodialvermögen des Comthurs nicht viel gestört haben würde und der auf der andern Seite als Stammhalter sehr erwünscht gewesen wäre. Statt dessen kommt ein Mädchen an, ganz unverhofft und viel zu früh. Es war die erste Calamität meines Lebens.“

„Aber immerhin bei den jetzigen Umständen ein köstlicher Zufall, daß Frida von Birchotsch außer Landes geboren ist,“ sprach Herr Emil sich lachend die Hände reibend. „So viel ich aus dem Geschwätz des Knaben entnehmen kann, schmeichelt sich die Gräfin Frida mit der Hoffnung gültige Beweise über Erbschaftsrechte der Kinder herbeischaffen zu können, die den testamentarischen Bedingungen conform sind.“

„Ach Kindergeschwätz!“ fiel Frau von Wettstein ein.

„Gnädige Mama erlauben, dazu ist es zu viel, aber es ist auch zu wenig, um Gewicht darauf zu legen. Das Kind hat vielleicht leere Wünsche für Erwartungen genommen, vielleicht ist aber auch ein Versuch gemacht durch Intrigue das zu gewinnen, was der Stolz des Gemahls der Gräfin Cousine versagt hat. Sie rechnete dabei sicher auf unsere Sorglosigkeit. Aber der kleine Better Adrian kam mir zur rech-

ten Zeit in die Hände und ich will unverzüglich hinab in die Stadt, um den Doctor seine Hilfsarbeiterin abwendig zu machen. Schade, daß Papa mit dem Secretair fort ist — seine Sachkenntniß könnte mir meine diplomatische Mission sehr erleichtern.“

„Dein Vater ist immer dann nicht zur Hand, wenn man ihn braucht. Nimm doch Deine Schwester Isabelle mit. Das Mädchen hat einen enormen Scharfblick!“

Herr Emil von Wettstein warf einen kokettirenden Blick in den Spiegel.

„Gnädige Mama haben zu befehlen, allein ich bin der Meinung, daß das beste Mittel zum Zwecke ist, wenn ich das hübsche Mädchen in mich verliebt mache. Der Leidenschaft entschlüpfen die Schlüssel des Geheimnisses! Und meine Augen haben Uebung in diesem Geschäfte!“ Er küßte der Gnädigen die Hand und ging. Seine Mutter sah nachdenklich hinter ihm her. Eine dunkle Sorgenwolke lag auf der breiten Stirn, als sie ihre weißen fetten Hände rang und dabei stöhnte: „Jesus Maria, wenn der Comthur sein Testament änderte! O wäre er doch vor vier Wochen gleich gestorben, dann wären wir im Besitze und könnten flott leben. Dieser verdammte Doctor!“

4.

Einige Stunden mochten verflossen sein, seitdem der Wagen der Gräfin Rhodau durch das Städtchen gerollt war. Dorly hatte die Zeit benutzt ihre Habseligkeiten sauber zusammenzulegen, um damit am nächsten Morgen zur bestimmten Zeit fertig zu sein, wenn das Posthorn zur Abfahrt rufen würde. Ihr Entschluß hatte sich also nicht verändert. Sie wollte fort, theils um ihrem innern Grolle Genüge zu thun, theils weil sie einsah, daß sie in ihrem leidenschaftlichen Schmerze Blößen geben würde.

Dagegen sträubte sich ihr jungfräulicher Stolz mächtig.

Sie war arm und verdankte ihre Existenzmittel schon jetzt der Fürsprache des Mannes, der mit eitelm hochstrebendem Geiste sein Herz an eine Dame gehangen hatte, die nun einmal den bestehenden Lebensformen und Weltgesetzen zufolge hoch über ihm stand. Diesem Manne hatte sie leider in unbewachten Augenblicken verrathen, wie lieb er ihr sei. Um so eher mußte sie nun fort. Unter den Eingebungen einer wilden Eifersucht war sie einem Geheimnisse auf die Spur gekommen, das wunderbar schlau verborgen worden war und durch den Scharfsinn der Eifersucht hatte

sie sich selbst den Zusammenhang verschiedener Zufälligkeiten erklärt. Sie konnte unmöglich hier bleiben, nachdem sie diese Einsicht in einen Charakter erlangt hatte, den sie bis dahin verehrungswürdig gefunden.

Still saß sie am Fenster ihres kleinen Stübchens und schaute auf die öde Straße hinab. Der Regen hatte endlich etwas nachgelassen und eine rosige Gluth vom Westen aus die lichtereren Wolkenmassen durchstrahlend, färbte alle Gegenstände mit einem Verklärungs-schimmer.

Dorly haßte nichts mehr als dumpfe Luft und die erdrückende Schwere der Ungewißheit und Unsicherheit. Letztere hatte sie durch ihren Vorsatz von der Seele abgeworfen, warum sollte sie nicht die erfrischende Atmosphäre der Abendluft um ihre brennende Stirn wehen lassen, um ferner Erleichterung zu finden?

Schnell öffnete sie die Fensterflügel, als wolle sie die Niedergeschlagenheit ihres Gemüthes von dem Hauche der feuchten Regeluft bekämpfen lassen.

Ihre Gedanken, zuerst verworren und umherfahrend, hingen sich allmählig in den Bildern der Vergangenheit fest und vor allem traten die Scenen vor ihren Geist, die sich auf ihre heutige Erfahrung bezogen.

Sie erblickte sich wieder in dem frohen Familienkreise, der von Freunden ihres geistvollen Vaters vergrößert worden war. Sie gedachte der Zeit, wo ihr Vater als Professor in Frankfurt an der Ober wirkte und erinnerte sich lebhaft des Schreckens, der sie alle traf, als es verlautete die Universität werde nach Breslau verlegt werden. Was damals ahnend ihre Seele berührt hatte, traf ein. Das Glück wich von ihrer Familie mit dieser Ueberfiedelung. Kaum in Breslau angelangt erkrankte ihr Vater, starb und hinterließ seine Familie hilflos in einer Stadt, wo Niemand sie kannte, Niemand sich für sie interessirte und Niemand sich ihrer annahm.

Dorly erinnerte sich deutlich des Momentes, wo die Noth am höchsten gestiegen war und ihre Mutter plötzlich beschloß sich an Madame Hallström, eine Verwandte, der es sehr gut gehen solle, zu wenden, um ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Es währte nicht acht Tage, so hatte ihre Mutter Antwort und eine hinreichende Summe Geldes in Händen gehabt, um die Reise nach Birkwald zu bestreiten. Freilich die Bedingungen, unter welchen diese Unterstützung gewährt worden war, standen nicht recht im Einklange mit den frühern Ansprüchen und der frühern Stellung der Familie, allein es blieb ihnen

keine Wahl und als sie sich erst heimisch gemacht hatten im Schlosse zu Birkwald, da söhnten sie sich alle mit einem Verhältnisse aus, das nahe an die Functionen einer Castellanin streifte.

Dorly verlor sich nun aber auch in die reizvollen Nückerinnerungen ihres Jugendlebens inmitten einer wunderschönen Einsamkeit, in der sie, nur umgeben von ihren jüngern Geschwistern zur Jungfrau herangeblühet war. Sie schwelgte in diesen Reminiscenzen und ihr Gesicht erglühte von dem innern Feuer der zauberhaften Heiterkeit, womit ihr Jugendleben vor sie hintrat. Sie sah sich unter den dunkeln Baumgruppen des prächtigen Parkes, der im weiten Bogen einen Fischteich einschloß. Schmale dunkle schattige Wege durchschnitten diesen Park. Rasenflecke mit Steinfiguren und versiegten Springbrunnen wechselten mit dem dichten Gestrüpp und der Teich mit seinen hohen Schilfmauern war dem Kindergemüthe von Anfang an als ein Aufenthalt schöner Nixen und Elfen erschienen.

Dorly erinnerte sich wehmüthig werdend dieses ersten Eindrucks. Am Ende des Teiches stand ein Haus von wunderlicher Form. Man hatte es ihnen als „der Tempel“ bezeichnet und davon erzählt, daß der Comthur von Birchotsch den Schlüssel dazu seit vierzig Jahren bei sich trage, weil in diesem Tempel einst die schöne Kaiserin Marie Theresie eine Stunde geruhet habe, als sie auf einer Reise durchpassirt sei. Einem Tempel gleich war ihr dies Haus zwar nie erschienen, aber das Kuppeldach mit seinen kleinen spitzen Thürmchen rechtfertigte wenigstens die Meinung, daß es einstmals einem Tempelritter aus dem Geschlechte der Birchotsch zur Wohnung gedient haben, späterhin aber durch verschiedentliche Bauveränderungen zu einem wohnlichen Häuschen umgewandelt sein könne.

Daß dies alterthümliche kleine Gebäude, dessen Mauern bei hohem Wasserstande von den Wellen bespielt wurden, der Neugier verschlossen war, regte damals bei Dorly das Interesse um so tiefer auf. Wie oft hatte sie mit ihren Geschwistern das Haus umkreiset und an die festen Fensterladen gepocht, übermüthig alle Spukgeister, die in demselben haufen sollten, herausfordernd.

Ein Lächeln schlich bei dieser Erinnerung über Dorlys Gesicht, aber es erlosch schnell, als sie in ihrem Gedankenspiele auf den Moment stieß, wo sie eines Tages, wild mit ihren Geschwistern den Park durchstreifend, zu ihrem Erstaunen die Fensterladen geöffnet und eine feengleiche schöne Frau an dem einen offenen Fenster stehen sah. Versteinert, durchrieselt

von einem Grauen und dennoch entzückt wie nie in ihrem Leben, hatte sie diese Dame angestarrt bis sie verschwand und das Fenster schloß. Einige Tage später war der Vetter Günther zum ersten Male auf Besuch zu ihnen gekommen und hatte volle vierzehn Tage bei ihnen zugebracht. Fünf Mal wiederholte die Dame ihren Aufenthalt im Tempel am Teiche und fünf Mal besuchte Doctor Hallström zur selben Zeit seine Anverwandten in Birkwald — Dorly barg in leidenschaftlichem Zorne ihre Stirn in beiden Händen, als sie dessen gedachte! Sie war so verfunken in ihren traumähnlichen Erinnerungen, so verzweifelt über die plötzliche Leere und Dede in sich, daß sie nichts von dem beachtete, was um sie her vorging. Die schauerliche Last einer verschmähten Liebe lag auf ihrer Seele und betäubte sie. In dieser Unempfindlichkeit überhörte sie das Rollen des Wagens, der den siegesgewissen Diplomaten Emil von Wettstein vom Schlosse hinabführte. Erst das Anhalten desselben vor der Thür schreckte sie auf. In der Ueberzeugung, daß es Günther sein müsse, schlug sie leise beide Fensterflügel zu und flüchtete in eine Ecke des Zimmerchens, gleichsam Schutz im Verstecken suchend wie die Kinder.

Sie lauschte auf des Doctors Stimme. Eine andere fremde Stimme ließ sich aber vernehmen und sie hörte ihren Namen nennen. Gleich darauf trat Madame Hallström ziemlich aufgeregt zu ihr ein und flüsterte:

„Ein Herr will Dich sprechen, Dorly —. Um aller Heiligen willen, lieb' Kind, hast Du denn schon eine Liebchaft gehabt —, ach, mein Traum, mein schöner Traum!“

„Beruhige Dich, Tantchen! Ich kenne keinen Herrn in der weiten großen Welt, wie Deinen Sohn!“ sprach Dorly mit innigem Pathos. „Unsere Einsamkeit in Birkwald schloß jede Bekanntschaft aus. Mich will der Herr sprechen?“

„Dich, lieb' Kind! Dich!“ betheuerte Madame Hallström. „Und zwar allein, ganz allein will er er Dich sprechen. Es ist ein schlanker schöner Mann, vornehm in Haltung und Geberde, aber er ist hager und todtensbleich!“

Dorly wurde neugierig. Schnell warf sie einen Blick in den Spiegel, ordnete ihr Haar, das in der kaum bezwungenen Seelenstimmung wenig von ihr respectirt worden war und folgte gelassen der alten Dame nach dem Zimmer, wo sie früher gesessen hatte.

Bei ihrem Eintreten erhob sich Herr Emil von

Wettstein eilig vom Sopha und begrüßte sie mit jener studirten Grazie, die jetzt nicht mehr Mode ist.

Dorly erwiderte den Gruß mit demselben Anstande und wartete ruhig auf seine Anrede, obwohl ihr Herz seltsam zu pochen begann, als sie in ihm den Reiter erkannte, der ihr seit ihrem Hiersein so unzweideutige Beweise von Bewunderung gegeben hatte.

Madame Hallström sah nur noch, daß der fremde Cavalier die Hand Dorlys ergriff und sie zierlich zum Sopha geleitete, daß er dicht neben ihr Platz nahm und mit unverhehlter Zärtlichkeit in das reizende Gesicht des Mädchens blickte. Dann verließ sie keufzend das Zimmer „ihre schönen Träume“ den Heiligen empfehlend.

Dorly erwartete mit einiger Spannung, was sich aus dieser Scene entwickeln werde. Der junge Mann war hübsch und bedeutend genug, um ein eitles Mädchenherz beschäftigen zu können und die Eitelkeit, dieser Dämon der Frauen verrieth ihr, daß ihre Schönheit es sei, die ihn aufrege. Eine Wallung, der sie sich schämte, stieg vom pochenden Herzen hinauf zum Kopfe und drohte sie einer gefährlichen Verwirrung zu überliefern. Doch ihre keusche unverdorrene Natur rettete sie aus dieser Bedrängniß. Resolut erhob sie sich und sprach in gebieterischem Tone:

„Mein Herr, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie für lächerlich erklären soll, so sprechen Sie!“

Diese handfeste Anrede entmuthigte jedoch den jungen Cavalier keineswegs. Er hielt sie nur für eines Bürgerherzens letzten Kampf kurz vor der gänzlichen Niederlage und flüsterte deshalb mit weicher schmelzender Manier:

„Du süßes, Du reizendes Wesen, ahnest Du in Deiner himmlischen Unschuld nichts von den stürmischen Wünschen einer wild entflammten Leidenschaft, die in meinem Busen für Dich glüht?“

Dabei suchte er die Hand des jungen Mädchens zu ergreifen. Allein Dorly war klug geworden. Sie trat weit zurück und nahm ihre Stellung nahe der Thür, um im Falle der Noth den Rücken frei zu haben.

Der junge Herr erhob sich nun ebenfalls. „Sollte Dein strahlender Blick, der dem meinigen so himmlisch gütig leuchtete, mich getäuscht haben,“ sprach er leise und traurig. „Ich sah in demselben meine Leidenschaft erwidert!“

„Bitt' schön, dann hat mein strahlender Blick gelogen, mein Herr,“ entgegnete Dorly trocken. „Es ist mir nie eingefallen Interesse an Ihnen zu nehmen.

Bei uns zu Lande ist nicht Mode jedem Unbekannten das Herz entgegen zu tragen und bis jetzt weiß ich noch nicht mit wem ich die Ehre habe zu sprechen.“

„Goldes Kind der Natur!“ hauchte der junge Herr schmachend, obwohl er schon seinen Angriffsplan abzuändern beschloßen hatte, weil er sich nicht verhehlen konnte, daß zwischen ihm und diesem charaktervollen Bürgerkinde eine chinesische Mauer stand, die von dem angefangenen Liebesspiele nicht einmal beschädigt, geschweige denn eingestürzt werden würde. Er gehörte aber nicht zu denen, die aus Liebe dumm werden. Um einen Uebergang zu finden schritt er gewaltsam und mit leidenschaftlich theatralischem Anstande mehrmals im Zimmer hin und her und sagte dann mit tief traurigem Tone:

„Sie kennen mich nicht und doch arbeiten Sie so beharrlich an meinem Verderben?“

„Ich?“ fragte Dorly frappirt. „Bitt' schön, mein Herr, jetzt verfallen Sie in einen zweiten Irrthum. Ich liebe und ich hasse Sie nicht! Wahrhaftig, Ihr Dasein ist mir viel zu gleichgiltig, um an Ihrem Verderben zu arbeiten.“

„Wie? Wollen Sie läugnen, daß Sie willig die Hand zu einer Intrigue geboten haben, die mein zeitliches Wohl beeinträchtigt?“

„Ja, das läugne ich!“ rief Dorly belustigt von dieser Wendung des Gesprächs.

„O schlagen Sie Ihr göttliches Auge nieder, schöne Heuchlerin, denn ich werde Sie überführen, daß Sie in Alliance mit meiner gnädigen Cousine getreten sind, welche eine kleine Erbschaftsdifferenz mit Clat ausgleichen will!“

Dorly starrte den jungen Mann erschrocken an. Sie vergaß in ihrem grenzenlosen Erstaunen den nöthigen Widerstand zu leisten, als er bei diesen Worten ihre Hand faßte und dieselbe zwischen seinen brennend heißen Fingern leise drückte.

„Ich?“ wiederholte sie. „Alliance? Differenz? Mein Herr, was meinen Sie? Ich schwöre, daß Sie sich irren!“ Er neigte sich zärtlich nahe zu ihr und flüsterte ihr schmeichelnd zu:

„Irrer ich noch, wenn ich Ihnen den Namen der Gräfin Frida von Rhodan nenne, wenn ich Ihnen eröffne, daß ich der arme Emil von Wettstein bin?“

Er zog sie sanft näher und führte ihre sieberhaft zuckende Hand an seinen Mund.

Sie duldete auch dies in dem Zustande der peinlichen Verwunderung, worin sie sich befand und wiederholte nur zweifelnd den Namen der Gräfin.

„Wollen Sie mir nun noch ferner abläugnen, holde Verschwörerin, daß Sie bereit sind ein Zeugniß zu Gunsten der Gräfin abzugeben und damit mir unendlichen Schaden zuzufügen?“ fragte er mit weichem Accente, indem er Miene mochte sie zu umfassen und an sich zu drücken.

Jetzt kam Dorly zu sich. Im Nu war ihre Hand ihm entrisen, sein Arm zurückgeworfen und sie rief voller Zorn:

„Was geht mich die Gräfin Rhodau an, mein Herr! Sie sprechen in Räthseln, die ich nicht zu lösen vermag!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Der Zucker im Kaffee als Wetterprophet.) Während der Kaffeefay alten Weibern lange als Mittel gedient hat, die Zukunft zu entschleiern, machte neuerdings ein französischer Gelehrter und Kaffeeliebhaber die Entdeckung, daß auch der Zucker, den man zum Versüßen des Kaffees braucht, eine Prophetengabe habe, indem er im Stande sei — das Wetter im Voraus zu verkündigen. Das soll in folgender Weise geschehen: Wenn man den Zucker im Kaffee zergehen läßt ohne ihn dabei umzurühren, so steigt die Luft im Zucker ungestört in Bläschengestalt an die Oberfläche. Bilden nun diese Bläschen eine schaumige Masse in der Mitte der Tasse, so ist dies ein Zeichen andauernden schönen Wetters. Setzen sich die Bläschen dagegen als Ring oder Kranz um den Rand der Tasse, so soll dies starken Regen bedeuten; halten sie sich weder in der Mitte noch am Rande als Schaum, so wäre dies nach der neuen Theorie ein Anzeichen von veränderlichem Wetter; wenden sich die Bläschen nach einem einzelnen Punkte des Randes, so folgte Regen. Wir wissen nicht, was an der Sache ist; sie läßt sich ja aber leicht prüfen.

(Ein schwarzer Königsball.) Paul du Chaillu, der berühmte Entdecker des furchtbarsten Affen, des Gorilla, erzählt in der Beschreibung seiner Reisen in Africa (deutsch in Hasselbergs Buchhandlung in Berlin), er habe am Cap Lopez den König Vango, einen großen Sklavenhändler, besucht. Die schwarze Majestät wohnt auf einer Anhöhe und rings um seinen Palast giebt es Hütten für seine königlichen Weiber, deren er über dreihundert haben soll, da es sein Stolz ist, den größten Harem in der Gegend zu haben. Der Palast ist selbstverständlich ein miserabler Bau. Im ebren Stockwerke, in einer Art Saal, traf der Reisende den König mit etwa hundert seiner Frauen und mehreren Großen seines Reichs. Er trug nichts als ein Hemd und zerrissene Beinleider, einen gelben Mantel mit Goldstickerei, wahrscheinlich ein Stück von der Livrée eines reichen Portugiesen, und auf dem Kopfe eine Krone, die wahr-

scheinlich früher im Besitze eines europäischen Schauspielers gewesen war. Er saß in einer Sophaecle und hielt als Scepter einen Stab in der Hand. Die meisten seiner Frauen waren in Seide gekleidet und der Reisende hatte die Ehre, der Hauptkönigin vorgestellt zu werden, die aber weder jung noch schön war. Auf die Frage, wie viele Kinder er habe, gab er zur Antwort, das wisse er nicht genau, aber sechshundert würden es wohl sein. Eine der Frauen, versichert der Reisende, habe ihn an den Fuß gestoßen und ihm dabei gewinkt, er aber nicht darauf geachtet, weil er nicht gewünscht, die Eifersucht des Königs zu erregen.

„In der darauf folgenden Nacht gab der König mir zu Ehren einen Ball in demselben Zimmer. Bei meiner Ankunft, bald nach Sonnenuntergang, fand ich etwa hundert und fünfzig von des Königs Frauen versammelt, von denen manche für die besten Tänzerinnen im Lande galten. Nach einem Gesange, der das Fest eröffnete, wurde ein Fäßchen Rum hereingerollt und angezapft. Jede der Damen erhielt ein ansehnliches Glas voll davon und der Gesang begann von neuem. Die Melodie war nichts weniger als heiter, die Worte aber hatten etwa den Sinn: so lange wir leben wollen wir fröhlich sein, singen, tanzen und lachen, denn wenn der Tod kommt, ist Alles vorbei. Nach dem Gesange gab der König, der neben einer seiner Favoritinnen auf dem Sopha saß, das Zeichen zum Beginn des Tanzes. Sogleich sprangen alle Frauen auf und begannen eine Art Musik mit Trommeln und Tamtams. Sechs der Frauen traten etwa in die Mitte und tanzten. Der Tanz selbst läßt sich nicht beschreiben. Wer sich einen sehr feurigen Fandango um das Zehnfache übertrieben denken kann, wird sich vielleicht eine Vorstellung von den Bewegungen dieser Schwarzen machen können. Eine suchte die andere in allerlei Verrenkungen und Geberden zu überbieten. Den ersten sechs Tänzerinnen folgten sechs andere und so dauerte der „Ball“ über zwei Stunden fort. Da mehrmals Rum gereicht wurde, so nahm die Aufregung und das Schreien so zu, daß ich mich zu entfernen wünschte, was aber der König nicht zugab. Nach einiger Zeit erschienen zwei wirklich hübsche junge Mädchen Hand in Hand vor mir und begannen zu tanzen. Man meldete mir zugleich, sie wären zwei Töchter des Königs und er wünsche sehr, daß ich sie zu meinen Frauen nehme, — ein Anerbieten, das ich dankbar, aber entschieden ablehnte. Endlich wurde es mir zu unheimlich, da der Ball sich mehr und mehr zu einem Bacchanale steigerte und ich entschloß mich, um mich in meine Hütte zurückzuziehen.

(Fichtes Vorträge.) Am 19. Mai d. J. hat Deutschland an vielen Orten den hundertjährigen Geburtstag Eines seiner größten Söhne, Fichtes, des Philosophen und Patrioten, gefeiert. Wir benutzen diese Gelegenheit, um aus dem ungedruckten Tagebuche Eines seiner Schüler, nachstehende Schilderung mitzutheilen:

„Und der Erfolg? Was soll ich sagen? Fichte hielt zwar das Buch im Auf- und Niedergehen in den auf dem Rücken gekrenzten Händen, aber er blickte nie hinein, er sprach

frei, wie im gewöhnlichen Leben und Sprechen: bequem, einfach, deutlich und ich erkannte sogleich wie wichtig mir diese Stunden werden würden. Er kam nun, den Sonntag abgerechnet, alle Tage früh um 8 Uhr, vom Juni bis im October und ich lernte ihn bald bis aufs Höchste verehren, ja ich hing mit schwärmerischer Liebe an ihm. Bald war mir auch nichts mehr dunkel in seiner Sprache und seinem Vortrage; was mir zum Theil wichtig und bedeutend gewesen, schwand vor seiner Klarheit in nichts dahin. Was jedes Kind weiß und begreift, stieg mir zur größten Bedeutsamkeit hinauf. Ueberall lag die Geschichte nahe zur Hand, mit ihr die philosophischen und religiösen Dichtungen der Alten, der asiatischen Völker. Die wunderlichsten Träumereien enthielten oft, auf überraschende Weise, die höchsten Wahrheiten; überall trat die Poesie in höchster Würde auf. Nie hat ein Redner den christlichen Heiland in höherer Majestät dargestellt, nie die Würde des Menschen in höherem Lichte strahlen lassen. Er brauchte niemals hochtönende Worte, künstliche Phrasen, seine Rede war wie die eines Kindes, die Wahrheit schien selbst zu sprechen; sie floß ihm in belebender Klarheit aus den einfachsten Prämissen; es gab da kein „Ich“ und „Nicht Ich“, kein absolut Gegebenes; alles war entschleierter Blick in überraschende Helle. Er wußte nicht bloß uns aufs Höchste zu erwärmen, zu begeistern, er war selbst so warm, er glühte oft und ließ sich dann so liebenswürdig gehen in reinsten Menschlichkeit.

Eines Morgens, da er von der Klarheit der Anschauung sprach, die den Menschen seiner Bestimmung nach erwarte, rief er aus: „Lieben, lieben Freunde, wie glücklich werden wir sein!“ und im überwallenden Gefühle schloß er uns in die Arme und jedes Auge glänzte, und jede Brust wallte hoch auf. — Ich zähle viele schöne Stunden meines Lebens; diese Morgenstunden gehören zu den allerschönsten, denn in ihnen lernte ich erkennen, daß die Wahrheit nicht mit dem grübelnden Verstande allein erforscht werde. — Nach dem Unschätzbaren lange nicht mit einem Finger bloß, breite aus voller Seele die Arme danach aus, mit allen Kräften, die dir Gott gab!

v. R.

(Ein edler Freundschaftsdienst.) Vor Kurzem wurde in Paris folgender Rechtsfall gerichtlich erledigt. Ein junger Amerikaner, der Sohn sehr reicher Aeltern, war nach Paris gekommen, um gute Sitten und die französische Sprache zu lernen. Seine Verwandten hatten ihn daher mit reichen Wechseln versehen. Der junge Mann war in einem der ersten Hotels abgestiegen und in den ersten Monaten seines Pariser Aufenthalts ein Muster edler Ordnungsliebe; so berichtete er nach Ablauf jeder Woche seine Gasthausrechnung. Kaum hatte der Hotelbesitzer diese schöne Eigenschaft an ihm bemerkt und zugleich die Wahrnehmung gemacht, daß sein Gast im Besitze ausreichender Geldmittel sei, als er auch ihm näher zu kommen suchte und um die Freundschaft seines Gastfreundes warb. Der junge Amerikaner ließ sich das Alles wohlgefallen und rich-

tete sich behaglich in Paris ein. Dadurch kam er auch mit anderen Leuten in Berührung, die natürlich ebenfalls auf prompte Bezahlung Anspruch machten. Es ist aber schon eine alte Erfahrung, daß nichts leichter sich leert als ein reicher Schatz, selbst wenn er aus Wechseln und anderen Werthpapieren besteht. Als der junge Amerikaner nach einiger Zeit die inzwischen aufgelaufenen Schulden bezahlen wollte, fand er plötzlich, daß seine Mittel nicht mehr dazu ausreichten und er sah sich genöthigt, nach Hause um größere Rimeffen zu schreiben. Nun geschah es zufällig, daß ungeduldige und misstrauische Leute noch nicht befriedigt waren, die in der Sorge um ihr bedrohtes Eigenthum kein besseres Hilfsmittel aufzufinden wußten als das Schuldgefängniß und eines schönen Morgens wanderte unser junger Freund nach Clichy. Hier hatte er nun Zeit, über sein Mißgeschick nachzudenken und über die Wandelbarkeit des Glückes, denn er, dem früher so viele Menschen lebhaftes Interesse zugewandt hatten, schien jetzt von Allen vergessen und verlassen.

Doch nein! — er war nicht ganz vergessen. Sein Hotelbesitzer erfuhr nicht sobald sein hartes Loos, als er auch sofort sich bereit erklärte, ihm dasselbe zu erleichtern. Er erklärte sich bereit, sein Mittagessen zu besorgen, und that dies in einer Fülle und Auswahl der Speisen, daß der junge Gast sich ganz behaglich dabei befand. Auch die schwersten Prüfungen gehen endlich zu Ende. So kamen denn auch neue Wechsel dem jungen Amerikaner zu Hilfe, wenigstens in Gestalt eines Creditbriefs auf einen langjährigen Freund seines Vaters. Dieser, Herr Bandenhöl, bezahlte die noch unberichtigten Forderungen und schon sah der junge Mann dem Augenblick seiner Freilassung entgegen, als er die Nachricht empfing, daß er zunächst auf eine Freilassung nicht rechnen dürfe, denn es sei ein neuer Gläubiger aufgetreten und zwar Niemand anderes als sein früherer Hotelbesitzer, welcher für die Zeit, wo er ihn im Gefängniß bekümpft hatte, die Kleinigkeit von 1300 Fres. verlangte. Es trat nämlich hier der eigenthümliche Fall ein, daß Herr Bandenhöl, welcher den Auftrag hatte, alle Schulden seines Schütlings zu bezahlen, diese Gasthofsrechnung für keine Schuld ansah, sondern als einen Freundschaftsdienst, während der Gasthofsbesitzer eine solche Deutung seiner Handlungen nicht gelten lassen wollte. Anfangs glaubte der Bedrohte, weiteren Unannehmlichkeiten und gerichtlichen Weiterungen zu entgehen, wenn er die Bezahlung oder Nichtbezahlung dieser Forderung der Großmuth seines Gastfreundes überließ. Dieser war auch seinem Interesse günstig, aber Herr Bandenhöl verwarf diesen Ausspruch und der Gasthofsbesitzer antwortete mit einer Klage darauf. Der Gerichtshof ließ die Rechnung für den empfangenen Mittagstisch verificiren und bot dem Besitzer des Hôtels 500 Fres. für seine 1300 Fres. Der Letztere schlug dies Anerbieten aus und appellirte, aber auch die höhere Instanz hat jetzt das erste Urtheil bestätigt und es entsteht jetzt die Frage, ob der Kläger sich mit dem Urtheile wird genügen lassen?

— r.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfiche 6 Thlr.,
mit Stabfichen 8 Thlr.

D o r l y .

Novelle

von

Ernst Friße.

(Fortsetzung.)

„Also Sie wollen fortfahren zu läugnen, theure Dorly,“ entgegnete Herr Emil sanft lächelnd, indem er die Arme übereinanderschlug und sie fest betrachtete. „Soll ich Sie nun überführen, daß Sie ein Geheimniß der Gräfin Cousine wissen, welches dieser große Vortheile bringt und in Verbindung mit ihren Erbschaftsrechten steht?“

„Ich soll dies Geheimniß wissen?“ fragte das Mädchen befremdet. „Sie irren sich, mein Herr!“

„Soll ich Ihnen beweisen, daß es eine Fürsorge des Doctor Hallström ist, die Sie hier am Orte festsetzt, während mein Großonkel mit dem Tode ringt?“

„Sprechen Sie wirklich von mir, mein Herr?“ fiel sie empört ein.

Er fuhr fort:

„Soll ich Ihnen beweisen, daß Sie, der Doctor und die Gräfin im Complot gegen den letzten Willen des Comthurs von Birchotsch, meines Großonkels, vereinigt sind, daß Einer von Ihnen unrechtmäßigerweise die Geheimnisse des Testaments erforscht haben muß?“

Dorly warf stolz den Kopf in die Höhe:

„Jetzt hören Sie auf, Herr von Wettstein! Erfahren Sie von mir, daß ich gar nicht die Ehre habe die Gräfin von Rhodau zu kennen!“

„Nicht?“ fragte Emil hohnlächelnd. „Und doch hat die Gräfin Sie sogleich erkannt beim Vorüberfahren und doch hat sie gesagt, daß es gut vom Doctor sei, Sie, mein theures Kind, als Reserve bereit zu halten, wenn Ihr Zeugniß nöthig sein sollte und doch hat sie die Furcht geäußert, daß der Kampf mit uns ein heißer werden würde und daß sie auf heftige Scenen gefaßt wäre, die Sie mit Ihren Zeugnissen enden könnten?“

Zu große Sanftmuth war Dorlys Fehler nie gewesen, kein Wunder also, daß es in ihr „brausete, siedete und zischte, wie wenn Wasser und Feuer sich mengt!“ Sie verlor während der letzten Rede des Herrn von Wettstein alle Geduld, aber leider auch alle Besonnenheit.

„Das ist mir zu arg!“ sprach sie ganz außer sich. „Wenn die Dame, welche vor einigen Stunden durch die Stadt passirt ist, die Gräfin Frida von Rhodau war, so hat sie eher Ursache mein Zeugniß zu fürchten, als zu wünschen, denn meine Aussagen würden diese Dame aufs Schmäglichste compromittiren!“

Herr Emil trat unvermerkt zurück und faßte die junge Dame scharf ins Auge. Seinem erfahrenen Blicke entging es nicht, daß andere Gründe als bisher die Worte des schönen Mädchens so leidenschaftlich färbten. Welchen Weg er nun einzuschlagen hatte,

um der Sache gründlich auf die Spur zu kommen, wußte er nicht und er fragte wirklich nur unwillkürlich, ganz absichtslos und keineswegs von der Wichtigkeit seiner Frage durchdrungen:

„Wo wohnen Sie denn, schöne Dorly? In Berlin etwa?“

„In Birkwald, mein Herr, wo uns der Comthur als Aufsichtsbehörde ins Schloß gesetzt hat!“ antwortete das Mädchen mit stolz flammenden Blicken.

„In Birkwald? Und dort hätten Sie die Gräfin Frida gesehen? Das ist nicht wahr, kleiner Engel!“ Dorly lächelte verächtlich. „Oder — verdammt — Himmelement —“ murmelte Emil, indem er sich hart an die Stirn schlug. „Die Gräfin wohnte zuweilen dort im Schlosse?“ examinierte er mit zusammengekniffenen Lippen.

„Dann würde ich wissen, daß es die Gräfin gewesen —“ sie brach ab.

„Zum Vergnügen hielt sie sich dort auf? Wo wohnte sie? Warum sagte man Ihnen nicht, daß es die Gräfin war?“ Er schwieg, weil er fühlte, daß er in dieser Ueberstürzung nichts gewann. Hestig schritt er auf und ab. Dies Mal ohne studirte Grazie; erst als er sich ganz gefaßt hatte blieb er stehen und sagte:

„Es tagt in mir! Wie oft war die Gräfin in Birkwald, Mademoiselle?“

Dorly zog es vor diese Frage nicht zu beantworten, deshalb fügte Emil unverzüglich hinzu: „Fünf Male in gewissen Zwischenräumen etwa?“ Dorly neigte stolz ihr Haupt. „Und Doctor Hallström war ihr hilfreicher Beistand, nicht wahr?“

Dorly schauete rasch auf. Ihre Wangen färbten sich purpurroth. Nur diese Redewendung war nöthig gewesen, um auch in ihrem Innern ein Licht über die wunderbaren Rendezvous dieser beiden Menschen anzuzünden.

„Die Frau Gräfin Cousine hat uns an Schlaueit übertroffen, wie es scheint,“ murmelte Herr Emil, sich zum Weggehen rüstend, „jetzt begreife ich Alles!“ Er verließ das Zimmer mit flüchtigem Gruße, stürmte die Treppe hinab, warf sich in den Wagen und schrie: „Fort! Fort! Fort!“

Dorly hingegen blieb wie gebannt auf dem Flecke stehen, wo sie gestanden hatte, legte die gefalteten Hände fest auf ihre Brust und flüsterte:

„Sollte ich meinem Vetter Günther und der Gräfin Frida Unrecht gethan haben, als ich sie Beide mit dem schwarzen Verdachte eines verruchten Lebenswan-

dels bewarf? O, ich will mein Herz von dieser fürchterlichen Last befreien — ich will seiner Mutter Alles erzählen, was dort damals geschehen ist — mag sie sehen, wie fürchterlich ich unter diesem Verdachte gelitten habe!“

5.

„Fort!“ „Fort!“ tönte es immer aus dem Fond des Wagens und dieser Befehl fachte den Eifer des Kutschers zu hellen Flammen an. So himmelstürmend war gewiß noch niemals eine schwere Staatskarosse bergan geschleppt worden, als der Wagen, worin Emil in brennender Ungebuld saß.

Ein Paar Männer mochten dieselbe Bemerkung machen, denn noch ehe das Fuhrwerk die halbe Höhe erreicht hatte, schallte es aus dem Munde des Einen, der schon durch lebhaftes Geberdenspiel seinem Unmuth Ausdruck gegeben hatte, herab:

„Ist Er denn verrückt, bergan Trab zu fahren!“

Emil steckte geschwind seinen Kopf aus der Kutsche und gewahrte seinen Vater, welcher mit dem Secretair ein nasses Jagdvergnügen der trocknen Langweiligkeit seines Familienzimmers vorgezogen hatte und eben quer durch die Felder schritt, als sein Herr Sohn wie ein Sonnengott in der rosigten Abendgluth daher gestürmt kam.

Auf Emils donnerndes „Halt“ stand der Wagen still. Er winkte eifrig seinem Vater näher zu kommen. Der Oberst von Wettstein, ein mürrischer Mann von ähnlicher Gestalt und Haltung wie sein Sohn, nur wettergebräunt im Gesicht, näherte sich höchst verdrießlich dem Wagen.

„Himmelement, Du denkst wohl ich finde meine Pferde auf der Straße, Junker Emil! Ich traue Dir viel dumme Streiche zu, aber daß Du bergan galoppiren läßt, damit die Thiere oben schäumend zusammenbrechen, das habe ich vom weisen Diplomaten denn doch nicht erwartet.“

Emil hatte mehr durch devote Geberden als durch Worte geantwortet. Er wartete geduldig bis sein Vater seiner Galle Luft gemacht hatte und sagte dann:

„Will der gnädige Papa nicht einsteigen? Ich habe wirklich Eile und möchte gleich unterwegs mit Dir besprechen was noth thut.“

„Was giebt's denn? Einsteigen, mit diesen Stiefeln voll Schmutz in die Staatskarosse Ihrer Gnaden, der Frau Mama?“ wendete der Oberst hohnlächelnd ein.

„O — wir purificiren uns —“ entgegnete in

ganz gleichem Tone der Sohn, indem er sein reichgesticktes feines Leinentuch aus der Tasche zog und es dem Secretair hinwarf. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun als die Stiefeln des Obersten damit zu reinigen und es dann als eine willkommene Eroberung dicht zusammengewickelt in seiner Jagdtasche zu verbergen.

Während dessen war der Oberst eingestiegen, hatte befohlen vernünftig zu fahren und sah nun seinen Sohn mit bezeichnend fragenden Blicken an.

„Es hat sich viel, sehr viel ereignet seitdem Du auf die Jagd gegangen bist,“ begann Emil geflissentlich zögernd.

„Ist er todt?“ fragte der Oberst freudig auf-fahrend.

„Bewahre! Im Gegentheil, er lebt wieder auf und hat nie weniger Lust gehabt zu sterben als jetzt!“

„Nun, was ist denn passiert, Emil?“ meinte der Oberst weit gleichgiltiger als bisher.

„Ehe ich dazu schreite es zu erzählen, muß ich um Erlaubniß bitten dem gnädigen Papa für dies Mal einen guten Rath geben zu dürfen.“

„Nur zu! Ich kenne des Junkers Rathschläge schon, sie grenzen immer nahe an Unsinn. Das ist wahrscheinlich eine Methode der Diplomatie!“

„Papa thut mir und meinem Stande grausames Unrecht,“ antwortete Emil mit hämischer Freundlichkeit. „Wir sind nun einmal ein verschrieenes Corps und doch überholt uns mancher als klug und ehrlich respectirte Mann in Unsinn, List und ränkevoller Schlaueit. Doch das gehört nicht hierher, Papa. Wenden wir unsere kostbare Zeit nicht zu unnützen Wortklaubereien an. Erlaubt der gnädige Papa mir wohl die Frage nach dem Casus im Testamente des Großheims, der die „nicht im Lande Oesterreich geborenen Nachkommen ganz decidirt ausschließt?“

Der Oberst, schon sehr unangenehm von dem Seitenhiebe, der in Emils Entgegnung lag, getroffen, riß seine Augen weit auf und starrte seinen Sohn ziemlich wüthend an.

„Mißverstehe meine Frage nicht, Papa,“ beschwichtigte ihn der junge Mann eiligst, denn das Gewitter in diesem Gesichte drohete mit fürchterlicher Explosion.

„Ich muß den Casus ganz genau wissen, um Rath geben zu können.“

„Was weiß ich davon?“ grollte der Oberst.

„Wir sind entre nous,“ fiel Emil schadenfroh ein.

„Es weiß kein Mensch diese Bestimmung besser als Du, darum wendete ich mich an Dich und darum flog ich wie auf Sturmesflügeln bergan. Die Sache eilt. Wenn Papa es mir nicht sagt, so wird es mir eine andere, wie es scheint, wohlunterrichtete Person im Schlosse sagen!“

Der Oberst blieb die Antwort schuldig, war aber sichtlich gespannt darauf, was noch kommen würde. Sein Auge flog unruhig von einem Gegenstande zum andern und die nervöse Bewegung seiner Finger deutete vollkommen die innerliche Aufregung an, worin er sich befand. Sein Sohn fuhr ruhig fort:

„Gut, wenn der gnädige Papa meinen Wunsch in dieser Form nicht erfüllen will, so hat er vielleicht die Gewogenheit mir zu notificiren, wenn ich falsch unterrichtet gewesen sein sollte. So viel mir erinnerlich ist heißt es wörtlich im Testamente: „Nur diejenigen meiner Nachkommen, von Geschwisterseite, die in meinem theuern Vaterlande geboren sind, seien es Geschwisterkinder oder Geschwisterkinderkinder, sollen Theil an meinem Allodialvermögen haben und soll das ganze Vermögen in gleichen Theilen an diejenigen fallen, die sich zu meinen leiblichen Erben zu zählen das Recht haben, in sofern sie der Bedingung, auf österreichischem Grund und Boden geboren zu sein, entsprechen.“ Emil schwieg und sah seinen Vater forschend an.

„Nun? Was willst Du mit dieser Citation sagen?“ fuhr der Oberst auf. „Ist es Deine Absicht Dich als gleichberechtigten Erben zu betrachten? Willst Du gerichtlich diese thörichte Phrase, von der ich den alten starrköpfigen Comthur, trotz aller Vorstellungen nicht abbringen konnte, in Anwendung bringen und Deinen Vater dadurch elend machen?“

„Ruhig, Papa! Ich weiß Ihr werdet ohne mich fertig mit dem Gelde, was zu erben ist!“ sprach Emil etwas trübe. „Der Grund meiner Nachfrage ist ein weit drohenderer als Du wähnst.“

„Nun, was ist denn sonst? Frida ist auf preussischem Grund und Boden geboren — die fällt weg, nebst ihrer ganzen —“

„Still! Die Rache der Götter ist uns nahe!“ fiel Emil pathetisch ein. „Die diplomatisch seine Abfassung des Testaments macht dem alle Ehre, der es entworfen hat. Kein Vorwurf kann ihn treffen — man muß glauben, daß nur der Haß unsern Großonkel zu den Bedingungen getrieben hat, die uns in Vortheil setzen, allein die diplomatische Schlaueit des Verfassers ist leider von einer Mutter, die wenig

Vermögen und ein halbes Duzend Kinder hat, übertriffen worden.“

„Wie so? Foltete mich nicht!“ murmelte der Oberst dumpf. „Frida hat Kinder, ich weiß es. Es sind fünf an der Zahl — aber wie wäre es möglich?“

„Nichts leichter als das!“ warf Emil spöttisch ein. „Sie hat fünf Kinder und alle fünf haben das Licht der Welt in Birkwald erblickt, also nicht allein auf österreichischem Grund und Boden, sondern sogar auf echtem Birkhofschen!“

Der Oberst war sprachlos vor Schreck.

„Mein guter Rath, den ich Dir geben wollte, geht nun dahin, daß wir die gnädige Frau Cousine auf alle Weise flattiren, damit sie nicht auf den Unsinn verfällt ihre fünf Sprößlinge zu gleichen Theilen präsentiren zu wollen. Reizen wir sie sowohl, als den Doctor Hallström, ihren Helfershelfer, nicht, so wette ich hundert gegen eins, daß sie Beide eine gleiche Theilung zwischen Dir und der Gräfin gelten lassen. Der Stolz des Grafen Adrian garantirt mir diese Ansicht!“

„Ich will mit Deiner Mutter sprechen!“ schloß der Oberst das Gespräch. Gleich darauf donnerte der Wagen über die alte Zugbrücke und die Herren verließen denselben mit der Empfindung als hinge ein schweres Gewitter über ihren Häuptern.

Während der Oberst sich in sein Zimmer schlich, um Toilette zu machen, verfügte sich sein Sohn in das Cabinet, wo er seine gnädige Mama über Lafontaines himmlischem Roman „St. Julien“ eingeschlafen fand. Sie träumte gewiß von jener entzückenden Zeit, wo sie der Heldin des herrlichen Erzählers geglichen hatte, denn ein süßes Lächeln thronte auf ihrem dicken Gesichte.

6.

Der Oberst verwendete weit mehr Zeit als nöthig war, um sich umzukleiden. Er hatte die Absicht nicht zu früh zu erscheinen. Als er endlich, Verdruß in allen Mienen, bei seiner Gemahlin eintrat, da wußte die Gnädige schon die ganze Geschichte, die ihr eine längst erwartete Erbschaft entzog. Die Wangen der Frau von Wettstein glühten wie Päonien und ihr Flacon zeigte sich leer. Die häufigen Anwandlungen von Ohnmacht hatten eine enorme Menge belebender Essenzen nothwendig gemacht.

Ihr Sohn Emil schien in der Wendung der Dinge

kein Unglück mehr zu sehen. Er saß gemüthlich lächelnd im Sessel und schaukelte seine Beine.

Seiner Mutter Groll belustigte ihn mehr als daß er theilnehmend davon ergriffen war und er beantwortete, gerade beim Eintreten seines Vaters, den Ausruf derselben: „Eine affreuse Betrügerei! Eine gemeine Intrigue!“ mit scherzhaftem Pathos:

„Gnädige Mama, Du bist ungerecht! Ein Staatsstreich ist es — ein wahrer süperber Staatsstreich und eine köstliche anbetungswürdige Schlaueheit!“ Damit erhob er sich von seinem Plaze und ging seinem Vater artig entgegen.

„Nicht war, gnädiger Papa, Du stimmst mir bei! Wir leben nun einmal im Zeitalter der feinen Intrigue, die als ein Erbtheil des kaum überwundenen Franzosenreiches auf uns gekommen ist, deshalb ist es auch unsere Schuldigkeit, die als unsere Meister zu verehren, die uns überflügelt haben. Meine Meinung geht nur dahin, daß wir denen nicht zeigen, wie tief uns dieser ungeahnte Ausgang vierzigjähriger Hoffnungen getroffen hat.“

„Vierzigjähriger Hoffnungen?“ erwiderte die Gnädige indignirt, indem sie einen Blick in den großen Wandspiegel warf. „Ich bin erst sechsunddreißig Jahr Deines Vaters Gemahlin! Welche Fehler der Decenz Du Dir heute erlaubst!“

„Bitt' um Verzeihung — schon mein Großpapa soll dergleichen Hoffnungen haben laut werden lassen,“ scherzte Herr Emil, der mit der Kaltblütigkeit und Gelassenheit eines Diplomaten längst die tröstliche Seite dieser Affaire aufgesucht und gefunden hatte und der darauf ausging, seinem Vater noch einen tödtlichen Schrecken mit der Nachricht zu verursachen, daß die Gräfin Rhobau angekommen sei und jeden Augenblick mit ihm zusammentreffen könne.

Zwischen diesem Vater und diesem Sohne war immerwährend Krieg um die Obergewalt. Wenn dem Vater, vermöge seiner väterlichen Rechte, der Respect nicht versagt werden durfte, so nahm der Sohn jede Gelegenheit wahr, um ihn heimtückisch zu kränken und sein geistiges Uebergewicht geltend zu machen. Geßlißentlich hatte er im Wagen unerwähnt gelassen, daß die Gräfin angelangt und bereits mit dem alten Herrn versöhnt sei. Er rückte ihm nun näher und sagte ohne alle Vorbereitung:

„Der gnädige Papa wollte mit der gnädigen Mama über unser Verhalten gegen die Gräfin Cousine berathschlagen — ich möchte um Beschleunigung dieser Berathung bitten, denn die Cousine wird uns

hoffentlich noch heute vor Nacht ihre Austrittsvisite machen.“

Der Oberst fuhr sichtlich zusammen und sah wie ein furchtames Kind um sich. „Heute? Hier?“ fragte er ärgerlich laut, um seine innere Beklemmung zu verdecken.

„Ja wohl!“ entgegnete Emil freundlich. „Sie ist hier! Ich erlaubte mir ja dem gnädigen Papa schon unterwegs bemerklich zu machen, daß ich hinreichend Grund hätte die Pferde nicht zu schonen. Gräfin Frida ist angekommen und ich habe ihren ältesten Junker in scharfes Verhör genommen. Aus seinen Neben leuchtete hervor, daß etwas im Werke wäre und ich verfolgte die Spuren der Verschwörung. Das Resultat kennt der gnädige Papa — ich erfuhr, daß Gräfin Frida fünf Mal in Birckwald gewesen war und im Tempel am Teich Wochen gehalten hatte. Ein famoser Einfall!“ — Er lachte aus Leibeskräften und steigerte dadurch den Grimm der Eltern aufs äußerste. Das wollte er eben. Sie sollten fort aus dem Schlosse. Sein Plan, den er erst vor wenigen Minuten gefaßt hatte, reifte mit Blitzeschnelle unter der Berechnung, wie bald diese letzte Erbschaft verfliegen und wie hilflos er dann in der Welt dastehen würde, während er bei der Erbvertheilung nach dem Testamente, den achten Theil als unantastbares Eigenthum erlangte. Dahin ging also nun sein Streben! Seinen Vater versuchte er durch die unerwartete Nachricht von Fridas Anwesenheit bestürzt zu machen. Er war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß der gnädige Papa gleich allen Verbrechern, wohl Muth hatte ein Unrecht zu thun, aber nicht Courage genug, um der hintergangenen Verwandten entgegenzutreten. Er wußte genau, wie viel Hinterlist, Heuchelei und Ueberredungskunst sein gnädiger Papa angewendet hatte, um eine Heirath hinter dem Rücken des Comthur zu bewerkstelligen, die einen ewigen Zwiespalt zwischen dem Onkel und der Nichte erzeugen mußte. Er kannte auch die Mittel und Wege, die unmittelbar nach der Trauung und nach der Flucht des jungen Paares versucht wurden, um ein Testament zu erzielen, das den gnädigen Papa zum alleinigen Erben machte, ohne ihn einer unrechtmäßigen Erbschleicherei verdächtig erscheinen zu lassen.

Es war Alles fein und schlau geordnet, aber man übersah, daß Frida einen treuen Freund in der Heimath gelassen hatte, der ganz unschuldig den Gedanken im Comthur aufregte „zu gleichen Theilen“ erben zu lassen. Man übersah, daß andere Leute auch

Mittel und Wege finden könnten, ihr Recht zu behaupten, daß eine Mutter ihren Kindern zu Liebe wohl noch größere Opfer bringen kann als eine Reise in geheimnißvoller Einfachheit antreten, um das Heimathsrecht für das geliebte Wesen zu erringen, welches unverschuldet zeitlicher Vortheile beraubt werden sollte.

Während Herr Emil immerfort gelassen seine Beine schaukelte, saß der Oberst stumm, gleichsam niedergedonnert da und überlegte was zu thun sei.

Er war zu weit gegangen, um mit dreister Stirn seiner Cousine entgegenzutreten zu können. Der Weg von Schlesien nach Berlin war dazumal so langweilig und schwierig, daß er niemals daran gedacht hatte, derselben im Leben wieder zu begegnen und nun war sie da, nun konnte sie jeden Augenblick vor ihn treten und ihn „einen Schurken“ nennen. Das waren allerdings unangenehme Ausichten! Emil sah es an den immer tiefer und dichter sich bildenden Falten seiner Stirn, daß die Rachegötter ihr Werk begonnen und seine Seele mit Furcht und Zagen gefüllt hatten. Er schaukelte etwas lebhafter seine Beine — wendete den Blick herausfordernd seiner gnädigen Mama zu und sagte:

„Nicht wahr, gnädige Mama sieht jetzt nach einigem Nachdenken ein, daß wir weise handeln, wenn wir mit Eifer die Kluft auszufüllen suchen, die das leidige im Grunde sehr ungerechte Testament unsers Comthur zwischen uns und Gräfin Frida aufgeworfen hat.“

„Wie meinst Du das, Emil? Ich bin das Betrüben freilich von Dir gewohnt, allein wenn Du Deinen Sarkasmus so weit ausdehnen solltest, mir eine demüthigende Rolle gegen unsere Cousine zuzumuthen, so gestehe ich, daß Du Dich selbst übertriffst. Ich — die Schwester —“ Emil, sichtlich amüßirt von ihrem Verdruß, fiel schnell ein:

„Mama — bitte — ich weiß schon was Du sagen willst. Ich bin bereit meiner Zunge Zaum und Zügel anzulegen, allein bedenke gefälligst, die Thür könnte sich öffnen, um Frida einzulassen — was könnten wir anders thun, als sie mit aufrichtiger Hochachtung empfangen und ihr, die im Hauptgebäude wohnt, das heißt, eine geborene von Birckotsch ist, mit schuldiger Ehrerbietung das Regiment hier einräumen? Habe ich nicht recht, solche Situationen vorher zu bedenken, damit man sich dem Decorum gemäß betragen kann?“

Der Oberst rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. Seine Augen hingen an der Thür, welche sich „öffnen konnte um Frida einzulassen,“ da er aber

aus Artigkeit, seiner stolzen Gemahlin immer das erste Wort gönnte, so durfte er den Entschluß, sofort das Schloß zu verlassen, nicht eher aussprechen, bis diese es gestattete. Emil lächelte ihm gutmüthig zu, als wolle er sagen, daß der Augenblick nicht fern sei, wo er erlöst werde. Er fuhr fort:

„Wir sind ja keineswegs als Feinde voneinander geschieden! Daß wir innerlich diese Frida zu hassen Ursache hatten, haben wir ja stets verhehlt! Warum jetzt plötzlich eine Freundschaft verläugnen, da dies unsern Charakter verdächtigen würde?“

Die Gnädige erhob sich mit etwas derangirter Grazie und rief hochfahrend:

„Ehe ich mich zur Freundin einer Dame herabwürdigende, die so ordinair ist ihre Wochenbetten in betrügerischer Heimlichkeit abzuhalten, lieber verlasse ich das Schloß unverzüglich.“

„Der Meinung bin ich auch!“ stimmte der Oberst bei. „Wir sind heute beim Kammerherrn von Heinselberg eingeladen gewesen und haben des mißlichen Wetters wegen nicht Gebrauch von dieser Einladung machen wollen. Das Wetter hat sich geändert — was hindert uns wohl noch hinüber zu fahren?“

„Noch dazu, da die Staatskarosse angespannt steht,“ ergänzte Emil sehr artig.

„Angespannt? Noch angespannt?“ fragte der Oberst mißtränisch und ärgerlich. „Wie kannst Du die Pferde, die so unerhört —“ Emil unterbrach ihn eiligst.

„Nicht doch, gnädiger Papa. — Ich habe des Großonkels Marstall in Anspruch genommen, weil ich vornherein die Absicht hatte, noch zum Kammerherrn hinüber zu fahren, um einer Begegnung mit der Cousine auszuweichen. Allein der Respect verbot mir, meine Vorsätze maßgebend für die gnädigen Eltern machen zu wollen. Wir verlassen also, unbekümmert um den eingetroffenen Besuch, der uns noch nicht officiell angezeigt ist, das Schloß, nisten uns irgendwo bis zum Tode des Comthur ein und wenn es den gnädigen Eltern genehm ist, so kann ich ja morgen oder auch später hierher zurückkehren, um das Terrain zu recognosciren.“

Wieder warf der Oberst einen Blick voller Mißtrauen in das Gesicht seines Sohnes, da er aber aus der ganzen Rede desselben nichts Verdächtiges hervorheben konnte, so schwieg er lieber.

Nach kurzen Vorbereitungen fuhr die Familie von

Wettstein, beleuchtet von dem letzten Tageschimmer, vom Schloßhose, um eine Hoffnung ärmer und um eine Demüthigung reicher.

7.

Selten gleicht ein Tag dem andern, sowohl in Bezug auf Sonnenschein über Flur und Haide, als auf Sonnenschein im Geiste und im Gemüthe. Die Naturerscheinungen in ihrem Wechsel sind ein Bild des menschlichen Lebens und wir fühlen dies von der himmlischen Heiterkeit eines unbewölkten Himmels nach Regentagen eben so tief bewegt, wie von der Freude nach tiefer schmerzlicher Unruhe.

Im Hause der Madame Hallström glänzte nicht allein der Sonne frischer belebender Strahl, sondern auch die Fröhlichkeit eines beschwichtigten Herzens. Dorly hatte ihr heftiges Temperament, das vom jungfräulichen Stolze noch gereizt worden war, bezwungen und in kindlicher Treuherzigkeit der Mutter Günthers Alles gebeichtet, was sie je gefühlt und was sie, um deshalb, jetzt so schwer gekränkt hatte. Wenn sie nun auch dem Argwohne, der ihr Gemüth vergiftete, nicht klare Worte lieh, so war es doch der erfahrenen Frau ein Leichtes gewesen das zu errathen, was Dorly, tief beschämt, ihr verschwieg. Freilich, von ihrem Standpunkte aus begriff sie den Unsinn einer Leidenschaft nicht, die absurde Dinge zusammenzimmerte, die im eifersüchtigen Grolle einem strafbaren Verhältnisse nachspürte, wo jeder Unbefangene nur die ärztliche Beziehung zu der schönen Dame herausgefunden haben würde.

Madame Hallström hielt dem jungen Mädchen auch eine wohlverdiente Strafrede. Aber das Mädchen war ihr durch diese Geschichte noch lieber geworden und sie konnte eigentlich die Zeit gar nicht erwarten, wo Günther heimkehren werde, um ihn gründlich zu Gemüthe zu führen, daß er der heißen Zärtlichkeit dieses schönen Kindes gar nicht werth sei, da er sich kalt sinnig schon drei Jahre lang von ihr habe anbeten lassen.

Sie nahm nämlich in ihrer altmütterlichen Weisheit an, daß Günther über diese Zärtlichkeit längst im Klaren gewesen sei und darin gerade irrte Madame Hallström. Bei Männern, die mit kindlichen Mädchen gescherzt haben, muß eine besondere Stunde kommen, wo sie gewahr werden, daß das Kind längst eine Jungfrau geworden ist. Diese besondere Stunde aber war leider erst vor ganz kurzer Zeit bei Günther ein-

getreten und sie wurde etwas entkräftet durch die Unruhe seiner Seele, die ihn beständig zum Zwiespalte zwischen Frida und ihrem Dunkel zurückleitete und so mit die eigene Herzensangelegenheit, als etwas leicht zu beseitigendes, in den Hintergrund drängte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Noch einiges über Fichte.) Berthold Auerbach, der Dichter der Dorfgeschichten, begann seine Rede über den Gefeierten in Berlin mit einer novellistischen Einleitung und erzählte folgende kleine Geschichte aus dem Jugendleben Fichtes: An einem schönen Frühlingstage wandelte ein Knabe an dem murmelnden Dorfbach; er hielt ein Buch in seinen Händen, das er bald voll Liebe an sein Herz drückte wie einen Schatz, bald dagegen hoch wie zum Wurf emporhob, als wollte er es in die vorbeischießenden Wellen schleudern. Augenscheinlich kämpfte das Kind einen schweren Kampf, der damit endete, daß es das ihm so lieb gewordene Buch in den Bach warf. Es war die bekannte Volkshistorie vom „hörnerneu Siegfried“, die ihm der Vater vom Jahrmarkt aus dem benachbarten Camenz mitgebracht hatte. Seitdem er es besaß, vergaß er alles Uebrige, unablässig las er darin und versäumte darum seine übrigen Arbeiten und Schulpflichten. Darum von seinem Lehrer getadelt, faßte er den für sein Alter so heroischen Entschluß, den Versuch abzuthun. Als er aber das geliebte Buch in den Wellen sinken sah, da flossen heiße Thränen über die rothen Wangen des Knaben; er trocknete sie und richtete sich bald wieder auf, gestärkt durch das innere Bewußtsein der sittlichen Pflichterfüllung.

Herr Professor Kalisch, ein Freund und Schüler Fichtes, ließ eine Reihe interessanter Erinnerungen an den Gefeierten verlesen. Aus diesen Aufzeichnungen erfahren wir, daß Fichte wegen der unverhältnismäßigen Verkürzung seines Unterkörpers weit kleiner erschien als er wirklich war. Auf dem Katheder im Vortrage erweiterten sich seine Züge und belebten sich zu einem Ausdruck, der unwillkürlich an das mächtige ehernen Gesicht der Statue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke erinnerte. Sein Schritt war voll Kraft und Bestimmtheit, der Gang eisensfest, jeder Tritt ein Fortschritt, der nie zurückgenommen wird. Jedes Wort, jeder Satz erschien eben so wie in Erz geprägt, der unmittelbare Ausdruck eines folgerichtigen Denkens. In der letzten Zeit hielt Fichte seine Vorträge oft unter den größten Schmerzen, ohne daß nur ein einziger Zuhörer davon eine Ahnung hatte, da er sich vollkommen beherrschte. Sein ganzes Wesen concentrirte sich in einem Worte — Besonnenheit. Er war ein Mann und Philosoph aus einem Gusse wie Sokrates. So er-

schien er auch in seinen Reden an die deutsche Nation ohne Menschenfurcht und als er in officiöser Weise gewarnt und ihm gesagt wurde, daß die Regierung nicht im Stande sei ihn zu schützen, antwortete er in seiner dreizehnten Rede mit einer solchen Unerblichkeit, daß die damalige Censur-Behörde für gut fand, das Manuscript derselben in ihrem Bureau auf noch unerklärte Weise verschwinden zu lassen. Als Napoleon in Moskau einzog und ganz Berlin über diesen neuen Sieg verzweifelte, sagte er ruhig und unerklärlich: „Die Russen werden es verbrennen.“ Groß war seine Freude über die Siege der Freiheitskämpfer, aber schon im November 1813 änderte sich seine Stimmung über das Heer und die Fortführung des Krieges: er fürchtete damals schon, daß es darauf abgesehen sei, die Kraft des Volkes der Reaction dienstbar zu machen. Es ist dem Aufzeichner dieser Erinnerungsblätter nicht zweifelhaft, daß der Friede Fichte, wenn er nicht der ihn hinwegraffenden Seuche unterlegen wäre, zum ersten Märtyrer gemacht haben würde.

(Ein deutscher Poet im Colosseum in Rom.) In der A. Ztg. berichtet er „vom Strand der Tiber“ von Aschermittwoch 1862: Da an diesem Mittwoch der Principe und der Bettler das Aschekreuz der Buße an der Stirn tragen, so wollen auch wir der „Traurigkeit“ opfern. Und wo könnten wir dies besser als im Colosseum, jener riesigen Steinschale, deren Rand überfließen würde von Blut, wenn sich alles angesammelt hätte, das einst darin vergossen wurde? Wahrhaftig, die Erinnerung an jene Gräueltat stimmt die Seele trüb und um so trauriger, wenn wir bedenken, daß es meist die Bekenner der neuen auf Golgatha martervoll besiegelten Lehre waren, die hier, unter dem Jauchzen einer entmenschten Menge, von dem blutgierigen Gethier der Wüste oder dem eigenen Bruder geschlachtet wurden.

Am Abhange der Esquilien treten wir aus der engen Straße. Gärten, in denen die silberblättrige Artischoke sich sächerartig ausbreitet und weißblühende Mandelbäume beim Wehen des Nordwindes einen wahren Blumenregen zur Erde tropfen, schmücken den esquilinischen Hügel, an dessen Fuß, hart an den Arcadenreihen des Colosseum, noch die gemauerte Basis von Neros 120 Fuß hoher Statue sichtbar ist. Sie stand, wie Sueton bemerkt, in dem Vorhofe des goldenen Hauses, welches Nero vom Palast bis zu den Esquilien hinübergeführt hatte. Erwähnter Vorhof war von solcher Breite, daß er eine Halle mit einer dreifachen, je tausend Schritte breiten Säulenreihe einschloß, gleichfalls einen Teich, ähnlich einem See, von Gebäuden wie von einer Stadt umgeben; Gefilde außerdem mit abwechselnden Saatsfeldern, Weingärten, Viehtristen und Wäldern, nebst einer Menge aller Arten zahmen und wilden Viehes. In den übrigen Theilen des Palastes war alles mit Gold ausgelegt, mit Edelsteinen und Perlmutter besetzt, die Decken der Speisezimmer waren mit elfenbeinernen Tafeln eingelegt, welche, um Blumen herabzustreuen, beweglich und, um Wohlgerüche zu verbreiten, mit Röhren versehen waren. Das vorzüglichste unter den Speisezimmern

war rund und drehte sich unaufhörlich bei Tag und Nacht wie die Welt herum. Die Bäder hatten ihr Wasser aus dem Meer und der Albula. Als er dieses nun vollendete Gebäude einweihte, war er in soweit damit zufrieden, daß er sagte: endlich fange er doch an wie ein Mensch zu wohnen. Jetzt fließt an derselben Stätte ein trüber schlammiger Bach und an seinem Rande wuchert das saftige Blatt des *Arum maculatum*.

In dem riesenhaften Colosseum ließ Titus während hundert Tagen alle Arten von Thierkämpfen veranstalten und Domitian gab dem nimmersatten Verlangen des Volkes großartige Seesgefechte. Zeit, Feuersbrunst, Erdbeben, erobernde Varenenscharen, Päpste, welchen dieser Marterplatz frühesten Christen Abscheu einflößen mochte, Rohheit und Nichtachtung vor dem stummen und beredten Denkmal der heterogensten Culturepochen, endlich praktischer, industrieller Sinn, der sich das kostbarste Material nutzbar machte, haben das säulen- und statuengeschmückte Colosseum in ein Skelett verwandelt, dessen Riesenknochen die Sonne des Südens malerischen Schmuck von Pflanzen entlockt, damit sie nicht gar zu unwürdig in Staub zerfallen, sondern gleichsam unter blühenden Sträuchern und duftigen Blumenkelchen bestattet liegen.

Nur mühsam kann man sich aus den jetzigen Trümmerresten die einzelnen Aufgänge und Ausgänge, aus welchen diese ungeheure Menge nach beendigten Spielen ausgespielen wurde, wieder in der Phantasie errichten. Denn es liegen die bequemen Sitzreihen und die gemauerten Schranken, welche die verschiedenen Rangstufen abtheilten und dem Ganzen das Aussehen einer Bienenwabe gegeben haben müssen, in grauenvollster Zerstörung. Ueberall rankt in freier Bewegung die Brombeere und der Ephen, es wurzelt im Schutt und Mörtel die Stechpalme, der Kirschlorbeer und der wilde Delfstrauch und es schmarozen fettblättriger Mauervioletter, Fenchel, Goldlack und Venushaar und alle kassenden Spalten, die Wunden des Colosseum lieblich verhüllend. Hoch über dem Rande der ovalen Schale des Amphitheaters aber wölbt sich der nun vollkommen wolkenfrei gewordene, tief azurine Himmel.

Meinem harten Ziegelsitz gegenüber ragen in melancholischem Schweigen die zerfallenen Bogen, in Trümmer gesunkenen Arcaden und Pfeiler; durch die Oeffnungen werden die dunkeln Cypressen des Monte Celso sichtbar und gar lieblich contrastirt mit deren schwarzen Nabeln die violette Schmetterlingsblüthe des Judasbaums, die ohne Blätter zu Tausenden gleich unmittelbar aus dem Stamme treibt und eine der wunderbarsten Erscheinungen unter den vegetabilischen Lenzwundern ist. Je tieferes Schweigen, je todesstarrere Ruhe in diesen weiten Räumen brütet, um desto mehr wird unsere Einbildung dazu getrieben, dieselbe wieder mit jenen Gestalten zu beleben, welche die letzten Repräsentanten eines dem Untergange geweihten Geschlechts waren. Und horch, es braust und rauscht wie das Meer, wenn es hoch aufathmend und rhythmisch seine langgezogenen Bogen zum Strande rollt! Das sind sie diese

„Brot und Spiele“ verlangenden Quiriten; von ihren Sitzen haben sie sich erhoben und neugierig gestreckten Halses schauen sie hinunter in die Arena zu erspähen, wer heute dem Tode geweiht ist.

Die Gladiatoren ordnen sich. Hier die Reihsechter in einfacher Tunica, dort die mit dem Cestus kämpfenden, an welche sich die schwertumgürteten Gladiatoren reihen, welche den Löwen und Tigern entgegentreten werden. Unter der Loge des Kaisers rufen sie ihr: *Caesar morituri te salutant* — Heil dir, Imperator; die dem Tode Geweihten begrüßen dich! —

Aber es mahnt uns das andächtige Aveläuten, welches gedämpften Tones in die Arena dringt und der letzte Gluthstrahl der scheidenden Sonne, die dem röthlich-braunen Gestein einen gloriosen Schimmer verleiht, an den Heimweg. Allein da fesselt uns plötzlich die allerbestrebendste Procession, die durch den Eingang an der Lateranseite in das Colosseum zieht. Es sind Mönche in grauen Kutten, umgürtet mit Knotenstrick und Rosenkranz; vor dem Angesicht tragen sie leinwandene Masken und in der Hand brennende Fackeln, die ein sprühendes Licht auf die Stationsaltäre werfen, welche das Oval der Arena in kleinen Abständen bedecken. Ein Kreuzträger eröffnet den Zug, der aus Mönchen vom Orden der *Sacconi del santo cuore* und einer Menge von Gläubigen besteht, unter denen sich meist Frauen befinden. Erst bringt die Procession zu Füßen des in der Mitte der Arena ragenden Kreuzes den Marterinstrumenten, mit welchen der Heiland gequält wurde, ihre fußfällige Verehrung dar, und dann wandelt sie, Gebete murmelnd und in zerknirschter Nüchternheit schluchzend, von einer Station zur andern. Vor jeder knien die Mönche und die Frauen, bekreuzen sich und lispeln mit beweglichen Lippen den Rosenkranz; Und als sie alle Leidensstationen passirt, stieg einer der Mönche auf ein eigens hergerichtetes hölzernes Gerüst, hielt hoch ein Crucifix empor und begann mit weithin schallender Stimme die Märtyrer der ersten Christenheit zu preisen, die hier für den Glauben ihr Blut verspritzt und die nun als Heilige zu Füßen der Mutter Gottes sitzen. So laßt uns, schloß der enthuhiastische Priester, standhaft wie diese Märtyrer alle Leiden dulden, welche die Kirche heute zu ertragen hat und die sie, wie so viele tausend Bedrängnisse vorher, glorreich überwinden wird. Schauerlich tönte das Echo der unermesslichen Hallen die letzten Worte zurück und geisterhaft, wie sie gekommen, zog die Procession wieder fort — eine der vielen wunderbaren Erscheinungen in Rom.

Seelenallein in der sich schon mit Dämmer füllenden Arena, durch deren Nebelstör die schone Fledermaus und das unheimliche Käuzchen flattert, wollte ich in der gefährlichen Abendkühle den Mond nicht mehr erwarten. Ich wandte mich also dem nach dem Titusbogen führenden Ausgang zu. Oben auf einem der morschen Bogen blühte eine Anemone, roth wie ein Blutstropfen und im leis wehenden Nachtwind bewegte sich langsam und traurig diese feldmilde Märtyrerblume.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.,
mit Stabstichen 8 Thlr.

D o r l y.

Novelle

von
Ernst Frihe.

(Schluß.)

Vielleicht fühlte Günther sich seines Glückes auch zu sicher, wie seine Frau Mama und es würde ihm am Ende sehr gesund gewesen sein, wenn er in dem kritischen Schwanken Dorlys zwischen Haß und Liebe angelangt und darüber belehrt worden wäre, wie energisch das junge Mädchen einer unwürdigen Liebe Trotz bieten könne. Dieser Belehrung entging er, denn er kam nicht nach Hause, weder zu Abend, noch zur Nacht!

„Der Gräfin wegen!“ dachte Dorly als sie sehnsüchtig spät Abends im Fenster lag und unter guten Vorsätzen Eifersucht und Mißtrauen begraben wollte. Sie hatte der Mutter Günthers gelobt geduldig auszuhalten, bis sich die Wolken an ihrem Lebenshorizonte entwickeln würden, aber sie hatte dagegen das Versprechen eingetauscht, bei der geringsten Herzensheilung des jungen Mannes fliehen zu dürfen. Als der neue Tag so sonnenhell vor ihr lag, da kehrte auch in ihrer Brust eine neue Hoffnung ein. Ein Bote kam in früher Stunde und meldete, daß der alte Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und der Doctor erst Mittag zurückkommen werde. „Also nicht der

Gräfin wegen!“ dachte sie, fröhlich vom Trübsal der Selbstquälerei kurirt.

Endlich kam Günther. Schon wie ein Vogel, der den Käfig fürchtet, obwohl er ihn mit dem Gegenstand seiner Sehnsucht vereinen soll, wich Dorly vor der Berührung seiner Hand zurück, die er ihr treuherzig darbot. Das war dem Herrn Doctor noch nicht passiert und er blickte sogleich mit forschendem Ernst in die schönen braunen Augen, die ihm sonst so hell entgegengeleuchtet hatten.

„Bist Du endlich da, mein Sohn?“ fragte seine Mutter so herzlich ihn begrüßend, daß ihm keine Zeit blieb, seinem Befremden Worte zu leihen. „Wie steht es im Schlosse? Schlecht? Aber einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, Günther? Das ist der Berufsstreue zu viel geopfert.“

„D, hier sprachen nicht allein Berufs-, sondern auch Freundschaftspflichten,“ entgegnete Günther begeistert. „Gott sei Dank — es ist Alles, Alles gelungen und Frida empfängt am Sterbebette ihres alten Onkels den Lohn für den heldenmüthigen Entschluß, den sie in der sichern Ueberzeugung gefaßt hatte, daß ein Tag kommen werde, das Gewissen des Comthurs zu wecken. Es ist Alles gut dort oben. Die Wettsteins sind wie Nachtvögel ausgezogen und nicht wieder heimgekommen, bis auf Emil, den schlauen Diplomaten, der Wache zu halten beordert scheint.“

„Wie geht es heute mit dem Comthur?“ fragte Madame Hallström nochmals.

„Es geht zu Ende mit ihm, mein Mütterle, aber

ein Engel bewacht sein Sterbelager und fünf liebe Genien beeifern sich, ihm das Sterben heiter zu machen.“

„Sind die Kinder hier? Meinst Du mit den Genien die Kinder?“ fragte Dorly rasch.

Günther nickte nur mit dem Kopfe und sah sie, schelmisch lächelnd an. Das Mädchen stand schnell auf.

„Dorly sah die Gräfin kommen,“ referirte Madame Hallström zögernd, indem sie Dorly, die zu entschlüpfen Lust zeigte, den Weg verschränkte.

„Ja, sie ist gekommen auf meinen Ruf — ich stand Nachmittags Todesangst aus, daß sie zu spät eintreffen würde, denn ich sah das Aufblitzen und Zusammensinken der Lebensgeister unsers guten alten Herrn und fürchtete das Aergste. Gottlob, er war bei voller Besinnung und bei guter Laune, als die Gräfin eintraf. Eine Stunde später wiederholte sich der Schlaganfall und lähmte ihm die Zunge dermaßen, daß ihm nur ein unverständliches Fallen möglich wird.“ Günther schwieg und senkte die Stirn in seine Hand, die er auf dem Knie gestützt hielt. Nach einer Weile schaute er auf und fügte mit leicht bewegtem Tone hinzu. „Wunderbar! Seine letzten Worte, die er auf dieser Welt geredet hat, waren ein Segen für Frida —. Erkannst Du die Gräfin gleich, Dorly?“ fragte er dann heiter.

Das Mädchen neigte schweigend ihr Köpfchen und senkte es gleich darauf seitwärts, um ihm die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Was war hier geschehen? Der Doctor blickte unruhig werdend zu seiner Mutter auf, die neben Dorly Posto gefaßt hatte und mit derselben stand, während er saß. Von einem sonderbaren Gefühle getrieben, griff er rasch nach Dorlys Hand und zog sie mit warmen Blicken die schönen Augen suchend, zu sich heran.

„Erinnerst Du Dich wohl, wie Du die Gräfin zum ersten Male im Tempel erblickt hattest und es meiner ganzen Ueberredungskunst bedurfte, um Dir's glaublich zu machen, daß es keine Fee, sondern eine Dame sei, die da hause?“

Dorly senkte die Stirn noch tiefer. Das Unrecht, welches sie Günther im Wahnsinne ihrer Eifersucht gethan, durchdrang mit ätzender Schärfe ihr Inneres und verwischte jedes fernere Mißtrauen bei dieser Frage.

„Erinnerst Du Dich, wie Du athemlos bald darauf gestürmt kamst und mir erzähltest: es weine ein kleines, ein ganz kleines Kind im Tempel?“ forschte

der Doctor mit schlaudem Lächeln weiter. „Erinnerst Du Dich, daß genau zwei Jahr später plötzlich die Dame wieder erschien und daß Du athemlos darauf wartetest, ob wieder ein kleines Kind schreien werde? Erinnerst Du Dich, daß dies fünf Mal geschah, seitdem Du mit Deiner Mama in Birxwals wohnst? Sieh Dorly, diese fünf Kinder umflattern, umgaukeln und umschwärmen jetzt ein Sterbebett. Unsere Augen Maßregeln haben bewirkt, daß die müden Augen eines sonst edeln Mannes sich ohne Sorgen schließen können. Er weiß was geschehen ist, um seine ungerechten Bestimmungen zum Segen zu verkehren. Der Schlummer des Todes schleicht langsam an ihn heran, aber er erkennt, er sieht und fühlt die Liebe, die ihn umgiebt und wenn die kindlichen Lippen von seiner Frida Kinder seine Hand leise und schmeichelnd berühren, so fliegt es wie Sonnenhelle über sein bleiches Gesicht und der Frieden der Verklärung lagert sich darauf! Das ist die Sühne von Fridas-Vergehen, womit sie sein altes Herz vor elf Jahren furchtbar kränkte — sie macht ihm die letzten Erdentage zum Himmel! Und das ist der Segen seiner Güte, womit er verziehen hat!“

„Es wäre viel besser gewesen, Günther, Du hättest uns vierundzwanzig Stunden früher in dies Geheimniß eingeweiht,“ entgegnete jetzt mit einigem Schmolzen Madame Hallström. „Wir sind leider auf unangenehmere Weise dahinter gekommen. Herr Emil von Wettstein hat Dorlyn eine diplomatische Visite gemacht.“

„Wie? Wer?“ fragte Günther auffahrend. Ein leichter Schrecken malte sich in seinen Zügen. Er kannte diesen Herrn genugsam von einer Seite, die ihn aus seiner Pascharuhe dem schönen Mädchen gegenüber aufzuschrecken vermochte.

Dorly beobachtete in stillem Entzücken dies erste Zeichen einer leidenschaftlichen Besorgniß. Sie erhielt dadurch die eigenthümliche Färbung ihres Charakters zurück, die von der seltsamen Befangenheit ihres Wesens gänzlich verändert erschien. Offener als vorhin erwiederte sie den Blick ihres Betters und sträubte sich nicht länger dem Zuge ihres Herzens zu folgen, der sie zu Günther zurückführte.

Dieser legte seine Hand um ihre Taille, indem er sich lebhaft vom Stuhle erhob und zu ihr trat.

„Hat der junge Herr mich verdächtigt, Dorly?“ fragte er dicht zu ihr niederbeugt. Sie wiegte mit einem Anfluge von Schelmerei ihren Kopf. „Der

nicht, Günther, der nicht! Das hatte Deine Mutter bereits besorgt!"

„Was ist denn geschehen, Dorly? Was hat Madame Dir erzählt? Bitte, sag' mir! Ich merkte es gleich, daß in Dir etwas verstört, daß es nicht richtig war.“

Dorly wurde mit einer Gluth übergossen bei dem Blicke, womit er diese Worte begleitete. Sie war nicht im Stande ihre innere Bewegung so weit zu zügeln, um heiter und gelassen antworten zu können. Madame Hallström hatte Erbarmen, nahm für sie das Wort und sagte etwas verlegen:

„Ich habe ihr von Deiner Passion für die Gräfin Frida erzählt, mein Sohn!“

Günther wendete sich ruhig zu seiner Mutter um. „Spukt denn die alte Idee noch immer in Deinem Kopfe, Mutter? Daß doch die Frauen nie hartnäckiger sind als wenn es eine Herzensangelegenheit betrifft, die sie fürchten! Ja, Dorly, ja — ich liebe diese Frida und will es der ganzen Welt bekennen, daß ich sie lieb habe. Ich bin niemals thöricht gewesen, diese herzliche Liebe zu verlängnen — ich habe es bewiesen, daß ich sie liebend verehere, wie ein zart sinniges edles weibliches Wesen geliebt und verehrt werden muß. Ich habe sie stets vor Schaden behütet und bewahrt, habe über ihr Leben gewacht, habe kein Opfer gescheut, um sie glücklich und froh zu machen — aber es ist mir nie in den Sinn gekommen Wünsche zu hegen, die meine Seelenruhe hätten beeinträchtigen können.“

„Warum hast Du aber nicht geheirathet, Günther?“ fragte seine Mutter etwas pikirt und eigensinnig.

Günther sah zerstreut vor sich hin.

„Warum ich nicht geheirathet habe?“ wiederholte er in verwundertem Tone. „Warum — warum? Ich weiß es selbst nicht! Vielleicht weil mein häusliches Leben mich vollkommen befriedigte.“

„O nein, weil Dein ganzes Sinnen und Denken, Dein ganzes Trachten nur auf Frida — auf Fridas Wohlsein gerichtet war,“ behauptete die alte Dame.

Günther lächelte und blickte Dorly an, die in peinlicher Spannung, mit zuckendem Herzen dieser Unterredung lauschte. Jeder, der nur irgend wie des Menschen Inneres beobachtet hatte, mußte den schweren Kampf gewahren, der in ihrem Busen wüthete. So kühl die Liebeserklärung Günthers auch geklungen hatte, für ein Mädchenherz, das den Alleinbesitz beanspruchte, lag dennoch viel Verlegendes darin. Dem

Scharfblicke der Liebe entging dies nicht und der junge Mann wurde von unbezwinglichen Wünschen erfaßt, heilenden Balsam in diese Verlegungen zu träufeln.

„Möglich, daß Du Recht hast, Mütterle!“ antwortete er scherzend, änderte aber sogleich seinen Ton, indem er fortfuhr: „Vielleicht schlummerte aber auch ein anderes lieberes Bild in mir — vielleicht behütete eine höhere Hand meine Sinne, daß sie mich nicht irre führten, weil Gottes Vorsehung eine Blume für mich bereit hielt, die eine seligere Liebe als die zu Frida in meinem Herzen entzünden sollte — wer weiß es und wer kann es sagen, was uns regiert, damit wir jenes thun und dieses unterlassen. Vielleicht ist diese Stunde nicht fern, wo ich heiligere Rechte anerkenne als die Rechte der Freundschaft, wo ich heiligere Pflichten übernehme als die Pflichten einer brüderlich zärtlichen Neigung —.“

Er hielt inne und ließ sein Auge leidenschaftlich über Dorlys anmuthige Gestalt schweifen. O sie fühlte den Blick, aber er beschwichtigte ihren Kampf nicht. Dies „vielleicht“ enthielt für sie einen bitteren Zweifel. Während sie seit fünf Jahren sein Bild trenn im Herzen trug, während sie seit ihrer Kindheit, seit dem ersten Tage, wo sie ihn gesehen, fast überzeugt gewesen war niemals einen andern Mann lieb gewinnen zu können, während dieser langen Zeit beschäftigte ihn nur die Gräfin Rhodau und ihr Bild hatte keine Macht über sein Herz gehabt. Konnte diesem starken glühenden Mädchenherzen solche Erklärung genügen? Als sie nicht ausschauete, als der klare Spiegel ihres Auges dicht verhüllt von den Lidern blieb und ihr Gesicht unbeweglich wie Marmor erschien, da erfaßte endlich Günther die Tiefe ihrer Schmerzen und die Tiefe ihrer Liebe für ihn. Selbst ein starker Mann würde von dieser Erkenntniß erschüttert worden sein und Günther gehörte keineswegs zu den Männern, die bei der Schwäche des Menschenherzens zu lächeln vermögen. Noch hielt er sie leicht umschlungen im Arm. Er zog sie fester an sich, er führte ihre Hand an seine Lippen. Er fragte hastig mit eigenthümlichem Tone, der seine aufgeregte Stimmung gar nicht in Zweifel ließ:

„Dorly, willst Du Nachmittag mit mir zur Gräfin hinauffahren?“

„Ja — ja!“ antwortete das Mädchen leidenschaftlich, indem sie sich ihm entwand und beide Hände fest gegen die bedrängte Brust preßte. Jetzt hob sie ihre Augen zu seinen Augen empor — aber sie wußte es

nicht, daß große Thränen daraus hervordrangen und über ihre Wangen hinabrollten.

Günther faßte ihren Kopf mit beiden Händen und sah sie unverwandt an.

„Arme, arme Kleine —“ flüsterte er weich und leise. „Der Schmerz hätte Dir erspart werden können — aber nein — es ist gut, recht gut so — ich hätte wohl niemals eine Gelegenheit gehabt Dein Inneres so kennen zu lernen, wie in diesem himmlisch schönen Augenblicke.“ — Madame Hallström unterbrach seine leise Rede. Sie sah wie die Sachen standen und um nicht wieder in ihren schönen Träumen gestört zu werden, trat sie mit raschem Entschlusse heran, legte ihre Hände, die vor innerer Freude leicht zitterten, auf die beiden, nahe zu einander geneigten Häupter und segnete mit lauter fröhlicher Stimme die geliebten Kinder.

Dorly fuhr erschreckt zurück und wollte fort — Günther jedoch hielt sie lachend fest.

„Zu früh, Mama, zu früh!“ sprach er. „Das kann geschehen, wenn wir vom Schlosse zurückkommen — wenn Dorly sich überzeugt hat, daß eine Neigung, wie sie mich und Frida verbindet, mit der heißen Zärtlichkeit nichts gemein hat, die nach dem Rechte des Besitzes strebt, die sich für alle Ewigkeit verkettet, die Alles ausschließt, was nicht vom Herzen des geliebten Weibes geheiligt wird.“

Dorly neigte, bezwungen von dieser Erklärung, ihre Stirn gegen Günthers Brust.

„Oder,“ fuhr er fort, „könntest Du schon jetzt glauben und vertrauen, Dorly?“

Sie richtete rasch ihr Gesicht zu ihm auf und bot ihm schweigend zwar, aber mit glückverheißendem Lächeln die Lippen zum Verlobungskuß.

Schluss.

Es bleibt wenig zu erörtern, was Bezug auf die fernere Charakterentwicklung der Personen hat, welche an unserm Geiste vorüber gezogen sind.

Daß Herr Emil von Wettstein seines persönlichen Interesse wegen im Schlosse blieb, während seine Eltern durch die diplomatischen Experimente desselben vertrieben worden waren, ist leicht einzusehen. Es gelang seiner schmiegsamen Natur sich der Gräfin so weit nützlich zu machen, daß sie ihn gern um sich duldete. Mit den Kindern der Gräfin war er bald vertraut und durch diese führte er sich zuletzt auch in das Sterbezimmer ein. Der Comthur lebte noch volle acht Tage im seligen Halbschlummer. Die Sprache war

ihm geraubt, aber sein Auge behielt bis zum letzten Moment Ausdruck genug, um seine Befriedigung vollständig zu verrathen.

Als er gestorben war, trat Doctor Hallström als Curator der gräflich Rhodauschen Kinder in seine Functionen und das Testament wurde buchstäblich zur Richtschnur seines Handelns gemacht. Fünf Theile des Allodialvermögens gingen in den Besitz des Grafen Adrian von Rhodau über — drei Theile fielen an Wettstein, der es erleben mußte, daß sein Sohn ohne Verzug mit seinem Antheile nach Paris zurückeilte, um dort auf eigene Hand nach den Principien zu leben, die er mit der Muttermilch eingefogen hatte. Das Geschlecht Wettstein ist untergegangen im Schlamme des Verderbens, das im eigenen Verschulden begründet liegt. Die Rhodaus glänzen in der soliden Pracht der Intelligenz noch immer auf der Bahn der preussischen Verwaltung und werden hoffentlich nicht aussterben.

Doctor Hallström aber wurde der glücklichste Vater, der beneidenswerteste Vater und der heiterste Großpapa, als diese Zeit für ihn herangerückt war. Seine Dorly war und blieb sein höchstes Gut und sie glaubte es ihm und vertraute ihm in allen Lebensfällen. Solchen Menschen thun die kleinen Erdenplagen nicht viel, also können wir ihr Erdenleben ein glückliches nennen.

L i a u e.

Novelle.

1.

Es war feierlich still in dem großen vornehmen Hause. Zwar gingen Dienstleute geschäftig umher, aber die Teppiche auf den Corridoren dämpften den Schall und die Thüren wurden vorsichtig geschlossen. Auch hatte man Sorge getragen, den breiten Weg vom Thore des Parkes an zu bestreuen, um das Rollen der Wagen zu vermindern, welche von der nahen Stadt kamen und vor dem Portal des Landhauses hielten. Zu einem Leichenbegängniß kamen sie nicht — das las man auf den lachenden Gesichtern der Herren, welche ausstiegen, auch nicht zu einem Krankenbesuche, obwohl Jeder fragte: Wie befindet sich Madame? sondern um Glückwünsche zu bringen. Es war in diesem Hause das erste Kind geboren, freudig erwartet von den Angehörigen und mit Theilnahme von den Freunden des Hauses begrüßt.

„Glück auf zu dem jungen Erben, lieber Schleiden!“ sagte der Consul Primavesi, welcher zuletzt in das Zimmer des Herrn vom Hause eintrat, wo er schon mehrere Repräsentanten der hohen Finanz versammelt fand. Schleiden ging ihm entgegen und dankte ihm. Eine Weile drehte sich die Unterhaltung um das Ereigniß, welches die Besuchenden hergeführt hatte, während sie sich nach der Fahrt an dem kühlen Frühlingmorgen mit einigen Gläsern Portwein erwärmten und in dem anstößenden Glashause die schönen Blattpflanzen besahen, welche eben Mode waren; dann, da es kurz vor Beginn der Börsenstunde war, kehrte das Gespräch zu den Geschäften zurück.

Die Uhr schlug halb zwei und die Herren verabschiedeten sich mit einem verbindlichen Worte für die junge Mutter. Nur der Hausherr blieb zurück. Die Hand an die Stirn gelegt, schritt er langsam auf dem Teppiche auf und ab; der Zug von Heiterkeit, welchen er seinen Gästen gegenüber gezeigt hatte, war verschwunden. Er war ein Mann schon über die Mitte der Jahre hinaus; in seiner Haltung lag etwas Freies und Gebieterisches, das eigenthümlich abstach von dem Ausdrucke des Sammers in seinen Zügen sobald er allein war.

Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem lebensgroßen Bilde eines Mädchens stehen, das mit dem unschuldigen Blicke seiner lichtbraunen Augen und der reichen Pracht dunkelblonder Flechten kaum dem Kindesalter entwachsen zu sein schien. Man würde sie für seine Tochter gehalten haben und die Dame, welche jetzt bei ihm eintrat, für seine Gattin, so vollständig erschien die Harmonie der Jahre und der etwas stolzen Haltung Weiber, wenn die Begrüßung es nicht widerlegt hätte.

„Wie geht es, Mama?“ fragte Ulrich Schleiden. „Ich wartete nur auf Deine Ankunft um hineinfahren zu können. Du bist einmal unentbehrlich hier.“

„Wir werden die beiden Häuser noch verbinden müssen,“ sagte sie lächelnd, „wie es mein Mann bereits thun wollte als Du unserm Hause entflohest, um hier Deinen eigenen Hausstand zu gründen, den ich nun doch überwachen und leiten muß. Was macht das Kind?“

„Was machen die beiden Kinder, mußt Du jetzt eigentlich fragen, Leonore,“ sagte Schleiden ebenfalls lächelnd, aber ein schärferes Auge würde einen Zug von Bitterkeit bemerkt haben, der über seine Lippen flog. Liane ist wohl, aber ich wünsche, daß sie nicht sich selbst überlassen bleibt. Du weißt, sie hat ihre

wunderlichen Launen, die man schonen muß, denen man aber nicht nachgeben darf. Sie ist so zart, daß sie nicht genug behütet werden kann und nur unter Deiner Obhut halte ich sie für so sicher als unter der meinen. Willst Du ihr diese Brillantohrringe geben, die ich gestern mitbrachte?“ sagte er, indem er ein Etui von seinem Schreibtische nahm und ihr gab. „Ich glaube, Liane braucht auch einen Sommerüberwurf, wenn sie wieder das Bette verlassen kann; besorge ihn, Mama. Vielleicht macht es ihr auch Freude ihr kleines Boudoir neu eingerichtet zu sehen; erfülle ihr jeden Wunsch dieser Art, ohne mich zu fragen, liebe Schwägerin.“

Madame Schleiden nickte zustimmend und sah hocheifrent aus, während sie in dem reich decorirten Zimmer umherging und diese und jene Kleinigkeit ordnete, welche nur das Auge einer Frau sieht.

„Du verwöhnt sie, Ulrich,“ sagte sie, indem sie mit einem Pfauenwedel von den breiten Goldrahmen der Oelgemälde, welche über der Boisserie von Eichenholz die Wände schmückten oder von den Bronzestatuen in den Nischen einige Staubfächerchen beiseitigte.

„Als ob sie noch zu verwöhnen wäre, nachdem Du sie erzogen hast!“ sagte Schleiden lächelnd. „Das ist der Vorwurf, den wir uns Beide stets von Neuem machen.“

„Und dem wir doch immer wieder Nahrung geben, weil es uns Kummer macht, daß eine junge Frau von neunzehn Jahren, die Alles besitzt, was man sich wünschen kann, trübe ist und leidend erscheint.“

Ulrich Schleiden sah bei diesen Worten plötzlich auf als überraschten sie ihn aus dem Munde seiner Schwägerin.

„Eine junge Frau von neunzehn Jahren,“ wiederholte er leise, „die vor einem Jahre noch ihrem Uebermuthe kaum Zügel anzulegen vermochte. Warum?... Was hilft es, dem Schicksale Fragen vorzulegen, die man an sich selbst hätte richten sollen! Du hast Recht, Liane muß auf jeden Fall diesem Zustande unklarer Träumerei entrissen werden. Ich will sie zu zerstreuen suchen und kein Mittel unversucht lassen. Nur die Beschwerden des Haushaltes, den sie noch nicht zu führen versteht, erleichterst Du ihr, nicht wahr, Mama?“

„Gewiß,“ sagte diese. „Ich hoffe, die Freude an dem Kinde wird einen entschiedenen Einfluß auf sie haben.“

„Ja, doch möchte ich nicht,“ sagte Schleiden ein

wenig zögernd, „daß sich ihr Sinnen zu ausschließlich auf den Kleinen richtete. So lange es sich nur um sein körperliches Wohl handelt, mangelt es ihr an Erfahrung und die spätere Erziehung dürfte meine Sache sein.“

Ihr Gespräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Er war ein Mann im Alter Ulrich Schleidens; sein graues Haar aber stach eigenthümlich von den stechenden schwarzen Augen ab; die unbefangene Art seiner Begrüßung ließ in ihm den Hausfreund erkennen.

„Unsere kleine Frau will noch immer nicht wieder zu Kräften kommen, obwohl es an der Zeit wäre,“ sagte er. „Es fehlt ihr eigentlich nichts und doch ist sie matt und welk wie eine Blume, der es an Regen gefehlt hat. Sie giebt sich keine Mühe gesund zu werden!“ setzte er ärgerlich hinzu.

„Wie seltsam Doctor,“ sagte Madame Schleiden und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über die Details ein, während Schleiden, der am Fenster stand, nichts erwiderte und den düstern Blick über den grauen Wasserpiegel des Flusses gleiten ließ, an welchen der Garten vor dem Hause grenzte. Es war ein Apriltag und nach warmen Frühlingstagen fielen wieder große Schneeflocken auf die knospenden Bäume und den bunten Kranz der Crocus und Schneeglöckchen auf den Beeten.

„Silber im Haar und Frühling im Herzen will nimmer stimmen,“ sagte er in leisem Selbstgespräch; aber als fürchte er, es habe ihn Jemand gehört, drehte er sich schnell um und begann ein Gespräch mit dem Arzte, Doctor Härtel, dessen Augen wirklich forschend auf ihm geruht hatten. Dann schellte er und befahl den Wagen. Madame Schleiden stieg die beiden Treppen hinauf zu der obern Etage. Hier lag, neben einem Saale, der die ganze Tiefe des Hauses einnahm, das besprochene Boudoir der jungen Frau, daran schlossen sich unbesohnte Zimmer für Gäste und zuletzt das, in welches die sorgsame Mutter nun leise eintrat. Das Gemach lag in halber Dämmerung und der weiche Teppich hemmte den Schall der Tritte. Hinter doppelten Vorhängen von grüner Seide, welche dem leisesten Lufthauch wehrten, sah aus dichten Hüllen von Spitzen und Stickereien das lieblichste bleiche Gesicht hervor und ein Paar rehbraune Augen, die bald matt, bald ungeduldig umherblickten und keinen andern Gegenstand fanden als immer wieder dieselben Falten der Gardinen. Nur den Kopf hatte die junge Frau von

dem Häubchen befreit und die goldigen Zöpfe hingen herab.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Mädchen am Brunnen.) Fr. Gerstäcker, der bekanntlich den Herzog von Gotha auf dem Auszuge nach Afrika begleitete, schildert in der R. Ztg. Muncullo, wo die Frau Herzogin eine Zeit lang sich aufhielt. Früh an einem Morgen machte er von dem Hause, wo man wohnte, einen Gang nach einem benachbarten Gehöfte und er schreibt nun:

In der Nähe herrscht reges Leben, denn dort liegen, dicht bei einander, zwei Brunnen, um welche sich die Frauen und Mädchen des ganzen Dorfes versammelt haben, ihre Schläuche zu füllen. In diesen tragen sie das Wasser nicht allein in ihr Dorf, nein, selbst bis in die, doch wenigstens fünf Viertelstunden entfernte Stadt Massaua und zwar in einem Schlauche, der zum Mindesten seine 35–40 Pfund wiegt, lassen sich nach der Insel Massaua übersetzen, schaffen den Schlauch auch noch in das Haus der verschiedenen Käufer und bekommen für den Inhalt einen Pfaster, also etwa 1½ Sgr. bezahlt.

Ein Mädchen kann den Weg höchstens zwei Mal im Tage machen — einmal natürlich in der brennenden Sonnenhitze und verdient mit dieser schweren Arbeit zwei kleine Münzstücke.

Und was für reizende Gestalten sieht man an den Brunnen — meist junge Mädchen von elf bis vierzehn Jahren, aber schon alle vollkommen ausgebildet, bis zum Gürtel nackt, mit einem dünnen Lententuch, das kaum bis zum Knie hinunter fällt. Den großen Schlauch haben sie dabei, um ihn aufrecht zu halten, mit einem dünnen Riemen um ihr rechtes Bein, dicht über dem braunen Knie festgebunden und schöpfen mit einem anderen, zusammengeslagenen Fell das Wasser an einem gedrehten Hautseil aus dem etwa zwanzig Fuß tiefen Brunnen.

Nicht ohne Schmuck stehen sie aber bei ihrer schweren Arbeit. Die dunklen Haare sind in unzählige feine Zöpfe geflochten und hier und da mit Ringen und Glasperlen verziert, um Arme und Knöchel tragen sie Bänder und Reifen, in den Ohren ebenfalls und selbst der rechte Nasenflügel ist durchbohrt, in dem die Mädchen einen Knopf, die Frauen aber einen Ring tragen.

Ebenso haben sie besondere Auszeichnungen oder Andeutungen ihres Alters, gerade in der Art, wie ihnen ein kleiner Theil des Haares, dicht über den Ohren, abgeschoren wird, und unsern von dem Brunnen kann man ein Paar Männer sitzen sehen, die mit dem Urbild eines einfachen Rasirmessers — ein junges Ding von acht oder neun Jahren vor ihnen auf der Erde knieend — die schwierige Operation vornehmen und die abrasirten Haare wegblasen.

Ununterbrochen aber gehen die Schläuche in den Brunnen und prächtig sieht es aus, wie die schlanken, oft reizenden Gestalten, halb über den Rand gebeugt, sie rasch emporziehen, mit ihrer natürlichen Grazie in allen Bewegungen, ausschütten und die geleerten wieder dabei lachend und plaudernd in die Tiefe werfen. Keine bleibt dabei auch nur zwei Minuten müßig; die Arbeit, während der kleine Mund eben so wenig still steht, geht ununterbrochen ihren Gang und kaum ist der Schlauch bis zum Rande gefüllt, so wird er mit einem Riemen fest unterbunden, die junge Wasserträgerin schlägt jetzt das bei der Arbeit abgeworfene Tuch um Schultern und Brust, hebt sich den schweren Schlauch nun auf die rechte oder linke Hüfte, ihn mit einem Arm haltend und schreitet still und schweigend mit der Last ihre mühselige Bahn entlang.

(Dickens, besonders als Vorleser.) Moritz Hartmann schildert in der R. Btg., in seinen vortrefflichen Berichten über die Weltausstellung zu London, den berühmten Schriftsteller in folgender Weise:

Zu dem Ruhme, den sich Dickens als Verfasser von den Vidwidlern, Nicholas Nickleby, David Copperfield &c. &c. in der ganzen civilisirten Welt erworben, hat er sich zu seinem Privatvergnügen noch eine local-englische Berühmtheit als Schauspieler angeschafft, die, wie es scheint, ihn persönlich mehr freut als das Bewußtsein, in alle Sprachen übersezt und unter allen Breiteregraden beliebt zu sein. Er ist schon oft als Schauspieler zu wohlthätigen Zwecken, besonders zum Besten des Schriftsteller-Unterstützungsfonds, aufgetreten und immer mit dem größten Erfolge. Bei uns sagt man, daß der Mensch, der ein unstätes Wanderleben angefangen, es nicht mehr lassen könne, sobald er einen Nagel aus seinem Schuh verloren, oder da ich dasselbe schon einmal in Versen gesagt:

Ich hörte oder las in einem Buche,
Daß, wer einmal das Wandern sich erkoren,
Wenn er vom Schuh ein Näglein nur verloren,
Es ewig dann und ohne Ruhe suche.

Es scheint sich ähnlich mit demjenigen zu verhalten, der einmal zu Schauspielern angefangen. Er kann es kaum mehr lassen und der Erfolg, den er so erringt, scheint der versüßteste von allen Erfolgen. So auch bei Dickens, der übrigens zu diesem Berufe eben so sehr geboren ist wie zur Dichtung. Da er aber denn doch nicht so eigentlich ein stehender Schauspieler werden kann oder mag, hat er sich seine Readings, öffentliche dramatische Vorlesungen, erfunden, die ihm vielleicht ein Surrogat des „Gaukelns“ sind.

Sagen wir es nur gleich, daß auch seine äußere Erscheinung, sein Auftreten seinen Beruf zu derartigem öffentlichem Leben bekunden. Wie viele Leser mögen sich den Dichter der komischen und rührenden Romane als einen bald mild, bald laut lächelnden, dann wieder innig tief blickenden Mann denken, auch als einen etwas abgerundeten Mann, da nach der Theorie zum Humoristen etwas Fett gehört, der, an seinem Schreibtiſche sitzend, mit einem Auge lächelt, mit dem anderen weint. Wie arg wären diese Leser bei Dickens Anblick ge-

täuscht! Er sieht gerade so aus wie man sich den Verfasser von David Copperfield nicht vorstellt, unmöglich vorstellen kann! Man glaubt im ersten Momente, ihn schon hundert Mal gesehen zu haben und zwar an den gewöhnlichsten Orten, in der allgewöhnlichsten Gesellschaft, bis man sich bei näherer Betrachtung überzeugt, daß Ausdruck und Lebhaftigkeit des Auges, überhaupt die Physiognomie denn doch nicht so gewöhnlich sind. Nach den Leistungen Dickens wird es keinem Menschen einfallen, ihn ein verlorenes Genie zu nennen, da er mit seinem Pfunde so erfolgreich gewuchert wie wenige Zeitgenossen: wer ihn aber nicht kennt und ihn an sich vorübergehen oder z. B. auf der Reise in sein Coupé einsteigen sähe, würde ohne Zweifel in seinen Gedanken diese Bezeichnung auf ihn anwenden. Sein Gesicht ist ziemlich zerarbeitet; die Haare, die er noch hat, kümmern sich wenig um die Regel der Mode, ein großer Theil ist der Vergangenheit anheimgefallen, und bedeutende Stellen des Hauptes bedürfen bereits des Lorbers zur Bedeckung. Kinn- und Schnurbart sind der Art, wie sie hausbackene Familienväter um keinen Preis tragen würden und die ganze Erscheinung sammt dem Gesichte ist jünger als ihre Jahre; aber man erkennt dieses und den Widerspruch zwischen Sein und Schein auf den ersten Blick, so daß sie zugleich täuscht und nicht täuscht, wie das so oft vorkommt.

Und wie das ganze Wesen ist die Kleidung. Im ersten Momente glaubt man, einen eleganten Mann vor sich zu haben und im zweiten sieht man, daß er gerade das Gegentheil ist. Es ist nicht die Kleidung eines Gelehrten oder Stubensitzers und es ist auch nicht die Kleidung eines Weltmannes, es ist die Kleidung eines Mannes, der sich aufgeputzt hat und der etwas schreiende Blumenstrauß im Knopfloche fügt zu allem dem noch etwas von einem ländlichen Elegant. Wäre er nicht Dickens, Dickens würde eine drastische Gestalt aus ihm machen, eine charakteristische Figur, die sich dem Leser einprägen würde.

Dickens liest in St. James Hall, einem der schönsten Concertsäle Londons. Von der schön verzierten, von gothischen Gurten durchschnittenen Decke hängen unzählige Gaslampen herab, deren Flammen in Kranzform über den Häuptern des Publikums schweben. Das Orchester ist mit großen, braunen Vorhängen geschlossen und von diesem dunkeln Grunde hebt sich der Vorleser um so deutlicher ab, als eine Reihe von Gasflammen, die an einem über ihm befestigten Brette angebracht und dem Publikum unsichtbar sind, und zwei größere, ihm zugekehrte Lampen sammt Reflector ihr ganzes Licht auf ihn fallen lassen. Er steht erhaben auf dem Orchester vor einem Tiſche und liest Stücke seiner eigenen Romane. Die Engländer zahlen gern die vier Schillinge, nur um Dickens zu sehen, aber einmal im Saale, überzeugen sie sich, daß sie andere Genüsse, und zwar sehr billig, bezahlt haben. Ich habe nie so lesen hören und habe doch viele berühmte Vorleser gehört. Er liest eine Erzählung und man sieht und hört ganze Dramen. Der tyrannische Schulmeister, seine einfältige Tochter, der arme, im Elend dumm gewordene Junge, dem es mit

neunzehn Jahren schwer wird, buchstabiren zu lernen, der noble Romanheld, der gute, aber plumpe Landjunker, sie treten rasch nach einander auf, ja, sie sind auf einmal da, eben so wie eine ganze Schule voll der verschiedensten Schulbuben. Wir hören ihre Stimmen, wir sehen ihre Gestalt, ihren Charakter, jede ihrer Bewegungen, jede Geberde. Das ganze Gesicht des Vorlesers wie seine Stimme verändern sich in so kurzer Zeit, als man braucht, um von einem Worte zum andern, selbst schnell lesend, überzugehen. Jetzt sprach die einfältige, verliebte, mit der Zunge anstoßende Schulmeisterstochter und machte uns lachen und schon spricht in edler Sprache der edle Romanheld, für den wir uns mit Ernst interessiren. So eben machte uns die bloße Stimme Dickens lachen und schon treiben uns die Klagen des armen, verlassenen, kranken Kindes die Thränen in die Augen. Er scheint eben so viele verschiedene Organe zu haben, als Personen in seinen Romanen vorkommen und eben so viele Gesichter, als er darin schildert. Wo er nicht mehr als fingirte Person spricht, sondern als Autor erzählt, wird sein Wort malerisch und sieht man im Tone Farbe und Form der Gegenstände und Scenen, die er schildert. Es ist unmöglich, sich diesen Reichthum an Modulationen und diese Beweglichkeit des Gesichtes vorzustellen und zwar sind beide gleich groß, ob er nun komische, sentimentale oder pathetische, oder aus allen drei Elementen gemischte Scenen vortrage. Die Täuschung, welche er hervorbringt, ist um so größer, als er das Buch, das er in der Linken hält, kaum ansetzt und die Scene, die er vergegenwärtigt, so eben erst zu schaffen scheint. Bei den meisten berühmten Vorlesern ist die Täuschung größer, wenn man ihnen mit geschlossenen Augen zuhört; Dickens hat es so weit gebracht, daß der Anblick seines Geberden- und Mienenspiels nicht nur die Täuschung nicht stört, sondern sie vollendet.

(Der Cocodes.) Cocodes ist der neueste Pariser Name für die, welche wir Stutzer nennen. Ein Fremder sieht wohl zwei oder drei junge Männer bei einander in grauen weiten Beinkleidern, hellfarbiger Weste, Rock mit sehr weiten Ärmeln und Palletot in der Farbe der Weste, mit langem nachlässig umgeknüpften Cravattentuche, auf dessen paille Grund rosa oder blaue Punkte glänzen und des durch eine Nadel mit silbernem Knopf oder einen Ring von englischem Gold in der Form eines geschnallten Riemens gehalten wird, und mit niedrigem geradem, steifem Hemdkragen, der schneeweiß um den Hals geht und dessen Ecken vorn nur leicht und eigenthümlich eingebrochen sind. Richten sich die Augen des Fremden auf die drei, so ruft ihm wohl ein anderer zu „es sind Cocodes!“ Cocodes? Kein Wörterbuch giebt Auskunft über die Bedeutung. Wir wußten nur, daß in manchen französischen Provinzialstädten Cocodes diejenigen heißen, welche müßig und neugierig durch die Straßen schlendern. Ob das dort mit coco oder cocotte zusammenhängt, ist uns unbekannt. Man weiß ja selten oder nie, wie die Mode ihre Namen schafft. Die letzte, aber auch bereits wieder veraltende Bezeichnung der modisch

gekleideten Herrn war Gandin und Niemand kann Auskunft geben über die Herkunft dieses Wortes. Man begnügt sich mit der Erklärung, Gandin bezeichne zunächst Einen, der auf den Boulevard de Gand sich zeigt.

Mustern wir einmal die Namen: Der Lion war ursprünglich der Mann, mit welchem sich aus irgend einem Grunde Jedermann eine Zeit lang beschäftigte; ein Diplomat, ein Soldat, ein Redner, ein Dichter, auch wohl ein Elegant. Zuletzt nahmen die Elegants ihn für sich allein in Beschlag.

Der Dandy war ein Herr, der mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen englischen kalten Ruhe sich kleidete, spielte, aß, liebte und sich duellirte. Streifheit und Bestimmtheit galten ihm als Gesetz.

Der Gandin bezeichnet die Erhebung der Demokratie in die „gesellschaftlichen Kreise.“ Gandin konnte jeder sein, wenn er sich nach einer gewissen Art kleidete.

Die Cocodes wiederum sind aristokratische Gandins. Der Anzug und der besonders geknickte Hemdkragen macht es bei ihnen nicht allein aus, sie müssen auch sechs- und bis dreißigtausend Francs des Jahres zu verzehren haben, während man Gandin ohne alles Geld sein kann.

Auf der ganzen Linie der Boulevards in Paris gab es vielleicht zehntausend Gandins; die Cocodes halten sich an den besonders modischen Punkten derselben und man wird nicht über zwei Tausend zählen können. Diejenigen, welche nicht aus adeligen Familien stammen, gehören der Finanzwelt an. Der Cocodes kann nicht unter sechszehn und nicht über zweiunddreißig Jahre alt sein. Der Aermste hat etwa 6000 Fracs. Rente; im Durchschnitte kann man ihr Einkommen auf 15,000 Fracs. rechnen. Was ihre wissenschaftliche Befähigung betrifft, so können sie reiten, im Nothfalle einen Cotillon vortanzen und Schlittschuh fahren. Wenn der Cocodes es irgend möglich machen kann, hält er sich ein Pferd; er steht frühestens um zwölf Uhr Mittags auf; der Diener bringt ihm das Frühstück; dann macht er Toilette und richtet eine besondere Aufmerksamkeit auf die Foulard-Cravatte. Um zwei Uhr geht oder reitet er spazieren, um sechs Uhr etwa speiset er im Club oder bei einem Restaurant. Abends ist er natürlich am beschäftigsten: er spielt entweder quinze (das neueste Hazard) oder geht in eines der kleinen Theater, in denen er laut spricht, auf das Stück nicht hört und, um sein Urtheil zu begründen, die Lognette braucht, ob die Schauspielerinnen hübsch sind. Dann soupirt er u. s. w. Eine politische Meinung hat der Cocodes nicht, es müßte denn eine in seinem Familientreife erbliche sein. Was aus ihm wird? Was wird aus solchen jungen Herren? Sie machen eine Erbschaft oder eine gute Heirath, und sie sind geborgen. Die Aermsten treten in den Staatsdienst, müssen sich aber mit Subalternämtern begnügen, weil sie gewöhnlich nichts gelernt haben; Einige fallen ihrer Familie zur Last, Andere gehen nach Amerika, keiner macht seinem Leben selbst ein Ende.

Allgemeine Moden-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

L i a n e.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Das Erste, was Madame Schleiden that, nachdem sie ihre Tochter begrüßt hatte, war denn auch das Haar wieder in dem Spitzengewebe zu fangen, das Häubchen zuzubinden und die weißen Gewänder noch fester über der Brust der jungen Frau zu schließen.

„Ihr werdet mich noch morden mit Eurer Vorsicht, Mama,“ sagte Liane halb lächelnd, halb ungeduldig, bekam aber als Antwort nichts als einen Kuß.

Nun ging die Mutter in das Nebengemach, welches von einer sehr wichtigen kleinen Person eingenommen wurde, da sie aber das rosige Kind in seiner prächtigen Wiege auf das Sanfteste schlafend fand, kehrte sie zu ihrer Tochter zurück. Sie setzte sich auf die Ottomane, welche vor dem Bette stand und zog das kleine Etui hervor, das Ulrich Schleiden ihr gegeben hatte. Liane warf einen gleichgiltigen Blick auf die blinkenden Brillanten, welche die Mutter ihr hinhielt.

„Der Onkel ist so gut, aber ich gebrauche sie ja nicht ...“

„Mein Gott, warum nennst Du Deinen Mann jetzt wieder Onkel?“ unterbrach die Mutter sie verwundert.

„Es kam mir so,“ sagte Liane. „Willst Du die Ohrringe zu dem andern Schmuck legen?“ Kein Zug von Freude über das kostbare Geschenk war auf ihrem Gesichte. Leonore Schleiden trat an den Toiletetisch, auf welchem keiner der Gegenstände fehlte, die zum Anzuge einer eleganten Dame erforderlich sind, und schloß die Ohrringe in ein Schränkchen von ausgelegtem Horn zu vielen andern Pretiosen, die sehr wenig gebraucht aussahen. Nur ein dünnes goldenes Kettchen mit einem Medaillon, das einige Blumenblättchen enthielt, lag von dem Uebrigen abgefondert und um dies bat Liane die Mutter.

Auch der Vorschlag, Lianens Zimmer neu einzurichten fand keinen Anklang.

„Kein Stuhl soll gerückt werden, Mama,“ sagte Liane fast heftig und die Mutter versprach es schnell, denn sie bedachte, sie sei ein krankes Kind, mit dem man Geduld haben müsse. Doch zeigte sich die junge Frau in allem Uebrigen nachgiebig und jeder Blick, mit dem sie ihre Mutter ansah, jedes fernere Wort, das sie über ihren Gatten sprach, verrieth ein weiches Gemüth. Die Mutter saß lange an ihrer Seite, bis sie den wohlbekannten Klang von Schleidens Wagen hörte. Dann knüpfte sie ein Tuch über die Spitzenghaube, die ihr wohlwollendes Gesicht umschloß und begann ihren täglichen Gang durch alle Räume des Hauses. Obwohl in den glänzendsten Verhältnissen lebend, war Madame Schleiden doch Hausfrau mit ganzer Seele. Es ist ja auch nicht blos die Nothwendigkeit, welche die Frauen dazu macht. Die Interessen nur

Weniger gehen im Ernst darüber hinaus und es ist gut so. Nur läßt die Verschiedenheit der äußern Lage dieses Aufgehen in den materiellen und praktischen Fragen des Lebens mehr oder weniger prosaisch erscheinen; die Sache bleibt immer dieselbe.

Bei Caroline Schleiden hatte es noch einen andern Grund, der die sorgende Thätigkeit zu einer Quelle beständiger Heiterkeit und ihr Haus zu einem der gefälligsten und angenehmsten ihres Kreises machte. Sie hatte in den einfachsten Verhältnissen gelebt, als ihr Moritz Schleiden, Ulrichs älterer Bruder, die Hand reichte und sie mit ihm alle Launen des Glückes kennen lernte. Sie hatte mit beiden Brüdern, die ihre kaufmännischen Geschäfte gemeinsam betrieben, die beschwerlichsten Reisen auf dem amerikanischen Continent gemacht, mit ihnen oft in den unbequemsten Lagen gelebt und war ihnen stets treu zur Seite gewesen bis sie sich mit fest gegründetem Wohlstande in H.... niedergelassen. So war das Erreichte auch für sie ein Preis der Thätigkeit und jeder weitere Schritt enthielt neue Befriedigung. Es gab keinen Tag, an welchem sie sich nicht die Annehmlichkeit ihrer äußern Lage zum Bewußtsein brachte, keinen, der bei ihrer natürlichen Gutmüthigkeit nicht auch das Leben Andern angenehmer gemacht hatte, keinen endlich, der sie nicht das große Glück schätzen ließ, ihr einziges Kind in Fülle und Ueberfluß erziehen zu können. So war sie, stets bereit Andern zu helfen und nie etwas fordernd, durch Thätigkeit befriedigt, wirklich eine der glücklichsten Frauen, die man sich denken kann und gänzlich unberührt von dem Wunsche nach einer neuen „Stellung der Frauen.“

Madame Schleiden hatte ihren Gang durch das Souverain beendet, wo sie Befehle aller Art an die Bedienung ausgetheilt und selbst die Speisen, welche ihrer Tochter für den Tag erlaubt waren, angeordnet hatte, beendet und kam in das Zimmer zurück, in welchem sie die Herren zuerst begrüßt hatten. Sie konnte nicht umhin noch einige Augenblicke hier zu verweilen, um den Lehnstuhl am Feuer, wenn es möglich wäre, noch bequemer zu rücken als er schon stand; denn der Besitzer dieses Zimmers war ihr Abgott, und das Glück Lianens, einen Mann zu besitzen, der ihren eigenen Ansprüchen in idealer Weise entsprach, schien ihr keinem andern vergleichbar.

Dann ging sie noch in das Eßzimmer, das daran stieß und blieb vor dem Buffet stehen, um einen Blick auf das Krystall und Silber zu werfen, welches auf den Breten stand, ob es auch in untadelhaftem Glanze

strahle, und weiter durch eine Reihe reich meublirter Gemächer, in welchen sie dieses und jenes mit schneller Hand ordnete, bis ihr Gatte selbst sie abrief, nachdem er das Töchterchen begrüßt hatte.

2.

Die ersten Schatten der Dämmerung lagerten über Lianens traulichem Gemache. Sie saß in einem Ueberwurf von Sammet auf einem niedrigen Sessel am Kamin und ihre Augen ruhten auf einem offenen Briefe, den sie in der Hand hielt. Ein wundervoller Strauß frischer Rosen lag auf dem marmornen Kamin Sims zwischen Vasen von chinesischem Porzellan. Sie streckte die kleine Hand danach aus und betrachtete mit Entzücken die Kunst so früh erschlossener Blumen, während der Frühling erst Veilchen brachte. Während sie den balsamischen Duft einsog, versuchte sie beim Schein der glimmenden Kohlen den Brief zu lesen, der nur wenige Zeilen enthielt. Der flackernde Glanz fiel auf ihr Gesicht, es war noch bleich und nur auf den Wangen lag ein Schimmer von flüchtigem Roth.

„Wenn ich hoffen darf, Sie wieder zu sehen...“ flüsterte sie leise die letzten Worte des Briefes und sie versank in tiefe Träumerei. Der Schritt ihres Gatten weckte sie daraus erst als es fast dunkel geworden war und die ersten Sterne ins Fenster blickten. Liane legte schnell den Strauß in ein Körbchen, das neben ihr stand, aber im nächsten Augenblicke nahm sie ihn wieder heraus und behielt ihn in der Hand.

„Du träumst, Liane? Und hier im Dunkel?“ sagte Ulrich Schleiden. „Alleinsein paßt nicht für Dich.“

Der Bediente kam und zündete die Lampen an. Liane stand auf und ging ihrem Gatten entgegen.

„Sieh nur die schönen Rosen, welche Antonio geschickt hat!“ sagte sie und hielt sie ihm hin, ohne auf seine Bemerkungen einzugehen oder vielleicht um seine Gedanken abzulenken.

„Sie sind sehr schön; Antonio ist noch weiter in der Blumenzucht als ich. Souvenir de Malmaison, Unica — und da eine weiße Rose mit gelblichem Kelch, die ich noch gar nicht kenne, die muß ich gleich dem Gärtner zeigen, damit ...“

„O nein!“ sagte Liane, hastig die Hand nach den Blumen ausstreckend. „Ich möchte nicht...“

„Was möchtest Du nicht, Kind? Was für Frauenlaunen! Wird es Dir nicht Freude machen, im Som-

mer diese Rosen in unserm eigenen Garten pflücken zu kennen?"

Vianens Hand sank herab; tief erröthend erwiderte sie nichts, während Schleiden mit dem Strauße das Zimmer verließ.

„Es war schon ein Opfer, ihm die Rosen zu zeigen und es wird mir keine Freude machen sie selbst zu pflücken; aber stets zwingt er mich fast ihm noch zu danken für das Weh, das er mir unbewußt bereitet,“ sagte sie leise. Sie versuchte zu lächeln, aber im nächsten Augenblick standen in ihren Augen Thränen, die sie schnell trocknete als ihr Gatte zurückkam und ihr den Strauß wiederbrachte. Sie berührte leise ihre brennenden Augen mit den kühlen Blumen und stellte sie in eine Vase auf dem Kamin.

„Kannst Du herabkommen, Viane? Es sind einige Herren zu Tische da,“ sagte Schleiden. Viane zögerte.

„Wenn Du nichts dagegen hast, lieber Ulrich, so möchte ich heute bei dem Kleinen bleiben,“ sagte sie endlich.

„Das ist nicht nöthig, liebes Kind. Es freut mich, daß Du ihm Sorge schenkst, aber es ist dafür gesorgt, daß dies auch ohne Dich geschehe. Es darf Dich nicht abhalten an Dich zu denken. Dir ist durchaus Zerstreung nöthig.“

„Aber ich fühle mich nicht wohl,“ sagte Viane schüchtern.

„Eben weil Du Dich nicht wohl fühlst. Der Arzt sagt: Sie giebt sich keine Mühe gesund zu werden, und er hat recht. Du weißt ihm kein Zeichen einer Krankheit zu nennen, ja Du vermeidest seine Fragen und doch sehe ich Dich täglich bleicher und Deine Stimmung trüber werden. Das geht nicht weiter so, Viane. Du mußt versuchen über die Gründe klar zu werden, welche diese Veränderung in Dir hervorbringen und darfst kein Mittel unversucht lassen ihr entgegen zu arbeiten. Alles kann ich ertragen, nur nicht dieses Träumen ins Blaue. Steht es nicht in meiner Macht Dir zu schaffen was Dir fehlt? Willst Du Gesellschaft, so sprich ein Wort und mein Haus steht dem weitesten Kreise offen. Willst Du reisen, so bin ich bereit mit Dir bis nach Asien zu gehen, willst Du einen neuen Wagen oder etwas der Art?“...

„O nein, ich will von alle dem nichts,“ sagte Viane ängstlich und wie um weiteren Vorschlägen Einhalt zu thun.

„So weißt Du selbst nicht was Du willst!“ erwiderte Schleiden, der zu den Männern gehörte die

heftig werden, wenn ihnen das Herz weh thut und sie es nicht zeigen wollen.

„Ich werde zu Tisch kommen,“ sagte Viane, sich schnell erhebend und ihren Arm in den ihres Mannes legend.

„Nein!“ sagte dieser mit der weichsten Stimme und plötzlich verändertem Wesen, „Du sollst kein Opfer bringen. Ich kann Dich nicht so resignirt und opferbereit sehen. Glückselig sollst Du sein, Viane, und wenn ich das nicht erreichen kann, so ...“ Er beendete den Satz nicht, sondern verließ erregt das Zimmer, ohne zu ahnen, in welcher Bestürzung er seine junge Gattin zurückließ.

Nichts gleicht dem Schrecke, den wir empfinden, wenn wir ein Gefühl sorgsam zu verbergen glaubten, ja dasselbe uns selbst nicht klar zu machen wagten, aus Furcht, ihm nach Außen hin Gestalt zu geben, und es doch plötzlich von Andern beobachtet und uns vor Augen gestellt zu sehen. Gerade in dem Verbergen lag die Kraft es zu ertragen; sobald wir einen Zeugen für unsern Kummer haben, bricht er rückhaltslos hervor.

Und doch hatte Ulrich Schleiden in einem gebissenen Sinne recht, wenn er seiner jungen Frau den Vorwurf machte: Du weißt nicht was Du willst. Sie wußte genau nur was sie nicht wollte; sie fühlte in jedem Augenblicke, daß sie die Pflicht, glücklich zu sein, nicht erfüllte, aber in welchen Strudel heißer Wünsche ihr junges Herz gerathen werde, wenn es erst zu wagen wage — das wußte sie nicht.

Sie war in ein Chaos von Empfindungen geworfen, in welches sie kein Licht zu bringen wußte; sie klagte sich täglich der Undankbarkeit an gegen das Geschick, das sie mit Glücksgütern überschüttet und gegen ihren Gatten, den sie auf das Tiefste verehrte, — ja ihr eigentlicher Kummer bestand für jetzt in dem Selbstvorwurf, sich täglich trauriger und des Lebens müder zu fühlen.

Lebensmüde! Dieses Wort auf den Lippen einer schönen Frau von neunzehn Jahren würde jedem oberflächlichen Beobachter, der sie umgeben von Zärtlichkeit, Pracht und Luxus gesehen hätte, nur ein Lächeln abgewonnen haben, wie etwa die Versicherung eines blühenden Mädchens, daß sie ins Kloster zu gehen gedenke. Der bessere Kenner des weiblichen Herzens aber hätte verstanden, daß ein tiefer Grund da sein müsse, welcher diese reich und gesund angelegte Organisation so mächtig erschütterte. Er hätte gefühlt, daß in diesen träumerischen Augen mit dem langsamen Blicke der Funken der Lebenslust gebunden schlummere, daß

die bleichen Lippen und Wangen zum Blühen bestimmt seien, die Glieder zu elastischer Bewegung und Würde nach dem Zauber umgeschaut haben, der zu lösen vermöchte.

Liane war das verwöhnte Kind reicher Eltern. Das ist ein Glück in den Augen der Meisten, aber warum sprechen denn Die, welche es dafür halten, mit so großer Befriedigung von der Ausgleichung des Schicksals, das den Arbeitenden fröhlichen Sinn und den Reichen Uebersättigung giebt, die sie verhindert zu genießen? Sie thun es, weil sie fühlen, daß alle wahre Befriedigung im Schaffen liegt, in der Nothwendigkeit unsere Kräfte zu entwickeln. Wenn Liane unbewußt unter diesem allgemeinen Gesetze litt, so konnte es als Beweis dienen, daß in ihr die Bedingungen zu einem entschiedenen Charakter schlummerten. Ob er sich entwickeln würde? Wer, der dieses junge zarte Geschöpf, mit mattem Flügel schlagen jetzt gegen einen unbekanntem Feind ankämpfen sieht, vermag es zu sagen?

Alle Mittel, welche Madame Schleidens Leben zu einem so reinen und heitern Dasein abgeklärt hatten, fehlten ihrer Tochter. Sie waren ihr verfaßt durch die übergroße Liebe ihrer Eltern, die sich in dem Verlangen zu begegnen schienen, Alles was ihnen aus der Arbeit eines Lebens als Lohn erwachsen war, auf dieses einzige Kind zu häufen.

Als Lianens Geist anfang sich zu entwickeln, war bereits der Wohlstand ihrer Eltern begründet, und alle ihre Erinnerungen knüpften sich an das Haus drüben. Sie war der Mittelpunkt gewesen, ein frisches übermüthiges Kind, das Entzücken ihrer Eltern und ihres Onkels Ulrich, der als ein Glied ihres Hausstandes betrachtet wurde. Wenn schon die Eltern ihr jeden Wunsch erfüllten ehe er ausgesprochen oder zum Verlangen geworden war, so überschüttete Ulrich Schleiden sie mit tausend Dingen, an die ihr kindlicher Sinn gar nicht gedacht hatte und auf die vielleicht kaum die Laune einer Frau gekommen wäre. Das Interesse, welches er an ihr nahm, war in einem gewissen Sinne tiefer als das ihrer Eltern. Ihnen war, nach ihrer eigenen einfachen Natur das materielle Wohl ihrer Tochter die Hauptsache. Denn obwohl sie ihr eine äußerst sorgfältige Erziehung geben ließen, hatten sie doch eine unüberwindliche Scheu sie mit irgend einer geistigen Anstrengung zu belästigen und wenn Liane nicht nach ihrem natürlichen Wissenstrieb gelehrt hätte, würde es schlimm damit gestanden haben.

Ulrich Schleiden dagegen fand wachsenden Gefallen an ihrem klugen Wesen und hätte das Amt der Erziehung mit großem Vergnügen selbst übernommen,

wenn es mit dem Ernst zwischen ihnen nicht ein für alle Mal verdorben gewesen wäre. Scherzen und Neckten war der hergebrachte Ton; er hatte dem munteren jungen Dinge mit den goldenen Locken gegenüber alle Macht aus den Händen gegeben; was um so verwunderlicher schien, als der Gehalt seines Wesens im Uebrigen ein sehr ernster war und seine Neigungen fast aus Pedantische streiften. Aber wahrscheinlich muß jeder Mensch einen Menschen haben, gegen den er schwach ist und Ulrich war es gegen Liane.

Von den wenigen Gespielinnen, welche Liane hatte, war sie sehr geliebt und seltsamer Weise von keiner beneidet. Man pflegt den Besizer nur die Güter zu beneiden, auf welche man ihn großen Werth legen sieht und da Liane völlig gleichgiltig gegen alle diese Dinge und von einer unbegrenzten Freigebigkeit war, so sahen die Freundinnen viel eher auf Mittel ihr Freude zu machen als sie zu beneiden.

So war Liane auch von den Untergebenen stets vergöttert, die wohl fühlten, wie liebenswürdig es sei, daß sie von der Herrschaft, welche ihr gleichsam aufgebrängt wurde, keinen oder doch so sanften Gebrauch mache.

3.

So wuchs Liane heran und näherte sich ihrem sechszehnten Jahre. Sie sollte nun in die Gesellschaft eingeführt werden. Um diese Zeit kam Ulrich Schleiden von einer Reise zurück, die ihn fast ein Jahr fern gehalten hatte und von dem Augenblicke des Wiedersehens an begannen seine Gefühle für Liane eine andere Färbung zu erhalten.

Er fand sie zu einer reizenden Erscheinung entwickelt, schlank und zart wie eine Gazelle. Doch empfing sie ihn mit der alten neckischen Heiterkeit des Kindes, so vertrauensvoll und völlig unbefangen in ihrem Wesen gegen ihn, daß es ihn fast verdroß und selbst befangen machte, weil er wohl fühlte, daß gerade in dieser Rückhaltslosigkeit der Beweis liege, wie in ihr sich keine Spur dessen regte was ihn bewegte.

So wußte er nichts anderes zu thun als ebenfalls den alten Ton, dem er so gern eine andere Klangfarbe gegeben hätte, wieder anzuschlagen und es entstand für eine Zeit lang das wunderbarlichste Verhältniß. Schleiden fühlte, daß Lianens Anhänglichkeit eine ungekünstelte, ja eine schwärmerische sei und um keinen Preis hätte er sie hingeben mögen, ja, je weniger Hoffnung er zu haben schien, daß sie sich in ein wärmeres Gefühl verwandeln werde, desto eifriger versuchte er sich wenigstens diese zu erhalten, aber er litt darunter.

Je lebhafter er versuchte in ihre kindlichen Neckereien einzugehen, desto tiefer drang der Pfeil ein. Er versuchte mit der Liebe zu spielen bis — sie mit ihm zu spielen begann.

Was hätte er für ein Erröthen Lianens, für ein Niederschlagen ihrer Augen gegeben, die immer übermüthig in die seinen lachten! Wie peinigten ihn ihre Liebkosungen, wie die stürmische Zärtlichkeit, mit welcher sie sich an seinen Arm hing sobald sie ihn sah, wie die spielenden Küsse, die sie ihm gab, ohne alle Scheu vor ihren Eltern, vor Fremden selbst. Sie glühte dabei wie eine Rose, sie war wunderbarlich in der kindlichen Unbefangenheit, mit welcher sie sich auf seinen Knien wiegte — aber er wagte es nicht ihre Bewußtlosigkeit zu stören, ja er würde sich deshalb verachtet haben und doch fing er an sich in solchen Augenblicken wirklich unglücklich zu fühlen.

Was in Lianens junger Seele vorging, ist viel schwerer zu sagen. Wo gäbe es Worte, die zart genug sind, jenes harmlose Träumen zu bezeichnen, mit welchem das Sehnen nach Liebe beginnt?

Liane würde sich einer ältern Freundin mit eben demselben Enthusiasmus angeschlossen haben, wenn sie eine besessen hätte. Ulrich Schleiden war ihr ältester Freund und sie erzählte ihren Freundinnen mit begeistertem Lobe von ihm. Als nun der Winter kam und die erwachsene Tochter in die Gesellschaft eingeführt war, schlüpfte nicht ein klein Wenig unschuldiger Eitelkeit den Freundinnen gegenüber mit ein in Bezug auf den Onkel? Es war ja angenehm stets Jemand zu haben, der sie begleitete, wenn sie in die Stadt fuhr, der in jede ihrer Launen einging, der sie mit Blumen überschüttete, wenn ein Fest bevorstand und ihr alle seine Aufmerksamkeiten erwies, welche junge Mädchen, je schüchternere sie sind, desto lieber von älteren Herren annehmen.

Auch in der Gesellschaft nahm er sich ihrer so lebenswürdig an. Er wußte, daß die endlosen Diners, daß stundenlanges Stillsitzen und viel essen — sehen müssen, ihr eine Pein waren. Dann trat er unerwartet hinter ihren Stuhl ihr ein neckisches Wort zuzuslüstern oder warf ihr, wenn er in ihrer Nähe saß, Confect und Devisen hinüber, die sie munter erhielten.

Nur tanzen mochte er sie nicht sehen und so oft er einen Ball verhindern konnte, that er es. Nie aber, wenn dies nicht geschehen konnte, ließ er sie mit ihren Eltern allein gehen — dann wollte er wenigstens dabei sein.

Er selbst tanzte nicht, er fühlte sich im Grunde

doch zu ernst und selbst zu alt dazu. Es war für ihn ein peiniger Anblick Lianens leichte Gestalt bald in den Armen dieses, bald jenes jungen Herren dahinfliegen zu sehen. Der ganze Reiz des Abends bestand für ihn in den kurzen Zwischenräumen, wo Liane zwischen ihm und der Mutter sitzend ausruhete, er ihr den Shawl um die Schultern werfen und sie erfrischen konnte. Dann suchte er aus ihren Augen und Miene zu errathen, ob irgend ein Interesse ihre Freude am Tanze steigere, aber nichts deutete darauf hin. Wirklich waren ihr alle die jungen Männer, welche sie bisher gesehen hatte, völlig gleichgiltig und für keinen fühlte sie nur annähernd ein Interesse wie für ihren Onkel Ulrich. Der Reiz, welcher in der Aufregung des Tanzes liegt, existirte für sie noch nicht, sie war dazu auch körperlich noch zu zart. Der Tanz erschöpfte sie vielmehr und wenn für Ulrich Schleiden der glückliche Augenblick kam, sie in Pelze gehüllt in den Wagen zu heben, fühlte auch sie sich wohl. Der Papa saß ihr dann in der festlichen weißen Halsbinde gegenüber, froh, wieder einen Ball „überstanden“ zu haben, die Mutter neben ihr mit der Ueberzeugung, die Tochter sei doch die Hübscheste gewesen und der Onkel alle Drei aufs Beste unterhaltend, weil er sich mit seinem Liebling auf dem Wege nach Hause wußte.

Nichts aber konnte traulicher sein als das Stündchen nach dem Balle im Wohnzimmer der Mama! Wenn der Thee und das flackernde Feuer sie nach der frischen Nachtfahrt erwärmten, wenn die Herren, behaglich in Fauteuils gestreckt, eine lang entbehrete Cigarre rauchten und Liane Beden, der Miene machte sich zurückzuziehen, so lange aufhielt, bis sie selbst, auf einen Schemel vor dem Divan sitzend, auf welchem ihre Mutter ruhte, den Kopf auf ihren Schoß gelegt, sanft entschlummerte.

So verging wiederum ein Jahr. Lianens Empfindungen blieben unverändert, wenn auch dann und wann eine leise Ahnung sie überschlich und ihre Wangen um einen Schein bleicher wurden. Ulrich Schleidens Zustand dagegen steigerte sich zum härtesten Kampf, ohne daß er seine Bedenken überwinden konnte und zu einem Entschlusse gekommen wäre.

Er kaufte ein Haus, welches dicht an den Garten seines Bruders stieß, richtete es mit Luxus ein und zwang sich lange Abende dort allein zu bleiben. Aber desto lebhafter zog es ihn nach den erleuchteten Fenstern des andern Hauses und das Schlimmste war, daß Liane jetzt zu jeder Tageszeit auf das Unbefangenste zu ihm herüber kam.

Als er an einem solchen Abende allein in seinem Zimmer saß, das Liane eben verlassen hatte, schrieb er:

„— Nun will der Herbst kommen, aber die Bäume vor meinem Fenster, die schon einen Theil ihrer Blätter abfallen sehen mußten — träumen vom Frühlinge, denn sie schmücken sich mit frischem Grün, ja sie treiben sogar neue Blüthen. Auf ihnen ruhen meine Blicke jetzt oft und gedankenvoll; sind sie doch ein Abbild meines eigenen Zustandes. Ich bin auch durch einen schwülen Sommer gegangen und habe in brennender Sehnsucht nach Erquickung geschmacht. Nun stehe ich im Beginn des Herbstes, das Herz aber träumt sich noch immer in seinen Frühling zurück, jetzt gerade lebhafter als je. Es ist auch wie ein Baum, der sich nochmals neu mit Grün und Blüthen schmückt, und hofft und wähnt auch die Nachtigallen würden wieder kommen und von Neuem ihre Liebeslieder darin singen.

„Es giebt nichts Qualvolleres als solchen Zwiespalt mit sich und der Welt, kein schneidenderes Weh als das Gefühl äußerlich alt zu werden, im Gemüth aber jung zu bleiben; keinen schneidenderen Gegensatz als zu wissen, daß das Haar zu bleichen beginnt, das Herz aber neu mit Sehnsucht nach Liebe sich füllt und weder auf Gründe noch auf Spott achtet, mit welchen der Verstand es zu überwinden versucht.

„Und es ist kein unbestimmtes zielloses Sehnen, das mich bewegt; es gilt einem lieblichen Mädchen. Aber in diesem Sehnen liegt nicht das Verlangen nach dem Besitz, wie bei jeder andern Liebe, sondern nur der Wunsch große Zuneigung zu finden und eine unbeschreibliche Freude über jeden Beweis solcher Zuneigung. Der Wunsch, die Liebliche in der Nähe zu wissen, wohl auch sie nach meinen stillen Wünschen zu leiten, vielleicht auch, wenn ich mich recht beachtet habe, früher ein gewisses Behagen mit der Liebe zu spielen, die sich nach meiner Meinung hier nie zu ernstlicher Leidenschaft steigern und gefährlich werden könne; mich an der reinen Hingebung des Mädchens zu ergötzen, das noch halb Kind ist, nach des Tages Ernst an ihrem heitern Geplauder mich zu laben, bei ihr zu vergessen um wie Vieles älter ich bin und mich in die eigene Jugend und ihre Herrlichkeit zurückzuträumen.

„Liane steht in ihrem siebzehnten Jahre und ich habe sie mit einer steigenden Theilnahme körperlich und geistig sich entwickeln sehen. Sie ist eine zierliche Gestalt mit zartem Gliederbau, namentlich sehr kleinen Händen und Füßen, aber mit gerader, ja scheinbar etwas stolzer Haltung.

„Ihr Gesicht läßt sich nicht regelmäßig schön nennen,

bildet aber das lieblichste Oval von üppigen Locken umrahmt. Die braunen Augen mit den goldigen Wimpern schauen frei in die Welt hinein, im raschen Wechsel bald lächelnd, bald gedankenvoll. Auf ihren Wangen mit dem Grübchen liegt rosiger Schimmer und ihr Teint ist von einer so durchsichtigen Weiße, daß es mich bisweilen beängstigt und ich sie lieber weniger reizend und dafür kräftiger aussehend möchte.

„Lianens Gemüth ist so zart empfänglich, daß es ihr unmöglich ist, vor beobachtenden Augen irgend ein Gefühl zu bergen; jede noch so leise Berührung verräth ihren Eindruck durch äußere Erscheinungen.

„Sie scheint keine Ahnung von dem zu haben was in mir vorgeht, sie könnte sonst nicht so unbefangen, so kindlich, ja zuweilen so kindisch bleiben.

„Heute zum Beispiel ging ich in den Garten, weil ich sie nirgends im Hause fand. Es steht dort eine alte Eiche und in den knorrigen Zweigen derselben hat ihr der Gärtner einen versteckten Laubsitz angebracht. Stiegen führen hinauf. Weil ich weiß, daß sie den Platz sehr gern hat, lenkte ich dorthin meine Schritte und sah bereits von Weitem ihr weißes Kleid durch das Laubwerk schimmern. Liane hatte in der letzten Zeit die Gewohnheit angenommen mich bei meinem Vornamen zu nennen; heute rief sie mich, als sie mich bemerkte, mit dem Namen, der mir zwar ein theures Anrecht der Verwandtschaft giebt, aber den ich jetzt nur mit Unbehagen, ja mit Verdruß aus ihrem Munde hören kann. Ich sollte ihr herabhelfen, weil ein Stab der Leiter gebrochen war. Sie setzte, wo die Sprosse der Leiter fehlte, eines ihrer zierlichen Füßchen in meine Hand und halb springend, halb fallend, fing ich sie in meinen Armen auf. Aber sie war übermüthig. Anstatt wie sonst meinen Arm zu nehmen, fand sie es heute angenehmer sich tragen zu lassen und lachend und neckend, die Arme um meinen Hals geschlungen, zwang sie mich sie durch die Alleen des Gartens zu tragen.

„Warum konnte ich sie nicht fragen, ob sie denn nichts dabei empfinde, wenn ihre Lippen den meinen so nahe, daß ihr warmer Hauch mich berühre; warum wagte ich es nicht das süße Geschöpf an meine Brust zu drücken, anstatt ihre leichte Gestalt endlich auf eine Rasenbank niederzulegen, ihr halb komisch, halb ernst eine Verbeugung zu machen und davon zu gehen in wirklicher Befangenheit?

„Und dennoch muß ich wiederholen, daß in meiner Empfindung für sie nicht das Verlangen nach dem Besitz liegt, aber ein Gefühl der Verzweiflung bei dem Gedanken sie mir von einem Andern genommen zu sehen.

Und kann das nicht jeden Tag geschehen? Wird sie nicht schon jetzt beobachtet und begehrt, ohne daß sie es weiß? Gibt es irgend ein anderes Mittel sie in meiner Nähe zu behalten als indem ich sie zu meiner Gattin mache? Kann ich den Schritt vor meinem Gewissen verantworten und werde ich ihn nicht schmerzlich bereuen?“...

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine amerikanische Sommerfrische.) Der bekannte Roman- und Dramendichter Anthony Trollope hat ein sehr interessantes Buch über Amerika geschrieben, das deutsch bei Bernh. Tauchnitz in Leipzig erscheint. Darin schreibt er: Es ist bei den Amerikanern Sitte, im Sommer einen Badeort zu besuchen, ein See- oder anderes Bad. Von allen solchen Sommerfrischen gilt Newport in vielfacher Hinsicht für die angenehmste. Vor allen Dingen ist es unbestritten der fashionableste Ort und dann soll es sehr schön liegen. Da wir noch in der ersten Hälfte des Septembers standen, erwarteten wir den Ort sehr besucht zu finden, aber darin irren wir uns, nicht zu unserer Freude, obgleich ein überfülltes Haus an einem solchen Orte nichts weniger als etwas Angenehmes ist. Ein Haus aber, welches auf sechshundert Betten eingerichtet ist und von denen man nur fünfundzwanzig in Anspruch nimmt, erhält bald ein melancholisches Aussehen.

Wir in England kennen keine Hotels für sechshundert Fremde, die alle gemeinschaftlich da wohnen sollten. Wir stiegen in dem „Decon Hotel“ in Newport ab und glaubten in eine gut eingerichtete Caserne zu kommen als wir unter eine haushohe Veranda traten und dann in dem Gang weiter schritten. „Haben Sie Zimmer frei?“ fragte ich wie Jedermann bei der Ankunft in einem Gasthause fragt. „Zimmer genug,“ lautete die Antwort. „Nur fünfzig sind besetzt.“ Aber binnen zwei Tagen schwanden die fünfzig auf fünfundzwanzig.

Wir bildeten eine melancholische Gesellschaft und die Damen schienen noch tiefer betroffen zu sein als die Herren wegen des nothwendigen Entlassens des Tabaks. Was können zwölf Damen in einem Saale thun, der bequem für zweihundert eingerichtet ist? Dieser Saal oder dieses Gesellschaftszimmer (drawing-room) im Decon-Hotel zu Newport ist zwar nicht so groß wie Westminster-Hall, aber das Sitzungslocal für das brittische Unterhaus könnte er recht wohl abgeben. Nun denke man sich die Stimmung einer Dame, wenn sie in ein solches Zimmer mit der Absicht tritt, den Abend da zuzubringen und nur sechs oder sieben Damen auf verschiedenen Sophas, in entleglichen Entfernungen von einander, sitzen sieht, die ihr alle fremd sind! Sie ist wahrscheinlich nach Newport gekommen, um sich zu amüsiren und da sie nach der Sitte hier um zwei Uhr gespeist hat, so hat sie für den Abend nichts zu erwarten als die Gesellschaft dieser unermesslichen möblirten Höhle. Ihr Gatte, wenn sie einen hat, oder ihr Vater oder ihr Geliebter ist wahrscheinlich zugleich mit ihr eingetreten. Aber ich kenne keinen Mann, der

den Muth hätte in einer solchen Lage lange auszubauern. Er murmelt irgend eine Entschuldigung, schleicht sich hinweg und sucht bei einer Cigarre Trost. Die Dame geht nach einer halbständigen Selbstbetrachtung, langsam zu irgend einer der Gefährtinnen in der Wüste und flüstert ihr zu „Newport scheint jetzt denn doch nicht sehr zahlreich besucht zu sein.“

Ich gestehe, daß ich es in dem Damen-Gesellschaftszimmer (ladies-drawing-room), wie solche Zimmer in den Hotels hier immer heißen, nicht aushalten konnte und meine Frau schmählich verließ. Ich konnte es hier nicht aushalten, an andern Orten aber auch nicht und es schien andern Ehemännern, ja sogar Liebhabern und Bräutigams, genau ebenso zu ergehen. Ich betheure, daß mir kein Platz auf Gottes weiter Erde lieber ist als mein Zimmer oder vielmehr das Zimmer meiner Frau zu Hause, daß ich gar keine besondere Vorliebe für Herrengesellschaften, für Clubs u. dergl. habe und daß ich viel lieber Frauenkleider um mich her rauschen höre. Ich bin sehr gern mit Damen in einem Zimmer. In diesen Hotels aber fühlte ich mich gedrängt, wie von einer unbekanntem Gewalt getrieben, aus solchen Damenzimmern zu fliehen und mich von denselben fern zu halten. Alles andere war annehmlicher und erträglicher, selbst das Trinken an einem häßlichen Schenktische, selbst das Rauchen in einem unbequemen Lesezimmer unter einer Flut von amerikanischen Zeitungen. Und ich betheure ebenfalls — wie ich denn hoffe in diesen Bänden vieles für die Wahrheit dieser Bethuerung beizubringen — daß die amerikanischen Damen keine Schuld daran haben. Sie sind so liebenswürdig wie unsere Landsmänninnen, im Allgemeinen sogar kenntnißreicher, wenn auch nicht gebildeter oder vielmehr nicht besser erzogen. Falsche Scham bringt sie selten in Verlegenheit und ich meine das keineswegs ironisch, sondern bitte ausdrücklich, die Worte in der eigentlichen Bedeutung zu nehmen. Sie verstehen zu sprechen und sprechen oft sehr gut. In diesen weiten höhlenartigen, luxuriösen wollenden, in Wahrheit aber allen Comforts baren Gesellschaftszimmern sind sie unnahbar. Ich bin Zeuge gewesen, daß Liebhaber, wirkliche ächte Liebende, nicht fünf Minuten in demselben Zimmer dieser Art bei und mit der Geliebten es auszuhalten im Stande waren.

Und die Musik! In jedem Hotel und Gesellschaftszimmer steht ein Piano, auf dem natürlich immer eine der verlassenen Damen beschäftigt ist. Ich glaube nun allerdings nicht, daß diese Pianos in der Regel stärker oder schärfer, schreiender und unmusiklischer klingen als andere Instrumente dieser Art. Sie machen freilich diesen Eindruck, aber wahrscheinlich bloß wegen der ungewöhnlichen Verstimmung derer, welche sie zu hören gezwungen sind. Dann singen die Damen oder es singt wenigstens eine und wenn sie ihre Stimme durch den hohen Raum tönen und an den leeren Wänden widerhallen hört, wundert sie sich über ihre Kraft und singt nun mit gesteigerter Anstrengung lauter und lauter. Sie wird zu der Meinung verlockt, sie habe plötzlich eine ihr selbst vorher unbekanntemelodische Stimmgewalt empfangen und im Entzücken über ihre Leistung singt oder schreit sie bis das ganze Haus

halt. In solchen Augenblicken ist sie wenigstens glücklich, wenn auch sonst Niemand. Und wer kann ihr wegen solchen Glückes zürnen, wenn man ihre sonstige allgemeine traurige Lage berücksichtigt?

(Das Hötelleben in Amerika.) Daß mir die Hötels und überhaupt das Hötel-Leben in Amerika gefiele, kann ich nicht sagen, meint der erwähnte Trollope. Um sie aber nicht ungerechter Weise vielleicht in Mißcredit zu bringen, will ich diese Beobachtungen mit der Erklärung beginnen, daß sie wohlfeil für diejenigen sind, welche die Sparsamkeit üben, die sie begünstigen, daß das Fleisch reichlich und gut, die Bedienung schnell und aufmerksam ist und daß die Reisenden niemals durch das gierige Hungern und Dursten nach Francs und Shillings belästigt werden, welche eine Plage mancher englischen und andern europäischen Wirthshäuser sind. Das ist, ich weiß es wohl, eine große Lobeserhebung und dennoch gefallen mir die amerikanischen Wirthshäuser nicht.

Man befindet sich in einem freien Lande und kommt aus einem andern, in welchem man von Jugend auf gewöhnt wurde, „seine Ketten zu küssen“ — so versichert man wenigstens den englischen Reisenden fortwährend — und doch kann man in einem amerikanischen Gasthaus nie thun was man thun möchte. Ein schreckliches Gong erschallt früh am Morgen und weckt aus süßem Schlummer; eine halbe Stunde später ertönt ein zweites fürchterliches Gong und deutet damit an, man habe sich zum Frühstück zu begeben, man möge angekleidet sein oder nicht. Allerdings braucht man sich bei seiner Toilette nicht stören zu lassen und kann sein Frühstück nach einer halben Stunde erhalten. Man wird von Niemand dafür ausgescholten, aber das Frühstück ist „durch“, wie man hier zu Lande sagt. Man sitzt allein unten und der Kellner steht unmittelbar neben dem Essenden. Vielleicht sind es auch zwei Kellner. Sie schenken die Tasse wieder voll sobald sie geleert ist. Sie reichen ein anderes Gericht hin, ehe das, welches von dem Teller verschwand, recht verschluckt ist. Sie haben nichts dagegen, wie viel man auch essen oder trinken mag, sehr viel aber, wenn man nur eine Minute da sitzt ohne etwas zu essen oder zu trinken. Das ist das Schicksal dessen, der zu spät kommt und man kommt deshalb in der Regel nie zu spät. Erscheint man zu rechter Zeit, so gehört man zu einer langen Reihe von Essenden, die ihre „Arbeit“ mit einer über alles Lob erhabenen Energie verrichten. Falsch ist die Behauptung, die Amerikaner sprächen während des Essens nicht. Ich habe sehr wenige getroffen, welche kein Gespräch mit mir anzuknüpfen versuchten, wenigstens nicht bevor ich zu dem fernem Westen gelangte; selten allerdings versuchte Einer mich zuerst anzureden. Dann kommt zeitig das Mittagessen, wenigstens ist es in Neu-England der Fall und es geht da so zu wie bei dem Frühstück. Man setzt sich hin, um zu essen und man wird mit den Speisen fast bedrängt. Getrunken wird nicht so viel man sieht. Ich weiß wohl, daß das Trinken, selbst in England, in unsern Tagen für unschicklich gilt. Wir sprechen zu Hause gern von dem Weine wie von et-

was, das kaum berührt werden dürfte und wundern uns, wie unsere Väter lebten und schwelgten. In der Wirklichkeit freilich trinken wir, glaube ich, ebenso viel als sie; aber es ist gegen unsere Theorie. Ich meines Theils trinke gern Wein. Es mag nicht genteel sein, aber das Essen scheint mir mit einem Glase Sherry besser hinunter zu gehen als ohne dasselbe. In der Regel erhielt ich in den Hötels in Amerika überall Wein; aber das Trinken da war mir kein Genuß. Ich will nicht über die Qualität des Weines als darüber klagen, daß es keine Gelegenheit giebt ihn zu trinken. Nach Tische gehen die Herren gelegentlich, wenn es wahr ist was ich gehört habe, in die Schenkstube des Hötels und trinken da. Eigentlich geschieht dies nicht speciell nach Tische, sondern zu jeder Stunde des Tages, wenn sich ein Wunsch danach einstellt. Ich habe auch „so“ getrunken, kann aber nicht sagen, daß ich einen Genuß davon gehabt hätte. Ich will damit keineswegs von den Amerikanern sagen, daß sie viel trinken, ich behaupte nur, daß sie, wenn sie trinken, in der denkbar uncomfortabelsten Weise es thun.

(Die kleinen Kinder in Amerika.) Diese vollkommen civilisirten und trefflich gezeugeten Kinder mögen etwa drei oder vier Jahre alt sein, wenn sie von ihren Eltern mit an die Wirthstafel genommen werden. Fünf oder sechs derselben sieht man oft an der langen Speisetafel des Hötels beim Frühstück oder Diner mit ihren Eltern sitzen und diese Ceremonie mit aller Gravität und mit dem Ueber-Decorum ihrer Großväter verrichten. Als ich drei Jahre alt war, hatte ich es, glaube ich, noch nicht weiter als zu einem eigenen silbernen Köffel gebracht, mit dem ich in der Kinderstube meine Milch mit Brot zu essen versuchte, gewiß aber stand ich unter der unmittelbaren Aufsicht der Wärterin, wenn ich das gebackte und mit Kartoffeln und Bröthe zusammengemischte Fleisch einnahm. In dem Hötelleben in Amerika dagegen iricht ein solches „altbärtiges“ Kind in anständigster leiserer Weise seinen Wunsch nach dem oder jenem auf der Tafel gegen den Kellner aus, verzehrt den Fisch mit epicureischer Zierlichkeit, ist wählerisch in Bezug auf die Saucen und das Eingemachte, sieht sehr darauf, daß sein Beefsteak zum Frühstück recht heiß sei und verlangt ohne Weiteres frisches Eis in sein Wasser. Das Fortgehen indeß eines solchen kleinen Herren und noch mehr das einer solchen kleinen Dame aus dem Zimmer nach aufgehobener Tafel ist vielleicht das Merkwürdigste. Die kleine frühreife Schöne von vier Jahren, welche ihre Mahlzeit beendet oder, wie sie sich ausdrücken würde, mit ihrem Diner durch ist, giebt dies dadurch zu erkennen, daß sie sich sorgsam aus der Serviette losschält, die man ihr umgesteckt hat. Dann zieht der Kellner, der auf alle ihre Bewegungen aufmerksam sein muß, den Stuhl zurück, auf dem sie sitzt und die junge Dame läßt sich herabgleiten. Ein kleines Mädchen bei uns würde herunterklettern, aber in Neu-England klettern kleine Mädchen niemals. Ihr Vater und ihre Mutter, die weiter nichts sind als ihre ersten Diener oder Minister, gehen vor ihr aus dem Salon und dann schwimmt sie hinter ihnen her. „Schwimm!“ ist indeß nicht das rechte Wort. Die Fische, die durch das Wasser schwimmen, fördern oder hindern vielmehr ihre Bewegung nicht durch Drehen des Rückgrats. Kein Geschöpf, dem der liebe Gott eine directe Bewegung möglich gemacht hat, nimmt einen so ungräßen und zugleich so ungräßigen Gang an. Manche Frauen, die das Gehen von einer nichts weniger als empfehlenswerthen Lehrerin gelernt haben, bewegen sich freilich in dieser Weise und solche Frauen zu copiren ist die kleine Dame angewiesen. Den eigenthümlichen Schritt, den ich meine, kann man häufig auf den Boulevards in Paris sehen, noch häufiger in französischen Städten zweiten und dritten Ranges und bei Französinen vom vierten Range. Es ist das allerficherste Zeichen, welches Gemeinheit, schlechten Geschmack und Neigung zu Unsittlichkeit verräth. Und diese Gebweise lehren amerikanische Mütter — einige amerikanische Mütter, sollte ich sagen, ihre Töchter! Als Komödie in einem Hötel sehr unterhaltend, aber im Privatleben würde ich doch sehr dagegen sein.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

L i a n e.

Novelle.

(Fortsetzung.)

So fort und fort richtete Ulrich Schleiden Fragen an sich und das Schicksal und würde wohl nicht so bald zu einem Resultate gekommen sein, wenn sich Lianens Mutter nicht ins Mittel gelegt hätte.

Madame Schleiden hatte ihren Schwager längst beobachtet, sie hatte der Scene im Garten und vielen andern kleinen Auftritten zugesehen und machte sich die Lage der Sache klar. Ihr schien Ulrich Schleidens nahe Verwandtschaft und der bedeutende Unterschied der Jahre kein Hinderniß seiner Verbindung mit Lianen. Sie sah in ihm den liebenswürdigsten, den vortrefflichsten Mann, den einzigen, welchen sie so genau kannte, daß sie ihm völlig ruhig ihr Kind anvertrauen konnte. Ihrem Geschmack entsprach auch seine äußere Erscheinung, auf welche die Frauen bei der Wahl stets einen prüfenden Blick zu werfen pflegen. Kräftig und groß, von männlichen Zügen, mit schönem Bart und stattlicher Haltung — drückte sein Aeußeres in ihren Augen zugleich seine treffliche Gesinnung aus. Auch der Gedanke, ihre Tochter auf diese Weise ganz in ihrer Nähe zu behalten, war ihr süß und nachdem sie über Ulrich klar geworden war, begann sie Liane zu beobachten. Wenn sie sich in Bezug auf diese täuschte, so kann ihr keine größere Schuld beigemessen werden,

als daß sie sich bei der Wahl eines Gatten für ihre Tochter von den Gründen leiten ließ, welche sie selbst bestimmt hatten.

Vielleicht aber war Lianens Charakter noch nicht weit genug entwickelt, um die große Verschiedenheit in Beider Organisation klar hervortreten zu lassen. Madame Schleiden besaß nicht jene übergroße Reizbarkeit, welche zwar befähigt zu höherem Genuß, aber zugleich eine größere Fähigkeit zum Leiden in sich schließt.

Sie war in ihrer Ehe höchst befriedigt, ihrem Gatten treu und aufopfernd zugethan, aber nie hatten ihre Gefühle jenen höhern Aufschwung genommen, der über das gewöhnliche Maß des Glückes hinaushebt, nie auch freilich hatte sie an unklarer Sentimentalität gekrankt. Sie war eine durch und durch praktische Natur auch in Dingen des Gefühls.

Jeden Wunsch, den sie nicht befriedigen, jedes Mitleid, dem sie nicht Genüge thun, jede Zuneigung, die sie nicht durch die That beweisen konnte, verbannte sie schnell aus ihrer Seele und wandte sich wieder zu dem was offen und erreichbar vor ihr lag.

Aus diesem Grunde erschien sie Andern so klar und so angenehm, denn es war immer das Nächste, der Tag, der sie beschäftigte und sie gab ihrer Umgebung stets das Gefühl, daß sie mit jedem Gedanken für sie da sei.

Madame Schleiden sah Lianens Anhänglichkeit an ihren Schwager, sie hatte oft Beweise gehabt, daß Lianens Vertrauen zu ihm größer war als selbst zu ihr und dem Vater, und wenn sie das zärtliche An-

schmiegen des Mädchens an den in ihren Augen schönen Mann sah, so war sie doch nicht zart besaitet genug, um es für möglich zu halten, daß Liane noch ein ganz unbewußtes Kind sei, in welchem sich kaum das Sehnen nach Liebe zu regen begann.

Dennoch war sie erstaunt, als sie bei der ersten Anspielung, welche sie Lianen in Betreff einer Verheirathung machte, weder auf großes Erstaunen noch Widerstand traf. Liane lachte und sagte, wie komisch es sein müsse eine Frau zu sein; sie hätte noch nie, nie daran gedacht.

Sie würde jetzt vielleicht daran gedacht haben, wenn man ihr Zeit gelassen hätte, aber mit dieser unerwartet günstigen Aufnahme Lianens besiegte Madame Schleiden schnell alle Bedenken Ulrichs, den der erste verstehende Blick seiner Schwägerin aufforderte, ihr seine Wünsche zu gestehen, und bevor noch eine Woche vergangen, war das unbefangene Kind Ulrich Schleidens Braut.

Das erste Resultat von Lianens Verlobung war, daß sie scheu wurde, daß sie ihren Bräutigam eben so unbewußt vermied, wie sie den Onkel gesucht hatte und daß Ulrich Schleiden das Erblassen und Erröthen, das er früher so sehr gewünscht, und so oft er sich ihr näherte, auf ihren zarten Wangen wechseln sah.

Auch der alte neckische Ton, den Ulrich jetzt so gern wieder aufgenommen hätte, war verloren gegangen oder klang gezwungen. Täglich fragte er sich und sie, ob sie den Schritt bereue, aber sie versicherte hastig und mit feuchten Augen, daß sie es nicht thue und daß sie sich Vorwürfe über ihr Benehmen gegen ihn mache. Wirklich sah er, daß sie ihr scheues Wesen zu bekämpfen suchte, aber er sah auch, daß sie sich gewaltsam zwingen mußte, um frei den Blick zu ihm aufzuschlagen und ihm nicht mehr die Hand reichen konnte ohne Schüchternheit. Die vielen Feste, welche von Bekannten und Freunden zur Feier ihrer Verlobung gegeben wurden, kamen ihnen in diesem seltsamen Zustande einigermaßen zu Hilfe, denn nur allein mit einander fühlte Ulrich die Veränderung, welche mit ihr vorging. Dennoch aber wurde sie ihm so peinlich, daß er von den vier Wochen des Brautstandes noch die Hälfte der Zeit zu einer Reise benutzte, um Liane Zeit zu geben mit sich selbst einig zu werden.

Wirklich dachte sie nun sogleich wieder mit der alten Herzlichkeit an ihn, freute sich seiner Briefe und sehnte sich nach seiner Rückkehr.

Madame Schleiden war indessen beschäftigt im

Nachbarhause, das bereits auf das Eleganteste eingerichtet war, die letzte Hand anzulegen, alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen und ihrer Tochter auch die kleinste Sorge bis herab auf die Bemühung für ihre Toilette zu ersparen.

Wie schnell kam der Tag heran, welchen Ulrich Schleiden mit Entzücken, Liane mit heimlichen Schauern begrüßte! Sie hätte sich gegen Niemand darüber aussprechen können, sie hätte nicht gewußt, wie das unklare Gefühl in Worte zu fassen sei; nur die tödtliche Blässe auf ihrer Stirn verrieth es, als sie neben Ulrich am Altare stand.

4.

Ulrich Schleiden hatte sich getäuscht, wenn er von dem schnellen Uebergange eine verständige und schnelle Fassung Lianens erwartete. Er hatte die zärtlichste Sorge für sie, die äußerste Geduld mit ihrem verworrenen Gemüthszustande, aber es war ihm nach seiner Eigenthümlichkeit völlig unmöglich sich eine Vorstellung von den geheimen Vorgängen eines so scheuen Mädchenherzens zu machen.

Die neue Welt der Empfindungen, in welche Liane so plötzlich gerissen war, hätte ein Himmel für sie sein können, wenn Liebe die zarte Vermittlerin gewesen wäre, so aber wurde ihrer keuschen Seele der Schleier genommen, ehe sie noch das Bedürfniß gefühlt hatte zu schauen.

Liane kämpfte vergebens mit dem ihr selbst nicht klaren Widerstreben gegen diese Ehe, welcher der Brautstand des Herzes gefehlt hatte, das Ahnen, das Erwachen, das Sehnen und Begehren. Sie kämpfte vergebens gegen ihr beleidigtes Zartgefühl, vergebens mit dem Verlangen sich nicht moralisch erniedrigt zu fühlen, wenn sie gewaltsam ihren Empfindungen Schweigen gebot. Es ward ihr nur zu bald klar, daß die Hingebung solcher Art ein Opfer sei, welches nie gebracht werden sollte und die Liebflosungen ihres Gatten, der mit dem allberauschenden Zauber auch ihr Zagen zu überwinden hoffte, berührten sie wie Sünde. Und dennoch ruhte neben dieser Abneigung die alte Zuneigung fest und sicher auf dem Grunde ihres Herzens.

Eine junge Frau unter andern Verhältnissen und von materielleren Eigenschaften würde vielleicht durch den Reiz: eine eigene Häuslichkeit zu haben, befehlen zu können und in der Gesellschaft zu glänzen, über solche Bedenken hinweggehoben worden sein — Liane war

eine jener zart organisirten Naturen, über deren Leben die Bewegungen des Herzens gebieten.

Der Glanz und Schimmer ihres Hauses hatten keinen Reiz für sie, sie war daran gewöhnt und die kostbaren Dinge hüten zu müssen erschien ihr eher eine Last als eine Zierde des Lebens. Sie hatte keine Freude am Besiz und was war natürlicher? Sie kann nur vorhanden sein, wenn es Anstrengung gekostet hat ihn zu erlangen, und wäre es nur das Bemühen, sich das Ererbte oder schon Vorhandene nach seinem Geschmack neu umzugestalten.

Madame Schleiden, welche jene Freude im höchsten Grade besaß, hatte Liane jedes leise Beginnen dieser Art genommen, Liane war auf die zärtlichste Weise, die man sich denken kann, bevormundet bis in ihre kleinsten Neigungen, und da sie gewissermaßen blasiert war ehe sie gelebt hatte, da ihr diese Dinge nicht einmal Interesse genug abgewannen, um sie des Aufwandes eines heftigen Widerstandes für werth zu halten, blieb es auch so, nachdem Lianens Hausstand begründet war. Sobald Madame Schleiden sich versichert hielt, daß ihre Tochter die Zügel entweder nicht ergreifen wolle oder könne, begann sie auch hier ihre überwachende und sorgende Thätigkeit.

Außerdem hatte Schleiden in der Ueberwallung seiner Freude Liane wie einen Luxusgegenstand betrachtend, vielleicht auch in dem halbklaren Gefühle, daß sie ihm doch ein Opfer bringe, sich geschworen, sie keinerlei Mühen des Hausstandes empfinden zu lassen und ihn in solcher Ueberzahl mit dienstbaren Geistern besetzt, daß für Liane beim besten Willen nichts zu besorgen blieb.

Für dieses Mißverstehen dessen was Liane behage wurde Schleiden mit der Zeit in seltsamer Weise bestraft; denn wie er einsah, daß diese Stellung nicht die richtige sei, welche die Frau im Hause einnehmen sollte, fing er an Lianen wirklich für unmündig zu halten und sich des Gefühles zu berauben eine ebenbürtige Gefährtin zu haben.

Mit der Sicherheit und Ruhe des Besizes öffneten sich ihm allmählig die Augen über mancherlei Mängel Lianens, die er bisher nur unvollkommen gesehen hatte, und er fand, daß ihre Erziehung noch der Vollendung bedürfe. Er selbst bemerkte auch bald, daß er über das Tändeln hinaus sei und doch mit seiner jungen Frau in manchen Dingen nicht zusammenstimme. Er begann zu Hofmeistern und zu Erziehern und wurde darin durch den Umstand bestärkt, daß Liane sich dem durchaus nicht zu widersetzen, im Gegentheil froh

darüber zu sein schien. Ihr eigener Zustand war ihr so unerträglich geworden, sie hatte in so aufrichtiger Weise gesucht ihrem Gatten einen Ersatz zu bieten, daß sich ihre Gefühle mit Hast und wie zu ihrer Rettung in den Glauben an seine Autorität flüchteten und dort eine Art Befriedigung fanden, die ihr nach einer andern Richtung hin versagt war — in einem Grade versagt war, daß sie noch kaum eine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen überhaupt hatte. Sie fand auch allmählig den heitern Ton des Umgangs wieder.

So begann das zweite Jahr ihrer Ehe in einer Weise, welche dem Glücke ähnlicher war als das erste — aber doch keins. Die Frau soll nicht das erste Kind sein, welches der Mann in der Ehe erzieht. Nur in einer gegenseitigen Ergänzung ruht der Intelligenzbegriff dessen, was die Verbindung zwischen Mann und Weib natürlich und reizend macht.

Ob Ulrich Schleiden das auch empfand und sich gestand, daß auch der Mann nicht glücklich ist, wenn er nur imponirt? Oder war es ein Beweis von mangelnder Befriedigung, daß die materielle Seite seines Wesens mehr hervortrat? Zeugte es von geringerer Rücksichtnahme auf den Geschmack Lianens, wenn er in seinem Hause anfing lebhaft eine Geselligkeit zu unterhalten, welche ihr nicht zusagte? Vielleicht — aber er erschien heiter und seine Bekannten verehrten ihn mehr als je.

Schleiden pflegte diese Gesellschaften selbst zu arrangiren. Lianens Mutter, für deren schaffende Natur selbst der eigene Haushalt nicht Stoff genug bot, besorgte mit Lebhaftigkeit und in vollkommener Harmonie mit ihrem Schwiegersohne das Uebrige, so daß Liane sich wie ein Gast in ihrem eigenen Hause vorfand. Und sie wagte nicht mit ihrer oft sehr abweichenden Neigung Aenderungen zu treffen oder bestimmend einzugreifen; denn ihre Mutter und ihr Gatte hatten ja die Erfahrung vor ihr voraus und außerdem waren es die langjährigen Freunde Jener, nicht die ihrigen, welche diesen Kreis bildeten und die wenigen jungen Freundinnen, die sie besessen hatte, waren verheirathet oder fern. Der Abstand des Alters zwischen ihr und ihrem Manne wurde ihr erst in einem großen Kreise von Personen seines Alters recht fühlbar.

Es ergaben sich aus der Unterhaltung dieses Kreisess Richtungen, die Lianen so fern lagen, daß ihr jedes Verständniß dafür fehlte, fertige Resultate von Lebensverhältnissen, welche für sie noch im Dunkel der Zukunft lagen, kurz — eine so gänzliche Verschieden-

heit der Interessen, daß sie ihnen nicht zu folgen vermochte.

Nicht daß man Lianen vernachlässigt hätte; im Gegentheil man erwies ihr als der einzigen jungen und so reizenden Frau Huldigungen, welche weit über die Erwartungen hinausgingen, die sie hegte, man verhättselte und vergötterte sie, man hob sie stets hervor und jede erste Aufmerksamkeit gehörte ihr. Das brachte aber auf Lianen, da sie nicht eitel war, eine entgegengesetzte Wirkung hervor — sie fühlte sich wirklich als etwas Besonderes, Verschiedenes, das heißt völlig isolirt und ein Sehnen nach einem gleichfühlenden Wesen begann allmählig sich in ihr zu regen.

Noch andere kleine Züge entfernten sie unbewußt von ihrem Gatten. Nicht daß sie ihn für einen materiellen Menschen hielt, wenn er sich mit großem Behagen den Freuden der Tafel hingab, oder für einen Trinker, wenn er belebt und geröthet vom Wein, stundenlang ernsthaft mit seinen Bekannten seine Weinsorten prüfte — aber diese Genüsse widerstrebten durchaus ihrer Natur und es war ihr eben so peinvoll, wenn ihr Gatte sie mit zu großer Wichtigkeit behandelte als es ihr unmöglich war, den Eifer und die Ausschließlichkeit zu begreifen, mit welchen ihre Mutter die Sorgen des Tages zu ihrer alleinigen Lebensaufgabe machte.

5.

In dieser Zeit war es, daß ein alter hochgestellter Freund Ulrich Schleidens, welcher in England lebte, ihn bat, seinem Sohne, der einige Zeit auf dem Continente leben sollte, bevor er die väterlichen Besitzungen übernehme, sein Haus zu öffnen. Ulrich Schleiden that dies nicht allein mit Freuden, er bat auch den jungen Mann, welcher bald darauf ankam, für die erste Zeit seines Aufenthalts bei ihm zu wohnen, und fand sein Anerbieten angenommen. Mr. Antonio Ruisdale fand, nachdem er einige Zeit an dem Leben der Familie Theil genommen hatte, sehr verschiedene Beurtheilung von den verschiedenen Familiengliedern. Lianens Vater bedauerte, daß Mr. Antonio nicht genug Kaufmann sei, um die so überaus günstigen Chancen seiner künftigen Stellung als einziger Sohn und Erbe genügend auszubeuten. Ulrich Schleiden, der selbst nicht so ausschließlich Kaufmann war als sein Bruder, verzieh dem jungen Ruisdale den erwähnten Mangel; aber die mannigfachen andern Studien und Beschäftigungen, denen derselbe oblag, trieb er nicht nach seinem Geschmack. Für den genia-

len Anflug, welcher über des jungen Mannes Wesen lag, fehlte ihm die Schätzung und der Maßstab. Madame Leonore Schleiden sagte zwar, Mr. Ruisdale sei seinem Aeußern, seiner Sprache nach ein vollkommener Gentleman und gefalle ihr außerordentlich, aber ihr Auge ruhte oft mit Besorgniß auf der Blässe seiner geistreichen Züge, welche das schwarze Haar noch mehr hervortreten ließ. Sie vermistete an ihm jene robuste Frische der Gesundheit, die sie an Männern liebte, und selbst das Feuer, welches in seinen blauen Augen glühte, beängstigte die ruhige und praktische Frau als Etwas das an seiner Lebenskraft zehre.

Und Liane? Keine Aeußerung verrieth, daß sie ihn beobachte. Nur als die Mutter eines Tages nach Frauenart von ihr hören wollte, wie Antonio ihr gefalle, sagte sie mit einigem Bögern, sein Wesen erscheine ihr wie eine Baritonstimme weich und doch männlich. Und wirklich theilte sich der „Klang“ seines Wesens dem ihrigen eben so unwillkürlich mit als der Klang einer schönen Stimme dem Herzen. Sie empfand seine Gegenwart und sobald er das Zimmer verließ, überkam sie beängstigender als je das Gefühl ihrer Vereinsamung. Antonio Ruisdale hatte jene feinen Sitten und jene Ungezwungenheit des Verkehrs mit Frauen, welche sich Männer so leicht aneignen, wenn sie von Jugend auf mit gebildeten Frauen umgehen und so schwer, wenn sie dieselben erst von den Damen der Gesellschaft lernen wollen.

Wie angenehm und schnell verrannen die Stunden, wenn er an ihrer Seite war! Und er war fast immer bei ihr, eben so unbewußt vielleicht und nur so lange bis er selbst es bemerkte. Wie leicht wurden jetzt Lianen die endlosen Dinners, wenn Antonio sie mit tausend kleinen Aufmerksamkeiten beschäftigte, wie geduldig konnte sie jetzt über Pferde und Wein sprechen hören! Und wie liebenswürdig fand sie es, wenn Antonio nach dem Desert nicht mit den Herren bei Tische blieb, oder mit ihnen in das Rauchzimmer ging, sondern den Damen folgte, die plaudernd am Kamin saßen und auf die Lehne ihres Fauteuil gestützt sich zu ihr niederbeugte, mit ihrem Fächer spielend, sie vor dem Schein des Feuers schützend, in leisem ruhigem Gespräch!

Zuweilen auch, wenn keine Damen da waren und die Mutter sich entfernte, zog sie sich nach solchem Dinner in ihr stilles Gemach zurück, dann klopfte oft ein leiser Finger und Antonios ruhiges Lächeln erfüllte den Raum wie mit mildem Glanze. Das kleine Boudoir wurde für Liane ein Eldorado des Friedens

und der Freude — das ganze Haus erschien ihr neu, ja sie sah die Gegenstände eigentlich erst mit Bezug auf ihn. Sie freute sich der Pracht und des Reichthums ihres Hauses, sie war ihrem Gatten dankbar für den Luxus, mit welchem er das Zimmer ausgestattet hatte, das Antonio bewohnte — sie fing erst an überhaupt den Werth der Gegenstände zu schätzen.

Noch ein anderes mächtiges Interesse brachte Antonio in Lianens Leben, das Interesse für die Kunst. Weber durch ihre Eltern, noch von ihrem Gatten war es in ihr geweckt. Beide hörten wohl Musik, sie besaßen Gemälde und Marmorstatuen zur Decoration ihrer Zimmer, aber das Verständniß für Kunst fehlte ihnen. Liane ging es auf wie ein sonniger Tag. Ihr tief empfindendes Gemüth und ihr feines Auge für das Schöne machten sie sehr empfänglich für solche Reize, aber auch hier hatte die Uebersättigung gedroht den Reiz zu ersticken.

Sie hatte von all' diesen Dingen den Ausdruck früher als den Sinn gekannt, den Besitz früher als das Verlangen danach, die Form früher als den Gehalt.

O wenn die geistigen Hilfsmittel immer dann kämen, wenn es der Bildungsgrad, das Alter, die Zeit erfordern! Aber das Eine kommt zu früh, das Andere zu spät; der richtige Zeitpunkt ist auch von Andern nicht genau zu berechnen und so müssen wir es am Ende noch dem Zufalle danken, wenn er uns das Rechte im rechten Augenblicke zuführt.

Antonios Einfluß entwickelte Lianens Verständniß und nun erst sah sie die Statuen wirklich, die sie Jahre lang vor Augen gehabt, weil die Idee der Schönheit ihr aufging und sie ihre Verkörperung suchte, nun erst wußte sie den Funken Poesie in den Prachtwerken zu finden, mit welchen man sie, weil es Mode war, beschenkt hatte und die dann mit der pedantischen Ordnung Ulrich Schleidens in die Bücherschränke gereiht wurden — nun erst begriff ihr erwachendes Herz die wunderbare Macht der Töne.

So verträumte Liane eine kurze Zeit, vielleicht die glücklichste ihres Lebens. Nie war sie sanfter, nie liebenswürdiger gewesen; nur beunruhigte sich Schleiden über ihr allzu zartes Aussehen und den schwärmerischen Blick ihrer Augen. Aber dieses Leben voll nie geahnter Reize, das all' ihr Denken in einem Gedanken zu erschöpfen schien, wurde plötzlich durch ein Etwas gestört, das Liane ins Bewußtsein trat und sie in eine Verwirrung versetzte, der sie nicht Herr zu

werden vermochte. Das was in einer Verbindung, geheiligt durch Liebe, ihr Entzücken gewesen sein würde, erfüllte ihr jungfräuliches Herz gerade jetzt mit Schrecken, mit einer Bestürzung, die sie nicht überleben zu können glaubte. Gerade in dieser Zeit, wo sich im Hause die Sorge und die Aufmerksamkeit um Liane mehrte, sprach Antonio davon es zu verlassen und sie — freute sich fast des Tages, an welchem er seinen Entschluß ausführte.

Drüben am Flusse, Ulrich Schleidens Hause gegenüber, lag ein Gartenpavillon, im Sommer fast vom Gebüsch versteckt, jetzt weiß und klar seine Fassade im Wasser wiederpiegelnd. Diesen Pavillon bezog Antonio trotz dem Winter zur großen Verwunderung der Damen in der Stadt, welchen den reichen, schönen und unabhängigen jungen Mann als einen Stern erster Größe in der Gesellschaft erwartet hatten. Sie brachten ihn, so jung er war, doch bald in den Ruf eines englischen Sonderlings, da es ihnen nicht gelingen wollte ihn in ihre Zirkel zu ziehen.

Auch Liane sah ihn wenig, ja es geschah wohl, daß sie, wenn ihr gemeldet wurde, Mr. Kuisdale befinde sich im Besuchszimmer, lange sinnend stand und endlich Unwohlsein vorschützte, anstatt hinzugehen. Aber an solchen Tagen konnte sie dann stundenlang am Fenster stehen und mit den Augen dem Laufe des Flusses folgen oder den Lichtern, die sich am jenseitigen Ufer in den Häusern entzündeten.

So verging Lianen der Winter. Sie war sehr geduldig, ließ sich bis zur Qual pflegen und versuchte alle Aufmerksamkeiten ihres Gatten und ihrer Mutter von ihrer eigenen Gemüthsstimmung auf die Hoffnung abzulenken, welche sie Alle gleichmäßig beschäftigte; bis endlich der Tag kam, an welchem der Leser zuerst in dieses Haus eingeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine tragische Liebesgeschichte) wird aus New-York unterm 24. Mai berichtet:

Vor ungefähr einem Jahre vollendete ein liebenswürdiges junges Mädchen ihre Erziehung in einem Institut unweit Cincinnati, wo sie sich buchstäblich mit Ruhm bedeckt hatte, denn noch nie hatte eine Schülerin so viele Prämien und Auszeichnungen davon getragen. Sie war die Tochter eines reichen Grundbesitzers von Cleveland (Ohio), Wittwer und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und der eben erwähnten Tochter. Der Sohn diente als Lieutenant in einem Freiwilligenregiment der Bundesarmee.

Vor ihrer Rückkehr in das väterliche Haus hielt sich Celestine Drake, so hieß die junge Dame, kurze Zeit bei einem ihrer Oheime in Cincinnati auf. Bllig unbekannt mit dem Treiben der großen Welt, erhielt sie hier ihren ersten Unterricht in der gefährlichen Wissenschaft, die man das fashionable Leben nennt. Dieser Unterricht sollte ihr theuer zu stehen kommen.

Bei Gelegenheit einer ihr zu Ehren von ihrem Oheim veranstalteten Soirée machte Celestine die Bekanntschaft eines schönen jungen Mannes, der eine eben so sorgfältige Erziehung genossen zu haben schien als sie selbst. Er war mit Empfehlungsschreiben an die ersten Handelshäuser nach der Hauptstadt von Ohio gekommen und präsentirte sich als der Sohn einer angesehenen Familie von Philadelphia. Es entspann sich ein Liebesverhältniß zwischen ihm und Celestine und als Letztere nach Cleveland abreiste, diente ihr James Warren als Begleiter.

Nachdem er das junge Mädchen ihrem Vater übergeben, quartirte er sich in einem Hotel von Cleveland ein und setzte den in Cincinnati begonnenen Liebesroman fort, was ihm um so leichter wurde, als Celestine's Vater ihn freundlich aufgenommen hatte und ihm freien Zutritt in sein Haus gewährte.

Noch Verlauf einiger Wochen mußte Warren nach Philadelphia zurückkehren. Während seiner Abwesenheit fand zwischen den beiden Liebenden ein lebhafter Briefwechsel statt, durch den sie ihre gegenseitigen Schwüre noch fester besiegelten. So vergingen mehrere Monate. Endlich kam Warren wieder nach Cleveland und bat alsbald Herrn Drake um die Hand seiner Tochter. Er unterstützte seine Bewerbung durch Vorlage von Documenten, die ihn als Besitzer eines Vermögens von 50,000 Dollars auswiesen. Die Partie war sonach auch in pecuniärer Hinsicht eine vortheilhafte und nach genommener Rücksprache mit seiner Tochter gab der Vater seine Einwilligung. In vier Wochen sollte die Hochzeit stattfinden.

Inzwischen machte der Bräutigam eines Tages seinem zukünftigen Schwiegervater die Mittheilung, daß es in Folge unerwartet eingetretener Umstände keinem seiner Angehörigen möglich sei der Hochzeit beizuwohnen. Dies fiel dem alten Drake auf, er schöpfe Verdacht, und unter dem Vorwande, behufs Arrangirung einiger Geschäftsangelegenheiten mit seinem Bruder nach Cincinnati reisen zu müssen, begab er sich nach Philadelphia, um Erkundigungen einzuziehen. Er erfuhr sehr bald, daß der Mann, dem er seine Tochter anzuvertrauen im Begriff stand, ein Betrüger und Fälscher war. Er war Casfirer in einem der ersten Häuser der Stadt gewesen, hatte bedeutende Summen unterschlagen, hatte, um dies zu vertuschen, Schriftstücke gefälscht und war schließlich, als seine Betrügereien an den Tag kamen, zur Untersuchung gezogen worden. Der Verurtheilung zu einer entehrenden Strafe war er durch einen Formfehler in der Anklageacte entgangen, wegen dessen er klagefrei gesprochen wurde.

Nach Cleveland zurückgekehrt nahm Drake seinen zukünftigen Schwiegerohn auf die Seite und erzählte ihm, was er in Philadelphia über ihn erfahren habe. Warren leugnete nicht

und nach einer ziemlich heftigen Discussion willigte er endlich ein sich zu entfernen und einen Brief an seine Braut zurückzulassen, in welchem er die Geschichte seiner Vergangenheit mittheilte und ihr gestand, daß er es bei seiner Bewerbung nicht auf ihre Person, sondern lediglich auf ihr Vermögen abgesehen gehabt habe.

Dieser furchtbarer Schlag, der das junge Mädchen gänzlich unvorbereitet und überbies in einem kritischen Augenblicke traf, wirkte so heftig auf sie, daß sie sechs Wochen lang zwischen Leben und Tod schwebte; sie entging dem letzteren zwar, doch nur um den Preis ihres Verstandes, sie war wahnsinnig geworden.

Als diese entsetzliche Nachricht dem jungen Drake, der bei seinem Regiment in Virginien stand, zukam, bat er um einen vierwöchentlichen Urlaub und machte sich auf, um den Mörder seiner geliebten Schwester zu züchtigen, der seinen Aufenthalt in Saint-Louis in Missouri genommen hatte. Er fand ihn im Gastzimmer eines Hotels und nachdem er kaltblütig einige Worte mit ihm gewechselt, um seine Identität festzustellen, stieß er ihm den Degen durch den Leib. Warren blieb auf der Stelle todt.

Die gerichtliche Untersuchung dauerte nur zwei Tage. Der Lieutenant Drake wurde, da er einen sogenannten „zu rechtfertigenden Mord“ (justifiable homicide) begangen, vollständig freigesprochen und seinem Regiment zurückgeschickt. Bei seiner Ankunft fand er die Nachricht vor, daß seine Schwester in einem unbewußten Augenblicke aus dem Fenster gesprungen und als Leiche aufgehoben worden war. Sie war erst neunzehn Jahre alt.

Merkwürdigerweise fand der Selbstmord an dem nämlichen Tage und zu derselben Stunde statt, wo der Bruder die Schwester rächte.

(Familien-scenen.) Graf Vaudistin hat kürzlich unter dem Titel: „Hüben und Drüben. Lose Blätter aus einem Menschenleben“ (Hannover, C. Klämpfer) die Geschichte eines jungen Menschen herausgegeben, vielleicht Erinnerungen aus seiner eigenen Jugend, die manches Eigenthümliche enthält. So ist schon der Vater des Helden der Erzählung das, was wir jetzt einen Charakter nennen würden. Ein pensionirter Oberst wirft sehr freigebig mit Klätschen und Kraftworten um sich. Wir erlauben uns einige Familien-scenen aus diesem Hause mitzutheilen, das 12 lebendige Söhne aufzuweisen hat, die natürlich fast sämmtlich die Trommel zur Führerin durchs Leben wählen und darnach gezogen werden.

Morgens früh um fünf Uhr trat der Vater in die Schlafstube seiner Söhne; in der Linken hielt er eine Trompete, in der Rechten eine Reitpeitsche. Er stellte sich mitten in die Stube, blies die „Reveille“ und rief dann mit einer Donnerstimme: „An die Gewehre!“ Kaum war dies Commando gegeben, so fing er an mit der Reitpeitsche zu manövriren und ohne Schonung schlug er auf seine „Tafelrunde“ los, bis wir alle angezogen vor ihm standen. Dann ließ er uns in Linie antreten, wir mußten uns links und rechts richten, still stehen.

Dann rief er: „Waschen!“ und während ein Jeder von uns vor seinem Waschbeden stand und Gesicht, Hals und Brust abrieb, schwang er wieder die Reitpeitsche. Sobald wir gewaschen waren, commandirte mein Vater: „Schwärmen!“ und hinunterslogen wir in den Hof, wo wir trotz Regen und Schnee eine Stunde lang uns Bewegung machen mußten. Schlag sechs Uhr erschien der Vater wieder in der Hausthür mit der Trompete und blies: „Hahn in Ruh!“ Wir stellten uns dann in Reih und Glied auf und warteten geduldig, bis die Mutter erschien und mit einer krähenden Fieselstimme rief: „Abelbert, Bernhard, Carl, August, Wilhelm, Theodor, Max, Wolf, Walter, Ernst, Hugo und Heinrich! worauf wir in geschlossener Colonne vorrückten und ins Frühstückszimmer deslirtten, wo wir Bieruppe und Butterbrot in unverwästelicher Quantität vorfanden. Mein Vater ging während unsers Frühstücks auf und ab, rauchte seine Meerschäumpfeife, strich seinen Schnurbart und murmelte vor sich hin: „Mordkerle das! Schweden-Bataillon! Alte, der Abelbert hat einen Jungenschlag wie ein ausgehungertes Jagdhund! Der Carl muß Cavallerie-Offizier werden! Und wie der Bernhard mit seinem Butterbrote fertig wird! und der Carl, lauter Cavallerie-Offiziere! Dumm frist gut. So ist's recht, Jungens! ein blöder Hund wird nicht fett. Nur zugelangt, daß der Kanzen knallt und Ihr Mark in die Knochen kriegt!“ Ueber die andern Brüder fällt mein Vater andere Urtheile. Doch wir wollen nur noch hinzufügen, daß der Oberst der menschenfreundlichste Herr für seine Unterthanen, der zärtlichste Vater für seine Kinder war.

—r.

(Ausgestopfte Menschen.) Das vom Kaiser Franz II. als Privat-Eigenthum im Jahre 1796 begründete k. k. Naturalien-Cabinet, das damals den Namen führte „Physikalisches und astronomisches Kunst-, Thier- und Naturalien-Cabinet“ enthielt unter andern Seltenheiten auch einen ausgestopften Neger, der im Laufe seines Lebens manche denkwürdige Schicksale gehabt haben soll. Er soll fürstlichen Stammes gewesen sein und in Messina um das Jahr 1740 von einer vornehmen Dame aufgenommen und sorgfältig erzogen worden sein. Der kaiserliche General, Fürst Lobkowitz, sah ihn in jener Zeit bei dieser Dame und fand so großes Wohlgefallen an dem zierlichen Knaben, daß er sich ihn als Geschenk erbat und auch erhielt. Der Negerknabe, der in der Taufe die Namen Angelo Soliman erhalten hatte, begleitete seinen neuen Herrn auf Reisen und im Kriege, wo er mitkämpfend sich tapfer erwies, und nach Wien, wo er von der Gesellschaft freundlich aufgenommen wurde. Er sprach sechs Sprachen ziemlich geläufig: die italienische, französische, deutsche, englische, lateinische und böhmische. Nach dem Tode des Fürsten Lobkowitz kam Angelo in das Haus des Fürsten Wenzel Liechtenstein. Er war von außerordentlich zierlichem Gliederbau und trug fast stets weite orientalische Gewänder, die weiß wie sein Turban waren und die Ebenholzschwärze seiner Haut erhöhten.

Bei Damen beliebt, wußte eine Wittve von Christiani, geborene Kellermann, sein Herz vor Allen zu fesseln. Nach

seiner Verheirathung mit ihr verlor er aber auch, aus uns unbekanntem Gründen, die Gunst des Fürsten, der ihn aus seinem Hause verbannte und aus seinem Testamente strich. Ein früherer glücklicher Zufall wurde jetzt sein Retter. Bei der Krönung des Kaisers Josephs II. in Frankfurt anwesend, gewann er in der Spielbank daselbst 20,000 fl., für die er sich nun ein kleines Haus mit Gärten in einer Vorstadt Wiens kaufte und nun der Erziehung seiner Tochter Josephine und dem Umgange mit einigen Freunden lebte. Die Erstere, eine fein gebildete Mulattin, wurde später die Gattin des Hofraths Freiherrn von Feuchtersleben und Mutter des österreichischen Schriftstellers Eduard von Feuchtersleben. Der Neffe und Erbe des Fürsten Wenzel, Fürst Franz von Liechtenstein, nahm Angelo nicht nur wieder in seinen Palast auf, sondern übertrug ihm auch die Erziehung seines Sohnes Alois.

Am 21. November 1796 starb Angelo Soliman im Alter von 75 Jahren. Die seltsamen Schicksale seines abenteuerreichen Lebens setzten sich auch nach seinem Tode fort. Der Kaiser wünschte ihn, seiner besonderen Schönheit wegen, für sein eben begründetes Museum zu gewinnen. Durch den Director desselben, den Abbé von Ebral, der sich als Almosenier der Kaiserin, auf seinen Visitenkarten „Chatouilleur de la Majesté l'Impératrice d'Autriche“ nannte, ließ er bei der Familie anfragen, welche geschmeichelt ihre Einwilligung gern erteilte. Die Präparation des Leichnams übernahm der spätere Medailleur des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes, Bildhauer Franz Thalson, der sich unmittelbar nach Angelos Tode einen Gypsabguß von seiner Gestalt und Gesichtszügen abgenommen hatte und durch seine Leistung jede Erwartung übertraf.

Zwei Jahre später (1798) sandte die Königin von Neapel dem Kaiser für sein Kunst-, Thier- und Naturalien-Cabinet in zwei zierlich gearbeiteten Kästchen eine Reihe von geschnittenen, zum Theil zu Ringen verarbeiteten Bernsteinen, die größtentheils Insekten in sich eingeschlossen enthielten und eine Sammlung merkwürdiger Conchylien, von denen jede einzelne Art zwischen zwei Vergrößerungsgläsern eingeschlossen war. Gleichzeitig sandte die Königin von Neapel ein ausgestopftes sechsjähriges Negermädchen, das zierlich präparirt, in sitzender Stellung, sich artig genug ausnahm. Die kleine äthiopische Dame wurde dem schwarzen Negerprinzen zur Seite gesetzt.

Abbé von Ebral ließ später auf Befehl des Kaisers einen Mulatten Michele Anziola, der als Thierbändiger in der Menagerie zu Schönbrunn starb, durch den Venetianer Filippo Agnello, ausstopfen. Er sollte auf einem Kameele sitzen und wurde daher in reitender Stellung ausgeführt, eine Lanze mit beiden Händen haltend, mit der er einen Stoß nach rechts und abwärts führte. Endlich wurde den beiden schwarzen Herren und der jungen Dame noch ein Gast gebracht.

Im Jahre 1808 starb im Kloster der barmherzigen Brüder in Wien ein Neger im 38. Lebensjahre, der daselbst als Gärtner in Dienst gestanden. Der Krankenwärter, Frater Norcisi, machte den Leichnam dem kaiserlichen Naturalien-Cabinette

zum Geschenke, das denselben vom Bildhauer Wimmer über Holz spannen ließ, eine Arbeit, die ebenfalls trefflich gelang.

Später verschwanden diese Menschengestalten aus dem Museum, ob in der Absicht, den Besuchern des Museums kein Vergerniß zu geben, oder aus welchem andern Grunde, lassen wir dahingestellt. Der nachmalige k. k. Hofrath von Schreibers ließ sie als Director des Naturalien-Cabinet unter dem Dache der Hofburg aufbewahren. Doch es war noch Anderes über sie verhängt.

Am 13. October des Jahres 1848 särmte Fürst Windischgrätz die Stadt. Seine Kanoniere zielten nicht glücklich, denn ihre Kugeln setzten selbst die Hofburg in Brand und zwar an einer Stelle, wo die kostbarsten Schätze: die Bibliothek, das Münz- und Antiken-Cabinet, die Naturaliensammlung, aufbewahrt werden. An diesem Tage gingen auch die schwarzen Menschen in Flammen auf und ihre Asche ward nach allen Himmelsgegenden verweht.

— r.

(Gut geübtes Vergeltungsrecht.) Wir haben bereits des interessanten Romans „Hüben und Drüben“ vom Grafen Baudissin erwähnt. Es sei uns erlaubt, demselben noch eine komische Scene zu entlehnen. Sie betrifft den Wunsch eines Deutschen den Schwindelgeist der Yankee's nachzuahmen und diese mit gleicher Münze zu bezahlen. Als den Erzähler jenes Romans hatte der Verfasser sich den jüngsten Sohn des Obersten von „Scholten-Heinrich“ gedacht, zu dessen Mentor und Beschützer auf seinem Lebenswege er einen alten Wachtmeister erkoren, der nun auch sein treuer Begleiter auf allen Abenteuern geblieben war. Unangenehme Begegnisse und Erfahrungen bewogen endlich den jungen Scholten, mit seinem treuen Pylades nach Nordamerika auszuwandern. Beide hatten schon so Manches in Europa erfahren und glaubten daher gegen die Gaunereien der Yankee's vollkommen sicher zu sein. Doch der Mensch denkt und das Schicksal lenkt. Sie waren noch nicht 8 Tage in New-Orleans, als Heinrich sich von einem alten Herrn beobachtet sah, dessen ehrbar-freundliches Wesen ihn mahnte, auf seiner Hut zu sein. Die Abwicklung eines Geschäfts hatte ihn mit einem Friedensrichter der Umgegend in Verührung gebracht, dem er auf seine Frage offen gestanden, daß er nicht ohne bedeutendes Vermögen in Europa sei, und dieses Geständniß mochte wohl andern Leuten zu Ohren gekommen sein, sowie auch sein Wunsch, Besitzer einer guten Farm zu werden. Seitdem fand er wenigstens den alten, freundlichen Herrn immer häufiger in seiner Nähe, er sah sich öfter mit ihm in vertraulichen Gesprächen und endlich erzählte ihm derselbe, daß er eine hübsche Farm besitze, deren Vortheile er leise aber nachdrücklich andeutete. So befand sich auf seinem Grund und Boden eine Quelle, aus der sich gewiß ein einträglicher Gesundbrunnen machen ließ. Heinrich bekam auf diese Weise immer mehr Lust zum Ankauf und bald war dieser für die Summe von 60,000 Dollars abgeschlossen.

Aber wie erschrakn Beide, Heinrich wie der alte Wachtmeister, als sie eine Fahrt machten, um die Drei-Weisen-Farm zu besuchen. Das Land war versumpft, das Wohnhaus war dem gänzlichen Verfall nahe und die Quelle war gewöhnliches Wasser. Doch Heinrich besaß gerade diejenigen Eigenschaften, um sich selbst einen solchen Sturz aller seiner Hoffnungen möglichst zum Nutzen zu gestalten. Er ließ das Haus wieder ausbessern, kaufte schleunig Möbeln, um es in wohnbaren Zustand zu setzen und ließ einen großen Theil des Waldes, der den erkaufenen Landstrich bedeckte, niederschlagen, und siehe! was er nur aus gewohntem Thätigkeitstrieb begonnen, das schlug zu seinem Vortheil aus. Das geschlagene Holz verkaufte er an einen Holzhändler und erhielt fast 4000 Dollars mehr als der Preis seines Ankaufs betrug. Beim ferneren Ausroden des Waldes entdeckten die Holzhauer ein starkes Steinkohlenlager, das mit der Zeit eine Einnahmequelle für ihn wurde. So gelang es ihm, als Umstände seine Rückkehr nach Eurapa nothwendig machten, daß er als reicher Mann dahin zurückkehren konnte, denn der Verkauf seiner Farm brachte ihm Millionen ein.

Der alte Wachtmeister hatte aber die Schmach nicht vergessen, bei dem Ankauf betrogen worden zu sein und beschloß dem Schwindler das ihnen angethane Unrecht mit Wucher zurückzugeben. Die Lösung einer solchen Aufgabe war verhältnißmäßig leicht; denn die Auffindung des Steinkohlenlagers hatte die Bewohner der Umgegend und der Stadt excentrisch aufgeregt. Der alte Herr ging wie im Traume umher, als müsse er einen verlorenen Schatz suchen; der Wachtmeister verkehrte aber viel mit einem alten Irlander und bemühte sich sehr um die Quelle, die ihm der junge Heinrich zum Eigenthum abgetreten hatte. Endlich wagte sich der junge Mann mit seinem Herzensanliegen an seinen jungen Herrn, indem er ihn bat, er möge ihm 200 Dollars vorstrecken, er werde sie ihm pünktlich zurückzahlen. Der Wunsch ward erfüllt und nun kaufte der Wachtmeister in der Stadt eine Partie Goldkörner und eine Anzahl Gänse, die er auf der Quelle stationirte und mit den Goldkörnern, die er unter den Hafer mischte, fütterte. Mit eigenthümlicher Schlauheit wußte er eine so gemästete Gans dem alten Herrn in die Hand zu spielen, der natürlich die Goldkörner fand, sich um die Lebensweise dieser Gänse kümmerte und als sie Alle, die er sämmtlich erkaufte und verspeiste, Gold im Magen trugen, konnte er länger zweifeln, daß die Quelle goldhaltig sei?

Sein einziger Wunsch war jetzt, wieder in den Besitz der Quelle zu treten und kurz vor Heinrichs Rückkehr nach Eurapa zwang er diesen förmlich, ihm dieses Goldlager um einen fabelhaften Preis abzukaufen. Schade, daß diese Erzählung nicht der Wirklichkeit entnommen, sondern nur ein Werk der Phantasie ist. Die Deutschen in Amerika lassen sich pflügen oder pflügen ihre Landsleute, sind aber noch lange nicht so scharf wie die Yankee's!

— r.